Digitized by Google

1257,10.

LIBRARY of the
OHIO STATE
UNIVERSITY

V. SCHOUSBOE,
Sognepræst,
Bredgade 29, Kjøbenhavn K.

H 5

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitfragen

des

christlichen Volkslebens.

Begründet

von

Dr. Mühlhäußer und Dr. Geffcken.

Fortgeführt

von

E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pfarrer G. Schlosser
in Berlin. in Frankfurt a. M.

Zehnter Band.

AALBORG
STIFTSBIBLIOTHEK.

1874

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1885.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Inhalt des zehnten Bandes.

Heft 1. Das Fremdwörterunwesen in unserer Sprache. Von Dr. Hermann Dunger	1—68
„ 2. Glauben und Wissen, Glaube und Leben. E. G. Steude, Lic. theol.	69—124
„ 3. Die Deutsche Schule in ihren verschiedenen Formen und Abstufungen und ihrer Stellung zur christl. Kirche. Von Dr. E. Weber	125—200
„ 4. Die Armenpflege, deren Geschichte und Reformbedürfnis. Von Heinrich Guth	201—268
„ 5. Das Weltgericht in der bildenden Kunst. Von Gustav Portig	269—344
„ 6. Die neue deutsche Rechtschreibung. Von Dr. G. A. Saalfeld	345—400
„ 7. Ueber Shakespeares Entwicklungsgang. Mit Berücksichtigung alter und neuer, in- und ausländischer Shakespeare-Litteratur. Von Julius Schiller	401—433
„ 8. Das Wunder. Von Dr. Fr. Kühn	444—475

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band X. Heft 1.

Das Fremdwörterunwesen

in unserer Sprache.

Von

Dr. Hermann Dunger.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1884.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Wenn man im Deutschen etwas als unbedeutend, wertlos bezeichnen will, so gebraucht man vielfach den Ausdruck: „Es ist nicht weit her“[1]) —, eine Redensart, die mancher anwendet, ohne sich ihren eigentlichen Sinn zu vergegenwärtigen. Was „nicht weit her“ ist, taugt nichts, ist schlecht; also wertvoll ist nur das „weither“, aus der Ferne Kommende, — das Fremde. In der That bezeichnet dieser Ausdruck in treffender Weise ein altes Erbübel des Deutschen, seine maßlose Verehrung für alles Fremde, die sogenannte Ausländerei. Der Deutsche hat die angeborene Neigung, die Erzeugnisse seines Landes, die Vorzüge seines Volkes gering anzusehen, dafür aber das aus der Fremde Stammende mit um so größerer Bewunderung anzustaunen. „Echt englisch“, „echt französisch“, in neuester Zeit auch „echt amerikanisch“ — das muß von vornherein viel besser sein als „echt deutsch“! Narrheiten der Mode, Sonderbarkeiten des sogenannten guten Tones werden eifrig nachgemacht, wenn man sich auf ausländische Vorbilder berufen kann. Nur in einer Beziehung ahmt der gute Deutsche seine vielgepriesenen Muster nicht nach, in dem wohlberechtigten Stolz auf das eigene Volkstum. Hier sollte er sich Engländer und Franzosen, Italiener, Spanier und Griechen, ja selbst Magyaren und Czechen zum Beispiel nehmen, welche eifersüchtig über die Ehre ihres Landes und Volkes wachend, allem Fremden mit stark ausgeprägtem Selbstgefühl gegenüber stehen. In dieser Hinsicht ist der Deutsche leider „echt deutsch“. Daß diese alte, tief wurzelnde Untugend der Fremd-

[1]) Über das Alter dieser Redensart vgl. mein Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter mit besonderer Berücksichtigung der von dem Großen Generalstab, im Postwesen und in der Reichsgesetzgebung angenommenen Verdeutschungen; mit einer einleitenden Abhandlung über Fremdwörter und Sprachreinigung. Teubner, Leipzig 1882. S. 4 Anm.

süchtelei sich auch auf dem Gebiete der Sprache bemerkbar macht, ist selbstverständlich: ist doch die Sprache vor allem ein treuer Spiegel des Volksgeistes. Eine unendliche Menge fremder Wörter ist im Laufe der Zeiten in unsere Muttersprache eingedrungen, und jedes Jahr bringt neue Schmarotzer dieser Art hervor, welche sich auf dem Baume der deutschen Sprache festsetzen und seinen Trieben Kraft und Saft entziehen.

Man braucht nur unsere Fremdwörterbücher anzusehen, um sich davon zu überzeugen, wie schlimm das Uebel ist. Diese bilden eine ganz eigenartige, echt deutsche Gattung von Preßerzeugnissen, welcher kein anderes Volk etwas Ähnliches an die Seite zu stellen hat. Natürlich — der Engländer, der Franzose versteht seine Sprache ohne derartige gelehrte Hilfsmittel, auch der Deutsche versteht sein geliebtes Deutsch ganz gut: das hat er ja mit der Muttermilch mit eingesogen, als „Muttersprache", wie es so schön und treffend heißt. Aber mit der bloßen Kenntnis des Deutschen kommt er nicht aus, wenn er deutsche Bücher, deutsche Zeitungen verstehen will. Auf Schritt und Tritt stolpert er über Ausdrücke, bei welchen ihn sein angeborenes Sprachgefühl im Stiche läßt, fremdartige Laute, für die er umsonst nach verwandten Anklängen in seinem Sprachvermögen sucht. Will er sich nicht damit begnügen einfach darüber hinwegzulesen, so bleibt ihm nichts übrig als zum Fremdwörterbuch zu greifen. Man meine nicht, daß es nur dem Ungebildeten so ergehe; auch die Gebildeten müssen sehr oft ihre Zuflucht zu diesem gelehrten Freunde nehmen. Wer soll auch alle die Sprachen verstehen, denen die Fremdwörter entstammen? Und in vielen Fällen reicht selbst die umfassendste Sprachkenntnis nicht aus, um gewisse fremde Ausdrücke zu erklären. Statt vieler nur ein Beispiel aus dem wirklichen Leben. Vor einiger Zeit wurde in Dresden ein Vereinstag deutscher Philatelisten abgehalten. Schon Wochen vorher erschienen Ankündigungen der bevorstehenden Festlichkeiten, die Zeitungen berichteten ausführlich von Vorversammlung, Hauptversammlung, Festmahl mit den unvermeidlichen Trinksprüchen, Philatelie war das Losungswort für mehrere Tage. Ja aber was bedeutet denn eigentlich dieses Wort? Diese Frage wurde zunächst schüchtern an vertraute Freunde gerichtet, — denn wer gesteht gerne ein, daß er ein Fremdwort nicht kennt, das wäre ja ein Beweis von mangelnder Bildung! Der gute Freund

Digitized by Google

bekennt im Vertrauen, daß er es auch nicht weiß. Man fragt vorsichtig weiter — wieder Achselzucken. Man wendet sich an einen Dritten — auch er weiß nicht Bescheid. Und immer lauter wird die Frage — überall Schütteln des Kopfes. Also das Fremdwörterbuch her! Aber selbst dieser bewährte Helfer läßt die Hilfesuchenden im Stich, das Wort ist offenbar eine neue Prägung. Nun braucht man sich seiner Unkenntnis nicht mehr zu schämen, man wendet sich an die Sprachgelehrten. Diese erklären, daß das rätselhafte Wort offenbar aus dem Griechischen gebildet sei, von *φίλος* = Freund und *ἀτέλεια* = Freiheit von Abgaben, Steuerfreiheit; demnach müsse ein Philatelist ein „Freund der Steuerfreiheit" sein. „Da steh' ich nun, ich armer Thor, und bin so klug als wie zuvor." Was soll man sich darunter denken? Welcher Staatsbürger wäre nicht ein Freund der Steuerfreiheit? — es nützt nur nicht viel gegenüber der Steuerbehörde. Oder sollte vielleicht eine volkswirtschaftliche Vereinigung sich hinter jenem geheimnisvollen Namen verstecken, eine Art Freihändler? Weitgefehlt, Philatelisten sind — Briefmarkensammler. Die Briefmarken bewirken nämlich, daß unsere Briefe steuerfrei befördert werden; wer Briefmarken liebt, liebt also die Steuerfreiheit, daher Philatelist! Das klingt doch schöner als Briefmarkensammler! Freilich dürfte wohl auch der scharfsinnigste, findigste Wortforscher nicht im stande sein, diesen Begriff aus dem Namen abzuleiten. Dazu sind eben die Fremdwörterbücher da, — wenn sie nämlich jedes Jahr erneuert werden, damit sie nicht allzusehr hinter den Anforderungen der Tagesbildung zurückbleiben. Man sieht aber daraus, welch dringendes Bedürfnis ein Fremdwörterbuch für den Deutschen ist.

Nun glücklicherweise fehlt es auch nicht an diesen wichtigen Förderungsmitteln zum Verständnis unserer Sprache. In stattlicher Reihe von Bänden ziehen sie an uns vorüber. Neben den altbewährten Büchern von Petri, Heyse, Weber, Kiesewetter, Kaltschmidt, Schweizer u. a. erscheinen neue mit Namen von gutem Klange; der unermüdliche Sanders voran, der neben scharfer Trennung der Bedeutungen namentlich schätzenswerte Belege aus unseren Schriftstellern anführt, daneben Kehrein, welcher besonders Goethe und Schiller auf Fremdwörter durchgearbeitet hat. In allen Größen, in jeder Stärke stehen sie zum Verkauf, von dem dünnen Taschenwörterbuche an, das kaum zwei Bogen stark ist und doch natürlich

alle gebräuchlichen Fremdwörter enthält, bis zu den 2 Bänden von Sanders mit 1346 eng gedruckten doppelspaltigen Seiten. Für jedes Bedürfnis ist gesorgt; es giebt Fremdwörterbücher für Zeitungsleser, für Musikfreunde, für „technische Fächer". „zum Handgebrauch der Hausfrau". Für Anfänger der Schnellschreibekunst hat K. Faulmann ein stenographisches Fremdwörterbuch herausgegeben; der Sozialdemokrat hält sich an W. Liebknechts Volks-Fremdwörterbuch; wer sich über Entstehung und Ableitung der fremdländischen Eindringlinge belehren will. dem steht K. Jürgens' etymologisches Fremdwörterbuch zur Verfügung. Es giebt „allgemeine" Fremdwörterbücher, wie von Kretzschmar und Loof, bei denen man freilich nicht recht weiß, worauf sich das „allgemein" beziehen soll; Örtel hat ein „gemeinnütziges" Fremdwörterbuch verfaßt; ja sogar ein „Bequemstes Fremdwörterbuch" ist im Verlag von Leo in Berlin erschienen — leider steht nicht dabei, worin die Bequemlichkeit dieses „bequemsten" Werkes besteht, denn den augenverderbenden, engen Druck kann man doch schwerlich als Bequemlichkeit gelten lassen. Ich habe bei einer Zusammenstellung der deutschen Fremdwörterbücher bis jetzt nicht weniger als 91 Namen von Verfassern zusammengebracht; dazu kommt noch eine große Anzahl von namenlos erschienenen Fremdwörterbüchern. Dabei erscheinen diese Werke in immer neuen Auflagen: Petri hat die 13. Auflage, Webers Handwörterbuch hatte im Jahre 1877 schon die 14. Auflage, das kleine Taschen-Fremdwörterbuch von Prätorius liegt in 18. Auflage vor.

Und welcher Stoff ist in diesen Büchern aufgehäuft. Das eben genannte Taschenwörterbuch enthält 26 000 Fremdwörter, Petri hat ungefähr 70 000, Heyse über 90 000 Fremdwörter. Darunter sind allerdings manche veraltete Wörter; manche Eigennamen, auch seltene deutsche Ausdrücke sind mit aufgenommen; aber wenn wir auch 20 000 Wörter abziehen, wenn wir unsern Fremdwörterbestand nur auf 70 000 Stück veranschlagen, so bleibt doch immerhin eine ganz ungeheuerliche Zahl übrig, welche jedem Deutschen, der seine Muttersprache liebt, zu denken geben muß.

Was eine solche Zahl zu bedeuten hat, wird erst klar, wenn man sich vorführt, wie viel Wörter ein einzelner Mensch im ganzen anwendet. Englische Gelehrte haben darüber Beobachtungen angestellt; sie sind zu folgenden Ergebnissen gelangt. Shakespeare

Digitized by Google

verwendet in allen seinen Schriften nicht mehr als 15 000 Wörter; Milton, der Verfasser des verlorenen Paradieses, nur 8000; im Alten Testament kommen nicht ganz 6000 Wörter vor. Unser sprachgewaltiger Luther, dessen Sprachbegabung selbst von seinen Feinden ausnahmslos anerkannt wird, gebraucht in seinen zahlreichen Schriften nach einer Schätzung von Karl Lucä etwa 11—12 000 Wörter. Gebildete Engländer, die eine Hochschule besucht haben, verwenden nach der Ansicht des bekannten Sprachforschers Max Müller nicht mehr als 3—4000 Wörter. Ungebildete Leute haben einen weit geringeren Wortvorrat. Ein Geistlicher von einem friesischen Eilande versichert, daß ein Tagelöhner in seinem Kirchensprengel sein Lebenlang nicht über 300 Wörter anwende. Und nun denke man 70 000 Fremdwörter! Wäre die deutsche Sprache nicht so außerordentlich reich, so müßte man meinen, daß es bei uns überhaupt nur Fremdwörter gäbe. Aber trotz der fast unergründlichen Tiefe unseres Sprachbornes — K. Lucä hat berechnet, daß das Grimmsche Wörterbuch nach seiner Vollendung ungefähr ½ Million Wörter enthalten wird — ist doch der Prozentsatz der Fremdwörter ein außerordentlich hoher. Auf 7 deutsche Wörter kommt 1 fremdes!

Unter solchen Umständen kann es uns nicht wunder nehmen, wenn immer und immer wieder der Mahnruf erschallt: Haltet eure Sprache rein, ihr Söhne Deutschlands! Laßt euer edles Deutsch nicht zu einer Mischsprache werden, verjagt das fremde Geschmeiß, das sich auf dem Leibe eurer Muttersprache eingenistet hat!

So mahnten schon im 16. Jahrhundert Männer wie Tschudi, Luther, Fischart, Niclas von Wyl, so mahnten im 17. Jahrhundert Opitz, Moscherosch, Gryphius, Lauremberg, Grimmelshausen und vor allem die Sprachgesellschaften wie der Palmenorden und die Deutschgesinnte Genossenschaft Zesens, deren Wirksamkeit noch immer zu wenig gewürdigt wird. Ihnen schlossen sich hervorragende Sprachforscher wie Schottel und Stieler an; Leibnitz verkündete den nahen Untergang der deutschen Sprache, wenn das Uebel noch weiter um sich greife. Und lauter wurden die Klagen im 18. Jahrhundert. Klopstock, Herder, Lessing traten auf gegen den Fremdwörterunfug; ebenso die einflußreichen Sprachmeister Gottsched und Adelung; aber allen voran kämpfte Joachim Heinrich Campe, unbeirrt durch alle Gegnerschaft, mit blankem

Schwerte gegen die verhaßten Eindringlinge. Ihm folgte eine ganze Schule von Sprachreinigern (Puristen), unter denen Kolbe besonders hervorzuheben ist. Vaterländisch begeisterte Männer wie Jahn, Arndt, Fichte verbreiteten in der Zeit der Freiheitskriege seine Ansichten durch Wort und Schrift im deutschen Volke. Aber auch in neuerer Zeit fehlte es nicht an Vorkämpfern der Sprachreinheit. Brugger gründete im Jahre 1848 in Heidelberg einen Verein für deutsche Reinsprache, welcher mehrere ähnliche Gesellschaften in Nürnberg, Potsdam und anderen Städten hervorrief. Und noch größere Regsamkeit entwickelte sich auf diesem Felde, als mit der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserstuhles auch das Nationalgefühl der Deutschen wieder lebendiger wurde. Zahlreiche Schriftsteller erhoben in Schriften und Zeitungsaufsätzen ihr Wort für Reinerhaltung der Muttersprache. Und es blieb nicht bei dem Worte, es folgte auch die That. Der hochbegabte, thatkräftige Vorstand unseres Verkehrswesens Dr. Stephan reinigte die Sprache des Postwesens; das Generalstabswerk über den Krieg gegen Frankreich ersetzte viele Fremdwörter der Kriegssprache durch gutgewählte deutsche Ausdrücke; und auch die Sprache des Rechts, die seit Jahrhunderten mehr lateinisch als deutsch war, ist durch die neue Reichsgesetzgebung in glänzender Weise von den fremden Bestandteilen gesäubert worden[1]).

Aber wenn auch manches besser geworden ist, wie wir freudig anerkennen, so bleibt doch noch immer außerordentlich viel zu thun. Alte Übel, die sich seit Jahrhunderten fortgeschleppt haben, werden nicht mit einem Male geheilt. Hier heißt es nicht müde werden im Kampf, nicht ausruhen bei den ersten Erfolgen, sondern vorwärts, rastlos vorwärts auf dem endlich betretenen Wege! Der Verfasser gehört nicht zu den Heißspornen der Sprachreinigung. Er hält es für Thorheit alle Fremdwörter verbannen zu wollen. Er weiß wohl zu unterscheiden zwischen den eigentlichen Fremdwörtern und den eingebürgerten, deutsch gewordenen fremden Bestandteilen unserer Sprache, den sogenannten Lehnwörtern. Auch bei den wirklichen Fremdwörtern unterscheidet er zwischen entbehrlichen und unentbehrlichen, welch' letztere als Bezeich-

[1]) Ausführlicheres über die Geschichte der Sprachreinigung in meinem Wörterbuche von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter S. 29—55.

nungen für fremde Dinge oder als Kunstausdrücke sich nicht ersetzen lassen, wie Kaffee, Tabak, Magnetismus, Revolver, Whist. Nur gegen die ersteren soll sich unser Kampf richten, gegen jene zahlreichen überflüssigen Fremdausdrücke, die unsere Landsleute in ihre Sprache einmengen, teils aus Eitelkeit, um mit Sprachkenntnissen zu prunken, teils aus Bequemlichkeit, weil man sich nicht die Mühe giebt, fremde Begriffe in das Deutsche umzudenken, zumeist aber aus alter übler Gewohnheit von früheren Jahrhunderten her[1]). Gegen diesen Mißbrauch der Fremdwörter richtet sich das vorliegende Schriftchen. Es will ein Schlachtruf sein zum Kampfe gegen den alten, bösen Feind. Es will zeigen, wie schlimm das Fremdwörterunwesen noch immer ist im gewöhnlichen Leben wie in Kunst, Handel und Gewerbe, in der Sprache der Behörden, des Kriegswesens, der Wissenschaft, der Zeitungen und der schönwissenschaftlichen Schriften. Vielleicht, daß hie und da ein Kampfgenosse geweckt wird, daß mancher, der die Größe des Schadens bisher noch nicht übersehen hat, aufgerüttelt wird aus seiner Gleichgültigkeit.

Mögen die folgenden Mahn- und Strafworte einen Wiederhall finden in den Herzen der Leser, mögen sie auch von denen, welche der Verfasser tadeln muß, so aufgefaßt werden, wie sie gemeint sind, nicht als Befehdung einzelner Persönlichkeiten, sondern als Ausdruck begeisterter Liebe zu unserer reichen, herrlichen Sprache.

> Muttersprache, Mutterlaut,
> Wie so wonnesam, so traut! . . .
> Will noch tiefer mich vertiefen
> In den Reichtum, in die Pracht:
> Ist mir's doch, als ob mich riefen
> Väter aus der Grabesnacht.

---

1) Um jedem Mißverständnisse von vornherein vorzubeugen, sei ausdrücklich betont, daß der Verfasser nicht der Meinung ist, daß alle im Folgenden angeführten Fremdwörter zu den entbehrlichen gehören. Viele dieser Eindringlinge haben sich leider so festgesetzt in unserer Sprache, daß sie zur Zeit wenigstens nicht zu vertreiben sind. Trotzdem mußten sie mit erwähnt werden, wenn ein einigermaßen vollständiges Bild des Fremdwörterunwesens entworfen werden sollte.

Digitized by Google

I. Fremdwörter im gewöhnlichen Leben.

(Auf der Straße; in den Anzeigeblättern; in der häuslichen Einrichtung; in Kleidung und Küche; im geselligen Leben; in der Sprache der vornehmen Kreise, der gelehrten Stände, des niederen Volkes.)

Schon im gewöhnlichen Leben begegnet man außerordentlich vielen unnötigen Fremdwörtern. Die liebe Eitelkeit trägt daran meist die Schuld! „Frühstücks-Salon" klingt doch schöner als „Frühstücksstube", und „Destillation" muß doch weit mehr sein als „Branntweinschank". Pfandleihgeschäfte führen in Dresden die Namen „Lombardinstitut", „Central-Lombard-Anstalt", „Kreditanstalt"; Handschuhmacher nennen sich „Handschuhfabrikanten", für Schuhmacherladen sagt man vornehmer „Schuhwarenmagazin" oder „Schuhwarenbazar". Bazar ist jetzt überhaupt sehr beliebt; es giebt „Industrie-Bazar", „Schweizer Bazar", „Garderobe-Bazar" (= Kleidergeschäft), „Abzahlungsbazar", ja sogar „Herrenbazar", wo jedoch nicht Herren verkauft werden, sondern nur Wäsche u. dgl. für Herren. Dienstmädchen treten nicht mehr in Dienst, sondern in „Condition", sie lassen sich „placieren" durch ein „Stellennachweisungsbureau" oder „Placierungsinstitut", „Placierungsbureau", in welchem man freilich einen „mit dunklem Tuch überzogenen Tisch" (das ist die Grundbedeutung von Bureau) vergeblich suchen würde, denn gewöhnlich ist ein solches „Bureau" ein nach Käse und sauren Gurken duftender Kramladen. Was nennt sich jetzt nicht alles Bureau? „Übersetzungsbureau", „Milchbureau", „Central-Annoncenbureau", „Concessioniertes Auswanderungs- und Passagebureau", „Hypothekenbureau", „Centralbureau für Lohnköchinnen", ja in Holzminden giebt es sogar ein „Internationales Uhr-Versand-Bureau".

Wenn man sich von der weiten Verbreitung dieser thörichten Fremdwörtersucht im gewöhnlichen Leben überzeugen will, braucht man nur bei einem Spaziergang durch die Straßen einer größern Stadt auf die Geschäftsschilder und Maueranschläge zu achten. Wie viel unnötige, unsinnige fremde Ausdrücke findet man da! Hier wohnt ein Klempner, der auf einem Schildchen anzeigt: „Reparaturen prompt und solid." Warum nicht „Ausbesserungen schnell und gewissenhaft." Daneben hängt ein Schild: „Artistisches

Atelier." Was heißt das? eine künstlerische Künstlerwerkstätte? Glücklicherweise belehrt uns ein daneben hängender Schaukasten, daß hier ein Photograph seine Kunst betreibt. Man sieht, der Mann ist vorsichtig. Wie leicht könnte jemand auf den Gedanken kommen, daß die Photographie nicht zu den eigentlichen Künsten gehöre; darum flugs noch ein „artistisch" hinzugesetzt, nun kann niemand mehr zweifeln! Es giebt allerdings auch Schneider, die ihre Werkstätte „Atelier" nennen, und ein Haarkünstler hat sogar ein „Atelier zur Retablierung des Kopfhaares". — Wir gehen weiter, vor uns befindet sich ein Kurzwarengeschäft; auf dem Schilde lesen wir: „Magazin für Nouveautés englischer und französischer Galanterie-, Bijouterie- und Phantasie-Artikel!" Daneben befindet sich eine Speisewirtschaft; der Inhaber nennt sich nicht Koch, Mundkoch oder Speisewirt, wie man früher sagte, sondern „Traiteur", — vielleicht schmeckt es so besser! Gegenüber wohnt eine Schneiderin; „Modes. Robes." lautet lakonisch ihr Schild; unter ihrem Namen steht: „Tailleuse". Wahrscheinlich vermutet sie nicht, daß das im Französischen nur Zuschneiderin bedeutet; das schadet aber auch nichts, wenn es nur französisch ist. Die Schneider nennen sich ja mit Vorliebe marchand tailleur, daneben habe ich auch den Ausdruck „Herrengarderobefabrikant" gefunden, — zwar nicht schön, aber lang. Ein Blumengeschäft hat die Aufschrift Fleurs', ein Laden mit Reisegegenständen nennt sich Bazar de voyage, ein Schneider führt sein Geschäft unter dem Namen au bon ton, ähnlich wie es Modegeschäfte giebt au petit Bazar, Maison à la foire de Leipzig u. s. w., — leben wir in Frankreich oder in Deutschland? Es ist schon schlimm genug, daß wir noch so viele Hôtels und Cafés mit französischen Namen haben. Im Weitergehen werfen wir einen Blick in das Schaufenster einer Papierhandlung. „Specialität: extrafeines Billetpapier und Enveloppes." Früher sagte man wenigstens „Couvert", wofür Stephan „Briefumschlag" einzuführen suchte, freilich ohne damit besonderes Glück zu machen, aber „Couvert" ist jetzt nicht mehr fremd genug, neumodischer ist „Enveloppe". Am neumodischsten aber ist „Specialität". Was giebt es jetzt für Specialitäten! Nicht nur in Kunstreiterbuden und Singspielhallen, sondern auch im Handel. „Specialität: Militärhandschuhe"; „Specialität: Damengarderobe". In einem kleinen Kramladen steht sogar mit großen Buchstaben zu

Digitized by Google

lesen: „Specialität für Butter". Was ist denn da die „Specialität"? Es giebt „Special-Magazin", „Special-Ausschank", „Specialgeschäft für Tapeten-Novitäten"; in Werdau giebt es sogar „Special-Pulsometer". — Wir treten in einen Tabakſladen, — nein „Cigarren-Depot und Rauchrequisitengeschäft". Neben dem Namen des Inhabers prangt in Riesenbuchstaben: Importeur. Die Bezeichnungen der Cigarren in dem „gut assortierten" Lager sind natürlich alle fremdländisch; wenn das Kraut nicht weit her ist, so wenigstens der Name. Besonders empfohlen werden „Qualitätscigarren" — als ob nicht jede Cigarre eine „Qualität" hätte; freilich giebt es auch recht schlechte Qualitäten! Nicht weit davon lesen wir das Schild eines „approbierten" Arztes (warum nicht „geprüft"?), aus dem wir ersehen, daß er zu einer bestimmten Stunde Poliklinik abhält, — ein unglückseliges Wort, das weder von denen verstanden wird, für welche es angeschrieben steht, noch von denen, die das Wort wirklich verstehen. Poliklinik bedeutet Behandlung der Kranken in ihrer Wohnung von dem Klinikum aus; das Klinikum ist die Anstalt, wo die Klinik gehalten wird, d. h. Unterricht in der Heilkunde am Krankenbett (ἡ κλινική nämlich τέχνη von ἡ κλίνη das Lager, Bett). Polikliniken kann es also eigentlich nur an Hochschulen geben. Jetzt freilich gebraucht man das Wort vielfach im Sinne von „Sprechstunde für Unbemittelte", „Unentgeltliche Behandlung Armer" — aber warum sagt man nicht gleich so? Man sieht auch hieraus, wie viel Unklarheit auf dem Gebiete der Fremdwörter herrscht: giebt es doch in Dresden sogar eine „Puppenklinik"! — Wir setzen unsere Wanderung fort und kommen zu dem Laden eines Haarschneiders — pfui, wie deutsch! „Friseur" oder „Coiffeur" heißt es. Salon pour la coupe de cheveux (wofür in Köln ein biederer Schriftmaler einmal chevaux angeschrieben hatte). „Hair cutting and dressing". „Shampooning". „Separate Frisier-Salons" und ähnliche Inschriften belehren uns, daß wir uns — in Deutschland befinden. Nicht weit davon sehen wir ein bescheidenes „Büdchen", wie es hier zu Lande heißt. Sein Schild lautet weniger bescheiden: „Kolonial-, Material- und Landesprodukten-Geschäft". Angeklebte Zettel belehren uns über die Herrlichkeiten, die man hier kaufen kann: „Extrafeine Heringe à Stück 3 Pfge." (auch per oder pro Stück ist beliebt, warum nicht einfach: das Stück?), „Prima Salon-Kerzen", „Universal-Metall-

Putzpomade", „Diverse Käse" (auf deutsch: verschiedene Käse). „Hauptdepot des berühmten Kräuterkäses". Noch stolzer nennt sich die Niederlage eines Magenbitters in den Zeitungen „Haupt-En gros-Versand-Depot". Ein Wagen fährt an uns vorüber; darauf steht mit großen Buchstaben: „Flaschenbier-Ambulance", — der reine „Krieg im Frieden"! nur gut, daß die Leidenden, denen diese Ambulanz Hilfe bringt, rascher getröstet werden. Hier ist eine Konditorei. Glaces prangt mit roten Buchstaben an den Wänden. Zierliche Glastäfelchen verkündigen außerdem: Biscuits. Cakes. Punch à la Romaine. Auch „Confecturen" werden empfohlen, die hoffentlich besser sind als ihr Name: denn „Confectur" ist weder lateinisch noch französisch, wo es bekanntlich confiture heißt. Ähnliche Fehler finden wir vielfach auf unserem Spaziergange. „Kaffee in allen Sortements" wird empfohlen — soll heißen Sortiments, obgleich auch dies noch nicht richtig ist, denn im Französischen heißt es assortiment. Ein Schuhmacher empfiehlt sich „speciel für annormale Füße"; ein Buchbinder nennt sein Geschäft eine „Cartonagen-Fabrik"; eine Droguenhandlung führt den Namen Drogerie statt Droguerie, Siderolithwaren werden trotz ihrer Ableitung von dem griechischen *σίδηρος* (Eisen) meist als Syderolithwaren angekündigt; man liest „Abonementbillets", Producktengeschäft u. ä. m. Zum Schlusse unserer Fremdwörterreise werfen wir noch einen Blick auf eine Anschlagtafel, — bitte „Plakattafel". Wir lesen da von einem „Monstre-Concert in dem Etablissement von X, Entree à Person 50 Pfge." Anfang „präcis" 8 Uhr. Besonders fällt uns ein Riesenzettel ins Auge: „Royal American Midgets, General Mite, Miss Millie Edwards, die kleinsten Menschen der Welt" — was heißt das? „Königlich Amerikanische Mücken"?! Das Beste kommt aber noch. Wir lesen weiter: „Täglich 2 Soireen". Das ist viel für einen Tag, das bringen nur die Amerikaner fertig. Freilich beginnt die erste „Soiree" Nachmittags 2 Uhr! — daher der Name soirée.

Die Erfahrungen, die wir bei der Musterung der Geschäftsschilder gemacht haben, werden bestätigt, wenn wir unsere Anzeigeblätter durchsehen. Auch hier wimmeln die gewöhnlichsten Anzeigen („Annoncen" oder „Inserate") von unnötigen Fremdwörtern.

„Gesucht wird durch ein Placierungs-Contor eine perfekte Köchin, ein streng solides Hausmädchen, eine Magd für

Ökonomie mit guten Attesten", „Dienstpersonen aller Branchen werden schnell und prompt placiert durch das Bureau von —". „Darlehen auf Pfandobjekte unter Discretion; gefällige Offerten unter A.B." „Ein gut situierter Geschäftsmann sucht auf sein elegantes, gut rentierendes Detailgeschäft ein Kapital zu leihen, resp. sich mit einem Kapitalisten zu associieren. Gef. Adressen sub C.D." „Ein intelligenter Kaufmann mit guten Referenzen sucht per 1. Okt. a. c. Placierung als Comptoirist oder Magazinier. Werte Offerten sub Chiffer E. F. im Adreß-Comptoir abzugeben." In dieser kleinen Anzeige finden sich unter 25 Wörtern nicht weniger als 14 Fremdwörter und zwar 8 französische, 4 lateinische, 1 englisches (Referenz) und 1 italienisches (per).

Demselben Fremdwörterunfug begegnen wir bei den Vermietungsanzeigen. „Stockwerk", „Wohnung", „Räume" giebt es nicht, sondern nur „Etage", „Logis", „Lokalitäten oder Pièces". Von dem Beschlusse des deutschen Architektenvereins, daß statt Souterrain Kellergeschoß, statt Parterre Erdgeschoß, statt Entresol Zwischengeschoß, statt Etage Obergeschoß, statt Mansarde Dachgeschoß gesagt werden solle, ist keine Spur zu merken. „Ein elegant möbliertes Garçon-Logis mit separatem Eingang, event. mit Pension per sofort oder später zu vermieten." Wie oft liest man nicht dieses abscheuliche „per sofort", welches doch nichts anderes bedeutet als das bloße „sofort". „Eine Dame sucht eine komfortable Wohnung mit Meubles in einer feingebildeten Privatfamilie" (als ob es auch öffentliche Familien gäbe!). „Ein gut renommiertes Hôtel mit sämtlichem Inventar ist per Michaeli zu verkaufen. Solvente Reflektanten belieben ihre Offerten sub Chiffer M.B. niederzulegen."

Auch andere Anzeigen bieten uns reiche Beute für unsere Fremdwörterjagd. „Ein sehr rentables Putzgeschäft soll verkauft werden; sichere Existenz, Geschäftslokal mit brillanter Einrichtung an frequentester Straße; darauf Reflektierende wollen Franko-Offerten adressieren an —". Ein Strumpfwarengeschäft, das eine „Filiale" (Zweiggeschäft) errichtet, empfiehlt sein „reich assortiertes Lager nur reeller Fabrikate in Tricotage und Phantasie-Artikeln. Bestellungen per Post werden prompt effectuiert." In Niederschlesien wird ein

Digitized by Google

„Rustical-Gut" zum Verkauf angeboten. Ein Fuhrwerksbesitzer empfiehlt sein „Transport-Institut". „Institut" erfreut sich überhaupt jetzt großer Beliebtheit. Wir haben in Dresden nicht nur Töchterinstitute, sondern auch ein „Dienstmann-Institut", „Plakat-Institut", „Reit- und Fahr-Institut", „Optisch-okulistisches Institut", „Musik-Institut", „Lehr-Institut für Tournüre und Tanz", Koch-Institut" und „Zuschneide-Institut". Die Inhaberin des letzteren verspricht, daß „die Teilnehmerinnen nach ihrem neuesten Pariser System (dann ist es doch wohl nicht ihr System?) die Selbstanfertigung sämtlicher Konfektion (Konfektion heißt nämlich Anfertigung, also Selbstanfertigung sämtlicher Anfertigung!) vom akkuraten Nähen bis zur elegantesten Ausstaffierung der verschiedensten Garderobe" lernen sollen. Eine andere Schneiderin macht auf ihr „Atelier für Anfertigung aller Art Damen- und Kindergarderobe" aufmerksam und beruft sich dabei auf das Zeugnis des „Ehrendirektors und Präsidenten des Senates der europäischen Moden-Akademie". Das muß doch helfen! Diese „europäische Moden-Akademie" ist nämlich eine Schneiderschule in Dresden. Unter „Akademie" thun es die Schneider nicht. Auch in Berlin giebt es eine „Schneider-Akademie". Vivat academia!

Sehr viel Franzosentum steckt in unserer häuslichen Einrichtung (Mobiliar, Ameublement, daneben auch — aber falsch — Meublement). Da giebt es außer den alten Sofas oder Divans „Causeuses", „Chaises longues", „Ottomanen", „Dos à dos", „Fauteuils"; an der Wand befindet sich ein „Trumeau", „Majolika- und „Fayencefiguren" zieren den Kamin. Auf dem „Vertikow" steht eine „Pendule" aus „cuivre poli". Auf das „Cylinderbureau" sind zwei „Girandolen" gestellt, vom „Plafond" herab hängt ein „Lustre". Das Tageslicht wird gedämpft von außen durch „Marquisen", von innen durch seidene „Gardinen mit „Lambrequins" (eigentlich Helmdecke als heraldischer Schmuck). Im Vorhause stehen die Kleider-Chiffonière", der „Garderobenschrank", ein „Buffet" mit „Mahagoni-Fourrituren" und einige „imitierte Meubles".

Freilich gehören manche von diesen Ausdrücken nicht zu den entbehrlichen Fremdwörtern, indem sie als Namen für neue Dinge zu uns gebracht sind. Unser Kunsthandwerk ist ja bis in die neueste Zeit von Frankreich abhängig geblieben.

Dasselbe gilt auch von unserer Kleidung, nur daß wir hierin

Digitized by Google

neuerdings stark von England beeinflußt werden. Auch hier eine gewaltige Masse von Fremdwörtern in den Stoffen sowohl als in den einzelnen Kleidungsstücken. Ich erinnere an Satin, Foulard, Cretonne, Moiré, Cheviot u. a., an Paletot, Havelock, Cachenez, Shawl, Cravatten, Shlips, Plaid u. s. w. Die Sprache der Mode ist ja ein greulicher Mischmasch aus deutschen, französischen und englischen Ausdrücken. Statt einzelner Beispiele teile ich als Probe für dieses Kauderwelsch ein Stück aus einem Aufsatz mit, der in der Modezeitung Bazar unter der Überschrift „Zur Reisezeit" am 18. Juni 1883 erschienen ist.

„Eine ganze Reiseausrüstung wollen Sie, m'amie, schwarz auf weiß haben; und daß sie elegant und praktisch sei, ist selbstverständlich. Gleichviel ob Sie sich das High life der Bäder oder einen stillen Gebirgssee zum Ziel ausersehen — es handelt sich um die Reisetoilette. — Die carrierten Stoffe sind hierzu eigentlich recht am Platz, wenn Sie es nicht vorziehen, gemäß der Mode neuesten Datums, einen der Länge nach gestreiften Stoff, mit uni zusammen arrangiert, zu verwenden. — Ein Anzug z. B. aus marineblauem oder myrthengrünem Boulestoff mit einfarbiger Tunika und Taille wirkt wirklich recht distinguiert —. Dahin rechne ich auch eine à la matelot gefertigte Blouse, ein mit Panierteilen, hinten à la Polonaise hergestelltes Überkleid, oder eine lange Weste Louis XIII. und anschließenden Paletot darüber. Besonders aber werden in dieser Reisesaison die amerikanischen Costüme: plissierter Rock aus carriertem Stoff und Schoßtaille, der zu einem der Grundtöne des Carreau paßt, vertreten sein. Vielfach arrangiert man die Vorder- und Rückenteile der Taille blousenähnlich, d. h. oben in Form einer Passe in dichte Fältchen gezogen (mother hubbard). — Staubmäntel (cache-poussières) erweisen sich sehr beachtenswert. In ihrer Form erinnern sie an den früheren weiten faltigen Bournus, ferner erscheinen sie in Havelockform, in verlängerter Douillette, als Blouse parisienne oder neuestens als Mandarin, Redingoteform mit offenem, ziemlich weitem japanischem Ärmel. — Die gewöhnliche Reisedevise: froher Sinn und wenig Gepäck, mag für Touristen die zutreffendste Regel sein; aber wer einen fashionablen Strandaufenthalt wählt oder die Elitebäder besucht, dem wird Paragraph 1, die Reise-

toilette, bei weitem nicht genügen. Wozu hätte auch die Mode alle die eleganten Soirée- und Reuniontoiletten aus gelblichen Spitzen und Gaze, aus schwarzen Perlgrenadines erdacht? Und die hübschen Matinées oder Deshabillés, in denen der vorgeschriebene sanitäre Spazierweg zur Brunnennajade sich behaglich zurücklegen läßt." Und so geht es weiter, Fremdwort auf Fremdwort, Satin, Lüsterstoff, Uni bedruckt als Blumenplein, Plissévolants, Changeantstoffe, Chasseurhüte aus carrierter Beige, Echarpes aus Spitzen, ein Flügel als Aigrette, kokette Koiffüren, welche die Mode protegiert und unsere vornehmen Damen goutieren u. s. w.

Wirbelt einem nicht der Kopf bei all diesen Fremdausdrücken, die oft geradezu bei den Haaren herbeigezogen sind? Bezeichnend ist in dieser Beziehung außer der Anrede m'amie die Erklärung des Begriffes Staubmantel als cache-poussière. Staubmantel allein wäre doch für eine deutsche Leserin nicht klar!

Wie die Kleidung, so ist auch die Küche in Deutschland durch und durch verwelscht. Man sehe sich nur bei einem größeren Essen die Speisekarte oder die Speisenfolge an, wie man Menu auf Deutsch ausdrücken kann. Vom Anfang bis zum Ende lauter französische Namen; von Consommé an zu den Entrées, Hors-d'œuvre, Entremets, und schließlich bis zu den Glaces und Fruits. Da lesen wir von Soupe aux écrevisses, Filet de bœuf, Aigrefin au beurre fondu, Sandre au four, Gigot de mouton, Choux-fleurs, Pommes de terre frites, Salsifis, Haricots verts — aber läßt sich das nicht eben so gut auf Deutsch sagen? Krebssuppe, Rindslende, Schellfisch mit Butter, gebackener Sander, Hammelkeule, Blumenkohl, gebratene Kartoffeln, Schwarzwurzel, Grüne Bohnen — klingt das so gemein, daß man sich schämen müßte, als Deutscher diese Wörter in guter Gesellschaft zu gebrauchen? Und wer versteht denn das ganze Küchenkauderwelsch? Soll man etwa, um „gebildet" zu sein, erst einen „Kursus" in einem höheren „Kochinstitut" durchgemacht haben?

Freilich giebt es mancherlei Küchenausdrücke, die sich im Deutschen nicht gut wiedergeben lassen — nun gut, so behalte man sie bei, deshalb braucht man aber nicht den Speisezettel französisch zu schreiben. Übrigens gehen manche deutsche Wirte in der Verdeutschung ihrer Speisekarten schon recht wacker vor. Für Bouillon

liest man vielfach schon Fleischbrühe, für Kalbsfricandeau Kalbsschnitte, für Cotelette Rippenstück oder Rippenschnitzel, für Ragoût fin en coquille Würzfleisch in Muscheln, für Fricassee Schnittfleisch, für Omelette aux confitures gefüllten Eierkuchen, für Haché Hackfleisch, für Crême Schaumspeise, für Bœuf à la mode geschmortes Rindfleisch oder Schmorbraten, für Rouladen Rollfleisch oder Röllchen. Mit einigem guten Willen kann man viel verdeutschen. Ich habe selbst in dieser Beziehung eine lehrreiche Erfahrung gemacht. Für das Stiftungsfest eines schönwissenschaftlichen Vereins übersetzte ich die von dem Wirte vorgelegte französische Speisekarte ins Deutsche; die Poularden mußten sich gefallen lassen in „Masthühner" verwandelt zu werden, potage à la béarnaise wurde zu „Bearner Brühe" u. s. w. Ich war darauf gefaßt, daß ein Sturm der Entrüstung im Ernst und Scherz gegen mich losbrechen würde — nichts von alle dem, kein Mensch nahm Anstoß daran. Erst als ich besonders darauf aufmerksam machte, bemerkte man den Frevel wider das Heiligtum der Küchensprache. Man sieht aber doch, daß die Deutschen auch beim Essen — deutsch verstehen. Einen ergötzlichen Beitrag hierzu liefert Stephan in seinem vortrefflichen Vortrag über die Fremdwörter. Er war in Berlin zu einem freundschaftlichen Mittagsessen eingeladen worden; die Speisekarte war deutsch; am Schlusse aber hatte der Hausherr die Anmerkung hinzufügen lassen: „Für diejenigen meiner geehrten Gäste, welche der deutschen Sprache nicht mächtig sind — es waren lauter Urberliner — findet sich die französische Uebersetzung auf der Rückseite". Welch' feiner Spott in diesen Worten!

Aber auch auf diesem Gebiete ist eine erfreuliche Wendung zum Besseren zu bemerken. Die rein französischen Speisekarten verschwinden mehr und mehr. Selbst bei außergewöhnlichen Veranlassungen scheut man sich nicht mehr, die Erzeugnisse deutscher Kochkunst mit deutschen Namen zu belegen. So ist dem Könige von Sachsen bei einem Gastmahle in der Kochkunst-Ausstellung in Leipzig folgender Speisezettel vorgelegt worden: „Fleischbrühe in Tassen mit Pasteten. Rindslende am Spieß mit jungem Gemüse. Forellen blau mit frischer Butter. Rehcotelettes mit Trüffeln, Metzer Hühner, Zuckerfrüchte, Salat. Frucht-Aufsätze. Nachtisch." Klingt das so „ungebildet"? Auch bei dem Festmahl zu Ehren des deutschen Kaisers in Frankfurt a. M. im Herbst 1883

wurde eine deutsche Speisekarte vorgelegt. Sie lautete nach dem „Echo" vom 12. Okt. 1883, S. 461: „Königs-Geflügel-Suppe. Wachteln in Papierkästchen. Garnierte Rindslende[1]). Getrüffelte Poularde[2]). Pyramide von frischen Hummern. Gebratener Rehrücken, von Rebhühnern umgeben. Römischer Bindsalat. Compote[3]). Stangenspargel. Ananaspastete. Eis. Nachtisch."

Daß unsere Nachbarn im Westen auch auf die Gestaltung unseres **geselligen Lebens** großen Einfluß hatten, zeigen uns deutlich die französischen Namen, mit denen wir die verschiedenen Formen der Geselligkeit bezeichnen. Wir haben Soirée, Matinée, thé dansant, bal paré, bal champêtre, Redoute; der Empfangsabend einzelner Familien heißt noch vielfach jour fixe. Die **Tänze**, obgleich zum größten Teil deutschen Ursprungs, führen doch meist französische Namen: Polonaise, Galopp (ursprünglich ein deutsches Wort, das wir als Fremdwort von den Franzosen zurückerhalten haben), Tyrolienne (der ehrliche „Tiroler"!), Cotillon, Quadrille à la cour, Française, Lancier (eigentlich Lanzenreiter), Contre (aus dem englischen Country-dance entstanden, also eigentlich „ländlicher Tanz"), Polca, Polca Masurca, Menuett u. a. Dabei werden die „Damen", die in „Balltoilette" mit kunstvollen „Coiffuren" erscheinen, von den Tänzern „engagiert", man tanzt „Extratouren", macht die zierlichsten „Pas" und „Compliments" („Schritte" und „Verbeugungen" giebt es beim Tanzen nicht), und wenn man sich zu Contre oder Française im „Carré" aufgestellt hat, dann hört man nur noch französische Laute: Chassé-croisé, Chaîne anglaise, Balancez, Tour des mains, Chaîne de dames, en avant, en arrière, traversez und so fort, bis zur Grande promenade am Schlusse. Ob es die Tanzenden verstehen, darauf kommt es nicht an, wenn es nur französisch ist. Jedenfalls giebt es viele, die nicht so gescheit sind, wie die Kutscher in Königsberg. Diese kommandieren auf ihren Kutscherbällen, wie Andresen (Volksetymologie, 3. Aufl., S. 93) mitteilt, statt en avant, en arrière vielmehr auf gut Ostpreußisch: „anne Wand", „anne Där" (an die Wand, an die Thür). Die Leute denken sich wenigstens etwas dabei!

[1]) Warum nicht, wie oben: mit jungem Gemüse?

[2]) Besser: Masthuhn, Kapphuhn, Masthühnchen.

[3]) Deutsch: eingemachte Früchte, Zuckerfrüchte, Zuckerobst, Eingemachtes.

Auch die **Spiele**, die ja einen wesentlichen Teil der Geselligkeit ausmachen, sind zum großen Teil aus Frankreich zu uns gekommen und haben trotz ihres langen Aufenthalts auf deutschem Boden ihre fremdländischen Namensformen behalten. Vor allen das **Billard**. Man spielt Partie blanche oder en deux, auch Troistour, Quatretour, Poule (unrichtig Boule), Caroline (eigentlich Caramboline); man visiert, dupliert, tripliert, bricoliert, bloquiert, caramboliert, die Points werden marquiert, was ehemals ein Kellner besorgte, der deshalb den Namen **Marqueur** erhielt (daher früher ganz allgemein der Ausdruck Marqueur für Kellner); es giebt Tournéstoß und Colléstoß, der Billardstock heißt Queue, die Einfassung Bande (franz. la bande, aus dem deutschen „Band" abgeleitet). Früher pflegte man auch bei dem Billardspiel stets französisch zu zählen; dies thaten selbst Leute, die sonst nichts von der Sprache verstanden. Auch hier hat es nicht an Versuchen gefehlt, deutsche Ausdrücke an Stelle der fremden zu setzen. Nach Andresen (Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit S. 248) hat ein Berliner Wirt für Billard eingeführt „Stoßballtisch", für Queue „Stoßstab", für Bande „Krämpe", für Carambolage „Reibung".

Neben dem Billard giebt es noch zahlreiche andere Spiele mit französischen Namen. Man spielt Dame, Trictrac, Domino, Roulette, Rouge et noir und andere **Hazardspiele** (= Glücksspiele); Tarok, L'Hombre, Piquet, Ecarté, Boston, Pharao (so benannt nach einem Kartenkönig, der Pharao hieß), Patience, Vingt et un, Mariage, Trente et quarante, Lansquenet (eines der ältesten Glücksspiele, aus dem deutschen „Landsknecht"); auch „Lotterie", obgleich erst aus dem deutschen „Loos" (gothisch hlauts) ins Französische eingedrungen, ist als Fremdwort wieder aufgenommen worden, ebenso wie die italienische Form desselben Wortes „Lotto". Ebenso ist das **Scat**spiel fremden Ursprungs, wie die Ausdrücke Grand, Solo, Null, Null ouvert, à tout, tournez beweisen. Das Wort „Scat" selbst stammt aus dem altfranzösischen escart (später écart); es bezeichnet das aus der Karte weggelegte Blatt (von ex und carta). Daß wir die Spielkarten durch die Franzosen erhalten haben, lehren Namen wie **As** (franz. as = Eins auf Würfel und Karte)[1]), **Daus**

[1]) Im Volk sagte man für As **Sau**. Wer „die Sau" (= As) hatte, konnte von Glück sagen, da es die beste Karte ist. So erklärt sich der studentische Ausdruck „Sau oder Schwein haben" für „Glück haben".

(altfranz. dous = zwei), Treff (eigentlich trèfle Kleeblatt aus dem lat. trifolium), Pique, Carreau, Baste (eigentlich Sankt Sebastian), Trumpf (franz. triomphe = lat. triumphus, „welches im Mittelalter auch eine Art Spiel mit gemalten Karten bedeutete" Weigand, D. Wörterbuch II. 940), Matador (durch das Französische aus dem Spanischen matador = der den Todesstoß führende Stierkämpfer, lat. mactare = schlachten), labet sein (franz. la bête). Manche fremde Ausdrücke des Kartenspiels werden jetzt nur noch in übertragener Bedeutung gebraucht. Wie wir z. B. von einem Mädchen, welches über 30 Jahre alt ist, sagen: „Sie ist aus dem Schneider", wie wir bildlich sagen „jemand abtrumpfen", „jemand ausstechen", „etwas abkarten", so heißt es auch nach einem Spielausdruck caput sein (franz. capot, im Piquetspiel = Matsch), in die Bredouille geraten (brédouille = Matsch im Trictrac), va banque spielen, Paroli biegen, wofür oft fälschlich Paroli bieten gesetzt wird, im Sinne von Trotz bieten, ein Ausdruck aus dem Pharaospiel, wo man Paroli macht, wenn man den gewonnenen einfachen Betrag sich nicht auszahlen läßt, sondern seinen Satz noch einmal wagt, um im Gewinnfalle das Dreifache zu erhalten; das Zeichen des Paroli ist das Umbiegen einer Ecke des gewinnenden Blattes[1]).

Sehen wir in diesen älteren Vergnügungen des geselligen Lebens den Einfluß Frankreichs auf unsere Sprache, so tritt uns in neuester Zeit eine auffallende Einwirkung Englands entgegen auf dem Gebiete des „Sportswesens". Wie oft liest man jetzt in den Zeitungen bei Schilderung der Pferderennen von starten =

[1]) Selbst scheinbar gute deutsche Redensarten, wie aufpassen, in die Schanze schlagen, den Rummel verstehen, matt sind ursprünglich fremde Spielausdrücke. Aufpassen stammt wie passen vom franz. passer; wenn man etwas „in die Schanze schlägt", so giebt man es nicht der aus dem Festungsbau bekannten Schanze preis, sondern der chance, einem Würfelspiel (lat. cadentia); wer „den Rummel versteht", kennt das Spiel, und zwar das Piquet, wofür man in früherer Zeit den Ausdruck ronfle gebrauchte, aus dem unser Rummel entstanden ist; matt und schachmatt sind Schachspielausdrücke, sie stammen aus dem arabischen mât = er ist gestorben und dem persischen schâh = König. Sogar das biedere „topp!", mit welchem man einen anderen auffordert in die dargereichte Rechte einzuschlagen, ist ein französischer Spielausdruck, franz. tope, span. topo = ich halte mit! ich halte bei! — ein Ruf, mit dem man die Aufforderung zum Mitspielen erwidert.

ablaufen beim Wettrennen („der Start“ = Ablauf bei dem Rennpfosten), Handicap (Wettrennen, bei denen die Pferde durch Gewichte gleich schwer gemacht werden), Steeple-chase (= Hürdenrennen, Wettrennen mit Hindernissen, eigentlich Kirchturm-Rennen, da ein weit erkennbarer Gegenstand, ein Turm oder ein Baum, als Ziel bestimmt wird, nach welchem man in gerader Richtung über Hecken und Gräben hinweg sprengt). Die Rennbahn und überhaupt alles, was sich auf das Rennen bezieht, heißt Turf (engl. turf = Rasen, dem deutschen „Torf“ entsprechend); die Pferde und ihre Reiter, die Jockeys, werden von dem Trainer trainiert, d. h. für das Rennen vorbereitet, brauchbar gemacht; das Reiten in kurzem Galopp heißt kantern; die Liste, welche die Gesamtheit aller Wetten auf die einzelnen Pferde verzeichnet, führt den Namen Totalisator; die Entscheidung des Kampfes liegt in den Händen einer Jury, obgleich das „Preisgericht“ nicht aus „Geschwornen“ besteht. Geschäfte, die dem „Sport“ und „Turf“ dienen, haben hie und da bei uns die Bezeichnung Tattersall angenommen, nach der Pferdebörse in London, die den Namen ihres Erbauers trägt.

Außer dem eigentlichen Pferderennen sind auch andere Arten des „Sports“ in Deutschland eingeführt, die uns neue Fremdwörter zugeführt haben, wie der Rudersport, der uns den italienischen Ausdruck Regatta gebracht hat, das Velocipedfahren auf Bicycles und Tricycles, das Rollschuhlaufen, Skaten, in den jährlich sich mehrenden Skating-Rinks, ferner Kugel- und Ballspiele, wie Cricket, Single Wicket, Football, Croquet u. a.

Wie das Reiten, so ist auch das Fahren bei uns neuerdings stark von England beeinflußt. Das zeigen neue Ausdrücke für bestimmte Wagen wie Gig, Phaeton, Brougham, Cab (Abkürzung aus Cabriolet), Comfortable, Coach, Brake, Tilbury, neben welchen allerdings auch einige französische Bezeichnungen erscheinen, wie Américaine, Coupé u. s. w.[1]). Sogar für die Straßenbahnen

[1]) Wie diese, so sind auch die alten eingebürgerten Ausdrücke für feinere Wagen fast sämtlich fremdländischen Ursprungs: Kutsche (nach einem ungarischen Dorfe Kocs benannt, wo diese Wagen früher gebaut wurden); Droschke und Kalesche aus dem Slawischen; Karosse, Chaise, Equipage, Fiaker (nach dem heiligen Fiacre, dem Schutzheiligen des Hauses, wo man diese Miet-

Digitized by Google

oder Pferdeeisenbahnen hat sich an einigen Orten das englische tramway eingenistet, woraus das Volk freilich bald eine „Trampelbahn" machte.

Auch unsere Umgangssprache hat außerordentlich viele Fremdwörter aufgenommen, namentlich französische und lateinische, die ersteren durch Vermittelung der höheren Gesellschaftskreise, bei denen es bis zu Anfang unseres Jahrhunderts zum guten Tone gehörte französisch zu sprechen, die lateinischen durch die Sprache der Gelehrten und der Behörden.

Schon unsere Verwandtschaftsbezeichnungen liefern dazu einen Beleg. Das alte treffliche Wort „Oheim" ist fast ganz verdrängt durch „Onkel", Muhme durch „Tante", Base durch „Cousine". Der „Vetter" erkämpft sich jetzt erst wieder seine Stellung neben dem französischen cousin, dagegen weichen die schönen Namen „Vater" und „Mutter" im Munde der Kinder mehr und mehr zurück vor dem französischen „Papa" und „Mama", das im Volk wenigstens nach deutscher Art betont wird, als Pápa, Máma [1]). Wie oft hört man französische Brocken in der gewöhnlichen Rede à propos, eh bien, à la bonne heure, merci; statt der Bitte um Entschuldigung heißt es pardon, und das französische adieu hat unsere deutschen Abschiedsgrüße: Lebewohl, Gott befohlen, Grüß' Gott, Behüt' Dich Gott! fast ganz verdrängt.

Besonders liebt man es in den höheren Ständen fran-

kutschen in Paris zuerst haben konnte), Berline (aus Berlin nach Paris gekommen), Diligence aus dem Französischen; Tandem (ein leichter, zweiräbriger Wagen, beliebt bei den Oxforder Studenten), Omnibus aus dem Lateinischen.

[1]) Hier ist auch die Unsitte zu rügen, daß man den Kindern bei der Taufe vielfach ausländische Vornamen beilegt. Allerdings sind ja viele der gebräuchlichsten Vornamen fremden Ursprungs, besonders die Namen von Heiligen, wie Johann, Jakob. Gegen diese läßt sich nichts sagen, sie sind gewissermaßen Lehnwörter und haben das Bürgerrecht bei uns erlangt. Wozu aber Jean, Jaques, Louis, Henri, Olivier? Wozu Annette, Alice, Charlotte, Hermance, Lisette, Lucie, Blanche, Melanie, Madelaine? Wozu die englischen Formen William, Harry; Jenny, Nelly? Wozu die italienischen Guido, Bianca, Cosima, Carlotta, Isabella, Beatrice? Man sollte denken, unsere Sprache hätte nicht genug deutsche Vornamen. Und doch ist sie außerordentlich reich daran; wir besitzen namentlich zahlreiche schönklingende alte Namen, z. B. in unserer altdeutschen Heldensage, die es verdienten, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Digitized by Google

zösische Ausdrücke in die „Konversation" einzumengen. Da spricht man von fatiguiert, blasiert, dupiert, indigniert, magnifique, superbe, cause célèbre, Malice, Courtoisie. Man ist „enchantiert" von dem „brillanten Collier" der jungen „Comtesse", deren Ähnlichkeit mit „chère maman" „frappant" gefunden wird; man „echauffiert" sich, wenn der „point d'honneur" in Frage kommt; man hat einen angeborenen „Degout" gegen „Parvenus", die das „savoir-vivre" nicht verstehen. „Pikante Details" aus der „chronique scandaleuse" findet man „amüsant"; für „Indiscretionen", die das liebe Ich „kompromittieren", verlangt man „eclatante Satisfaction". Bei den „Fêten" in der „haute saison" giebt sich die „jeunesse dorée" „Rendezvous"; die Damen erscheinen „decolletiert" und lassen sich von den jungen „Cavaliers" die „Cour machen", während die älteren Herren ein „jeu"-chen „arrangieren".

Obgleich man sich gegenwärtig in den höheren Kreisen nicht mehr wie früher schämt deutsch zu sprechen, so findet man doch auch jetzt noch Besuchskarten deutscher Männer und Frauen in französischer Sprache, und ganz gewöhnlich sind die französischen Abkürzungen, mit denen man den Zweck des Besuches bezeichnet: p. f. = pour féliciter, p. c. = pour condoléance, p. p. c. = pour prendre congé, p. r. v. = pour rendre visite. Diese Buchstaben waren in früherer Zeit auf der Rückseite der Karten an den Ecken aufgedruckt. Man brauchte damals nur die betreffende Ecke einzubiegen, um den Zweck des Besuchs zu erläutern. Daher stammt die jetzt noch erhaltene Sitte, bei Besuchen eine Ecke oder einen Rand der Besuchskarten umzubiegen.

Während durch die vornehmen Gesellschaftskreise eine Menge von französischen Ausdrücken bei uns eingeführt wurde, setzten sich aus der Sprache der gelehrten Stände zahlreiche lateinische Wörter in der gewöhnlichen Umgangssprache ab. „Im Jahre 1801" heißt auch im Munde des Ungebildeten „anno 1801"; einen Menschen, der zu allem zu gebrauchen ist, nennt man allgemein ein „Factotum" (fac totum = mache alles); für „ungefähr" sagt man „circa", für „sonst" alias (Gregor Samarow alias Oskar Meding"); man schickt Postsachen „via" Köln nach London; man führt seinen Gegner ad absurdum; ein besonders ausgezeichnetes Ding ist ein non plus ultra (nach Hiob 38, 11); etwas, was keine Berührung

Digitized by Google

verträgt, nennt man ein noli me tangere (nach Ev. Johann. 20, 17: Rühre mich nicht an). Für „beziehentlich" heißt es resp. (= respective), für „betreffenden Falls" oder „eintretenden Falls" ev. (= eventualiter, was freilich nur Mönchslatein ist, ebenso wie resp.). Wenn zwei Personen gleichen Namens unterschieden werden sollen, so fügt man nie „der ältere" oder „der jüngere" hinzu, sondern senior und junior, obgleich das ganz unlateinisch ist. Bei Zeitangaben liest man oft a. c. (= anni currentis, des laufenden Jahres), oder „am 17. huj." (= huius nämlich mensis, dieses Monats). In den Wendungen „zu Michaelis", „zu Johannis" gebrauchen wir eine lateinische Form, denn Michaelis, Johannis sind lateinische Genitive, es hieß ursprünglich „am Tage des heiligen Michael, Johannes". Hat jemand etwas wörtlich sich eingeprägt, so hat er es verbo tenus gelernt, obgleich dies im guten Latein nur bedeutet: dem bloßen Worte nach, dem Namen nach, im Gegensatz zur Wirklichkeit; es müßte ad verbum heißen. Ebenso schlechtes Latein ist es, wenn bei einem Hoch auf mehrere Personen vivat! gerufen wird, es müßte natürlich heißen vivant! Oft begegnen uns Abkürzungen für vielgebrauchte lateinische Wörter: etc. (= et cetera „u. s. w."), excl., incl. (= exclusive, inclusive („ausschließlich", „einschließlich"), dt. (= dedit, „bezahlt"), sc. (= scilicet, „nämlich"), cf. (= confer „vergleiche"), pp. (= perge perge, wörtlich: fahre fort, „u. s. w."), e. o. (= ex officio „von Amtswegen"), p. t. (= pleno titulo „mit vollem Titel"), m. p. (= manu propria „mit eigener Hand"), P. S. (= post scriptum Nachschrift), L. S. (= loco sigilli „anstatt des Siegels") u. a. Auch das N. N. zur Bezeichnung einer nicht genannten Person ist eine Abkürzung aus dem Lateinischen; es stammt aus den alten lateinisch-geschriebenen Formelbüchern, welche Anweisungen zur Abfassung von Urkunden enthielten, und bedeutet nomen nescio = den Namen weiß ich nicht. Desselben Ursprungs ist das noch vielgebrauchte vacat für „fehlt". Manche derartige Abkürzungen werden jetzt als bloße bedeutungslose Zeichen angesehen. Für Pfund schreibt man ℔, für Pfennig ₰, für Gulden fl., für „und" in der Verbindung „und Comp." &. Aber auch diese scheinbaren Zeichen sind nichts anderes als die Hauptbuchstaben der entsprechenden lateinischen Wörter, ℔ eigentlich lb = libra Pfund, ₰ = denarius, fl. = florenus, nämlich denarius, ein Florentiner Denar, & = et. Bei

dem bekannten Zeichen NB hat sich die lateinische Form nota bene „wohlgemerkt" in dem Namen selbst erhalten.

Aus der Sprache der oberen Stände sind viele Fremdausdrücke in die Redeweise der unteren Schichten der Bevölkerung eingedrungen, und zwar schon vor längerer Zeit: denn viele von diesen Ausdrücken sind in den Kreisen, aus denen sie ins Volk gekommen sind, gar nicht mehr gebräuchlich, es sind Überreste aus der schlimmsten Zeit des Fremdwörterunwesens im 17. und 18. Jahrhundert. Ein haltbarer Gegenstand ist durabel (franz. durable); wer sich „abstraplexiert" hat (= strapazzieren, ital. strapazzare), ist caduck (franz. caduc), Handwerk heißt Profession (franz. profession), wovon Professionist abgeleitet ist; wer Schmeicheleien liebt, läßt sich Flattusen machen (Umbildung aus franz. flatterie) und cajolieren (franz. cajoler); erfordert eine Sache einen besonderen Handgriff, so sagt man: „es ist ein Avec dabei" (franz. avec = mit). Für „alle Achtung!" sagt man im Vogtland „allen Regardl", zu Danke verpflichtet sein heißt obligiert sein. Ein ordentlicher Mensch ist propper und adrett (franz. propre, adroit); versteht er sich zu benehmen, so hat er Pli (franz. pli, jetzt nicht mehr in diesem Sinne gebräuchlich). Ein bequemer Mensch ist kommode, ein entschlossener resolut. Wenn einer partout das Prä (lat. prae = vor) haben und etwas Apartes sein will, so sind seine Kameraden, wenn sie Courage haben, kapabel ihm etwas in die Visage zu geben, daß es ihm blümerant (= bleu mourant) vor den Augen wird. Dann wird ein richtiger Kommersch fertig. Wenn er sich auch noch so alteriert und ganz desperat wird, so muß er doch sein Deputat Prügel einstecken und zuletzt pater peccavi[1]) machen. Für seine Reputation ist das freilich nicht gut; man dischkuriert hin und her; es heißt von ihm, er habe keine Forsche (franz. la force), er lasse sich cujonieren (franz. coïonner). Zwar versucht er sich dagegen zu verdefendieren (lat. defendere), aber was hilft das gegen die Klatsch-Konvibien (lat. convivium)? Es wird angstschwitt (franz. ensuite) fort raisonniert; alle, die eine Pique (oder Pikanterie) auf ihn haben und ihm einen Tort (franz. tort = Unrecht) anthun möchten, torwieren und tribu-

[1]) Worte des verlorenen Sohnes im Gleichnis Ev. Luc. 15, 18 und 21.

lieren ihn (lat. troquere und tribulare), und schließlich wird der arme Mensch über dieses meschante Wesen ganz pensiv.

Manche Fremdwörter werden in sonderbarer Bedeutung gebraucht, wie simulieren, das nicht „sich verstellen, heucheln", sondern „sinnen, grübeln" bedeutet, Interessen für Zinsen, absolvieren im Sinne von „beobachten", „das hab' ich genau absolviert", offenbar eine Verwechselung mit „observieren". Andere Wörter werden wieder in der Aussprache so entstellt, daß man sie kaum wiedererkennt. Im Fichtelgebirge nennt man die Glasperlen, die dort gefertigt werden, Patterla. Woher kommt dieser sonderbare Ausdruck? Aus dem lateinischen pater. Diese Perlen werden nämlich aufgereiht auf Schnüre und zu Rosenkränzen benutzt. Da bei jeder Perle des Rosenkranzes bekanntlich ein pater noster gebetet wird, so nannte man die Perlen kurz „Paterlein, Patterla". Den schlammigen Bodensatz der Tinte nennt man in Dresden Gums, auch eine sonderbare Entstellung. Dieses Wort ist ein Bruder von „Kompott", beide stammen von dem lat. compositus = zusammengesetzt ab; Kompott ist die französische wohlschmeckende Abzweigung, minder appetitlich ist die Bedeutung der uns durch das Italienische zugeführten Formen „Kompost, Kumpost, Gumpost, Kumst, Gums", welche gemischten Dünger, gemischten Kohl, Bodensatz bezeichnen.

Im Erzgebirge hört man statt „mit Verlaub zu sagen": „mit Salfene zu sagen", ein Ausdruck, den auch Hebel in der bekannten Erzählung „Kannitverstan" gebraucht: „Fässer voll Reis und Pfeffer und salveni Mausdreck drunter" —, es ist das lateinische salva venia. Dagegen ist der häufig vorkommende Ausdruck: „jemand ist in seinem Esse" nicht aus dem lateinischen esse entlehnt, wie man gewöhnlich annimmt, sondern aus dem französischen à son aise.

Manche in die Volkssprache übergegangene Fremdwörter sind so entstellt, daß man sie für deutsche Ausdrücke hält. Wenn man z. B. hört „sich anschustern" im Sinne von „sich zurecht machen", so denkt man unwillkürlich an das ehrsame Schuhmachergewerbe, es kommt aber her von dem franz. ajuster. In dem Ausdrucke Gusch unter machen für „sich demütigen, nachgeben" glaubt man den bekannten, der gemeinen Sprache angehörigen Ausdruck für „Mund" zu finden, es liegt aber das franz. couche zu Grunde,

der Befehlruf für Hunde, welcher bei uns vielfach in gusch dich! übergeht.

Überhaupt hat das Volk immer die Neigung, fremde Formen sich mundgerecht zu machen. Das lateinische Wort animus = Geist, Seele wird in Verbindung gebracht mit „ahnen"; wer eine richtige Ahnung hatte, von dem sagt man, er habe einen guten Animus gehabt. Für Trainsoldat sagt man Tränksoldat, statt du jour sein, heißt es „die Schur haben", in der Lausitz gebraucht man statt Konversationslexikon das verständlichere Kumfirmationslexikon; statt stante pede hört man oft stante Bene. In Leipzig, wo man bekanntlich das k wie g ausspricht, kann man von einer „geruppten Idee" statt „corrupten Idee" sprechen hören. Dort haben auch manche Speisen einen „bekannten Geschmack" statt „piquanten" Geschmack.

II. Fremdwörter in Kunst, Handel und Gewerbe.

Wir haben im Vorhergehenden im allgemeinen betrachtet, welcher Unfug mit Fremdwörtern im gewöhnlichen Leben getrieben wird. Fassen wir die verschiedenen Zweige menschlicher Thätigkeit einzeln ins Auge, so begegnet uns dieselbe Erscheinung: überall Fremdwörter und kein Ende! Freilich giebt es hier neben einer Unmenge entbehrlicher Fremdwörter auch viele Kunstausdrücke, welche sich gar nicht oder doch nur im Laufe der Zeit verdrängen lassen, ausländische Wörter, die mit unerwünschter Deutlichkeit bekunden, von welchen Völkern Deutschland in den einzelnen Fächern beeinflußt worden ist. Dies tritt uns besonders bei der Kunst entgegen. Hier lehrt uns die Sprache in fast aufdringlicher Weise, daß die Deutschen bei den Alten, und bei den Italienern und Franzosen in die Schule gegangen sind.

In der Malerei spricht man von „Historien-, Genre-, Porträt-, Architektur-Malerei"; man malt al fresco und a tempera; es giebt „Gouache-, Sgraffito-, Emailmaler". Die Farben werden „pastos" (= fett, kräftig) aufgetragen; wer im „Kolorit" (= Farbe, Farbengebung) nichts leistet, wird „Illustrator". Rundgemälde nennt man „Panoramen", Seestücke „Marinen", die Kleinmalerei und Bühnenmalerei heißen „Miniatur- und Dekorationsmalerei". Das

Digitized by Google

Malen mit Wasserfarben und Farbstiften wird „Aquarell- und Pastellmalerei" genannt. Der Baumeister (= Architekt) hat es zu thun mit Pilastern, Architraven, Kapitälen, Ornamenten, Palmetten, Rosetten, Loggien, Korridoren, Balustraden, Vestibulen; statt der Vordersichten zeichnet er „Façaden", statt der Querschnitte „Profile"; Bogenhallen und Säulengänge nennt er „Arkaden" und „Kolonnaden", und wenn er einen Bau ausführt, so überträgt er die Leitung einem „Bauconducteur", der nichts anderes ist als ein deutscher „Bauführer". Die Bildhauerkunst heißt gewöhnlich „Skulptur" oder „Plastik". Sie schafft nicht Bildsäulen, sondern „Statuen", bei denen man freilich nie weiß, ob man sie französisch oder lateinisch aussprechen soll. Diese stehen nicht auf einem Unterbau oder Fußgestell, sondern auf einem „Postament" oder „Piedestal", oder auf einer „Basis", die mit „Hautreliefs" oder „Basreliefs" verziert wird (warum nicht wenigstens „Hoch- und Flachrelief"?). Die zeichnenden Künste nennt man feiner „graphische" Künste. Zu ihnen gehört der Holzschnitt (Xylographie), bei welchem jetzt viel in „Clichés" „gemacht" wird, der Steindruck (Lithographie) mit den Abzweigungen Chromolithographie (farbiger Steindruck) und Photolithographie, und besonders der Kupferstich (Chalkographie). Letzteres Fremdwort ist jetzt glücklicherweise seltener geworden, früher war es ganz gewöhnlich; so gab es in Dessau eine von dem Freiherrn von Brabeck gestiftete chalkographische Gesellschaft, welche freilich im Volksmunde zu einer kalten Grafengesellschaft umgewandelt wurde (Fuchs, zur Geschichte und Beurteilung der Fremdwörter, Dessau 1842 S. 114). In der Kupferstecherei wimmelt es von fremdländischen Bezeichnungen, es giebt eine „Aquatinta-Manier", eine „Crayon-Manier", die „Lineamente" werden „schraffiert", die ersten Abdrücke von der Platte heißen avant la lettre, Epreuve d'artiste, Remarquedruck; und noch immer huldigt man dem alten Zopf, die Namen der Maler, Zeichner, Stecher und Drucker mit den lateinischen Worten pinx. (= pinxit), inv. (= invenit), del. (= delineavit), sc. (= sculpsit), imp. (= impressit) zu begleiten, ebenso wie die Bildhauer noch jetzt ihr fec. (= fecit) in die Bildsäulen einmeißeln.

Noch schlimmer ist es bei der Tonkunst. Hier vergißt man beinahe vor all den italienischen Wörtern, daß es auch eine

deutsche Musik giebt. Man lese z. B. den „Prospekt" des Leipziger „Konservatoriums". Danach kann man dort Unterricht erhalten in „Harmonie- und Kompositionslehre, Pianoforte, Orgel, Violine, Viola, Violoncell, Kontrabaß, Oboe, Klarinette, Fagott, im Solo-, Ensemble-, Quartett-, Orchester- und Partiturspiel". Die meisten Tonstücke haben fremde Namen: Oper, Operette, Vaudeville, Symphonie oder Sinfonie, Sonate, Oratorium, Kantate, Motette, Rhapsodie bis herab zu Chansonnette, Quodlibet und Potpourri; fremdländisch sind die Bezeichnungen der verschiedenen Stimmen wie Sopran, Tenor, Bariton u. a., und die meisten „Instrumente", wie Pianoforte, Guitarre, Flageolett, Choraulodion, Orchestrion. Die Anweisungen über die Art des Vortrags werden noch immer in italienischer Sprache gegeben f., ff. (= forte, fortissimo, stark, sehr stark), p., pp. (piano, pianissimo, leise, sehr leise), mf. (= mezzo forte mäßig stark), fz. (= forzando verstärkt), cr., decr. (= crescendo, decrescendo zunehmend, abnehmend), rit. (= ritardando zögernd), staccato abgestoßen, ritenuto zurückgehalten, vivace lebhaft, tremolando zitternd, allegro schnell, maestoso feierlich u. s. f. Einstimmiger Gesang heißt unisono, Einzelgesang solo, Zweigesang „Duett", Dreigesang „Terzett"; sollen alle singen, so lautet die Mahnung tutti, als ob die Deutschen nicht verstünden, was alle bedeutet. Wer vom Blatte spielt, spielt prima vista, das Vorspiel heißt „Präludium"; Stücke werden „transponiert" (umgesetzt) und für das Pianoforte „arrangiert" (eingerichtet); man „begleitet" nicht den Gesang, sondern „accompagniert" ihn. Im höchsten Maße tadelnswert ist es, wenn Musikstücke in Deutschland für Deutsche mit französischen Aufschriften erscheinen: Souvenir de Dresde à quatre mains, Études, Suites u. ä. Das ist ebenso abgeschmackt wie das französische Musique, das in dicken Goldbuchstaben auf den Notenmappen unserer weiblichen Jugend aufgedruckt ist, oder wie das unvermeidliche „opus", welches die Herren Tondichter auf die Vorderseite ihrer Werke zu setzen pflegen. „Tondichter", „Tonsetzer", „Tondichtung", „Tonschöpfung" — klingt das nicht schöner als das fremde Komponist, Komposition? Ich kann mich hier auf das Zeugnis eines Mannes berufen, den man nicht im Verdachte der Deutschtümelei haben kann, auf Goethe, welcher in den Gesprächen mit Eckermann (3, 244) sich über das Wort Komposition so äußert: „Es ist ein ganz niederträchtiges Wort, das wir

Digitized by Google

den Franzosen zu danken haben und das wir sobald wie möglich wieder loszuwerden suchen sollten. Wie kann man sagen, Mozart habe seinen Don Juan komponiert! — Komposition! — als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geist und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen."

Während in der Tonkunst das Italienische vorherrscht, ist im Bühnenwesen die französische Sprache fast unumschränkte Gebieterin. Die verschiedenen Plätze in den Schauspielhäusern haben französische Namen wie Parterre, Parquet, Prosceniumsloge, Balcon, Tribüne, Gallerie. Auf der „Scene" sehen wir Coulissen, Dekorationen, Soffiten, die Draht-Courtine reicht herab bis zum Podium, vom Plafond hängt der Lustre herab. In dem „Personal-Etat" finden wir einen Intendanten oder Generaldirektor, einen Dramaturgen, Regisseur, Inspicienten, Souffleure und Souffleusen, Costumiers, Garderobiers, Garderobe-Transporteure, Requisiteur, Statisten (Komparsen, Figuranten), Balleteusen, Notisten u. s. w. Wir besuchen das Theater zum „Debut" einer neu „engagierten Primadonna". Da eine „Première" gegeben wird, zugleich zum „Benefiz" des beliebten „Baß-Buffo", so ist für diesen Abend abonnement suspendu angekündigt. An der Kasse müssen wir bei dem großen Andrange „Queue" bilden, um uns ein „Billet" zu erobern. Die „Ouverture" hat bereits begonnen, „präcis" ausgeführt von dem durch sein „Ensemble" berühmten „Theaterorchester". Die „Gardine" rauscht empor, die Oper beginnt. Das „Libretto" zieht uns weniger an als die geschmackvolle „Instrumentation". Die „Debutantin" in „elegantem Kostüm" erregt durch eine „brillante Bravour-Arie" sowie durch eine „korrekt exekutierte Koloratur-Pièce" „wahres Furore"; „frenetischer Applaus" wird ihr zu teil. Den Zwischenakt benutzen wir nach Entnahme einer „Contre-Marke" zu einer „Promenade" im „Foyer", wir „restaurieren" uns am „Buffet" und kommen noch rechtzeitig zurück, um uns über die Gliederverrenkungen des corps de ballet und der prima ballerina in einem Tanz-„Divertissement" zu „skandalisieren". — Wenn man von Theaterverhältnissen spricht, so drängen sich die Fremdwörter geradezu von selbst auf; und doch war es früher noch schlimmer. Man spricht jetzt wenigstens nicht mehr von

Digitized by Google

„Acteurs“ und „Actricen“, oder von „Komödianten“ (außer im scherzhaften Sinn), nicht mehr von „Haupt- und Staatsaktionen“, vom „Agieren einer Tragödie“. „Lustspiel“ ist an die Stelle der „Komödie“ getreten, ebenso wie die „Madame“ und „Mademoiselle“ schon seit einigen Jahrzehnten von den Theaterzetteln verschwunden sind.

Vom Theater kommen wir zu den herumziehenden Künstlern, den Kunstreitern und ähnlichen. Hier sehen wir das Fremdwörterunwesen noch in der üppigsten Blüte; man fühlt sich geradezu in das vorige Jahrhundert zurückversetzt. Betrachten wir beispielsweise an der Hand eines wohlunterrichteten Führers[1]) einen Circus. An einem solchen „Kunstinstitut“ oder „equestrischen Etablissement“ giebt es nicht Künstler, sondern „Artisten“ und „Specialitäten“, die „horrende Gagen“ beziehen. Die Vorstellung, in die wir einen Blick werfen, ist wie gewöhnlich eine „große Extra-Gala-Vorstellung“. Gewöhnliche Vorstellungen giebt es im Circus nicht, das Geringste ist „große Extravorstellung“. Nach dem Programm haben wir „unvergleichliche Produktionen in der equestrischen und hippologischen Kunst“ zu erwarten. Zuerst tritt auf „der König der Manège“, Herr NN. als „furioser Force-Voltigeur“, darauf ein „Grotesk-Springer“, welcher mit „unerhörter Präcision die grandiosesten Salti“ ausführt, ihm folgt ein „Flaschen-Equilibrist“, ein „Nonplusultra“ der Kunst. Der Direktor führt selbst seine „in Freiheit dressierten“ Hengste vor, Musterstücke der „Ensemble-Dressur“, sowie Springpferde, die „mit einer noch unerreichten (!) Exaktheit a tempo über Barrieren“ springen. Ein „unvergleichliches Apportierpferd“ „produciert“ seine Künste, die „Damen des Instituts“ reiten auf „perfekt und präcis zugerittenen Quadrillepferden“ in prachtvollen „Kostümen“ eine „Quadrille“. Hierauf betritt eine „sensationelle Erscheinung“ die „Arena“, der „Star“ des Circus, „Miß E.“ — natürlich „Miß“, denn „Mademoiselle“ klingt nicht mehr modisch, und „Fräulein“ wäre ja deutsch! —; auf ihrem „firm zugerittenen Panneaupferde“ (Panneau heißt der breite Sattel, auf dem die „Artisten“ stehend reiten) „exekutiert sie die schwierigsten und zugleich graciösesten Bravour-Piècen der equestrischen Kunst“, welche von dem zahlreich versammelten „P. T.

[1]) „Was sich der Circus erzählt“, Plaudereien über Ernst Renz und sein Künstlerleben — Leipzig, Schlömp.

Publikum" lebhaft „applaudiert" werden. In den Zwischenpausen treten die „urkomischen Clowns" auf, die als „brillante Violine-Virtuosen" oder als „exquisite Jongleurs" das „Publikum amusieren" und dabei die „höchsten Aufgaben der höheren Gymnastik und Equilibristik mit nie dagewesener Accuratesse und Präcision" lösen. — Muß eine solche Vorstellung nicht „weither" sein?!

Die Vorliebe für Fremdwörter geht bei diesen fahrenden Künstlern so weit, daß sie vielfach neue Wörter erfinden. Im Schwäbischen Merkur stand am 30. und 31. Januar 1883 folgende Anzeige: „Große Galavorstellung der weltberühmten Luft- und Parterre-Gymnastiker-Gesellschaft K. W., Gastspiel des Muskulösisten, Athleten und Preisringkämpfers Herrn M. in seiner unübertrefflichen Körperkraft." „Muskulösist" — eine schätzenswerte Bereicherung unserer Fremdwörterbücher, ebenso neu und schön gebildet wie das jetzt vielgebrauchte „Illusionist" (= Taschenspieler).

Von der Kunst gehen wir über auf den Handel. Auch hier dasselbe Bild: Fremdwörter über Fremdwörter! Schon die Buchführung strotzt von fremden Ausdrücken: Memorial oder Strazze, Journal mit Debet und Credit, Capitalconto, Bilanzconto, Cassaconto, Inventarienbuch, Facturenbuch, Calculationsbuch, Scontrobuch, Spesenconto, Diverse Conti, Saldo u. s. f. Nicht anders ist es in der gewöhnlichen kaufmännischen Sprache. An der Spitze eines Geschäfts steht der Geschäftsinhaber, der aber Prinzipal oder Chef heißt, mit einem Gesellschafter oder Geschäftsteilhaber, der den Namen Compagnon, Associé oder Socius führt; ihr Vertreter heißt Prokurist oder Disponent, welcher einen Gewinnanteil (Tantième) bezieht; in der Schreibstube (Comptoir, Bureau) sitzen die Handlungsgehilfen (Commis, Comptoiristen), welche ein bestimmtes Gehalt (Salair) beziehen; in dem Lager sind die Lagerdiener beschäftigt (neuerdings „Lageristen" genannt). Auswärtige Geschäftsvermittler (Agenten), die bestimmte Gebühren (Provision) erhalten, übersenden die ihnen gegebenen Aufträge (Kommissionen). Diese werden, wenn sie genehm sind (konvenieren), pünktlich ausgeführt (prompt effektuiert oder exekutiert); andernfalls werden die Angebote (Offerten) abgelehnt (refusiert). In dem „Comptoir" selbst herrscht rege Thätigkeit: Briefe werden kopiert, adressiert, couvertiert, expediert; Wechsel werden präsentiert, acceptiert, honoriert, prolongiert oder allongiert, diskontiert, giriert

oder indossiert, protestiert. Auf der Börse spekuliert man in Fonds, Consols, Industriepapieren, Prioritäten, Montanwerten, „Diversen". Ist die „Tendenz" der Börse „animiert", so giebt es „rapide Kursavancen" zu verzeichnen; ist die Tendenz „reserviert", dann „stagnieren" die Kurse; durch den „Konkurs" (Fallissement, Falliment, Bankerott) eines großen „Fabriketablissements" wird die Börse „afficiert", eine ungünstige „Semestral-Bilanz" erregt „Panik", „Hausse-Engagements" werden durch „Baisse-Spekulanten" bei der „Ultimoregulierung" ausgebeutet. Die Kurse werden „notiert", faule Unternehmungen „saniert", Renten „konvertiert", die „Reservefonds" „dotiert" u. s. f.

Nicht so viel Fremdwörter wie in Kunst und Handel finden wir im Gewerbe: die Gewerbtreibenden verstanden sich weniger auf fremde Sprachen, und so blieb ihre Sprache reiner. Indessen finden wir auch hier, besonders wenn wir den Begriff Gewerbe etwas weiter fassen, manchen Grund zur Klage. Ich erinnere nur an die zahlreichen fremdländischen Bezeichnungen von Erwerbszweigen, wie Graveur, Ciseleur, Medailleur, Modelleur, Stuccateur, Decorateur, Retoucheur, Friseur oder Coiffeur, Parfumeur, Appreteur, Dessinateur, Decateur (franz. décatisseur), Monteur, Colporteur, Destillateur, Raffineur, Restaurateur, Spediteur, Meubleur, Zimmerfrotteur, Lotterie-Collecteur, Hühneraugen-Operateur, Ingenieur, Magnetiseur; Mechanicus, Opticus, Auctionator, Taxator, Declamator, Recitator; Geometer, Antiquar, Photograph, Kalligraph, Stenograph; Hôtelier, Cafetier, Bandagist, Colorist, Dentist, Liniist, ja es giebt sogar Blumisten und Rosisten. Dazu kommen die massenhaften Fabrikanten, wie Tricotagefabrikant, Jalousiefabrikant, Etuit-, Cartonnagen-, Etiketten-, Portefeuille-, Militäreffekten-Fabrikant.

Aber auch innerhalb der einzelnen Berufszweige findet sich viel Ausländisches. So hat z. B. ein Gewerbe, das seinem Ursprunge nach echt deutsch ist, doch eine große Anzahl entbehrlicher Fremdwörter, der Buchdruck. Diese urdeutsche Erfindung heißt vielfach „Typographie"; die Buchstaben nennt man „Lettern" oder „Typen". Lateinische Schrift ist „Antiqua", deutsche Schrift „Fraktur"; die Abteilungszeichen heißen „Divis", die Druckseiten „Kolumnen", die Buchstabenverbindungen „Ligaturen", die Ausschließungen „Spatien", die Randschriften „Marginalien". Der

Blatthalter für den Setzer heißt „Tenakel", der Zeilenweiser „Divisorium". Die verschiedenen Schriften haben meist fremde Bezeichnungen wie Petit, Imperial, Nonpareil; ebenso die Blattgrößen (Formate) wie Plakat oder Patent, Folio, Quart, Oktav, Duodez, Sedez. Das Umbrechen des Satzes besorgt der metteur en pages. Die Zeichen für die Druckberichtigung (Korrektur) sind teilweise Abkürzungen lateinischer Wörter, wie ₰ = deleatur, das Zeichen, daß ein Buchstabe oder ein Wort „getilgt werden" solle, und √ = vertatur „es werde umgewendet", wenn ein Buchstabe verkehrt steht. Auch verschiedene Unterabteilungen der Buchdruckerkunst führen ausländische Namen wie die Stereotypie, Galvanotypie, Chemitypie, Ektypographie (Blindendruck) u. a.

Völlig verwelscht ist die Sprache der Gasthöfe. Das schöne deutsche Wort Gasthof ist fast verschwunden, es heißt Hôtel (ursprünglich dasselbe Wort wie Hospital). Der Wirt (Hôtelier) weist den ankommenden Gästen die betreffenden „Appartements" an, die man vermittelst des „Elevators" leicht erreichen kann, während der „Portier" die „Bagage" einstweilen in seine „Loge" einstellt. Das Mittagessen — pfui wie deutsch! das „Dîner" nimmt man in der salle à manger, wo man nach Belieben an der table d'hôte oder à la carte speist. Der Kaffee wird in dem anstoßenden Cabinet de lecture „serviert", wo man auch „dejeunieren" kann, während das „Souper" außerhalb des Hôtels in einem Café restaurant eingenommen wird, nicht nach der Speisekarte, sondern nach der carte à manger. Bei der Abreise verlangt man die Rechnung, man erhält eine Note, auf welcher Logis, Bougies, Service aufgezeichnet sind; zum Schlusse heißt es natürlich nicht „erhalten", sondern pour acquit.

In dem Erwerbswesen unserer Zeit spielen die neuen Erfindungen eine wichtige Rolle; wir leben ja in dem Zeitalter der Erfindungen. Natürlich zeigt sich auch hier das alte Übel, neue Erfindungen erhalten meistens fremde Namen. „Es ist fast soweit gediehen, daß kein Handwerker eine neue Erfindung macht, die er sich nicht von einem Schulmeister griechisch oder französisch taufen ließe. Und doch hat solchem fremden Worte ein deutsches, allerdings in der Geburt sofort erstricktes, zu Grunde gelegen, dessen Übersetzung das fremde ist. Darin liegt ja das Abscheuliche und Verwerfliche der Sache, daß wir, anstatt der eigenen Sprache, die

griechische, lateinische und sogar die französische bereichern" [1]). Zur Beobachtung dieser Unsitte bot die Hygiene-Ausstellung [2]) in Berlin im Sommer 1883 reichliche Gelegenheit. Da gab es eine neue „Fleisch-Solution" (Lösung), „Hylophilos-Pfropfmaschine", einen „Aërophor (Lüftungsvorrichtung); ein Feuerlöscher führte den Namen „Annihilator", ein anderer hieß „Extincteur". Ein Mittel gegen den Kesselstein wird „Lapidolyd" genannt, eine abscheuliche Zwitterbildung aus dem Lateinischen und Griechischen, und außerdem noch unrichtiger Weise mit d geschrieben statt mit t. Bei manchen solcher Neubildungen ist auch der Sprachkundige in Verlegenheit, was er sich darunter denken soll. Ein in neuester Zeit in den Handel gebrachtes Mittel gegen rote Hände heißt „Helioderm" = Sonnenhaut: man wendet also „Sonnenhaut" an gegen rote Hände! Oft begegnet man falschen Bildungen. Ein Haarfärbemittel heißt „Chromacome" [3]), es müßte aber wenigstens „Chromatokome" heißen. Ein Zahnwasser führt den Namen „Algontine"; jedenfalls soll es „Algodontine" = Zahnschmerzmittel heißen; ebenso falsch gebildet ist der Name eines Haarwuchsmittels „Glykoblastol"; häßliche Zwitterbildungen sind „Antisudin", ein Mittel gegen den Schweiß (griech. ἀντί, lat. sudor), „Krinochrom", ein Haarfärbemittel (lat.

[1]) Unsere Kriegskunstsprache unter dem Einflusse der Fremdwörterei, Leipzig 1873, S. 10.

[2]) Über die Namensform **Hygiene** oder **Hygieine** ist ein heftiger Kampf entbrannt. Namentlich Dr. P. Niemeyer ist mit großem Eifer für die letztere, dem Griechischen näher stehende Form eingetreten. In der That ist dies auch die empfehlenswertere; aber es ist darauf aufmerksam zu machen, was Niemeyer nicht beachtet hat, daß schon der alte Campe in seinem Verdeutschungswörterbuche Hygiene schreibt und daß von Campe an fast alle Fremdwörterbücher nur diese Form aufführen. Bekanntlich sind uns ja sehr viele griechische Wörter durch die Vermittelung des Französischen zugegangen. Meines Erachtens läßt sich die Streitfrage am besten so schlichten, daß man weder Hygiene noch Hygieine sagt, sondern **Gesundheitslehre** oder **Gesundheitswesen**. Selbst die Abkürzung „Gesundheitsausstellung" wäre besser gewesen als die in Berlin üblich gewordene Bezeichnung: „Hyänenausstellung".

[3]) Eberh. Richter, Das Geheimmittel-Unwesen, Leipzig 1872, S. 36. Auch die folgenden Proben sind diesem verdienstvollen Schriftchen entnommen. Man vergleiche noch von Zahnmitteln **Odontine**, **Sozodont**, **Elixir-antodontalgicum**, **Odonthalin**; andere Haarfärbemittel heißen **Melanogène**, **Nerin** (wahrscheinlich vom Italienischen nero) u. s. w. u. s. w.

crinis, griech. χρῶμα), ebenso das überall ausposaunte Geheimmittel „Revalescière" (offenbar vom lat. revalescere abgeleitet, mit einer französischen Endung), früher hieß dasselbe Mittel aber nicht besser „Revalenta arabica". Überhaupt stehen die Fremdwörter bei den Geheimmittel-Erfindern in höchstem Ansehen. Die Herren rechnen eben auf den Reiz des Fremden und hoffen dadurch um so mehr Gimpel zu fangen. In allen Zeitungen liest man jetzt von der „Liebautschen Regenerations-kur". In den Anpreisungen heißt es, daß diese Kur zwar kein Universalmittel und nicht „infaillibel" sein will, daß sie aber, wie zahlreiche Referenzen beweisen, mit außerordentlichem Erfolge angewendet worden ist. Sie „basiere" auf dem „Regenerator", einem „Präparat", „dessen Zusammensetzung für jeden seriösen Fachmann eine ebenso rationelle wie wertvolle (!) ist — wie man sich bei einem in der Brochüre genannten Depothalter informieren kann". Ebenso gerühmt wird als „Heil- und Präservativmittel gegen acute und chronische Gicht und Rheumatismus der Compensations-Extract von Karl Simon, „Erfinder des Restitutions-Fluid und Gründer der Fluid-Heilmethode". Was der Mann sich wohl unter Compensation und Restitution denken mag? Fremde Namen haben natürlich auch die 4 Mittel, mit welchen nach Dr. Airys Naturheilmethode mehr als anderthalb Hundert Krankheiten geheilt werden. Die Zeitschrift Daheim, die vor einiger Zeit darüber berichtet hat, erklärt, daß der Erfinder dieses menschheitbeglückenden Heilverfahrens Dr. Airy „nie und nirgends existiere"; natürlich sei auch dieser willkürlich gemachte Name einer fremden Sprache entnommen, auf deutsch würde er heißen: Dr. Luftig oder Dr. Windbeutel.

III. Fremdwörter in der Sprache der Behörden.

Die Vorliebe der höheren Kreise für das Französische und die Lateinbildung der gelehrten Stände haben beide einen großen Einfluß auf die Sprache unserer Behörden geübt. Dies lehrt schon ein Blick auf die Amtsbezeichnungen und Titel, mögen diese nun von weltlichen oder geistlichen Behörden verliehen sein.

Seine „Excellenz" der „Minister" steht obenan, der das „Porte-

feuille" der „Justiz" oder des „Cultus" verwaltet. Ihm folgen die „Departementschefs" und „Decernenten" im „Ministerium", und nun geht es die Stufenleiter der „Bureaukratie" abwärts zu den Direktoren, Sekretären, Assessoren, Referendaren, Kommissarien, Inspektoren, Aktuarien, Rendanten, Controleuren, Kalkulatoren, Revisoren, Rechnungs-Examinatoren, Registratoren, Assistenten, Kanzlisten, Expedienten, Diurnisten, Kopisten und Diätisten.

Bei den **kirchlichen** Behörden giebt es nur lateinische Amtsbezeichnungen: Konsistorial-Präsident und Vicepräsident, Superintendent oder Ephorus, Pastor primarius, Archidiakonus, Diakonus, Subdiakonus, und endlich cand. rev. min. (= candidatus reverendi ministerii). In der katholischen Kirche ist es ebenso. Der Bischof in Dresden führt beispielsweise folgende Titel: „Apostolischer Vikar, Bischof (= lat. episcopus) von Azotus, Administrator ecclesiasticus in der Sächsischen Oberlausitz, infulierter Prälat und Dechant des Domstifts St. Petri zu Bautzen, Loci ordinarius" (nach dem Dresdner Adreßbuch).

Manche deutsche Amtsnamen werden wenigstens mit fremden Ausdrücken zusammengesetzt; so das gute deutsche Wort **Rat**. Was giebt es nicht für Räte? Justizrat, Appellationsrat, Kriminalrat, Polizeirat, Legationsrat, Konsistorialrat, Vicariatsrat, Medicinalrat, Sanitätsrat, Etatsrat, Kollegienrat, Ökonomierat, Kommissionsrat, Kanzleirat, ja sogar Educationsrat, und ein launiges Schicksal fügte es, daß gerade der erbittertste Feind der Fremdwörter, Joachim Heinrich Campe, seiner Zeit zum **Educationsrat** ernannt wurde. Ähnlich, wie es in unserer Zeit einem der Hauptvorkämpfer für Sprachreinheit ergeht, dem „Staatssekretär für Post und Telegraphie Dr. Stephan, Excellenz", dessen voller Amtsname, seinen eigenen Namen eingeschlossen. in 6 Hauptwörtern 7 fremde Wörter enthält, nämlich 3 lateinische (Staat vom lat. status, Dr., Excellenz), 1 französisches (Sekretär), 2 griechische (Telegraphie und Stephan = *στέφανος* Kranz) und 1 italienisches (Post = ital. posta aus lat. positus, Standort = näml. der Pferde). Manche derartige Bezeichnungen lassen sich vortrefflich als Zungenprobe verwenden, wie etwa „Militärintendantursekretariatsassistent" oder die „Immediatjustizexaminationskommission". Österreich scheint besonders reich an solchen glücklichen Bildungen zu sein. Dort giebt es oder gab es wenigstens eine „k. k. Militärmontursökonomiekommissionskanzlei".

Digitized by Google

Doch die Amtsnamen sind es nicht allein, die uns in der Sprache der Behörden durch ihre fremdländische Form auffällig erscheinen — unser ganzes Staatswesen trägt in seiner äußeren Einrichtung den Stempel der Ausländerei an der Stirn. Wir haben eine „konstitutionelle Monarchie"; die Minister „contrasignieren" die Erlasse des „Souverains", wenn nicht eine „Cabinetsordre" erfolgt. Die „Deputierten" erhalten ein „Mandat", sie beziehen „Diäten" oder auch nicht, sie treten einer „Fraktion" bei, mag diese nun „konservativ, gouvernemental, liberal oder socialdemokratisch" sein. „Kommissionen" werden ernannt, „Adressen votiert" und durch „Deputationen präsentiert"; während der ganzen „Session" wird über den „Etat" oder das „Budget" „debattiert", „Amendements" werden eingebracht, „Interpellationen" an die Regierung gerichtet, Anträge werden „en bloc acceptiert", „Indemnität" wird erteilt, und so geht es auf gut deutsch weiter.

Eine wichtige Aufgabe unserer Behörden ist die Gesetzgebung. Auf diesem Gebiete hat die Sprachreinigung in der letzten Zeit glänzende Fortschritte gemacht. Die Neugestaltung unserer Rechtspflege durch die großen Reichsgesetze hat in geradezu überraschender Weise gezeigt, daß man auch auf deutsch recht gut Recht sprechen könne[1]). Aber nicht alle Behörden haben ihre neuen Gesetze und Verordnungen mit gleicher Sorgfalt ausgearbeitet; es werden noch immer viele entbehrliche Fremdwörter angewandt. So tadelt F. von Salpius in einem lehrreichen Aufsatze über die Verdeutschung amtssprachlicher Fremdwörter die deutsche Wechselordnung, da sie „ungemein viele, wohl ersetzbare Fremdwörter enthalte" (Preuß. Jahrb. 23, 356 f.). In der Verfassung des deutschen Reichs hat Salpius in 78 Abschnitten etwa 100 Fremdwörter gefunden (Herrigs Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen 49, 390), darunter viele entbehrliche. Um ein Beispiel aus neuester Zeit anzuführen, so kommen in dem „Reichsstempelgesetz vom 1. Juli 1881 unter anderen folgende Fremdwörter vor: Korporationen (Körperschaften), ausländische Effecten (Wertpapiere), resp. (beziehentlich), 5 pro Mille (5 vom Tausend), ad 1 (zu 1), Anmeldung in duplo (in doppelter Ausfertigung), 1. Sept. c.

[1]) Näheres darüber in der Einleitung zu meinem Wörterbuche von Verdeutschungen S. 48 u. 53 ff.

(dieses Jahres). Auch von Talons und Coupons ist noch die Rede, während die preußische Staatsschuldenverwaltung auf den neuerdings ausgegebenen Staatspapieren diese Ausdrücke ersetzt hat durch Zinsschein und Anweisung zur Abhebung der Zinsscheine. Übrigens überträgt das sächsische Bürgerliche Gesetzbuch vom J. 1863, das sich durch seine Sprachreinheit auszeichnet, den Ausdruck Talon kürzer durch Zinsleiste.

Manche Behörden können sich noch immer nicht von dem steifleinenen Kanzleistil der früheren Zeit losmachen. So lautet z. B. eine im J. 1882 erschienene Bekanntmachung des „Magistrats" (= Stadtrats) zu Görlitz folgendermaßen: „Am hiesigen Gymnasio wird zum 1. April 1883 die Stelle eines wissenschaftlichen Hilfslehrers vakant, welche mit einem Gehalt von 1800 Mark dotiert ist. Bewerber um diese Stelle, welche die Befähigung zum Unterricht in den alten Sprachen für alle Klassen des Gymnasii nachzuweisen vermögen, sollen ihre Zeugnisse — einreichen."

Daß es möglich ist, selbst bei dem sprödesten Stoff deutsch zu schreiben, beweist die königl. sächsische Verordnung vom 28. Dezbr. 1882 „die Sicherung der Schauspielhäuser gegen Feuersgefahr betreffend". Wir haben oben gesehen, daß gerade bei dem Bühnenwesen fast alle Kunstausdrücke aus dem Französischen genommen sind; trotzdem sind in diesem ziemlich umfangreichen Schriftstücke fast gar keine Fremdwörter gebraucht. Ausdrücke wie Coulissen, Dekorationen, Scenerie, Prospekt, Courtine, Gallerie, Konstruktion, Reparatur, Reservoir, Instruktion, Maschinerie, Bühnen-Requisiten, ventilieren, imprägnieren sind ersetzt durch Bühnenwände, Bühnenteile, Bühnenausstattung, Bühneneinrichtung, gemalte Hinterwand, Schutzvorhang, Rang, Bauart, Ausbesserung, Behälter, Dienstanweisung, Triebwerk, Bühnenbedarfsgegenstände, lüften, mit feuersicherer Masse durchtränken. Für Heizmaterialien heißt es „Heizstoffe oder Brennstoffe", für Protokoll „Niederschrift", für Hausinspektor „Hausaufseher". Etage, Parterre, Souterrain sind ersetzt durch Stockwerk, Erdgeschoß, Unterbühne. Statt „im Niveau des Podiums" heißt es „in der Ebene des Bühnenfußbodens". Dabei empfindet man nirgends einen Zwang, im Gegenteil macht die ganze Verordnung einen wohlthuenden Eindruck durch ihre Klarheit und Bestimmtheit. So ist z. B. das an sich mehrdeutige Wort Garde-

robe teils durch Ankleidezimmer (für die Schauspieler), teils durch Kleiderausgabe (für die Zuschauer) wiedergegeben.

Eine solche Feinfühligkeit des sprachlichen Gewissens sollte bei allen Behörden, die Gesetze oder Verordnungen zu erlassen haben, vorhanden sein. Derartige Schriftstücke werden außerordentlich häufig gelesen und besprochen und üben dadurch einen großen und nachhaltigen Einfluß auf die Sprache aus. Es ist ja Thatsache, daß gerade durch die Gesetzessprache eine große Menge von Fremdwörtern in das Volk eingeführt worden ist. Mit Recht sagt F. von Salpius in dem zuletzt erwähnten Aufsatze: „Ein Gesetzgeber, welcher in seinen Verordnungen ungelenke Wortfügungen verwendet, stellt hierdurch sich und seinem Volke in gewissem Sinne ein Armutszeugnis aus, ja man kann sagen, er versündigt sich an der Volksseele."

IV. Fremdwörter in der Kriegssprache.

Seit dem ruhmvollen Siege Deutschlands über Frankreich blickt die ganze Welt mit Bewunderung auf das deutsche Kriegswesen. Die Heereseinrichtungen Deutschlands werden überall als leuchtendes Vorbild angesehen und nachgeahmt, und sicherlich verdienen sie die uneingeschränkteste Bewunderung — nur nicht in sprachlicher Beziehung. Die deutsche Kriegssprache ist leider auch in ihrer jetzigen Gestalt noch immer ein trauriges Denkmal jener Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, wo französische Heere auf deutschem Boden sengen und brennen durften, wo Deutschland — was noch schlimmer war — geistig von Frankreich unterjocht war. Im 17. und 18. Jahrhundert ist unser Heerwesen, das im Mittelalter ganz Europa beeinflußt hatte, in sklavischer Abhängigkeit nach französischem Muster umgestaltet worden, seit jener Zeit ist unsere Kriegssprache so verwelscht, daß man unter 10 Wörtern kaum ein deutsches findet. Wohin man blickt, überall französische Ausdrücke. Französisch sind die Bezeichnungen der einzelnen „Chargen" vom kommandierenden General bis zum Seconde-Lieutenant, und weiter hinab zum Sergeant, Fourier, Tambour und Rekruten; es giebt ja lange Titel, in denen kaum ein deutsches Wort vorkommt, wie in dem

Digitized by Google

von H. Riegel[1]) angeführten „Premier-Lieutenant à la suite des Garde-du-corps-Regiments". Französisch sind die Namen der verschiedenen Verwaltungszweige, wie Sanitäts-Direction, Montierungs-Depot, Militär-Ökonomie-Departement, General-Inspektion des Ingenieur-Corps, Ober-Militär-Examinations-Kommission; daher auch die Titel Gouvernements-Auditeur, Fortifikations-Sekretär, Intendantursecretariatsapplikant. Französisch sind die Bezeichnungen der verschiedenen Truppengattungen, mag es im allgemeinen Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Pioniere, Train heißen, oder im einzelnen Gardes-du-corps, Grenadiere, Musketiere, Füsiliere, Kürassiere, Chevaulegers. Französisch sind die Namen der einzelnen Heeresabteilungen, wie Armeecorps, Division, Brigade, Regiment, Bataillon, Compagnie, Escadron, Batterie; Colonne, Tête, Avantgarde, Arrièregarde, Reserve-Detachement. Französisch sind viele Ausdrücke für Ausrüstungsgegenstände, wie Uniform oder Montur, Bajonett, Epaulette, Patrone, Lafette, Munition; französisch die Benennungen für den Festungsbau (Fortifikation), wie Fort, Lunette, Glacis, Rayon, Esplanade, Escarpe, Contre-Escarpe. Auf französisch müssen die Soldaten exercieren, avancieren, retirieren, chargieren, attaquieren, Carré formieren, tiraillieren, debouchieren, manövrieren, im Cantonnement bivouakieren, bombardieren, Revue passieren, bei der Parade defilieren.

Kein Wunder, wenn die Berichte von Schlachten und Belagerungen in der unangenehmsten Weise von Fremdwörtern wimmeln. E. M. Arndt führt in seiner Schrift „Über Völkerhaß und den Gebrauch einer fremden Sprache" eine lange Schilderung dieser Art an, aus der ich nur einige Proben geben will: „Des Feindes retraite war keine retraite, sondern eine komplette Flucht, ja eine Flucht en déroute; — sein linker Flügel appuyierte sich an einen See. Die Fronte desselben ward durch mehrere sumpfige Ravins gedeckt —. Der Plan, die Feinde aus ihren Positionen herauszumanövrieren, die wir mit größter Bravour von vorn nicht zu forcieren hoffen konnten, réussierte vollkommen —. Die Cavallerie hieb bald mit solchem Ungestüm ein, daß ihr choc alles terrassierte und der zersprengte Feind à la

[1]) In seinem trefflichen „Hauptstück von unserer Muttersprache", Leipzig 1883 S. 14.

Digitized by Google

débandade floh." Ist das noch deutsch? — Ich füge hierzu ein anderes Beispiel aus dem Jahre 1866, wo der Befehlshaber des österreichischen Heeres in Böhmen nach Wien berichtete: „Das débâcle des 1. Corps und der Sachsen nötigte mich auf Königgrätz zu repliieren" [1]).

Glücklicherweise ist auch hier ein Schritt zur Besserung gethan. Das Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg hat eine ziemliche Anzahl entbehrlicher Fremdausdrücke durch deutsche ersetzt, z. B. Ravin durch Thal, Lisière durch Rand, Saum, Umfassung, Tirailleur durch Plänkler [2]). Dies ist ein freudig zu begrüßender Anfang, freilich nur ein Anfang. Eine gründliche Heilung kann erst im Laufe der Zeit erfolgen, wenn man sich bei Neuordnung von Heereseinrichtungen zum strengen Grundsatz macht, alle entbehrlichen Fremdwörter zu vermeiden.

V. Fremdwörter in der Sprache der Wissenschaft.

Während wir beim Kriegswesen überall französischen Wendungen begegnen, werden wir durch die Sprache der Wissenschaft mit vollen Segeln in das griechisch-lateinische Fahrwasser hineingetrieben, — oder richtiger in das lateinische; denn fast alle griechischen Wörter in unserer Sprache sind uns erst durch Vermittelung des Lateinischen oder Französischen zugeführt worden. Man wird das Vorherrschen des Lateinischen auf diesem Gebiete begreifen, wenn man daran denkt, daß bis ins vorige Jahrhundert hinein die Sprache der Wissenschaft lateinisch war, daß noch jetzt die Wissenschaften fast nur lateinische Kunstausdrücke haben, daß auf unseren Mittel- und Hochschulen die lateinische Sprache gewissermaßen als wissenschaftliche Muttermilch eingesogen wird.

Der Knabe tritt in das Gymnasium ein. Vor versammeltem „Collegium" macht er sein „Receptions-Examen". Er kommt als „Ultimus" nach „Sexta" und wird nun von seinem „Ordinarius", dem ein „candidatus probandus" zur Seite steht, in die

[1]) Andere Beispiele s. in meinem Wörterbuch von Verdeutschungen S. 15 f.

[2]) In meinem eben genannten Wörterbuch sind diese Verdeutschungen des Generalstabs mit aufgenommen, bezeichnet durch Gst.; vgl. auch die Einleitung S. 50.

Digitized by Google

Geheimnisse des neuen Schullebens eingeführt. Während er bisher Schönschreiben getrieben, auf Schulbänken gesessen hatte und nach Ablauf des Winterhalbjahrs versetzt worden war, hat er es jetzt mit „Kalligraphie" zu thun, er sitzt auf „Subsellien", am Schlusse des „Wintersemesters" findet die „Translokation" statt in Verbindung mit einem feierlichen „Actus", zu welchem der ganze „Cötus" sich in der „Aula" versammelt. Mit Ehrfurcht blickt er auf die „Abiturienten" in „Prima", welche nach „Absolvierung" der üblichen „Klausuren" vor der „Kommission" ihr „Maturitätsexamen" machen müssen. Er führt ein „Diarium", schreibt „Extemporalien", „emendiert die korrigierten Scripta (Pensa, Exercitien, Specimina)", er muß deklinieren, konjugieren, konstruieren, Vokabeln memorieren und repetieren, deklamieren und recitieren. In den höheren Klassen kommt er zum Präparieren und Retrovertieren, treibt statarische und kursorische Lektüre, und da er gut zu kapieren scheint, so wird er günstig censiert, erhält eine Prämie und wird schließlich Decurio oder Primus und führt als solcher die Absentenliste, während sein früherer Nachbar, der in einer kombinierten Stunde bei dem vikarierenden Kollaborator Allotria getrieben hat, von der Synode (Konferenz) das consilium abeundi erhält und schließlich excludiert oder sogar relegiert wird.

Übrigens sind die lateinischen Bezeichnungen nicht überall dieselben. In Süddeutschland unterscheidet man „Komposition und Exposition" (Übersetzung aus der Muttersprache in eine fremde Sprache und umgekehrt), in Böhmen nennt man die Hefte „Theken", in Würtemberg schreibt man nicht Extemporalien, sondern „Prolocos"; dort nennt man auch die wöchentlich anzufertigende Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische oder Griechische „Hebdomadar", während man bei uns unter Hebdomadar den die Wochenaufsicht führenden Lehrer versteht.

Die meisten von diesen Fremdwörtern sind überflüssig; sie sind seit Jahrhunderten als unnützer Ballast fortgeschleppt worden und werden von der Jugend als „specimina doctrinae" begierig aufgenommen: es klingt ja alles so gelehrt, und diese Gelehrsamkeit ist so billig zu erkaufen! Indessen ist auch hier manche erfreuliche Neuerung zu verzeichnen. Die „Maturitäts-Examina" sind jetzt meist in „Reifeprüfungen" verwandelt, für Censuren sagt man vielfach „Zeugnisse", für Extemporale „Probearbeit". Die Allgemeinen

Digitized by Google

Vorschriften für die höheren Schulen in Elsaß-Lothringen vom 20. Juni 1883 zeichnen sich z. B. durch ziemliche Sprachreinheit aus. Da ist nicht von Korrigieren die Rede, sondern von „Verbessern", nicht von „Ordinarius", sondern von „Hauptlehrer", nicht von Censieren, sondern von „Beurteilen", es heißt nicht „Semester", sondern „Halbjahr".

Noch schlimmer als auf den Gymnasien ist das lateinische Fremdwörterunwesen auf den Hauptsitzen der Wissenschaft, auf den Hochschulen. An der Spitze der alma mater steht der Rector Magnificus oder Prorector mit dem akademischen Senate, neben welchem ein Curator oder Kanzler von der Regierung eingesetzt ist. Nun folgt der Procancellar, Dekan, professor publicus ordinarius und extraordinarius, der Honorarprofessor (der freilich kein „Honorar" erhält, sondern nur „der Ehren halber" Vorlesungen halten darf), der Privatdocent, der nach Abfassung einer Inaugural-Dissertation die venia legendi erworben und sich „habilitiert" hat, der lector publicus, der Quästor bis herab zum Pedell[1]). Die „Docenten" lesen in ihren „Auditorien" „Kollegien", die im „Lectionskatalog" angekündigt werden und zwar teils publica, teils privata; daneben halten sie Practicum, Seminar oder Societät, die Juristen Referier- und Decretierübungen, die Mediciner Clinicum. Die Studenten werden immatriculiert oder inscribiert, sie erhalten eine Matrikel[2]), schließen sich einer Facultät an und nennen sich nun stud. theol., stud. iur., stud. med. u. s. w. Bei den Polytechnikern, die diesen äußerlichen Formenkram möglichst getreu nachahmen, findet man auch die Bezeichnung stud. ingen., freilich ist kein Mensch im stande, das lateinische Wort anzugeben, das dieser Abkürzung für Ingenieurwissenschaft zu Grunde liegen soll. Nach dem triennium academicum, das jetzt meist ein quadriennium wird, bestehen sie das „Examen", zu welchem sich viele durch „Repetitorien" vorbereiten lassen; nun heißen sie „Kandidaten". Wer sich der „Promotion" unterzieht durch Abfassung einer „Dissertation" nebst curriculum vitae, wird rite zum Doctor „creïeret". Studenten, die ein testimonium paupertatis oder egestatis beibringen, erhalten

[1]) Pedell, mittellat. pedellus, bidellus, ahd. bital, abgeleitet von bitten = vorladen.

[2]) matricula von matrix, abgeleitet von mater = Mutter, Stamm, das öffentliche Stamm-Verzeichnis, Urkunde über den Eintrag in dasselbe.

Digitized by Google

„Beneficien" und „Stipendien", wofern das testimonium morum nicht ungünstig lautet.

Auch im gewöhnlichen studentischen Leben sind viele Fremdwörter zu finden. Die Verbindungen („Corporationen", „Corps") haben Senioren, Chargierte, Burschen[1]), Renoncen, aktive und passive Mitglieder, „Konkneipanten", ja sogar einen „Wichsier". Bei „Kommersen" wird ein „Präses" erwählt, die „Kommandos" lauten nach dem „Biercomment" silentium, ad loca, ad publicandum, exest commercium, incipit fidelitas u. ä.", man trinkt Schmollis und Fiducit[2]), man bringt manches Pereat und Vivat crescat floreat, bis die Stunde der „Ex-Kneipe" kommt, wo die Herren „Kommilitonen" gewöhnlich in der Stimmung sind, zu „kontrahieren", d. h. sich zum „Duell" herauszufordern. Infolge dessen treten sie auf die „Mensur"[3]), wo die „Paukanten", begleitet von ihren „Sekundanten", sich mit „Terzen und Quarten" „traktieren" zum „gaudium" der versammelten „corona".

Man sieht schon aus diesen Äußerlichkeiten, daß die ganze Luft, welche die heranwachsenden Vertreter der Wissenschaft atmen, durchsättigt ist mit lateinischen Bestandteilen. Dieselbe Erfahrung machen wir, wenn wir die einzelnen Wissenschaften betrachten. Unsere Gelehrten halten zwar nicht mehr Vorlesungen in lateinischer Sprache, aber die Kunstsprache der Wissenschaft steckt noch immer in dem Banne des Lateinischen. Und wenn neue Wissenszweige entdeckt werden, so bildet man nach der alten Sitte flugs wieder

[1]) Der Bursche, dasselbe Wort wie die Börse, aus mittellat. bursa = Beutel, Stiftungskasse zu gemeinsamem Unterhalt, zusammenlebende Genossenschaft, Studentenhaus. Aus der letzteren Bedeutung hat sich der jetzige Sprachgebrauch in ähnlicher Weise entwickelt, wie bei dem Worte Frauenzimmer, urspr. Frauengemach, und bei dem in der Studentensprache gebräuchlichen Worte „altes Haus" = älterer Student. Mittellat. bursa stammt aus dem griech. βύρσα = Fell, Leder. Vgl. Kluge, Etymol. Wörterbuch d. deutschen Sprache S. 44.

[2]) Schmollis aus dem lat. sis mihi mollis = sei mir gewogen, worauf die Antwort lautet: Fiducit, d. i. fiducia sit = verlaß dich drauf! Wenn Weigand (Deutsch. Wörterb. II 608) bei Schmollis an das niederländ. smullen = schlemmen denkt, so übersieht er, daß Fiducit als Antwort darauf gar nicht passen würde.

[3]) Mensur vom lat. mensura Maß, eigentl. der abgemessene Raum für die Kämpfenden, dann auch der Zweikampf selbst.

Digitized by Google

neue Fremdwörter wie Linguistik, Nationalökonomie, Sociologie oder Socialistik, Biologie, Demographie, Anthropogeographie (von Friedr. Ratzel 1882). Hierher gehört auch die allerneueste Wissenschaft (!), die Graphologie, die Kunst, aus der Handschrift die Eigenart eines Menschen zu erklären!

Selbst so junge Wissenschaften wie die Chemie machen davon keine Ausnahme. Man denke nur an die wahrhaft entsetzlichen griechisch-lateinischen Wortungeheuer, welche die Chemiker im Munde führen, — wofern sie nämlich die nötige Zungengewandtheit erlangt haben, — Wörter wie Toluolorthosulfiamid, Phenolmetabrombenzoat, Parabromorthobromacetanilid (Wiedemann, Annalen Beibl. Bd. 3, 850), Tetramethylammonquecksilberjodid, Kaliumisobutylxanthogenat (ebend. 3, 5). Wie schön klingt ein solcher Satz: „Das farblose Monäthyltetrabromfluorescein bildet sich neben dem Diäthyläther, wenn Jodäthyl auf Tetrabromfluoresceinsilber einwirkt" (Jahrb. der Erfind. 13, 429). Mir fällt dabei ein Verschen von Edwin Bormann ein mit der Überschrift: Nichts ohne Zöpfchen.

Er sprach beredt von Stoff und Kraft:
„Ja, Freund, gestehen Sie,
Die Krone aller Wissenschaft
Heißt heutzutag' Chemie!
Die schlichte Wahrheit ist ihr Ziel" —
Da präpariert' er g'rad
Methyläthylamylphenyl-
ammoniumoxyhydrat.

Wie es mit dem Deutsch der Heilkunde aussieht, ist bekannt. „Wollte Gott," sagt einmal Jean Paul, „ich verstände soviel Griechisch, wie der Stadtphysikus, der an seinem ganzen Leibe keinen deutschen Muskel und Knochen hat, sondern bloß griechische." Bis auf aqua destillata ist alles lateinisch; selbst wo wir die schönsten deutschen Ausdrücke haben, wählt man die fremde Bezeichnung, Sommersprossen sind Ephelides, Zwerchfell ist Diaphragma, Einspritzung Injektion, Verknöcherung Synostose. Für Erweiterung der Schlagadern sagt man Dilation der Arterien, für Salbe unguentum, und wenn das Volk auch unguentum Neapolitanum verdreht zu „umgewendeter Napoleon" und unguentum griseum zu „Unkengries", wenn es aus dem

emplastrum oxycroceum ein „Ochsenkrautpflaster" macht[1]), so bleibt es doch bei den lateinischen Namen: das verlangt die Würde der Wissenschaft! Ist doch vor kurzem erst ein Buch erschienen: Über Extraction der Zähne. Natürlich, wie könnte auch ein wissenschaftliches Werk vom Ausziehen der Zähne handeln! Aug. Fuchs (Zur Geschichte und Bedeutung der Fremdwörter S. 132) führt ein Werk über Augenheilkunde an, in dem gehandelt wird 1) von der Ophthalmoanthropologie, 2) von der Ophthalmhygiologie und Ophthalmhygiokomie, 3) von der Ophthalmonosologie und Ophthalmonosokomie u. s. w. In gelungener Weise wird die Vorliebe der Ärzte für Fremdwörter in der studentischen Erklärung des Begriffes Katzenjammer gegeißelt. Was ist Katzenjammer? „Ein durch superlative Absorbierung abundierender Fluidumsquantitäten procreierter abnorm-provisorischer Übergangszustand eines durch generelle Korporalmiserabilitätsschwäche afficierten Individuums, bei welchem die nach Normalbehaglichkeit aspirierende Naturkonstitutionsfähigkeit sich von der Stomachal-Cerebralpatientialität zu liberieren sucht."

Glücklicherweise fehlt es nicht an Ärzten, welche diesen Fremdwörtermißbrauch verurteilen und bekämpfen. Schon vor mehr als 30 Jahren hat Prof. Herm. Eberhard Richter in der Einleitung zu seinem „Organon der physiologischen Therapie" den Satz ausgesprochen: „Ich kann nimmermehr zugeben, daß das Kennzeichen der Wissenschaftlichkeit im Gebrauche von Fremdwörtern oder in einer undeutschen gespreizten oder schwülstigen Schreibweise bestehe. Unsere reiche Muttersprache bietet uns hinlänglich viel verständliche und unzweideutige Ausdrücke, um auch die meisten Errungenschaften der neueren Natur- und Heilkunde auf sachentsprechende Weise zu bezeichnen." In neuester Zeit ist Rudolf Virchow gegen die Mißbildungen in der Kunstsprache der Heilkunde aufgetreten. In einem trefflichen Aufsatze über Barbarismen in der medicinischen Sprache (Archiv für pathol. Anatomie Bd. 91, S. 1—11) macht er aufmerksam auf falsch gebildete Wörter wie tabetisch, luetisch (von lat. tabes, is, lues, is), fracturiert (gebrochen), fissuriert, (gespalten), rupturiert (zerrissen), die doch mindestens frangiert,

[1]) Andere höchst ergötzliche Entstellungen dieser Art s. bei Gust. Andresen, Deutsche Volksetymologie, S. 79 ff.

Digitized by Google

findiert, rumpiert heißen müßten, auf falsche Schreibweisen wie decrepid (lat. decrepitus), auf Zwitterbildungen wie Hypervolumen, Hyperextension u. a. Freilich berührt es merkwürdig, daß Virchow bei seinem rühmenswerten Eintreten für die Rechte unserer Muttersprache selbst eine Menge völlig überflüssiger Fremdwörter gebraucht. So rühmt er (S. 4) die englische Sprache wegen der „Facilität in der Bildung der Endigung der Adjectiva", er spricht (S. 5) von den „barbarischen, aber doch wieder zu einer bestimmten Gesetzmäßigkeit tendierenden Termini der Chemiker" u. s. w. Man sieht auch daraus, wie tief wir noch in der Fremdwörterei stecken.

Ähnlich ergeht es dem trefflichen Sprachforscher Heinrich Rückert, der in seiner Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache (II, 112 f.) Luther tadelt wegen seines Verhaltens gegen die Fremdwörter, die „damals mit einer gewissen brutalen Anmaßlichkeit der deutschen Sprache sich aufdrängten"; — Luther schreibe evangelion, im Plural evangelia, „aber den Genetiv evangeliorum mit seiner statiösen, sonoren Classicität hat er doch nicht über seine deutsche Zunge gebracht". Hat Rückerts deutsche Zunge bei der „statiösen, sonoren Classicität" sich nicht ein wenig gesträubt? S. 116 sagt er, Luther hätte die Sindflut der Sprachmengerei zurückstauen können, „die mit der Neoclassicität und der classischen Schulbildung, noch mehr aber mit der völligen Canonisierung des römischen Rechts — hereinbrach". Wenn doch Rückert so wenig Fremdwörter gebraucht hätte wie Luther!

Wir sind hiermit von dem Gebiete der Naturwissenschaft und Heilkunde bereits zu den anderen Wissenschaften übergegangen. Auch hier dieselbe Sprachmischung wie dort. Bei der Überfülle des Stoffes begnüge ich mich mit einigen Beispielen.

In der Besprechung eines Buches schreibt G. Gröber in der deutschen Litteraturzeitung v. J. 1882 S. 1459: „Er (der Verf.) bestimmt sein Buch für den großen Kreis allgemein Gebildeter, denen er durch — Mannigfaltigkeit der Erudition zu imponieren und bei dem er durch seine novellistisch konstruierte, inkohärente — Darstellung Eindruck zu machen sucht. Er ist ein Dilettant, der — ohne Bangen Sätze debitiert, wie —". In der „Inaugural-Dissertation" von Adalbert Schröter (Der Entwickelungsgang der deutschen Lyrik in der ersten Hälfte des 18. Jahrh.)

lesen wir S. 11 folgenden Satz: „Der Inhalt seiner Lyrik oscilliert zwischen den Polen ausgelassener Debauche und weinerlicher Reue, zwischen den Extremen toller Libertinage und kindlicher Gottesfurcht." Robert Pilger spricht in seinem verdienstlichen Buche über das Verbindungswesen auf Gymnasien S. 81 von einer „intellektuellen und moralischen Insufficienz". In der Habilitationsschrift L. von Schefflers „Über die Epochen der etruskischen Kunst" heißt es: „Die stilistischen und technischen Distinctionen, welche sich bei der Brunn'schen Kritik des hellenischen Kunstmaterials bewährt haben, sind auch für mich das einzige methodische Mittel geblieben, um in die historische Gruppierung der etruskischen Monumente Licht und Ordnung zu bringen." Der sonst so geschmackvolle Volkswirtschaftslehrer W. H. Riehl spricht in einem Aufsatze der Allgemeinen Zeitung von „Selbstfatierung von Besitz, Einkommen" — im Sinne von Selbsteinschätzung. Der frühere österreichische Handelsminister Prof. Schäffle schreibt in seinem Buche „Bau und Leben des socialen Körpers" (Tübingen 1875, Vorrede S. VI) von einem „Einblick in die sociale Function der Symbolik, der Tradition und der Kommunikation, d. h. in den eigentümlichen psychischen Mechanismus des socialen Körpers. Dieser Mechanismus ist das äußerste Substrat und Gegenbild der in den drei Projectionsformen collectiver Vorstellungs-, Gefühls- und Willensthätigkeit stattfindenden socialen Koordination der individuellen Empfindungs- und Bewegungsimpulse; er vermittelt die collective Sensation (Beobachtung), die collective Bewegungserregung (Exekutive) und die inneren Zusammenhänge des Collectivbewußtseins auf vollkommen reale Weise". Schäffle gewinnt auf diese Weise „die Elemente einer realistischen Social-Psychophysik und Social-Psychologie".

In der Philosophie ist man seit Hegels Zeiten an die schlimmste Mißhandlung unserer Sprache gewöhnt. In der neueren Zeit ist es besser geworden. Schopenhauer wird mit Recht wegen seiner Schreibart gerühmt, aber auch er, den seine Schüler als das Muster eines deutschen Schriftstellers hinstellen möchten, treibt mit den Fremdwörtern denselben Mißbrauch, wie seine von ihm so arg verketzerten Vorgänger. Dasselbe gilt von seinen Getreuen, Friedrich Nietzsche voran. Dieser geht in dem 1. Stück seiner

Digitized by Google

„Unzeitgemäßen Betrachtungen" mit David Friedrich Strauß scharf ins Gericht wegen seines „Lumpen-Jargons". Er spricht dabei die schönen Worte aus: „Wer sich an der deutschen Sprache versündigt hat, der hat das Mysterium aller unserer Deutschheit entweiht: sie allein hat durch alle die Mischung und den Wechsel der Nationalitäten und Sitten hindurch sich selbst und damit den deutschen Geist gerettet." Und wie sehr sündigt Nietzsche dabei selbst gegen unsere Muttersprache, indem er seine Ausführungen durch eine Menge überflüssiger, für viele unverständlicher Fremdwörter entstellt. In demselben Atemzuge nennt er Strauß „einen rechten satisfait unserer Bildungszustände (S. 15); er empfiehlt ihm S. 87, „eine Wendung in folgender Simplification sich vorzusagen" (soll heißen „Vereinfachung"); er beschuldigt ihn S. 88 einer schändlichen Gewaltthätigkeit, an der Sprache begangen, um einen Satz zu sparen oder zu eskrokieren" (franz. escroquer = ergaunern). Er spricht von Kopieen — mit unverschämten Indulgenzen an den Zeitgeschmack (S. 15), von einem inkurablen Optimismus (S. 40), von Simplicität des Stils (S. 72), von einer grenzenlosen Dilapidation unserer Sprache, von dem „widrigen Stil-Monstrum Gutzkow" (S. 77), von einem Defekt an Weisheit bei aller Affektation der Überlegenheit (S. 51). In demselben Aufsatze finden wir folgende Sätze: „Die Procedur besteht aus folgenden einzelnen Actionen" (S. 38); „er erfindet seinen kuriosen Privatglauben, um mit jedem andern Glauben dissentieren zu können" (S. 59). Besonders beliebt ist bei ihm ikonisch (von griech. εἰκών Bild), S. 15 spricht er sogar von „ikonischer Portraittreue des Gegenwärtigen."

In der Geschichtschreibung können wir jetzt mit Stolz auf manche hochbedeutende Werke hinweisen, die nicht nur mit wissenschaftlicher Treue, sondern auch mit künstlerischem Geschmack geschrieben sind. Und doch müssen wir auch hier die alte Klage über Fremdwörterei erheben. Von Theod. Mommsen ist bekannt, daß er mit einer gewissen Beflissenheit sich neumodischer Fremdausdrücke bei seiner Schilderung altrömischer Zustände bedient. Aber auch der Altmeister unserer Geschichtschreibung, der jugendliche Greis, der eine großartig angelegte Weltgeschichte als Abschluß eines langen forschungsreichen Lebens dem deutschen Volke schenkt, Leopold von Ranke, huldigt dieser Unsitte, nur daß er nicht

französische, sondern meist lateinische oder griechische, der alten Gelehrtensprache angehörige Fremdwörter einmengt. So lesen wir in seiner Weltgeschichte (2. Band, 1. Abteil.): „An den Confinien der Latiner und Sabiner" (= Grenzscheide) S. 7, „Die aus Alba deducierte Kolonie" (= weggeführte) S. 17, „Fulguralgottheiten" (= Blitzgottheiten) S. 22, „Die Konservation der höchsten Gewalt — ist die Handlung des Brutus, die seinen Nachruhm ausmacht" (= Erhaltung) S. 41, „es bricht ein populärer Tumult aus" (= Volksaufstand) S. 73, „T. Quinctius Flamininus vermied jede antipopuläre Tendenz" (= volksfeindliche Richtung) S. 300. Er braucht Senatskonsult für Senatsbeschluß, Superstition für Aberglauben, Population für Bevölkerung, Elevation für Erhebung, imminente Gefahr für drohende Gefahr, Poëm für Gedicht, Succeß für Erfolg, vom Mirakulosen abstrahieren statt vom Wunderbaren absehen. In der zweiten Abteilung schreibt er von der Exauctoration eines Führers (= Entfernung, Entlassung) S. 200, von turbulenten Faktionen (= unruhigen, aufrührerischen Parteien) des römischen Forums (S. 235), von der gefährdeten Inviolabilität der Tribunen (ein schreckliches Wort für das wohlklingende deutsche „Unverletzlichkeit") S. 279, von einer Politik der Clemenz (= der Milde) S. 353. Im 3. Bande liest man von Incompatibilität, Koincidenz der Intentionen, von einem affreusen Wetteifer von Pracht und Schamlosigkeit, von kombustiblen Materien in der Nähe des Circus u. s. f. Sonderbar ist es, daß Ranke nicht unterscheidet zwischen der Moment = Augenblick aus dem franz. le moment, und das Moment = wesentlicher Umstand, Beweggrund aus dem lat. momentum. Er schreibt II 1, 302: „dazu gesellte sich ein anderer militärischer Moment", S. 393: „ein wesentlicher Moment". Ein häufig von ihm gebrauchtes Wort ist Prästigium im Sinne des franz. prestige; aber dieses Wort kommt im classischen Latein gar nicht vor, dort heißt es praestigiae, arum.

Ich bin weit davon entfernt, diesen Ausstellungen einem Manne wie Ranke gegenüber, zu dessen Bewunderern ich mich selbst zähle, irgend welche Bedeutung beizulegen. W. Vischer sagt einmal: „Es kommt auf ein paar Nachlässigkeiten und Härten, auf ein Wärzchen nicht an, wenn nur der Satz rote Backen hat." Ge-

Digitized by Google

wiß mit Recht. Rankes Schreibart hat frische, rote Backen trotz der Silberlocken des Verfassers, aber — Wärzchen sind kein Schmuck, wäre es nicht besser, sie zu beseitigen?

VI. Fremdwörter im Zeitungswesen.

Das deutsche Zeitungswesen hat sich nach dem Muster des französischen entwickelt. Dieser Ursprung steht ihm noch deutlich an der Stirn geschrieben; Redacteur, Correspondent, Journalist, Feuilleton, Annonce, Entrefilet, Abonnement, Journal, Intelligenzblatt, Revue, officielle, officiöse, inspirierte Presse und ähnliche französische Ausdrücke erinnern nur allzudeutlich daran. Trotz der großen Fortschritte, die unser Zeitungswesen in neuester Zeit gemacht hat, ist leider die Fremdwörtersucht des vorigen Jahrhunderts mit bedauerlicher Zähigkeit festgehalten worden. Ich stimme nicht ein in das abfällige Urteil über das „elende Zeitungsdeutsch", wie es namentlich Schopenhauer und seine Schüler Nietzsche und Wolzogen fällen — man übersieht dabei, daß es früher weit schlimmer war, und daß es unbillig ist, bei Arbeiten für den Augenblick den höchsten Maßstab anzulegen; aber durchaus gerechtfertigt sind die allgemeinen Klagen über den übermäßigen Gebrauch von Fremdwörtern in den Zeitungen.

F. von Salpius erzählt in seinem oben erwähnten Aufsatze (Herrigs Archiv 49, 382) von einer deutschen Frau in Norwegen, die sich bitter beklagte, daß es ihr immer schwerer werde die Angelegenheiten ihres Vaterlands zu verfolgen, weil die öffentlichen Blätter von Jahr zu Jahr mehr unverständliche Fremdausdrücke aufnähmen. Und Riegel (a. a. O. S. 23) berichtet, daß den jungen deutschen Mädchen in den Erziehungsanstalten von Genf und Lausanne von ihren ausländischen Genossinnen die deutschen Zeitungen höhnisch unter die Nase gehalten würden mit der herausfordernden Frage, ob das die gerühmte deutsche Sprache wäre.

In der That steht die Fremdwörterei bei unsern Zeitungen in unerfreulichster Blüte.

Auch hier kann ich nur einige Proben geben. Bei Besprechung der „obligatorischen" Arbeiterversicherung (könnte man nicht einfach sagen „gesetzlichen" oder „gesetzlich vorgeschriebenen"?) schreibt die

Digitized by Google

Norddeutsche Allgemeine Zeitung am 27. Dezbr. 1881: „In Deutschland wird man sich nach wie vor darüber streiten, ob die nationale Opposition gegen die Freihandelsdoktrin englischer Handelsinteressenten nicht etwa die Furcht vor einer Reaktion oder vor einer Minderung der Prärogative parlamentarischer Koterien wachrufen wird." In der Einladung zum „Abonnement" auf die „Deutsche Warte" (Sept. 1882) versprechen die Herausgeber, „die Leser vom Turf in dem Sinne und in der Perspective au courant des actuellen Sports zu halten, die sie in der Probenummer — kennzeichneten". Bald nach Richard Wagners Tode erschien in den Zeitungen ein Nachruf, welcher folgenden Satz enthielt: „Ein Bismarck der Musik hat er eine eminente kulturgeschichtliche Mission. Denn rationalisierend nationalisierte er die entnationalisierte Kunst." Wenn das nicht geistreich ist, so ist es wenigstens „geistreichisierend", wie Eugen Zabel ebenso neu als undeutsch sagt[1]). Aber abgesehen von dem Inhalte, hatte der Schreiber dieses Satzes keine Ohren, um den widerwärtigen Mißklang dieser Worte zu vernehmen, hatte er keine Zunge, um sie sich bei dem Sprechen dieses Satzes auszurenken?

Dabei werden immer neue Fremdwörter geschaffen. Neben dem Panslawismus giebt es jetzt auch einen Panislamismus, jüdische Flüchtlinge aus Rußland werden repatriiert, die Juden selbst zu einer „Autoemancipation" aufgefordert, Auerbach spricht von einer „Intramuranhinrichtung" (d. h. Hinrichtung im Gefängnis), Joseph Kürschner wird in Rodenbergs Rundschau wegen seines editoriellen Geschickes gelobt, dabei wird ihm außerdem noch eine minutiöse Litteraturkenntnis nachgerühmt, wofür er sich schwerlich bedanken wird: denn minutiös heißt kleinlich, kleinigkeitskrämerisch. Wir haben die Fremdwörter Plastik, Plasticismus, sogar Plasticität, aber nicht genug damit, ein Schriftsteller schuf in der Montagszeitung das neue Wort plasticitieren, indem er von einem Schauspieler schrieb: „Herr Reusche plasticitierte den Berliner so drastisch wahr." Zu den

[1]) In seiner Schrift: Berthold Auerbach, ein Gedenkblatt 1882, S. 74: „Das tändelnde geistreichisierende Wesen der Frau, die es liebt, ihre Individualität wegzuwerfen, um sie dann geschickt wieder aufnehmen zu können."

tadelnswerten Neuerungen der Zeitungssprache gehört auch die immer häufiger werdende Verwendung von englischen Ausdrücken. Wenn dies bei Gegenständen des „Sportswesens“ und des Gewerbfleißes eher zu entschuldigen ist, so ist es doch unverzeihlich, wenn z. B. die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schreibt: „Es ist offenbar, die Konkurrenz dieser beiden Systeme muß uns als unfair erscheinen.“

Neben die neuesten Modeworte, wie actuell, sensationell, Velleität, die man fast in jeder Zeitungsnummer antrifft, ist auch das Eigenschaftswort kulturell zu stellen, eine falsche Bildung, denn französisch heißt es cultural. Ebenso falsch ist es, wenn der Dresdner Anzeiger v. 17. Mai 1883 schreibt: „Die Subsidie für den Emir von Afghanistan ist auf 120 Pfund Sterling bemessen“ (lat. subsidium, franz. le subside), falsch ist es, wenn es in demselben Blatte heißt: „Die konservative Partei wird den bisherigen Abgeordneten Herrn X. kandidieren“ — denn kandidieren heißt als Kandidat auftreten, nicht „einen Kandidaten aufstellen“. Falsch ist es, wenn in den Zeitungen von den disloyalen Elementen Irlands geredet wird — im Französischen giebt es kein solches Wort. Falsch ist es, wenn ein anderes Dresdner Blatt bei der Schilderung eines Schützenmahles sagt: „Das Menu ließ ebenso wenig wie der Wein zu wünschen übrig und ward gentil serviert“ —, denn man serviert die Speisen, nicht den Speisezettel. — Am 17. Dezbr. 1881 sprach der damalige Staatssekretär Scholz im Reichstage den Satz aus: „Es handelt sich um die vitalsten Interessen eines bedeutenden landwirtschaftlichen Nebengewerbs“ — entschieden unrichtig; denn es kann nur vitale Interessen geben, d. h. Lebensinteressen oder besser Lebensfragen; der Begriff Leben kann doch unmöglich gesteigert werden. Jetzt spielen die „vitalsten Interessen“ in den Zeitungen eine große Rolle.

Was man auf gut deutsch leisten kann, zeigen die „in Vitrinen elegant placierten Objekte“, welche Riegel auf der Nürnberger Ausstellung gefunden hat (a. a. O. S. 18) und der Satz einer Dresdner Zeitung, nach welchem das Programm der entschiedenen Socialisten in Frankreich lautet: „Revolutionäre Expropriation der kapitalistischen Bourgeoisie und Socialisation der Produktionsmittel.“

Manche Zeitungen scheinen auf ungewöhnliche Fremdwörter geradezu Jagd zu machen. Wollen sie sich vielleicht damit den Schein von Gelehrsamkeit geben? Am unangenehmsten berührt dieser Fremdwörterunfug bei schriftstellernden Frauen, die sich doch schwerlich mit ihrer gelehrten Erziehung entschuldigen können. Um auch diese Seite des Fremdwörterunwesens zu beleuchten, will ich im Folgenden den Hauptinhalt eines Aufsatzes wiedergeben, welchen Frau Hedwig Dohm unter der Überschrift: „Die Verkäuferin, eine Erziehungsfrage" in dem unterhaltenden Teile des Deutschen Montagsblattes veröffentlicht hat (abgedruckt in der Dresdn. Zeit. v. 3. Dezbr. 1880).

Die Verfasserin schildert darin „in didaktischer Gemütserregung" die Erfahrungen, die sie bei dem Einkauf eines Mantels, den sie „sehr nötig hatte", in einem der elegantesten Konfektionsmagazine Berlins hat machen müssen. Die Verkäuferinnen in „hochelegantem Kostüme" fragen nach ihrem Begehr, und als sie harmlos erklärt, ihr Genre sei das Einfache, bringen sie mit souveräner Indifferenz 4—5 Paletots von einer merkwürdigen Inferiorität und Vulgarität zum Vorschein, mit welchen „die Probiermamsell in Action tritt". Frau H. D. wünscht andere zu sehen. Da erlaubt sich die „gefärbte Blondine", von der sie „zum Glücke weiß, daß sie keine Duchesse ist", sie mit einem Lächeln von unglaublicher Frechheit zu ecrasieren und anzugähnen; mit einer „nonchalanten Vornehmheit" holt sie einen weiteren Paletot vom Riegel und auf eine Bemerkung der Käuferin beginnen „die imitierten Ladys (so!) hinter dem Ladentisch" auf das artigste zu grimassieren. „So nichtssagend nun dieses Ereignis nicht nur im socialen Leben Deutschlands, sondern auch in ihrer Privatexistenz war", so hält es doch Frau D. „der ethischen Kulturaufgabe der Menschheit für entsprechend", eine Veredelung der Ladenmamsells anzustreben, „die mit Suffisance den Käufern ihren Geschmack aufdrängen", Servilität gegen Vornehme zeigen, das übrige Publikum aber uneingedenk ihrer eigenen Inferiorität mit Impertinenz belästigen. Sie schlägt daher für diejenigen „hochrespektablen, ja distinguierten Damen", die gleich ihr schuldlos „zu den Parias der fashionablen, eleganten Bazare" zählen, die nicht durch resolute Sicherheit des

Digitized by Google

Wesens oder „chronische Einkäufe bei den Bazardamen reüssieren", ein Recept vor, für dessen exakte Wirkung sie sich verbürgt. Man weise sich durch reiche Toilette als Mitglied der eleganten Welt aus, „imponiere mit effektvollen Garderobestücken" oder suche sich eine „brillant kostümierte" Begleiterin aus, die im übrigen vulgär aussehen darf, und mit dieser „statiösen Staffage" mache man seine Einkäufe. Als Surrogat für reiche Toilette dient vornehmer Stand, um sofort „eine servile Gemütsstimmung des Dienstpersonals" zu bewirken, dasselbe erreicht man auch durch „voluminöse Einkäufe". Gestattet jedoch „die financielle Lage diese Taktik" nicht, so ergreife man die Initiative. „Behandle diejenigen, die Miene machen, dich en bagatelle zu behandeln, ein wenig en canaille; und wenn alle Stränge reißen, drohe mit dem „Chef". „Unverzüglich wird die Verkäuferin in folgende Reflexionen ausbrechen: Was? diese Dame — untersteht sich, mich in meiner fascinierenden Toilette und meiner Frisur von der hautesten nouveautés(!!), mich, die ich chik bin vom Scheitel bis zur Sohle, von oben herab zu behandeln, das muß ja eine ganz superiore Person sein."

In diesem Tone geht es weiter. Und das schreibt eine Frau, nicht etwa, wie man fast denken könnte, um damit die Fremdwörtersucht zu geißeln, sondern in vollem Ernste! Ein Münchener Witzbold meinte einmal, da die ausländischen Zeitungen steuerfrei, die einheimischen steuerpflichtig seien, so müßte den letzteren der vielen Fremdwörter wegen wenigstens ein Viertel der Steuer erlassen werden. Hat der Mann nicht Recht?

VII. Fremdwörter in schönwissenschaftlichen Schriften.

Leibnitz stellt in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" folgenden Satz auf: „Gleichwie in einem sonst schönen teutschen Gedicht ein französisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck sein würde, also sollte ich gänzlich dafür halten, daß in den Schreibarten, so der Poesie am nächsten, als Roman, Lobschriften — und summa, wo man nicht weniger auf Annehmlichkeit als Nothdurft und Nutzbarkeit

Digitized by Google

sieht, man sich der ausländischen Wörter so viel immer möglich enthalten solle." Wie würde er erstaunen, wenn er jetzt unsere schönwissenschaftlichen Schriften musterte, in welchen die Fremdwörter nicht als ein „Schandfleck", sondern weit eher als eine besondere „Annehmlichkeit" und Zierde angesehen werden. Selbstverständlich kann ich mich nicht auf das ganze weite Gebiet, das hierbei in Frage kommt, einlassen, ich beschränke mich auch hier auf einige Hauptvertreter der verschiedenen Richtungen.

Unter den älteren Romanschriftstellern, die namentlich das Leben der höheren Stände schildern, sind besonders Fürst Pückler-Muskau und Ida Gräfin Hahn-Hahn wegen maßloser Anwendung von Fremdwörtern zu tadeln. In den zahlreichen Büchern dieser beiden Schriftsteller wimmelt alles von französischen Ausdrücken; hier und da sind auch englische beigemischt. So gleich im Anfange der Tutti Frutti des Fürsten Pückler, aus denen ich einige Proben geben will: „Kleinigkeiten, angenehme whyms, nur von etwas kolossaler Dimension" I 115 (engl. whim = Grille, Absonderlichkeit; auch das Eigenschaftswort whymsical wird öfter von ihm gebraucht). I 151 lesen wir in der genannten Schrift: „Was etonnant ist, — die Bauern waren so klug, dies vollständig zu capieren." S. 269: petillierende Lebhaftigkeit. S. 282: Der Kaiser von Rußland entzückte Alles durch seine Affabilität. II, 109: „Herr von X. (so heißt der nouveau gentilhomme) hat die scabreusen Stellen seiner Ruine mit Geländer versehen. Daß aber diese garde-fous von Brettern gemachte Creneaux und Schießlöcher darstellen, — hat ihm kein guter Geschmack eingegeben." S. 117: dieser Trait überraschte mich. S. 213: ein Liebesschlag auf die Wange Fritzens folgte immediat darauf. S. 351: ich extasierte mich über das herrliche Schauspiel. III, 13: die insipideste aller Conversationen. S. 25: civilisierte Leute haben nicht mehr diesen sublimen Instinkt, sie sind unduldsam gegen Fadaisen. S. 109: sie coudoyieren den Adel u. s. f.

Dieselbe Neigung, einfache Dinge, die sich auf deutsch ganz gut sagen lassen, mit französischen Worten zu bezeichnen, finden wir bei der Gräfin Hahn-Hahn, aus deren „Gräfin Faustine" ich einige Beispiele auswähle.

Dort heißt es S. 130: Was alimentiert den Charakter,

Digitized by Google

wenn nicht Begeisterung? S. 143: eine Art von Berserker-Wut gegen alles, was bisher dominiert und primiert hat. S. 201: der Künstler ist éminemment strebend. S. 209: das wäre ganz hors de saison. S. 210: Sie sehen recht fatiguiert aus. S. 231: ich regrettiere im Grunde das Kanonen-Bombardement. S. 252: jetzt blieb ich in meiner primitiven Natur, aufrichtig, stolz, sauvage, unabhängig. S. 280: je älter man wird, desto mehr bedarf man der Excitation, der Bewegung, des Putzes, der Lichter, um schön zu sein; es wird eine factice Schönheit. S. 288: ich begehrte kein anderes Glück als ein foudroyantes. S. 303: — um zu beweisen, daß die superiorste Frau die liebenswürdigste ist. S. 303: — gedenke ich jener Tage, so wühlt die Erinnerung wie eine himmlische Harpye in meinem Herzen (erstens falsch geschrieben, man schreibt Harpyie, und zweitens welcher Unsinn: „eine himmlische Harpyie wühlt im Herzen!"). S. 317: Faustine, die sich nie in vaporöser Religionsschwärmerei verlor — u. s. w.

Man glaubt in der That die Barone Strudelwitz und Prudelwitz des Kladderadatsch zu hören, wenn man dieses französisch-deutsche Kauderwelsch liest. Vielleicht wird man mir einwenden, diese Art von Romanen habe sich überlebt, die jetzigen Schriftsteller hätten anders zu schreiben gelernt. Gewiß ist das der Fall. Daß aber auch jetzt Lebende auf diesem Gebiete Unglaubliches zu leisten im stande sind, will ich an dem Beispiele eines ganz neuen Schriftstellers erhärten. Max Nordau, der Verfasser der berüchtigten „Konventionellen Lügen" und mehrerer Schriften über französische Zustände schreibt in seinem Buche „Paris unter der dritten Republik" (1. Aufl. 1880) S. 50: Die Mittelmäßigen lieben nichts so sehr als remorquiert zu sein. S. 52: — Frankreich befindet sich unter dem Regime des vernünftigen Egoismus unvergleichlich besser als unter dem Regime generöser Expansion (was soll das heißen?). S. 161: vulgus vermag die delikaten Nuancen der Kultur-Elite nicht aufzufassen. S. 166: Die republikanischen Abgeordneten fühlten sich nicht geehrt durch die Anwesenheit bejahrter Schönheiten, die oben auf den Galerien mit den Fächern rasselten, laute Konversation führten, insolent lachten und affektiert minaudierten. S. 250: Eine Première ist in erster Linie nicht ein Fest

der Litteratur, sondern ein Fest der fashionablen Badauderie. S. 312: Préault liebt es, Leute durch eine paradoxe und geistreiche Boutade zu verblüffen. — Nordau nennt die Romane Daudets „politisch tendentiös (doch wohl tendenziös?) und actuell". (S. 136.) Er spricht von einem insipiden Liede, von einem degagierten Jungen, von violentem Müßiggang, von einem illustren Kräutler, von der geräuschvollen Popularität der Hörsäle und Estaminets —, von dem Prestige, das die Première ihren Habitués verleiht u. s. f. Nach meiner Berechnung stehen auf jeder Seite dieses Buches durchschnittlich 14 Fremdwörter!

Aber Nordau gehört nicht zu den Größen unserer Schriftstellerwelt. Vielleicht herrscht reinere Luft auf den Höhen? Allerdings — wir haben eine Reihe trefflicher Schriftsteller, die ihren Beruf als deutsche Schriftsteller hoch halten, die sich ihrer Pflichten gegen die Muttersprache bewußt sind. Wir haben aber auch hochbegabte, geistvolle Schriftsteller, die sich in dieser Beziehung unbegreifliche Nachlässigkeiten zu schulden kommen lassen. Ich nenne hier namentlich Friedrich Spielhagen und Karl Hillebrand.

In Spielhagens Sturmflut kann man im 1. Bande folgenden Satz lesen: „Der Baron wollte eine andere matriomoniale Diät versuchen" — S. 268. Er spricht dort von den Kindern eines Generals (S. 271), „welche ihrerseits in den Genuß des aliquoten Teils der Revenuen der zweiten Hälfte succefsive treten sollten mit erlangter Volljährigkeit, respektive die Töchter bereits vor erlangter Volljährigkeit". II, 87 heißt es: „Ich hatte nur eine Erklärung dafür gefunden, daß Du unter dem Schleier einer fingierten Gleichgültigkeit, ja Rücksichtslosigkeit gegen den Grafen das kleine Faible, welches Du für ihn gefaßt, cachieren wolltest." In „Angela" spricht Spielhagen I 25 von einer Kinderstuben-Scene, „die mir im Speisezimmer vor ein paar Dutzend Menschen deplaciert schien", S. 138 von dem talentvollen Sohn eines substantiellen Gutsbesitzers; S. 189 lesen wir: „ich ließ den Gecken stehen, der mir überdies eine Abomination ist"; II 302: „die disreputierlichen Dinger". In „Ultimo" begegnen wir folgendem Satze: „aber ich vergesse, daß ich zu einem matter-of-fact-man spreche, der mit solchen Expectorationen wenig anzufangen weiß" (S. 99). — Noch schlimmer treibt es

Digitized by Google

Spielhagen in seinen kunstwissenschaftlichen Abhandlungen. In einem Aufsatz in Westermanns Monatsheften (Mai 1883) über „Produktion, Kritik und Publikum" — schon die Aufschrift ist vorbedeutend — kommen außerordentlich viele Fremdwörter vor. Gleich im Anfange lesen wir den Satz: „es giebt eine Minorität der Producierenden, eine Majorität der Konsumierenden". Wie häßlich klingt das! und wie unnötig sind diese schwerfälligen Worte! „Es giebt eine Minderheit von Schaffenden, eine Mehrheit von Genießenden." Klang ihm das vielleicht zu gewöhnlich? Wir lesen weiter S. 253 von dem Berufskünstler, „der immer nur einen aliquoten Teil seiner Intention verkörpert findet". Auf der folgenden Seite spricht er über die homerischen Dichter: „Es waren Dichter ersten Ranges, von ihren Konkurrenten und dem Gros des Publikums gerade so weit geschieden, wie Shakespeare oder Goethe von ihren Konkurrenten und der Masse ihres Publikums —". Wie geschmacklos bei dem altehrwürdigen Homer von einem „Gros des Publikums" und „Konkurrenten" zu sprechen! S. 257 lesen wir weiter von dem „Reiz der Unterhaltung, der aber für sie keiner war, außer im Stadium des Überreizes, des excitement" — wieder ein neues Fremdwort, das noch in keinem Fremdwörterbuch steht, eine neue Bereicherung unserer armen Sprache! Und welch neuer Begriff liegt in diesem Worte? excitement ist aus dem Englischen entlehnt und bedeutet „Anregung, Aufregung, Antrieb, Reizung". Es drückt also weniger aus als das vorausgehende „Überreiz", während doch offenbar der Begriff gesteigert werden sollte. — S. 261 steht folgender Satz: „Doch lassen wir die ominösen Fragezeichen — stehen und konstatieren wir einfach, daß von einem Kritiker unbedingt zu verlangen, er solle seinen Kursus der Ästhetik — rite absolviert haben, speciell in der Theorie derjenigen Kunst, welche das Substrat seiner Untersuchung ist, gründlich zu Hause sein." S. 263: „Das Publikum in seiner vorhin von uns geschilderten kaleidoskopischen Buntheit, seinen Neigungen, Sympathieen, Antipathieen, wahren Bedürfnissen, falschen Appetiten, seiner gesunden Stabilität und nervösen Launenhaftigkeit." — Mit einer gewissen Vorliebe wählt Spielhagen oft recht entlegene Fremdausdrücke, wie wenn er in demselben Aufsatze (S. 254) von den „halkyonischen Tagen der Poesie" spricht. Wie viele seiner

Digitized by Google

Leser werden wissen, was sie unter halkyonischen Tagen zu verstehen haben? Und auch mancher, der sich auf die anmutige Erzählung von Alcyone und Ceyx in Ovids Verwandlungen besinnt, mancher, der weiß, daß ἀλκυών im Griechischen Eisvogel bedeutet, wird trotzdem in Verlegenheit sein, wie er jenen Ausdruck erklären soll. Er bezieht sich auf eine wenig bekannte Sage, daß nämlich das Meer während der Brutzeit der Eisvögel im Winter frei von Stürmen sein soll.

Ist es nicht Spielhagen seinem schriftstellerischen Rufe schuldig, strenger auf die Form seiner Darstellung zu sehen[1]? Würden nicht seine Ausführungen weit klarer und eindringlicher sein, wenn er seine Gedanken deutsch, d. h. volksverständlich, deutlich ausdrückte? Auch Walter Bormann, der vor kurzem in der Allgemeinen Zeitung (1883 S. 2827) Spielhagens „Beiträge zur Theorie und Technik des Romans" sehr günstig beurteilt hat, gesteht bei allen Vorzügen dieser Schrift einen Vorwurf nicht verschweigen zu können, den er gegen die Schreibweise Spielhagens auf dem Herzen habe. „Der maßlose Gebrauch von Fremdwörtern in vorliegendem Buche ist desto unerquicklicher, als dadurch die Reinheit und der Adel und, wie ich meine, sogar die Klarheit einer Darstellung getrübt wird, welche ihre reichhaltige Belehrung im übrigen in so beredter Weise darbietet."

Neben Spielhagen habe ich Karl Hillebrand als einen Hauptvertreter der Fremdwörterei genannt. Auch er ist ein geistreicher Schriftsteller, ein kenntnisreicher Gelehrter, aber er scheint zu lange in Frankreich gelebt zu haben. Man könnte auf ihn die Worte anwenden, die Lessing in den Litteraturbriefen gegen Wieland schleudert: „Und die Sprache des Herrn Wieland's? — Er verlernt seine Sprache in der Schweiz. Er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Wörtern vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern." Ich wähle die Belege für diese Behauptung aus seiner Schrift „Wälsches und Deutsches", Berlin 1875. Dort heißt es S. 44: „Papst Alexander VI, der ewig junge Dandy — ist nicht nur ein vollen-

[1]) Überhaupt läßt sich Spielhagen in seiner Schreibweise oft gehen. In Angela II 112 kann man z. B. den Satz lesen: „Gehen Sie mit hinein?" Ich danke, sagte Herr Sybolt kurz. „Dann also bis auf bei Tisch!"

Digitized by Google

beter Komödiant und poseur, sondern auch ein guter Christ, trotz eines belgischen zouave pontifical oder eines französischen Legitimisten aus dem Jockeyclub." S. 210: „Diese Ideen nur ins Unendliche variierend — sie in bis zur (!) Tautologie gehenden Pleonasmen zu wiederholen, sie mit allen sich dem Schreibenden darbietenden Bildern oder Analogieen zu illustrieren, war Gervinus' eigentliche Thätigkeit." S. 236: „Wenn man de parti pris solche Thatsachen ignoriert, ist es zu verwundern, daß man am Ende so weit kömmt — zwischen der aristokratischen Monarchie und der demokratischen Republik, dem Einheitsstaate und dem Bundesstaate eine vollkommene Analogie zu stabilieren!" S. 238: „Das voreilige Generalisieren, welches den Fonds von allem politischen Raisonnement bei Gervinus ausmacht" —. S. 340: „— nicht ohne die obligate Diatribe in Jahn'schem Stile gegen die Verwälschung unserer Generation anzubringen." — Seine genaue Kenntnis des Französischen verleitet ihn manche Fremdwörter in einer Form zu gebrauchen, die bei uns nicht üblich ist. Wir sprechen von paradoxen Behauptungen, er spricht von einer paradoxalen Haltung S. 311. Wir sagen für „Nützlichkeitsstandpunkt" Utilitarismus, Hillebrand dagegen Utilitarianismus. Statt „in Verruf bringen" sagt man gewöhnlich „in Mißkredit bringen", — freilich eine schlechte Bildung —, er schreibt das bei uns ganz ungebräuchliche „in Discredit bringen". Sensation gebrauchen wir jetzt im Sinne von „Aufsehen" (Sensation erregen), er nennt die Sprache „ein Zeichen der Gefühle, Sensationen und der Dinge". Wir haben die Fremdwörter Polemik, polemisch, polemisieren: er bereichert unsere Sprache mit dem neuen Fremdwort Polemist S. 294. Er bildet das unschöne Eigenschaftswort plebiscitarisch „mit parlamentarischem und plebiscitarischem Decor in Scene setzen" S. 347. Es kommt ihm auch nicht darauf an, gelegentlich ganz neue Wörter zu erfinden, wie wenn er Gervinus ein „amplifikatorisches Talent" nennt. Das Wort amplifikatorisch ist in keinem Fremdwörterbuche zu finden; es ist eine Hillebrandsche Neubildung mit dem Vorzug, möglichst unklar zu sein. Ungewöhnliche Fremdwörter erfreuen sich bei ihm besonderer Bevorzugung: „auf diesem Boden angehäuften Detritus", S. 42, Filiation der Ideen S. 227, Heterogeneität unserer

politischen Bildung S. 345 (auf deutsch „Ungleichartigkeit"), Proprietät der Ausdrücke S. 365 u. s. w.

Wenn Hillebrand in demselben Buche sagt, man könne den „stilistischen Wert unserer Schriftsteller an dem Maßstabe ihrer Kenntnis des Französischen bemessen" (S. 345), so dürfte sein eigenes Beispiel ihm schwerlich Anhänger für diese „paradoxale" Behauptung gewinnen. Jedenfalls hat er am wenigsten das Recht, über Mißhandlung unserer Sprache durch unsere Schriftsteller so harte Worte der Verurteilung zu schreiben, wie er dies in genannter Schrift thut.

An den Schluß meiner Strafpredigt gegen die Verwelschung unserer Sprache stelle ich einen Schriftsteller, der alle übrigen in der Anwendung von Fremdwörtern überbietet, der geradezu schwelgt in fremdländischen Ausdrücken und zugleich zeigt, wie Unklarheit des Denkens sich gerne unter dem Deckmantel hochtrabender Fremdwörter versteckt, ich meine Bogumil Goltz. Goltz ist ein feiner Beobachter der Menschennatur, namentlich der weiblichen Eigenart, er hat bei seinen Vorlesungen vor etwa 20 Jahren mit Recht großen Beifall gefunden, aber seine Schriften sind wegen ihrer widerwärtigen Sprachmengerei kaum zu lesen. In seinem Buche „Zur Physiognomie und Charakteristik des Volkes" habe ich auf 10 Seiten von mittlerer Blattgröße 164 entbehrliche Fremdwörter gefunden, in der Schrift „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen" gleichfalls auf 10 Seiten 184 und bei einer zweiten Stichprobe 210 Fremdwörter!

Einige Beispiele aus der letztgenannten Schrift mögen dies veranschaulichen. Dort heißt es S. 18: „Die Frauen zeigen intuitiven, factischen, punctuellen, aber fast nie grammatischen, logischen, mathematischen, abstracten und strategischen Verstand". S. 117: „Die Französin menagiert und konserviert sich besser als die Frauen in Italien und vollends in Spanien, aber nur, weil ihr wenig plastische und divinatorische Natürlichkeiten zu verwalten übrig geblieben sind (!). Das bißchen Leidenschaft an einer Französin wird mit Konvenienz, Lectüre, Komödien, Reminiscenzen und blasiertem Esprit so durchsetzt, wie der französische Tischwein mit Wasser." S. 118: „Die Französinnen zeigen viele Accente des Charakters (?), viele Präzisionen (!) und Energieen (!)

Digitized by Google

des Verstandes —: aber diese Emphase der Französin, — ihre kalt destillierte Begeisterung, die in Phrasen explodiert und Stellungen vor dem Spiegel probiert; ihre Occupation des Haus-Regiments, ihr vorherrschend aktives Wesen, ihre Initiativen und Intriguen in den delikatesten Verhältnissen verschulden eben ihre weibliche Unnatur.“ S. 128: (der Mann) „expliciert, demonstriert, daß es eine Art hat; — er accentuiert den casus quaestionis mit aller möglichen Mimik und logischen Emphase.“ S. 121: „Das Damen-Genre aristokratischer Polinnen besteht in einer halb natürlichen, halb affektierten, etwas lasciven Grazie, deren Element weniger der französische Esprit, als vielmehr ein phantastisches, melancholisch-sanguinisches Pathos zu sein scheint, welches nur auf Augenblicke effektiv plastisch wird.“ S. 158: „Hinter all der pretentiösen Façon und Eleganz ist weder ein materielles, noch ein geistig solides Fundament.“ — Auch Goltz sucht unsere Sprache durch Einführung neuer Fremdwörter zu bereichern. Er spricht von einem vigoureusen Mädchen, von opaken Farben, von einer malpropren Verwandtschaft, von einer desorientierten Frau, von versatiler Praxis. Andere Wörter bildet er selbst in willkürlicher Weise, wie „contenancierte Frauen“; statt tellurisch sagt er „tellu-ristisch; von dem französischen tapisser bildet er tapissieren. Andere Wörter schreibt er falsch, wie abfexieren statt abvexieren, oder er gebraucht sie in unrichtiger Bedeutung. So sagt er von den Frauen, sie könnten „gegen Dienstboten nicht hart und disciplinar genug sein“ (S. 176); aber disciplinar (franz. disciplinaire) heißt „zur Zucht gehörig“, es müßte disciplinant heißen. Überhaupt scheint er über die Bedeutung mancher Fremdwörter, die er mit Vorliebe anwendet, sehr unklare Vorstellungen zu haben. Was soll man sich z. B. bei dem Satze denken: „Wir scandieren in unseren Herzen das Leben und Wirken Luthers und Huttens, wie Schillers und Fichtes und fühlen an diesen Genien den sittlichen Rhythmus des deutschen Volks heraus“ (S. 22). Wir scandieren Verse, aber nicht das Leben unserer großen Männer, und was soll „der sittliche Rhythmus des deutschen Volks“ sein? Bei ihm giebt es auch einen Rhythmus des Charakters, des Herzens, des Kopfes, des Ver-

standes. „Es erhebt sich," so lesen wir S. 25 von den Frauen, „ein dämonischer Geist, ein Rhythmus der Leidenschaft, des Eigenwillens, des Widerspruchs, des Jähzorns, der sich in den schneidendsten Accenten austobt und mit seinen Cäsuren das ganze Gewebe der Liebe und Liebenswürdigkeit wie mit Messern zerschneidet." — Also der Rhythmus des Jähzorns tobt sich in den schneidendsten Accenten aus und zerschneidet mit seinen Cäsuren ein Gewebe — das ist nicht nur unklar, das ist geradezu Unsinn!

Ein wenig erfreuliches Bild hat sich vor unsern Augen entrollt. Wohin wir unsern Blick gerichtet haben, überall Fremdwörter über Fremdwörter! Und dabei ist der Stoff, wie der Verfasser nur zu gut weiß, durchaus nicht erschöpft, manche Seite des Fremdwörterunwesens ist nur flüchtig, manche gar nicht berührt. Kann man sich da wundern, wenn die Franzosen spöttisch die Achsel zucken über dieses Deutsch, ce style à moitié français, qui passe aujourd'hui pour de l'allemand?[1]) Scheint es nicht, als ob der Baum der deutschen Sprache unter der erstickenden Umklammerung dieser üppigen Schmarotzer verkümmern müßte?

Und doch brauchen wir nicht für die Zukunft unserer Sprache zu bangen. Wenn es auch noch recht schlimm steht um die Reinheit unserer Sprache, wie die vorstehenden Ausführungen zur Genüge zeigen, so haben wir doch den Trost, daß es gegen früher nicht schlechter, sondern entschieden besser geworden ist. Denn so viel ist klar: Die Zeit der Fremdwörterherrschaft ist vorüber, sie ist vorüber, seit die Deutschen sich von dem Drucke Frankreichs befreit haben in dem geistigen Ringen des vorigen Jahrhunderts wie in dem doppelten Riesenkampfe unseres Jahrhunderts. Deutschland besinnt sich auf sich selbst. Je mehr der Deutsche seines Volkstums sich bewußt wird, je mehr er wohlberechtigten, vaterländischen Stolz über die Ruhmesthaten seines Volkes auf geistigem und weltlichem Gebiete empfindet, um so eher wird er diese Überreste ehemaliger Knechtschaft von dem Leibe seiner

[1]) Revue critique v. J. 1873 I 92 Anm., vgl. Rud. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht, S. 154.

Digitized by Google

schönen, reichen Muttersprache abschütteln. Wenn auch noch immer einzelne Glieder unseres Volkes dem Götzen der Ausländerei ihre Opfer darbringen, — die öffentliche Meinung hat sich gegen die Fremdwörter erklärt, und darin haben wir eine Gewähr, daß wir doch endlich den Sieg erringen werden. Wir sind auf dem richtigen Wege — mögen wir ihn nicht verlassen! Wenn wir alle in Haus und Schule, in Staat und Kirche, in Wort und Schrift unserer Pflichten gegen die Muttersprache eingedenk sind, wenn unsere Behörden fortfahren, mit gutem Beispiele in Reinerhaltung der Sprache voranzuleuchten, wenn unsere Schriftsteller sich um die Wette bemühen, deutsch zu denken und deutsch zu schreiben, dann können, dann müssen wir siegen. Luther nennt die Sprache die Scheide, darinnen das Schwert des Geistes steckt: sorgen wir dafür, daß Schwert und Scheide fleckenlos und blank sich auf unsere Nachkommen vererben zu Ehren des deutschen Namens!

Digitized by Google

Inhaltsübersicht.

		Seite
Einleitung		3
I. Fremdwörter	im gewöhnlichen Leben	10
II. "	in Kunst, Handel und Gewerbe	28
III. "	in der Sprache der Behörden	37
IV. "	in der Kriegssprache	41
V. "	in der Sprache der Wissenschaft	43
VI. "	im Zeitungswesen	53
VII. "	in schönwissenschaftlichen Schriften	57
Schluß		66

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band X. Heft 2.

Glauben und Wissen,

Glaube und Leben.

Von

E. G. Steude.
Lic. theol.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1884.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Goethe hat den Konflikt des Unglaubens mit dem Glauben das eigentliche, tiefste und einzige Thema der Weltgeschichte genannt, „dem alle übrigen untergeordnet sind". Gegenwärtig gelten vielfach Unglaube und Wissen, Nichtwissen und Glauben als gleichwertig, Glauben und Wissen für unausgleichbare Gegensätze. Ungläubige berufen sich auf die Wissenschaft, um ihren Unglauben zu begründen und zu entschuldigen; Gebildete behandeln den Unglauben wie eine notwendige Folge wissenschaftlicher Bildung; Gläubige haben eine gewisse Scheu vor der Wissenschaft und ihren Vertretern als verdächtig, den Unglauben zu fördern, dem Atheismus zu huldigen. So ist jener uralte Konflikt des Unglaubens mit dem Glauben auf's Neue entbrannt und bewegt durch die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er auftritt, das gesammte Volksleben. Denn das ist die Art unsrer Zeit, daß die Gegensätze möglichst geschärft werden, daß alle Fragen des Lebens zu einer prinzipiellen Auseinandersetzung treiben. Dieser allgemeine Charakter der Gegenwart hat sich auch unsrer Frage aufgeprägt und ihr zumal.

Wenn auch nicht ausschließlich eine Frage der Gegenwart, sondern so alt wie die Selbständigkeit der Wissenschaft, ja im Grunde so alt wie der Zweifel des menschlichen Verstandes, ist die Frage nach dem Verhältnis von Glauben und Wissen doch zur Zeit eine besonders lebhaft und prinzipiell erörterte geworden. Hauptanlaß dazu ist der mächtige Aufschwung der exakten Wissenschaften während der letzten Jahrzehnte gewesen. Diesen Aufschwung aber verdanken die Wissenschaften derjenigen Methode der Forschung, welche sie zu der ihrigen gemacht haben, und durch welche sie überhaupt erst von der aristotelischen Scholastik und naturphilosophischen Spekulation frei und exakte Wissenschaften geworden sind. Man nennt sie die inductive Methode, gemäß welcher der Forscher von einem er-

fahrungsmäßig gegebenen Objekte ausgeht, dieses mit aller nur möglichen Sorgfalt beobachtet, um es kennen zu lernen, und erst nach dieser grundlegenden Arbeit von dem Einzelnen zur Mehrheit, von der Mehrheit zur Allgemeinheit fortschreitet, um allgemeine Regeln, Naturgesetze, aufzustellen.

Diese Methode und die durch sie gewonnenen Resultate erweitern das Gebiet des menschlichen Wissens, geben ihm objektiven Wert und erheben es zu einer Machtstellung, wie sie bisher nicht erreicht und auch nicht möglich war. Dazu kommt, daß durch die mannigfache und fruchtbare Anwendung der Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in der Praxis, durch Popularisierung der wissenschaftlichen Ergebnisse in gemeinverständlichen Vorträgen und in Aufsätzen weit verbreiteter Zeitschriften und viel gelesener Zeitungen und durch Einführung und Erweiterung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes in den Schulen die Bedeutung exakter Wissenschaft und der Wert des Wissens an sich und für das Leben beinahe jedem Menschen so nahe gelegt und so fühlbar gemacht werden, daß ihnen Achtung nicht versagt werden kann. Derjenige müßte seit vielen Jahren ein Einsiedler sein oder ein völlig ungebildeter Mensch, welcher gegenwärtig von der Macht und dem Werte exakten Wissens noch nichts erfahren hätte.

Je mehr aber das Wissen an Macht und Ansehen gewinnt, desto mehr gerät der Glaube in die Gefahr, an Gebiet und Achtung zu verlieren. Wenigstens glauben viele an diese Gefahr für den Glauben; und manchem erscheint diese ganze Bewegung als ein so naturgemäßer und notwendiger Proceß, daß ihn keine Macht aufzuhalten vermöge, und er sieht bereits, sei es mit Hoffnung und Freude, sei es mit Furcht und Betrübnis, eine Zeit kommen, in welcher das Wissen alle Lebensgebiete für sich erobert und das Glauben ganz überwunden und gänzlich entbehrlich gemacht haben wird. Welch' eine verlockende Aussicht für den nach Wissen und Weltherrschaft sich sehnenden Menschen! Dann endlich wird durch eigne Kraft und That der Menschheit verwirklicht sein, was nach biblischem Berichte der Versucher am Anfang der Menschheitsgeschichte in verführerische Aussicht gestellt: „Ihr werdet sein wie Gott"! Ja möglich auch, wahrscheinlich sogar nach manches Meinung, daß dann in dem vom Menschengeist durchforschten und beherrschten Weltall kein Raum mehr für eine Gottheit, der religiöse Glaube als Erzeugnis

Digitized by Google

kindlichen Zustandes der Menschheit erkannt ist! Und nicht wenige giebt es, welche diese von der Wissenschaft, so sagt man, verheißene und durch den unaufhaltsamen Fortschritt des menschlichen Wissens verbürgte Zukunft mit der Gegenwart verwechseln und meinen, daß jetzt schon die Zeit gekommen sei, da das Glauben der Menschenwürde zuwider und dem Menschen entbehrlich sei.

Ich sage nicht, daß diese extreme und gewaltsame Entscheidung der Frage nach dem Verhältnis des Glaubens zum Wissen und nach ihrem Werte für den Einzelnen und für die Gesammtheit die von der exakten Wissenschaft gegebene oder auch nur angeratene sei. Aber es gab eine Zeit, — und sie liegt nicht allzu weit zurück — in welcher viele Vertreter der Naturwissenschaft, begeistert, ja berauscht durch die Riesenfortschritte ihrer Wissenschaft, sich also gebärdeten, als ob es für dieselbe und für das menschliche Forschen überhaupt gar keine Schranke gäbe, als ob auch alles dasjenige, was nur Hypothese und genialer Einfall einzelner Forscher war, hart und fest erwiesene Wahrheit, unumstößliche Gewißheit wäre, und als ob die Naturwissenschaft allein den Menschen beseligen und erlösen könnte. Sie haben in Wort und Schrift und durch ihr ganzes Verhalten jener extremen Deutung des Wissens und Glaubens nicht widersprochen, sondern Vorschub geleistet. Ob sie Naturforscher ersten oder vierten oder noch niedrigeren Ranges waren, wer aus dem zeitgenössischen Publikum sollte das beurteilen können? Erscheint es den Zeitgenossen erklärlicher Weise nicht zumeist so, als ob diejenigen Vertreter einer Wissenschaft, welche am meisten von sich reden machen und auch Laienkreisen den Zugang zum Heiligtume der Wissenschaft freundlich öffnen, auch die bedeutendsten seien? Werden über ihnen andre, warnende Stimmen nicht leicht überhört? Ja selbst das konnte in weiteren Kreisen nicht immer unterschieden werden, ob die lautesten Jünger der Wissenschaft auch die lautersten waren, ob überhaupt Vertreter der Wissenschaft oder nur Apostel einer Philosophie, welche mit dem schön schmückenden Mantel der Wissenschaft die Blößen der eignen phantastischen Spekulation zu decken suchten. Diese Prüfung und Scheidung der Geister war in sicherer und allgemeiner Weise erst dann möglich, als diese ganze Zeitepoche vergangen und ein Geschichtliches geworden war, und als die exakte Wissenschaft auf ihre eigentlichen Aufgaben sich besann, sich maßvoll beschränkte und die Gefahren erkannte, welche ihr durch

Digitized by Google

vorzeitige Popularisierung naturwissenschaftlicher Hypothesen und durch die aufgedrängte Bundesgenossenschaft der materialistischen Philosophie erwuchsen.

Gerade die Vertreter des Materialismus aber haben jene Übergangsepoche und Gärungszeit vortrefflich für ihre Zwecke auszubeuten verstanden. Die Naturwissenschaft stellte sich mit Entschiedenheit und mit gutem Rechte auf den Boden der Erfahrung und des Realismus d. h. derjenigen Weltbetrachtung, welche das durch die Sinne Gegebene für objektiv bestehend hält. Dies benutzte der Materialismus, um sein Dogma von der Materie als der allein vorhandenen Realität mit wissenschaftlichem Nimbus zu umgeben. Die exakte Wissenschaft erhärtete durch eine Reihe beobachteter Thatsachen den engen Zusammenhang zwischen Leib und Seele und stellte durch den Satz, daß die Seele durch leibliche Organe wirke und von dem Zustande dieser Organe abhängig sei, die Gebundenheit der Seele an den Leib fest. Dies beuteten die Materialisten aus zur Begründung ihres Lieblingsdogmas, daß die Seele nur Erzeugnis des leiblichen Organismus sei und kein selbständiges noch eigenartiges Dasein habe. Die Naturwissenschaft stellte den für ihre Forschung unentbehrlichen Grundsatz der Kausalität alles Naturgeschehens fest und operierte ausschließlich mit diesem Satze. Sogleich hypostasierten die Materialisten diesen Grundsatz und behandelten unter Hinweis auf das Zeugnis der gesammten Naturwissenschaft jeden mit Spott und Hohn und als einen völlig ungebildeten Menschen, welcher nicht an den unbedingten und ausschließlichen Mechanismus alles Geschehens im Himmel und auf Erden glauben mochte, sondern auf Grund von Erfahrungen, welche zuverlässiger und unmittelbarer sind als alle Erfahrungen der Sinne, an der Freiheit des göttlichen und des menschlichen Geistes festhielt, ohne deshalb das Kausalitätsprinzip auch nur im Entfernten leugnen oder aufheben zu wollen. Die exakte Wissenschaft, sich wohl bewußt, daß ihr Forschungsgebiet eben das durch die sinnliche Erfahrung Gegebene sei, unterließ es, das Göttliche und das Geistige als solches in den Bereich ihrer Forschung zu ziehen, und überließ die Erörterung der metaphysischen Fragen nach dem letzten Grunde und Ziele des Kosmos und des Menschendaseins, nach dem Verhältnisse Gottes zur Welt und zum Menschen und nach der Einheit und Zweckmäßigkeit der Welt der zusammenfassenden Überlegung der

Philosophie und der Offenbarung der Religion. Sogleich proklamierte der Materialismus den Atheismus als die allein durch die Wissenschaft zugelassene und darum auch einzig vernünftige Weltanschauung und machte den Zufall zu Gott.

Die Zeit, da solcher Materialismus unter der Flagge der Naturwissenschaft in Büchern und Zeitschriften, aber auch in den Hörsälen der Akademieen sein tolles Wesen trieb, ist, soweit das Gebiet der Wissenschaft in Betracht kommt, vorüber. Die exakte Wissenschaft betont gegenwärtig ihre Selbständigkeit und ihre eigentliche Aufgabe, die mittlere Phase des Weltgeschehens zu beobachten und zu erklären, und hält sich in der Mehrzahl ihrer Vertreter frei von philosophischen Spekulationen. Diejenigen ihrer Jünger aber, welche eine Verbindung der Naturwissenschaft mit der Philosophie für notwendig halten, wählen neuerdings gerade die Philosophie, welche die energischste Feindin des Materialismus ist, den philosophischen Kriticismus, wie er von Kant siegreich angebahnt worden ist und in den philosophischen Kreisen der Gegenwart eifrig ausgebaut wird. Und es fehlt wahrlich nicht an Verdammungsurteilen über den Materialismus seitens der Naturforscher und kritischen Philosophen. Einige derselben mögen auch hier einen Platz finden, damit, was wir soeben in kurzem geschichtlichen Überblicke behaupteten, auch objektive Bestätigung finde.

Justus v. Liebig, gestorben 1873, urteilt in seinen der Nationalliteratur angehörigen Chemischen Briefen folgendermaßen: „Nur die mangelhafte Kenntnis der anorganischen Kräfte ist der Grund, warum von manchen Männern die Existenz einer besonderen in den organischen Wesen wirkenden Kraft geleugnet, warum den unorganischen Kräften Wirkungen zugeschrieben werden, die ihrer Natur entgegengesetzt sind, ihren Gesetzen widersprechen.... Wenn Sie die Personen ins Auge fassen, von denen jene Meinungen verfochten werden, so bemerken Sie sogleich, daß sie Fremdlinge sind in den Gebieten, welche die Erforschung chemischer und physikalischer Kräfte zur Aufgabe haben; kein competenter Physiker oder Chemiker hat ihnen jemals beigestimmt. Und wenn Sie unsere großen Physiologen fragen, denen wir die Entdeckung der Thatsachen verdanken, auf welche die Leugner der Lebenskraft ihre Behauptungen stützen, so werden Sie die Antwort erhalten, daß diese Meister der Wissenschaft solche Behauptungen

und Schlüsse weder für gegründet noch für gerechtfertigt ansehen. Es sind die Meinungen von Dilettanten, welche von ihren Spaziergängen an den Grenzen der Gebiete der Naturforschung die Berechtigung herleiten, dem unwissenden und leichtgläubigen Publikum auseinanderzusetzen, wie die Welt und das Leben eigentlich entstanden, und wie weit doch der Mensch in der Erforschung der höchsten Dinge gekommen sei..... Die Dilettanten behaupten, die Gedanken seien Produkte des Stoffwechsels des Gehirnes sowie die Galle ein Produkt des Stoffwechsels der Leber ..... Der geistige Mensch ist nicht das Produkt seiner Sinne, sondern die Leistungen der Sinne sind Produkt des intelligenten Willens im Menschen ..... Alles, was wir wissen, reduciert sich auf die triviale Wahrheit, daß ein Kopf ohne Gehirn weder denkt noch empfindet ..... Die Naturforscher, welche die Gesetze des organischen Lebens wirklich kennen lernen wollten und gewahrten, daß physikalische und chemische Kräfte in ihm walten, richteten natürlich auf diese als auf das auch sonst Bekannte ihr Augenmerk; sie sahen zunächst von anderen Kräften ab, um zu ergründen, wie weit Physik und Chemie für die Erklärung des Lebens und seiner Vorgänge ausreichten; wo sie unzulänglich sind, da tritt das Wirken eines neuen, noch unbekannten Prinzipes ein, das dann sogleich umgrenzt und näher bestimmt ist. Diese Methode der Ausschließung haben viele Leute nicht gekannt, nicht verstanden, und so kam es, daß sie glaubten, eine eigentümliche, in den Organismen wirkende, von den physikalischen und chemischen Kräften verschiedene Ursache werde von den Männern verworfen, welche die physikalischen und chemischen Bedingungen des Lebens festzustellen suchen" [1]).

Chr. Fr. Schönbein, der Entdecker des Ozon, Kollodium und der Schießbaumwolle, gest. 1868, spricht sich dahin aus: „Wenn solche, welche die Natur bloß aus der Ferne betrachten, und denen das Innere ihres Haushaltes nicht näher bekannt ist, in Abrede stellen, daß darin das Walten eines unendlichen Geistes sich wahrnehmen lasse, so kann man es einigermaßen begreifen. Wie aber ein mit Sinnen und Verstand begabter Mensch und mit irgend einer Seite der Natur genauer vertraut, so sprechen kann, ist mir das uner-

[1]) Vergl. a. a. O., Leipzig und Heidelberg 1878, S. 181. 182. 186. 187.

klärlichste Rätsel. Wahrhaft große Naturforscher wie Newton, Haller, Faraday sind immer geistes- und gottesüberzeugter geworden, je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindrangen. Der tieferblickende Beobachter kann nicht umhin, für den größtmöglichen Irrtum es zu erklären, auf dem Gebiete des organischen Lebens das Walten einer bewußten Absicht und die Wirksamkeit eines nach Zwecken handelnden Wesens zu verkennen" [1]).

Ehrenberg, der Begründer der Wissenschaft von der kleinsten Tierwelt, gestorben 1876, hat folgenden kräftigen Ausspruch gethan: „Schriftsteller, welche, weil sie nicht weiter können, abschließen und sagen: Es giebt keine Seele, daher keine Unsterblichkeit; hier stehe ich, ich kann nicht weiter — mögen ganz im persönlichen Rechte sein. Nur sind sie nicht als Repräsentanten der Naturforschung zu betrachten" [2]).

Der berühmte Naturforscher Agassiz, gest. 1873, hat den Materialismus als eine „trostlose Lehre, welche alle die Wunder der Welt allein aus den Gesetzen und Kräften der Materie herzuleiten sucht", bezeichnet. Der im Jahre 1881 verstorbene Botaniker Schleiden, welcher durch Einführung der induktorischen Methode auf dem Gebiete der Pflanzenkunde bahnbrechend gewesen ist, hat im Jahre 1863 eine besondere Schrift gegen den Materialismus geschrieben, in welcher er Büchner's weitverbreitetes Buch über Kraft und Stoff ein „schwächliches Machwerk" genannt und Moleschott's berüchtigte Begriffsbestimmung vom Menschen als der Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung für einen „Sprachunsinn, den etwa eine vornehmthuende Kammerjungfer schwatzen konnte", erklärt [3]).

Du Bois-Reymond leitet seinen am 8. Juli 1880 gehaltenen Vortrag über „die sieben Welträtsel" mit folgenden, für den gegenwärtigen Stand der Naturwissenschaft besonders charakteristischen Worten ein: „Als ich vor acht Jahren unternommen hatte, in öffentlicher Sitzung der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte einen Vortrag zu halten, zögerte ich lange, bis

[1]) Vergl. Zöckler, Gottes Zeugen in der Natur, Gütersloh 1881, II. S. 160.
[2]) Vergl. Zöckler a. a. O. S. 278.
[3]) Vergl. Zöckler a. a. O. S. 286 u. S. 260.

ich mich entschloß, die Grenzen des Naturerkennens zu meinem Gegenstande zu wählen. Die Unmöglichkeit, einerseits das Wesen von Materie und Kraft zu begreifen, andrerseits das Bewußtsein auch auf niedersten Stufen mechanisch zu erklären, erschien mir eigentlich als triviale Wahrheit. Daß man mit Atomistik, Dynamistik, stetiger Ausfüllung des Raumes in gleicher Weise in die Brüche gerate, ist eine alte Erfahrung, an welcher keine Entdeckung der Naturwissenschaft etwas zu ändern vermochte. Daß durch keine Anordnung und Bewegung von Materie auch nur die einfachste Sinnesempfindung verständlich werde, haben längst vortreffliche Denker erkannt. Wohl wußte ich, daß über letzteren Punkt falsche Begriffe weit verbreitet sind; fast aber schämte ich mich, den deutschen Naturforschern so abgestandenen Trunk zu schenken, und nur durch die Neuheit der Beweisführung hoffte ich Teilnahme zu erwecken." Wenn dann derselbe Gelehrte im weiteren Verlauf seiner Rede folgende Schwierigkeiten, welche dem Begreifen der Welt entgegenstehn, für transscendent d. h. für solche erklärt, welche ihm auch dann unüberwindlich erscheinen, wenn er sich die in der aufsteigenden Entwicklung ihnen voraufgehenden gelöst denkt: 1. das Wesen von Materie und Kraft, 2. den Ursprung der Bewegung, 3. das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung, vier andere Schwierigkeiten aber: die Entstehung des Lebens, die absichtsvoll zweckmäßige Einrichtung der Natur, das vernünftige Denken und die Willensfreiheit als Probleme ansieht, die durchaus noch voll befriedigender Lösung harren, so erkennt man sofort die ganze Berechtigung unsrer obigen Behauptung, daß die exakte Naturwissenschaft in keuscher Selbstbescheidung den Wissensdünkel des Materialismus energisch zurückweise, einen Wissensdünkel, der alle Erscheinungen des menschlichen Lebens und der Natur bereits ganz zu kennen und erklären zu können sich einbildet und vorgiebt. Mit gleicher und gleich erfreulicher Entschiedenheit erklärte sich auf der deutschen Anthropologenversammlung in Berlin (August 1880) der Generalsekretär der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Professor Ranke in München, gegen die hie und da verbreitete Meinung, als ob zwischen anthropologischer Forschung und Atheismus oder Materialismus ein Bündnis bestünde.

Du Prel schreibt in seiner „Entwickelungsgeschichte des Weltalls", Leipzig 1882, in der Einleitung, S. V ff.:

Digitized by Google

„Philosophie und Naturwissenschaft sind darüber einig, daß der Mensch vermöge seiner beschränkten Sinnesapparate nur einen Bruchteil der Wirklichkeit zu erkennen vermag, daß also die Welt mit einem transcendentalen Stücke über unsere Organisation, unser Bewußtsein, hinausragt. Der Reichtum der Begriffswelt hält aber Schritt mit den Wahrnehmungsfähigkeiten. Daraus folgt nun offenbar, daß wir Menschen die möglichen begrifflichen Weltformeln ihrer vollständigen Anzahl nach nicht besitzen können .... Kein Wunder, daß sich unsere Vernunft in Widersprüche verwickelt, sobald wir unsere drei Weltformeln (Theismus, Materialismus und Pantheismus) auszudenken versuchen. Man muß in philosophischen Dingen wenig orientiert sein, um nicht die ungeheuren Schwierigkeiten zu fühlen, die dem begrifflichen Verständnisse des Theismus entgegenstehen, wie es ja die Bibel selbst und die Kirche zugeben. Andrerseits ist der atheistische Materialismus eine bloße Negation, eine Weltanschauung der Verlegenheit, welche darum historisch immer nur in Perioden des religiösen und philosophischen Skepticismus aufzutauchen vermag .... Die Weltvernunft zu leugnen, vermag auch die Naturwissenschaft nicht, mag sie ihr auch nur als Entwickelungsresultat erscheinen. Wenn aber die Naturwissenschaft unsrer Tage sich gern den Anschein giebt, auf dem Throne der Metaphysik zu sitzen, so liegt darin ein Unrecht, das sie selber erst einsehen wird, wenn sie mit ihrem Erklärungsprinzipe, dem Kausalitätsgesetze, zu Ende gekommen sein wird ..... Theist bin ich insofern, als ich in der Weltentwickelung Vernunft anerkenne; Materialist bin ich insofern, als ich an den gesetzmäßigen Verlauf des Naturprocesses glaube; Pantheist bin ich insofern, als ich Monist bin und in dem edleren Dualismus von Gott und Welt nur eine historische Stufe des Weltverständnisses in dem gemeineren Dualismus aber von Kraft und Stoff nur unklares Denken anerkennen kann."

Der französische Chemiker Pasteur hat sich vor Kurzem bei seiner Aufnahme in die Pariser Akademie der Wissenschaften im ausgesprochenen Gegensatze zum Materialismus für den Spiritualismus und das Dasein eines unendlichen Gottes in der Welt mit aller Entschiedenheit erklärt[1]).

[1]) Vergl. „Beweis des Glaubens" 1882, S. 420 f.

Gegen den Materialismus sind sodann gerichtet alle diejenigen Naturforscher, welche auf Grund der durch die Ergebnisse der Physiologie voll bestätigten Erkenntnistheorie Kant's einer mehr oder weniger idealistischen Weltanschauung huldigen. In diese Reihe gehören Johannes Müller, Rokitansky, August Müller und Helmholtz, Männer, deren Namen einen guten Klang in den Kreisen der Naturwissenschaft haben.

Nach Kant ist die menschliche Erkenntnis ein Erzeugnis einerseits der durch die Sinne gegebenen Erfahrung, andrerseits solcher Elemente, welche vor der Erfahrung im Bewußtsein liegen und alle Erfahrung formen und ordnen, hat also einen wesentlich subjektiven Charakter, da sie niemals und nirgends ohne Mitthätigkeit des erkennenden Subjekts zustande kommt. Dieser Grundsatz, dessen Berechtigung an sich augenscheinlich ist, und der, nachdem er einmal geltend gemacht ist, in menschlicher Wissenschaft nicht mehr verstummen wird, ist von unermeßlicher Tragweite. Denn er erklärt die gesammte Außenwelt, mit der wir Umgang haben, für ein Phänomen, eine solche Welt, die nur für das menschliche Bewußtsein, für die Intelligenz und Sinnlichkeit des Menschen da ist und, abgetrennt von diesen, als daseiend nur schwer erwiesen, als so seiend, wie sie dem Menschen erscheint, nur geglaubt werden kann. Dieser an sich so paradox erscheinende Satz ist durch exakte Forschung voll bestätigt. „Der Astronom wie der Physiker, der Physiologe wie der Chemiker weiß und bekennt: Alles das, was ich wahrnehme, analysiere, mit unbewaffnetem Blicke oder durch Teleskop und Mikroskop beobachte, beschreibe, klassifiziere, zu erklären, auf allgemeine Gesetze zurückzuführen suche, sind Naturerscheinungen, Phänomene." Die genannten Naturforscher aber sind mit besonderem Nachdrucke für die unbedingte Richtigkeit der Erkenntnistheorie Kant's eingetreten und stehen selbstredend damit auf dem Boden eines Idealismus, welcher für den Materialismus Vernichtung bedeutet. Ich citiere daher, weil ihre ganze wissenschaftliche Stellung dem Materialismus direkt zuwiderläuft, nur wenige Aussprüche von einigen unter ihnen.

Adolf Fick sagt in seinem akademischen Vortrage „Die Welt als Vorstellung"[1]: „Mir scheint, man kann zu der-

[1] Würzburg 1870, S. 11. 12. 13.

selben Erkenntnis (der Richtigkeit der kantischen Theorie) auch auf einem andern Wege kommen, der vielleicht noch gangbarer ist, weil er nicht gleich beim ersten Schritte ein Aufgeben festgewurzelter Täuschungen fordert. In der That, stellen wir uns auf den naiven Standpunkt des Materialismus, der die vom Verstande konstruierte Sinnenwelt so zu sagen für bare Münze nimmt; gehen wir aber dieser Sinnenwelt mit unserem Verstande näher zu Leibe, um sie zu zergliedern, wie es die Naturwissenschaft thut! Da belehrt uns denn bald die Physik, daß es z. B. mit den Farben doch nicht so voller Ernst ist, daß ein Körper so oder so gefärbt erscheint, je nachdem er diese oder jene Art von Schwingungen eines feinen Mediums besser reflektiert . . . . . So sehen wir also, wenn wir, vom materialistischen Standpunkt ausgehend, den Weg der Naturforschung bis in seine letzte Consequenz verfolgen, wie sich die auf den ersten Anblick so massiv materielle Welt verflüchtigt . . . . Das ist wohl einleuchtend, daß diese so erkannte materielle Welt nicht mehr für das genommen werden kann, wofür man sie anfänglich nimmt, nämlich für das getreue Abbild vom Zusammensein wirklicher Existenzen, die gerade so weiter existierten, wenn auch das Bewußtsein aufhörte, worin das Bild angeschaut wird." Damit aber ist dem Materialismus der Boden unter den Füßen weggezogen. Rokitansky, gestorben 1878, welcher die Notwendigkeit streng mechanischer Gestaltung alles medizinisch-naturwissenschaftlichen Forschens betont hat, gelangt doch auch zu dem Ergebnis: „Und wie man schon zu Kant's Zeiten sagte, dem Idealismus sei nicht beizukommen, so wird er sich fortan bewähren und, je weiter Physik und Physiologie fortschreiten, desto fester sich begründen, und zwar gerade in solchen Kreisen, welche materialistische Studien treiben und immer ernstere Miene machen, Gebiete zu absorbieren, welche bisher nur notgedrungen und aushilfsweise in einen Verkehr mit der Materie einzugehen sich entschließen konnten"[1]).

In diesem Zusammenhange möge Wilhelm Wundt, Professor an der Universität zu Leipzig, genannt werden, welcher in seinem Werke „Grundzüge der physiologischen Psychologie", Leipzig 1880, Band II, S. 442—444, eine bemerkenswerte Kritik

---

[1]) „Der selbständige Werth des Wissens", Vortrag, Wien 1869, S. 36.

des Materialismus giebt, aus der wir nur folgende Sätze hervorheben: „Die Gebundenheit des geistigen Lebens an körperliche Vorgänge würde nur dann materialistisch zu deuten sein, wenn bei dieser Beziehung regelmäßig die psychischen Erscheinungen als Wirkungen der körperlichen im Sinne der für die Naturerscheinungen giltigen Kausalbeziehungen gelten könnten. Dies würde aber nur dann zutreffen, wenn die psychologischen Vorgänge körperlicher Natur wären. In der That behauptet daher der Materialismus, um seine These durchzuführen, jene Vorgänge seien Bewegungen, und weist zur Begründung dieser Behauptung auf die physiologischen Processe im Nervensystem hin, die als Bewegungsvorgänge anzusehen seien. Doch diese Processe sind nicht die psychischen Erscheinungen selbst. Es bleibt daher nur übrig, entweder die Existenz der letzteren schlechthin zu leugnen oder irgend ein psychisches Grundphänomen, in der Regel die Empfindung, als ursprüngliche Eigenschaft der Materie überhaupt oder wenigstens der organisierten Materie anzusehen, worauf dann alle anderen psychischen Vorgänge als Summationserscheinungen jenes Grundphänomens gedeutet werden. Mit dieser Annahme hat jedoch der Materialismus seine eigne metaphysische Voraussetzung bereits aufgehoben . . . . . Neben der ihm immanenten Notwendigkeit, seinen Standpunkt zu wechseln, verrät sich die theoretische Unhaltbarkeit des Materialismus in der gänzlichen Unfähigkeit einer Erklärung des Zusammenhanges der inneren Erfahrung, die er an den Tag legt . . . . . Dieser Mißerfolg entspringt aus dem unheilbaren erkenntnistheoretischen Irrtum, welchen der Materialismus beim ersten Schritt zur Aufrichtung seines Gebäudes bereits begeht. Er verkennt, daß der inneren Erfahrung vor aller äußeren die Priorität zukommt, daß die Objekte der Außenwelt Vorstellungen sind, die sich nach psychologischen Gesetzen in uns entwickelt haben, und daß vor allem der Begriff der Materie ein gänzlich hypothetischer Begriff ist, welchen wir den Erscheinungen der Außenwelt unterlegen, um uns das wechselnde Spiel derselben erklärlich zu machen."

Dem philosophischen Naturforscher schließe sich ein naturwissenschaftlicher Philosoph an, dem der Geschichtsschreiber bezeugt, daß ihm in der Entwickelungsgeschichte der Philosophie eine und sicherlich keine der

Digitized by Google

niedrigsten Stellen werde angewiesen werden[1]), der vor Kurzem erst verstorbene **Hermann Lotze**. Lotze ist bemüht gewesen, den Grundsätzen der **mechanischen** Weltbetrachtung Eingang auch in das Gebiet des organischen Lebens zu verschaffen, und er hat das in einem Umfange und mit einer Energie gethan, daß die Materialisten ihn eine Zeit lang als einen Bundesgenossen ansahen. Aber es war dies nur die erste That seines Lebens; ihr folgte bald die andere, für welche jene nur Vorbereitung gewesen war, nämlich die Vermittelung zwischen dem Realismus und Idealismus. Er hielt sich zu solcher vermittelnden Arbeit für besonders berechtigt, weil er sie darin angestrebt hat, daß er bewies, „wie ausnahmslos universell die Ausdehnung, und zugleich, wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung ist, welche der Mechanismus in dem Baue der Welt zu erfüllen hat". In seinem berühmten **Mikrokosmus** hat er diese Vermittelung mit so überzeugender Gründlichkeit und mit solcher Feinheit der Form und des Gedankens durchgeführt, daß nur zu wünschen ist, ein jeder Gebildete möchte vor der Entscheidung für diese oder jene Weltanschauung dieses Buch sorgfältig gelesen haben. Was nun speziell den Materialismus und seine Behauptungen angeht, so ist im Grunde genommen das ganze Werk eine fortgehende, ruhige Widerlegung desselben. Es mögen daher nur zwei besonders bezeichnende Aussprüche notiert werden. Auch Lotze kommt zu folgendem Ergebnis, welches den gesammten Materialismus im Prinzipe aufhebt: „Wie weit wir auch den eindringenden Sinnesreiz durch die Nerven verfolgen, wie vielfach wir ihn seine Form ändern und sich in immer feinere und zartere Bewegungen umgestalten lassen, **nie werden wir nachweisen können**, daß es von selbst in der Natur irgend einer so erzeugten Bewegung liege, als Bewegung aufzuhören und als leuchtender Glanz, als Ton, als Süßigkeit des Geschmackes wiedergeboren zu werden. **Immer bleibt der Sprung zwischen dem letzten Zustande der materiellen Elemente, den wir erreichen können, und zwischen dem ersten Aufgehen der Empfindung gleich groß, und kaum wird jemand die eitle Hoffnung nähren, daß eine ausgebildetere Wissen-**

---

[1]) **Erdmann**, Grundriß der Geschichte der Philosophie, Berlin 1878, II. Band, S. 853.

schaft einen geheimnisvollen Übergang da finden werde, wo mit der einfachsten Klarheit die Unmöglichkeit jedes stetigen Übergehens sich uns aufdrängt." An anderm Orte heißt es: „Unter allen Verirrungen des menschlichen Geistes ist diese mir immer als die seltsamste erschienen, daß er dahin kommen konnte, sein eignes Wesen, welches er allein unmittelbar erlebt, zu bezweifeln oder es sich als Erzeugnis einer äußeren Natur wiederschenken zu lassen, die wir nur aus zweiter Hand, nur durch das vermittelnde Wissen eben des Geistes kennen, den wir leugnen"[1]).

Zum Schlusse mögen noch drei Vertreter des philosophischen Kriticismus zum Worte kommen und Zeugnis gegen den Materialismus ablegen. Otto Liebmann beurteilt in seiner Abhandlung „Über den objektiven Anblick", Stuttgart 1869, S. 142 ff., den Materialismus folgendermaßen: „Sonach ist die „Philosophie" des modernen chemischen Materialismus, der Herren Vogt und Konsorten, welche sich neu dünkt im Vergleich zu dem mechanischen, automatenbauenden Materialismus des vergangenen Säkulums, eine äußerst kindische Weltanschauung. Da wären wir schnell fertig mit dem großen Rätsel, an dem sich die besten Kräfte aller Jahrhunderte die Zähne ausgebissen haben! Was sollen solche teils nichtssagende, teils sinnlose, teils aus antiquierten Autoren gestohlene Phrasen wie „Ohne Phosphor keine Gedanken" (was ungefähr lautet wie „Ohne Schwefelholz kein Licht") oder „Hirnthätigkeit ist Geistesthätigkeit" (welches ein spezieller Fall von „A = Nicht — A" wäre) . . . . . Mit dieserlei Geschwätz imponiert man den Ignoranten und Denkunfähigen, jagt wohlgesinnte Obscuranten ins Bockshorn oder reizt allenfalls befangene Fanatiker zu einer rasenden und unflätigen Polemik . . . . . Die nagelneue Weisheit, welche uns von diesen Herren aufgetischt worden ist, ist chemischer Materialismus, sowie die Philosophie der viel geistreicheren Encyklopädisten mechanischer. Damals war durch die Galilei, Huyghens, Newton, Euler, d'Alembert die Mechanik geschaffen; und nun mußte auch alles Maschinenarbeit sein: l'homme machine. Seitdem ist durch die Lavoisier, Berzelius u. a. die Chemie geschaffen; und nun

[1]) A. a. O., Leipzig 1876. I. Band, S. 165 und 296.

Digitized by Google

ist das Leben ein Oxydationsproceß, der Verstand und das Denken nichts weiter als Stoffumsatz in der Hirnsubstanz. Dergleichen materialistische Präcipitationen werden wohl noch öfter wiederkehren. Sie sind alle von der „Kritik der reinen Vernunft" im Voraus abgefertigt; sie sind unter der Kritik."

F. A. Lange weist in seiner „Geschichte des Materialismus" die Schwächen des Materialismus auch wesentlich auf Grund der Philosophie Kant's eingehend nach. Da heißt es: „Das Ding an sich ist nicht das Ding für mich; aber ich kann dieses vielleicht mit gutem Bedacht an seine Stelle setzen, wie ich z. B. meinen Begriff der Kälte und Wärme an die Stelle der Temperaturzustände der Körper setze. Der alte Materialismus sah beides ganz naiv für identisch an. Zwei Dinge haben dies für immer unmöglich gemacht: der Sieg der Undulationstheorie und die Kant'sche Philosophie"; an anderm Orte: „Damit ist nun freilich kein Materialismus irgend welcher Art mehr zu behaupten; denn wenn auch unsre auf sinnliche Anschauung angewiesene Forschung mit unvermeidlicher Consequenz darauf ausgehen muß, für jede geistige Regung entsprechende Vorgänge am Stoff nachzuweisen, so ist doch dieser Stoff selbst mit allem, was aus ihm gebildet ist, nur eine Abstraktion von unsern Vorstellungsbildern. Der Streit zwischen Körper und Geist ist zu Gunsten des letzteren geschlichtet und damit erst die wahre Einsicht des Bestehenden gesichert"[1]). Fritz Schultze endlich, Professor an der technischen Hochschule zu Dresden, welcher sich in seinem Werke „Philosophie der Naturwissenschaft" die gewiß zeitgemäße Aufgabe gestellt hat, „die großen Gegensätze unserer Zeit: Religion — Naturwissenschaft — Philosophie auf kritischer Grundlage zum friedlichen Ausgleich zu bringen", hat sowohl in diesem größeren Werke indirekter Weise als auch in einem besonderen Vortrage „Die Grundgedanken des Materialismus und die Kritik derselben", Leipzig 1881, eine Kritik des Materialismus gegeben, welche besonders deshalb interessant ist, weil sie zugleich darauf ausgeht, den Darwinismus und den Materialismus auseinander zu halten und den Vertretern des letzteren das bequeme Mittel der Deckung ihrer Hypothesen mit jener naturwissenschaftlichen Theorie zu entziehen. Im angeführten Vortrage

[1]) A. a. O., Iserlohn 1866, S. 310 und 499.

heißt es S. 39: „Wo bleibt nun aber der Schluß des Materialismus von den wahrgenommenen und erkannten stofflich-ungeistigen Dingen auf ein stofflich-ungeistiges Grundprinzip? Kein Materialist erkennt stoffliche Dinge an sich, er hat in seiner Erfahrung nur geistige Vorstellungen. Die Voraussetzungen seiner Schlußfolgerung sind also nicht vorhanden und somit der Materialismus im Sinne gerade des strengsten Empirismus ein blinder Dogmatismus."

Wir haben diese Zeugen aus den Kreisen der Naturwissenschaft und der kritischen Philosophie nicht aufgerufen, um uns selbst und die Leser dieser Schrift zu jenem trägen Autoritätsglauben zu verleiten, der gegenwärtig so üppig wuchert, daß M. Müller mit vollem Rechte sagen kann: „In unsern Tagen ist bei den meisten Menschen der Glaube nicht ein Glaube an Gott und an die Wahrheit, sondern der Glaube an den Glauben Anderer." Wenn aber die Vertreter des Materialismus sich selbst gern auf die Autorität der Wissenschaft berufen, und wenn unter Gebildeten und im Volke die Meinung vielfach verbreitet ist, daß die Dogmen des Materialismus durch die Wissenschaft vollständig gedeckt seien, und eben diese Meinung viele zum Glauben an diese Dogmen bewegt, so darf es billig und geboten erscheinen, Vertreter der Wissenschaft um ihre Stellung zum Materialismus zu fragen. Unsere Nachfrage, welche wir nur deshalb auf die oben genannten Männer der Wissenschaft beschränkt haben, weil wir nicht ermüden wollten, nicht etwa deshalb, weil weitere Erkundigung ein anderes Resultat ergeben könnte, hat gezeigt, daß jenes Verhalten und Vorgeben der Vertreter materialistischer Weltanschauung Lüge und trügerischer Schein, diese Meinung eine durchaus falsche ist.

Durch die Berufung auf jene vornehme Zeugenschaft aber ist, so erfreulich auch ihr gegen den Materialismus als wissenschaftliche Weltanschauung gerichtetes Ergebnis sein mag, der Friedensschluß zwischen Wissen und Glauben nicht erreicht, sondern nur angebahnt. Die Gegner des Materialismus unter den Vertretern der Naturwissenschaft und der Philosophie brauchen darum nicht schon Freunde des Glaubens zu sein. Sie können wie den materialistischen so auch jeden andern Glauben gering schätzen, für unvereinbar mit der Wissenschaft halten und von ihr fern zu halten bemüht sein. Am allerwenigsten ist es notwendig, daß die Feindschaft gegen den

Digitized by Google

Materialismus zur Freundschaft mit dem christlichen Glauben führe. Vielmehr sind thatsächlich die meisten unter den wissenschaftlichen Gegnern des Materialismus Anhänger des Theismus oder des Pantheismus. Alles Religiöse gilt vielen von ihnen im Unterschiede zu dem durch die sinnliche Erfahrung Gegebenen für ein Produkt der menschlichen Phantasie, für ein Erzeugnis vielleicht, dem allegorische Wahrheit innewohnen kann, und welches dem Menschen subjektive Befriedigung gewährt, das aber nicht die Wahrheit schlechthin enthält und auf objektive Realität keinen Anspruch hat. Und so bleibt in ihrer Meinung der große, gegensätzliche Unterschied zwischen Glauben und Wissen: das Glauben subjektive Dichtung, bedingt durch den unerklärlichen Trieb des Menschen nach Zusammenfassung des Geschehens und über die sinnliche Erfahrung hinaus, das Wissen, prosaischer zwar nach seinem Inhalte, beschränkter in seinem Gebiete, dafür aber solider in seinem Besitztum und objektive Wahrheit bietend.

Angebahnt aber ist der Friedensschluß zwischen Wissen und Glauben durch Zurückweisung eines Hauptgegners, mit welchem für den religiösen Glauben schlechterdings ein Friede nicht möglich ist. So lange die exakte Wissenschaft materialistisch war und der Materialismus wissenschaftliches Ansehen genoß, mußte Feindschaft zwischen Wissen und Glauben sein. Diese verhängnisvolle Notwendigkeit ist gehoben, seitdem die Wissenschaft dem Materialismus abgesagt und den Bann eines naturphilosophischen Dogmatismus gebrochen hat, und die Möglichkeit einer friedlichen Auseinandersetzung ist gegeben. Auch ist dadurch ein Vorurteil der Gläubigen zerstört, welches einen Ausgleich sehr erschweren mußte, dieses, daß die exakte Wissenschaft als solche atheistisch und irreligiös sein müsse.

Nichtsdestoweniger stehen dem Friedensschlusse noch zwei Vorurteile hindernd im Wege. Sehen wir genauer zu, so sind dieselben durch den Materialismus bedingt, welcher der exakten Wissenschaft als einer auf die sinnliche Erfahrung angewiesenen Forschung und jedem Menschen als einem sinnlichen Wesen anhängt, und welcher, selbst wenn er theoretisch überwunden und nicht zum vollbewußten Glaubensbekenntnisse geworden ist, doch als ethischer Materialismus weite Kreise beherrscht. Das erste Vorurteil ist die Meinung, daß ein Wissen ohne Glauben möglich sei, und daß das glaubenslose Wissen höher stehe als der Glaube und das mit dem

Glauben verbundene Wissen. Das andere Vorurteil ist dieses, daß eine Sittlichkeit ohne Glauben möglich sei, und daß solche autonome Sittlichkeit die wertvollste sei.

Diese Vorurteile zu zerstören und dadurch zur Anbahnung eines notwendigen und ersprießlichen Friedensabschlusses zwischen Wissen und Glauben und zur Wertschätzung des christlichen Glaubens ein Geringes beizutragen, ist der Zweck dieser Studie.

Wir untersuchen zuerst den Begriff und das so viel gebrauchte Wort „Glauben". In verschiedener Bedeutung wird es gebraucht; aber im Allgemeinen werden wir seinen Sinn treffen, wenn wir sagen: Glauben heißt ein Unsichtbares zuversichtlich annehmen. Ob das Unsichtbare, auf das sich das Glauben bezieht, und mit dem allein es zu thun hat, ein Materielles oder ein Geistiges ist, ob ein solches, welches noch nicht gewußt wird, aber in Zukunft vielleicht Objekt des menschlichen Wissens werden kann, oder ein solches, welches seiner Natur nach für den Menschen nur Gegenstand des Glaubens sein kann, ändert an der Sache nichts. Jedenfalls aber muß mit der Annahme des Unsichtbaren eine gewisse Zuversicht verbunden sein. Das Vertrauen kann vom Glauben nicht getrennt werden; denn sonst sinkt der Glaube zum Meinen herab. Durch die Hinzunahme der Zuversichtlichkeit wird aber auch die Gedankenlosigkeit abgeschnitten und für den Glauben das Moment der Überzeugung gerettet. Eine solche Überzeugung kann eine unmittelbare oder eine mittelbare sein; sie kann ein im Geiste des Menschen und mit seinem Dasein zugleich Gegebenes oder doch im Momente sich Vollziehendes sein, sie kann aber auch durch äußern Einfluß (das Beispiel, die Überredung) oder durch Gedankenarbeit (die Schlußfolgerung) bedingt und allmählich entstanden sein. Wird uns die Wahl gelassen, so werden wir uns mit Vorliebe für die unmittelbare Überzeugung entscheiden. Zum mindesten ist es doch, willkürlich oder unwillkürlich gethan, meistens so, daß wir nur dasjenige von außen Gegebene glauben, was mit unsrer inneren Überzeugung übereinstimmt oder ihr doch nicht zuwider ist. Und wenn wir durch schlußfolgernde Gedankenarbeit erst zu einem Unsichtbaren gelangen, so wird auch dieses, eben weil es vermittelt ist und einen Proceß schon durchlaufen hat, dem unmittelbaren Glauben den Vorrang nicht streitig machen können. Andrerseits aber wird der Mensch gut thun, wenn er den Inhalt

seines Glaubens mit dem andrer Menschen vergleicht und ihm auch die Probe der Gedankenprüfung nicht erläßt, weil sonst wohl der Glaube von subjektiver Willkür allzusehr beeinflußt sein und Aberglaube werden kann. Nicht aber ist damit gefordert, daß der Glaube zum Wissen erhoben werden solle, was in vielen Fällen auch in alle Zukunft nicht möglich sein wird, oder daß unsre Überzeugung durchaus von andrer Menschen Meinung abhängig gemacht werden solle, was die Besonderheit des Individuums gefährden würde.

Indem wir so den allgemeinen Glauben als zuversichtliche Annahme eines Unsichtbaren fassen, behaupten wir nun, daß solchen Glauben jeder Mensch ohne Ausnahme besitzt und besitzen muß, und daß derselbe auch im Wissen reichlich gefunden wird. Ein Mensch muß dem andern glauben, denn niemals ist er in der Lage, die Gesinnung und den Gedankenkreis des Mitmenschen völlig zu kennen. Ein unbekannter, unsichtbarer Rest bleibt stets vorhanden. Oft fordern gerade diejenigen, die wir am besten kennen, den meisten Glauben, großes und unbedingtes Vertrauen. Die Zuversichtlichkeit dieses Glaubens, ohne welchen ein sociales Leben, ein irgendwie befriedigendes und friedliches Zusammenleben der Menschen in Familie, Gemeinde und Staat, in Freundschaft und in geschäftlicher Beziehung gar nicht denkbar ist, wo hat sie ihren Grund, woher nimmt sie ihre Nahrung? Nicht immer aus der bereits gemachten Erfahrung, sondern, wie jedem bekannt ist, oft aus dem unmittelbaren Eindrucke, den eine Person beim ersten Zusammentreffen auf die andere macht. Und ist dieses Vertrauen durch lange Erfahrung erst geworden, so ist es darum um nichts gewisser, denn es kann sich nur insofern auf Erfahrung gründen, als mit dieser die zuversichtliche Hoffnung gepaart ist, daß der Mensch, der so zum Freunde und zur Vertrauensperson geworden ist, sich in Zukunft nicht ändern, daß auch die zukünftige Erfahrung der vergangenen und der gegenwärtigen gleichen werde.

Diesen Glauben kann auch die exakteste Wissenschaft nicht entbehren. Der naturwissenschaftliche Forscher macht Experimente und beobachtet das Geschehen in der Natur. Hierauf basiert er allgemeine Naturgesetze. Diese muß er für constante und unabänderliche halten. Gewiß, denn sonst wären es eben keine Gesetze, die irgend welchen Wert haben und für die Zukunft anwendbar sein könnten.

Nun wollen wir nicht daran mäkeln, daß ja der Natur der Sache gemäß die Zahl der Experimente und Beobachtungen nur eine sehr beschränkte sein kann im Verhältnis zum Gesammtgeschehen in der Natur; aber die Frage muß doch gestattet sein: Worauf gründet der Forscher im letzten Grunde sein Gesetz, für welches er unbedingte Geltung beansprucht? Nun und nimmermehr ausschließlich auf die relativ geringe Anzahl seiner und fremder, überkommener Beobachtungen — denn dann dürfte er niemals ein Gesetz aufstellen, sondern könnte nur sagen: In diesen und jenen, in so und so vielen Fällen habe ich so beobachtet und diese und jene Erscheinung gefunden —, sondern vor allem und ganz besonders auf seine Überzeugung, daß das Naturgeschehen in der Zukunft ganz dasselbe sein werde, welches es in der beobachteten Vergangenheit war und in der Gegenwart ist. Man nennt das den Glauben an die Continuität des Naturgeschehens. Man muß es einen Glauben nennen, denn ein Wissen ist es nicht, da die Überzeugung davon doch auf einem Etwas beruht, das noch kein einziger Mensch gesehen und erfahren hat. Nun nehme man diesen Glauben heraus aus der Brust des Forschers und aus dem Herzen der Wissenschaft, was würde aus der Forschung werden, wozu würde die Wissenschaft herabsinken? Sie kann ohne Gesetze nicht sein und muß deshalb einen ungeheuren Wert legen auf die Unveränderlichkeit und auf die gesetzliche Ordnung des Naturgeschehens. Ihr eifriger Kampf gegen solche, welche die Möglichkeit einer Änderung und willkürlicher Durchbrechung jener Ordnung behaupten oder diese Ordnung überhaupt bestreiten, ist ein Kampf um ihr Dasein als Wissenschaft. Ohne jenen Glauben, den sie mit größter Zuversichtlichkeit hegt, sänke sie herab zur bloßen Naturbeschreibung und zur Erzählung des Naturgeschehens in der Vergangenheit.

Kann also bereits die Wissenschaft, welche sich noch ganz und ängstlich innerhalb der engsten Grenzen bewegt und nur dasjenige Gebiet ihrer Forschung unterwirft, welches gegenwärtig vorhanden ist und mit den Sinnen wahrgenommen werden kann, des Glaubens nicht entbehren, um wie viel mehr wird eine Wissenschaft, welche diese Schranken durchbricht, des Glaubens bedürfen oder doch unbewußt in seinen Bahnen wandeln. „Der heutige Naturforscher erklärt, indem er die Ursachen aufsucht, welche der Erscheinung vor-

Digitized by Google

hergegangen sind; die sinnlich wahrnehmbaren Ursachen nennt er Bedingungen, die Ursachen, welche durch die Sinne nicht weiter wahrgenommen werden können, nennt er Kräfte." „Wenn die Ursachen einer Erscheinung unbekannt oder unerforscht sind, so läßt der Naturforscher die Frage offen. Wenn er Eisen im Blute, Kalk in den Knochen der Tiere findet, ohne zu wissen, wo sie herkommen, so sagt er nicht, sie seien durch den Lebensproceß erzeugt; wenn er den Ursprung mikroskopischer Tiere, wo sie herkommen, nicht darzulegen vermag, so sagt er nicht, sie seien von selbst entstanden; wenn er Personen tot und verbrannt in einem verschlossenen Zimmer findet und nicht ermitteln kann, wie das zugegangen, so sagt er nicht, sie seien von selbst in's Brennen geraten. Diese Art von Schlüssen oder Erklärungen hält er für Selbstbetrug oder für Verschleierung der Unwissenheit, weil Erklären klar machen heißt, wozu Licht und Einsicht gehört, und weil auf der vollkommensten Unbekanntschaft mit einem Vorgang eine Erklärung dieses Vorganges nicht beruhen kann", sagt ein anerkannter Meister auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, J. von Liebig, a. a. O. S. 17 u. 18. Von dieser sich selbst bescheidenden Auffassung ist nun allerdings grundverschieden die Art der Naturphilosophie des Materialismus und anderer Richtungen. Diese Selbstbescheidung kennen sie nicht. Aber eben deshalb verlassen sie auch den festen Boden der Wissenschaft und tummeln sich in der Sphäre des Glaubens, oft mit einer Zuversichtlichkeit, die nur das Eine zu wünschen übrig läßt, dies, daß man offen und ehrlich bekennend hinzufüge: Hier wird nicht gewußt im strengen Sinne des Wortes und nichts gelehrt, was hart und fest bewiesen ist, sondern spekuliert und gedichtet, geglaubt und zum Glauben des Geglaubten aufgefordert.

Der Darwinismus wird uns angepriesen als eine Erklärung der Gesammtentwickelung der Pflanzen und Tiere, wie sie vernünftiger nicht sein könne, und deren Beweismaterial täglich wachse. Wir können das als Laien nicht beurteilen, sondern müssen die wissenschaftliche Würdigung des vorgebrachten Materials den Fachgelehrten überlassen. Von diesen aber protestieren viele energisch gegen die Ausschreitungen dieser naturwissenschaftlichen Hypothese, wie sie Häckel in Jena bezüglich der Abstammung des Menschen vom Affen und anderer Punkte sich hat zu Schulden kommen lassen. Forscher wie His, Götte, Semper, Claus, Moriz Wagner,

sind hier zu nennen. Auch Carl Vogt in Genf spricht in einer Abhandlung über „Stand und Aufgaben der heutigen Paläontologie" in Gottschalls „Unsere Zeit", 1880, I, von einem „vorzeitigen, der alten Naturphilosophie nachgebildeten, phantastischen Luftbau", durch welchen Häckel seine großen Verdienste um die Wissenschaft verdunkelt habe. Ebenso trat bei der deutschen Anthropologenversammlung, welche im August 1880 in Berlin tagte, eine Anschauungsweise zu Tage, welche dem gröberen Materialismus, besonders den Häckelschen Affenursprungsphantasien nicht günstig war. Virchow betonte die neutrale Stellung der Anthropologie in solchen Fragen, wie die „Affenfrage" sei. Die „übereilte Popularisierung naturwissenschaftlicher Resultate, welche einseitigen Parteizwecken zulieb und unter Mißbrauch eines von allen ernsten Forschern gefeierten Namens (Darwin's) die objektive Wahrheit in ein dogmatisches Zerrbild herabzusetzen trachtet", wurde auf derselben Versammlung von Prof. Ranke scharf getadelt unter Verweisung auf die das Affenursprungsdogma nichts weniger als begünstigenden Ergebnisse der anatomischen Forschungen Bischoff's, der pathologischen Virchow's, der sprachlichen und ethnographischen Nachtigal's und Anderer. Als der englische Forscher Huxley vor nicht zu langer Zeit in einem populären Vortrage die kühne Behauptung wagte, „die Entwickelung der Organismen im darwinistischen Sinne sei jetzt nicht mehr bloße Hypothese, sondern erwiesene Thatsache", stieß er auf den Widerspruch nicht weniger seiner Fachgenossen in England, die ihm teils die auch dort jetzt ziemlich allgemein zugestandene Hinfälligkeit gerade eines Grundgedankens der darwinschen Theorie, des Prinzipes der natürlichen Zuchtwahl, teils das Nichtzusammenstimmen der paläontologischen Thatsachen mit den Sätzen derselben entgegen hielten (vergl. hierzu „Beweis des Glaubens", Juli- und Oktoberheft 1880, Miscellen). Wenn wir also den gegenwärtigen Stand dieser ganzen Angelegenheit prüfen, so ergiebt sich, daß sie noch ganz und gar im Flusse ist und zur Discussion steht; und recht eigentümlich nimmt es sich nun aus, wenn man auf Grund solcher noch ganz und eifrig umstrittenen Hypothesen bereits eine natürliche „Schöpfungsgeschichte" dem Volke vorträgt, wenn in Zeitschriften, die auch naturwissenschaftliche Artikel bringen, zur Belehrung des Volkes Materialismus und Darwinismus wie eine völlig ausgemachte Sache

ausgegeben, die Gegner derselben nur nochmit Spott und Hohn wie Dummköpfe behandelt werden, wenn man im Volke die Meinung verbreitet, der Glaube an einen Schöpfer sei durch naturwissenschaftliche Forschung als irrig nachgewiesen, oder wenn man gar die Abstammung des Menschen vom Affen als eine unleugbare Wahrheit hinstellt. Diesem unsauberen Treiben gegenüber ist es Pflicht eines Jeden, der die Wahrheit, die Wissenschaft und sein Volk lieb hat, auf das durchaus Hypothetische jener ganzen Theorie hinzuweisen und zu betonen, daß es, wenn falsch, diese Hypothese für erwiesene Thatsache auszugeben, doppelt falsch ist, auf diese Hypothese einen Ersatz für den christlichen Glauben durch anderen, naturwissenschaftlichen Glauben zu bauen. Ja selbst in dem Falle daß diese ganze Entwickelungslehre keinen so energischen Widerspruch aus den Kreisen der Naturwissenschaft erführe, würde sie doch als ein exaktes Wissen für ihren ganzen Umfang nicht gelten können. Denn sie nimmt Unsichtbares und Unbekanntes mit Zuversicht in nicht geringem Maße an. Sie muß ungeheure Zeiträume construieren, deren wissenschaftliche Erhärtung und Begrenzung für immer eine Unmöglichkeit bleibt; sie muß annehmen, daß aus Unorganischem irgendwie und irgendwann Organisches entstanden sei, eine Annahme, welche ebenfalls bis jetzt wissenschaftlich noch nicht hat dargethan werden können, deren gerades Gegenteil vielmehr durch die neuesten Forschungen höchst wahrscheinlich geworden ist; sie muß an das dagewesene Bestehen verschiedener Mittelglieder glauben, von denen allen sich noch immer keine Spuren haben entdecken lassen; und endlich entzieht sich das frühere und früheste Geschehen, auf welches sie schließt und schließen muß, um in ihrer Weise das jetzige Geschehen zu erklären, notwendig, naturgemäß und für immer der Wahrnehmung und einer sinnenfälligen Erfahrung.

Es ist um nichts besser die Atomenlehre gestellt d. h. die Ansicht, daß die gesammte Welt, wie sie in ihrer großartigen Mannigfaltigkeit vor uns, um uns, über und unter uns ist, die Sonne, von der wir Licht und Wärme empfangen, das Schneeglöckchen, das des Frühlings Einzug verkündet, jedes Tier und auch des Menschen Körper, zusammengesetzt sei aus kleinen, unteilbaren Teilchen, die man physikalische Atome nennt. Selbstverständlich hat der christliche Glaube gegen diese Lehre, wenn sie in diesen Grenzen bleibt, ebenso wenig Bedenken wie gegen den naturwissen-

schaftlichen Darwinismus, welcher, ohne andere metaphysische Probleme hereinzuziehen, nur das Problem zu lösen sucht, ob die Fülle verschiedener Gattungen und Formen der Pflanzen und Tiere von Ewigkeit oder, noch vorsichtiger gesagt, von Anfang der bestehenden Schöpfung an so gewesen sei wie heute, oder ob sie allmählich so geworden sei. Denn weder die erwiesene Richtigkeit der Atomenlehre noch die Lösung letztgenannten Problems in darwinistischem Sinne müßte ohne Wahl den Atheismus stützen. Aber das erkennt doch jeder Denkende sofort, daß auch der eng begrenzten Atomistik das Moment des Glaubens innewohnt. Denn im eigentlichen Sinne wahrgenommen hat noch niemand ein einziges solches Atom. Aus unsrer subjektiven Erfahrung d. h. daraus, wie wir unsrer menschlichen Organisation gemäß die Außendinge wahrnehmen, zerteilen u. s. f., bilden wir das Wesen und den Begriff des Atoms. Zudem scheint nach dem gegenwärtigen Stande naturwissenschaftlicher Forschung der Atomenlehre dasselbe Schicksal bevorzustehen wie der Hypothese, daß das Organische aus dem Unorganischen sich allmählich entwickelt habe. Wie es nämlich je mehr wahrscheinlich und von verschiedenen Forschern mit aller Entschiedenheit betont wird, daß nicht das Organische das Ergebnis des Unorganischen, sondern das Unorganische das Exorganische sei, eine Umsetzung des organischen Stoffes in unorganische Materie, so findet auch eine Bewegung von der Atomistik zum sogenannten Dynamismus statt, welcher nicht von den Atomen, die weder sinnlich wahrnehmbar noch anschaulich im Geiste vorstellbar noch begrifflich frei von logischen Widersprüchen sind, sondern von den Krafteinheiten, welche der Erfahrung näher liegen als die Atome, seinen Ausgang nimmt[1]). Ich erwähne das in diesem Zusammenhange, um nahe zu legen, wie wenig ein Vertreter der Wissenschaft berechtigt ist, sich mit völlig exaktem Wissen zu brüsten und sich so zu gebärden, als ob der jeweilige Zustand der Wissenschaft ganz unanfechtbar und für alle Zeiten maßgebend sei. Solche ohne Unterlaß sich vollziehende revolutionäre Bewegungen auf dem Gebiete der Wissenschaft sind wohl geeignet, zur Bescheidenheit zu mahnen und erkennen zu lassen, wie sehr doch immer das mensch-

[1]) Vergl. hierzu: Schultze, Die Grundgedanken des Materialismus, Leipzig 1881, Cap. III.

liche Wissen Stückwerk, wie wenig es zu irgend einer Zeit vollkommen und abschließend ist. Wir werden später noch einmal hierauf zurückzukommen haben.

So finden wir bei vorurteilsfreier Prüfung, daß auch in der Wissenschaft wie im Leben der Glaube mit seiner zuversichtlichen Annahme eines Unsichtbaren ein wesentlicher Faktor ist. Ihn gänzlich zu beseitigen oder preiszugeben, ist unmöglich, wenigstens dem Menschen unmöglich; denn dieser müßte, wollte er alles wissen in des Wortes strengster Bedeutung, ewig, allgegenwärtig und allwissend sein.

Aber man wendet uns ein: „Ein solches Wissen fordert niemand und giebt auch keiner vor zu besitzen. Trotzdem aber reicht des Menschen Wissen, das auf Erfahrung ruht, und das er durch logische Schlüsse auch auf außerhalb der sinnlichen Erfahrung Liegendes erweitert, weit genug und ist groß genug geworden, um den Menschen auf eigene Füße zu stellen und ihm den Glauben entbehrlich zu machen, und wenn auch nicht jegliche nur subjektiv zureichende Annahme, so doch den spekulierenden und religiösen Glauben, welcher durchaus eine Gottheit oder eine letzte intelligente, zwecksetzende und alles Geschehen beherrschende Macht zu brauchen vorgiebt. Das brauchen wir nicht. Begnügen wir uns mit der Welt, wie wir sie haben, soweit wir sie durchforschen und erkennen können."

Wir müssen sagen: Zu diesem Entschlusse gehört eine große Bescheidenheit und eine Selbstentsagung, die nicht immer möglich sein wird. Denn dadurch wird das Wissen des Menschen in außerordentlichem Maße beschränkt, um schließlich auf Nichts reduciert zu werden. Es ist nämlich wohl zu beachten, was nicht mehr nur von Philosophen, sondern in neuerer Zeit auch von Naturforschern gefordert und klar und deutlich nachgewiesen worden ist, daß alles, was der Mensch wahrnimmt, sich vorstellig macht und denkt auf Grund des Wahrgenommenen, subjektiven Charakter an sich trägt und nicht ohne weiteres darauf Anspruch machen kann, daß ihm die Außenwelt völlig entspreche. Eine Untersuchung unsres Erfahrungsgebietes mit Hilfe der Physiologie, der Physik und der kritischen Philosophie ergiebt, daß der ganze Inhalt desselben nur Vorstellungen in unserm Geiste sind. Und das einfachste Nachdenken lehrt, daß ein Außending nicht mit seinem ganzen

Digitized by Google

Wesen und Inhalte in unsern Geist eingehen, sondern nur, insofern wir es erkennen, eine geistige Vorstellung in uns selber sein kann. Schwierig ist es, darzuthun, daß diese geistigen Vorstellungen von den Dingen um uns her mit diesen Dingen correspondieren und ihnen entsprechend sind, unmöglich, zu beweisen, daß der Baum, den ich wahrnehme, so, gerade so beschaffen sei an sich, wie ich ihn wahrnehme und mir vorstelle. Denn dieses ganze Wahrnehmen und Vorstellen hängt zum bei weitem größten Teile von meiner so gearteten menschlichen Beschaffenheit ab. Es ist gewiß, daß ein Wesen, welches anders beschaffen wäre als ich, den Baum auch in anderer Weise wahrnehmen und vorstellen würde. Nur dadurch, daß die bei weitem meisten Menschen gleich organisiert sind, ist es erklärlich, daß sie übereinstimmende Vorstellungen von den Außendingen haben, die sie umgeben, einschließlich des Leibes, welchen sie besitzen. Man braucht wahrlich nicht dem Idealismus zu huldigen, welcher die gesammte Außenwelt in eine durch den Menschengeist allein erzeugte Vorstellung auflöst und die objektive Realität der Außenwelt derselben ganz in Zweifel stellt; man kann insoweit Realist sein, als man an dieser Realität unerschütterlich festhält, und zwar nicht bloß aus einem instinktartigen Vorurteil, das allen Menschen anhaftet, und dem gemäß auch alle praktisch sich verhalten, sondern auch aus wissenschaftlichen Gründen. Aber zu dem Ergebnis gelangt man auf alle Fälle: Zu behaupten, wie der Materialismus thut, daß die Welt, wie wir sie wahrnehmen und vorstellen, wie sie uns kraft unsrer menschlichen Organisation erscheint, mit der Welt sich ganz und gar decke, wie sie in Wahrheit und für sich ist, dies zu behaupten, ist durch die Untersuchungen der Physiologie und Physik völlig hinfällig und unmöglich gemacht. Denn subjektiven Charakter trägt alles unser Wahrnehmen und Vorstellen. Dadurch aber wird, wie jeder sogleich erkennt, das Wissensgebiet des Menschen gar sehr beschränkt und zugleich unser Wissensinhalt bedenklich erschüttert. Denn was zu wissen können wir nun noch behaupten? Von den Dingen an sich, von der Welt, wie sie für sich ist, haben wir kein Wissen, sondern nur subjektive Vorstellungen und gewisse Kundgebungen, Einwirkungen dieser Dinge auf unsern Geist, welche diesen veranlassen, seinen Zustand zu ändern. Die Sinne, auf die wir so stolz waren, und denen allein wir vertrauen wollten,

täuschen nicht nur oft, sondern geben uns überhaupt niemals die objektive Wahrheit. Auch der Verstand vermag dies nicht; auch er ist ein unzuverlässiger Ratgeber und Wegweiser geworden. Sollen wir uns nun begnügen mit dem, was Sinn und Verstand uns bieten? Thue es, wer es will und vermag; nur behaupte er nicht, objektive, unumstößliche Wahrheit zu besitzen; nur brüste er sich nicht mit höherer Einsicht und sicherer, vollständig gewisser Erkenntnis der Dinge und des Naturgeschehens. Thue er es, wenn er es vermag; nur verarge er es Anderen nicht, wenn sie sich in so enge Schranken nicht wollen bannen lassen, sondern, folgend dem Triebe, der dem Menschen eigentümlich ist und seit Jahrtausenden schon im Leben der Völker und der Einzelnen eine mächtig treibende Kraft, folgend dem Triebe, hinauszugehen über das, was die Sinne uns bieten, und nach dem Anfang und Ziele und nach der Zusammenfassung der Dinge zu fragen, spekulieren, und wenn sie, von der Wissenschaft ohne befriedigende Antwort gelassen, lieber der Offenbarung der Religion glauben als den Dogmen des Unglaubens.

Bis zu einem Nebelchaos ist die Theorie der natürlichen Entwickelung des Weltalls zurückgegangen, sich stützend auf im Naturgeschehen entdeckte Gesetze und auf die bisher beobachtete Gleichförmigkeit dieses Geschehens. Aus diesem Urnebel soll alles entstanden sein. Bei ihm macht die Wissenschaft Halt. Wie dieser entstanden? wodurch? durch wen? — diese Fragen kann und mag sie nicht beantworten; diese Fragen aber werden den denkenden Menschen immer bewegen, sie werden nimmer ruhen. Auf eine sich gleich bleibende Summe von Kräften und Materie führt die mechanisch-atomistische Weltanschauung alle Veränderungen in der Körperwelt zurück. Auch hier bleibt die Frage ohne Antwort: Woher diese Summe? Wohl erfahren wir durch die Wissenschaft, daß alles Geschehen auf Gelegenheit und Kraft zurückzuführen sei, und daß sich im unendlichen Naturlaufe alles ohne Ausnahme in strenger, notwendiger und undurchbrechlicher Folge vollziehe. Aber vor der ersten Gelegenheit zur Mischung von Stoff und Kraft bleiben wir doch mit der nachdenklichen Frage stehen: Woher diese erste Gelegenheit? Durch Zufall oder durch eine höchste Intelligenz gegeben? Wenn aber die erste, also die wichtigste, alles Spätere bedingende Gelegenheit durch Zufall gegeben ist, wie soll das ge-

dacht werden? wovon ist die erste Bewegung, der uranfängliche Anstoß ausgegangen? wie ist es dann mit der Vernünftigkeit des Naturgeschehens, zu dem ja doch auch nach dieser Auffassung das Denken und Handeln des Menschen gehört? ist dann nicht der ganze notwendige Zusammenhang in der Natur sogleich am Anfange nicht vorhanden? ist dann dieser ganze undurchbrechliche Naturzusammenhang nicht einem Gebäude vollkommen gleich, das auf keinem Grunde steht?

Diese und ähnliche Fragen kann die Wissenschaft, auch diejenige, welche durch Schlußfolgerungen zurückgeht bis in die graueste Vorzeit, nicht zum Schweigen bringen; sie muß bekennen, daß es ihr unmöglich ist, alles zu erklären. Darf sie dann aber mit irgend welchem Rechte dem Glauben feindlich begegnen, welcher auf jene Fragen die letzte Antwort sucht? Darf sie vor allem d e n Glauben feindselig behandeln, der, ohne das große Gebiet der Wissenschaft zu berühren oder gar erobern zu wollen, nur da einsetzt, wo keine Wissenschaft mehr zureicht? Sie darf es nicht und wird es auch nicht wollen, so lange sie sich selbst in ihren Schranken bewegt und es nicht wagt, selbst über Dinge eine Entscheidung zu geben, die ihre Zuständigkeit überschreiten. Wollte sie es, wir hätten ein leichtes Mittel, sie in ihre Schranken zu bannen und zur Bescheidenheit zu zwingen, eben jenes wissenschaftlich begründete Ergebnis, daß alles Erkennen und Wissen des Menschen, so weit es auf Sinnen und Verstand ruht, subjektiven Charakter trägt. Wer trotz dieser Einsicht nicht an der Möglichkeit objektiver Erkenntnis des Menschen, also des Wissens im eigentlichen Sinne, verzweifeln will, kann das nur wiederum vermittelst e i n e s G l a u b e n s, dieses, daß der menschliche Anschauungs- und Verstandesapparat nach einem v e r n ü n f t i g e n G e s e t z e arbeitet und nur solches produciert auf Grund der Anregung von außen, was dem wahren Wesen der Dinge entspricht, also, obwohl subjektiv, doch objektive Wahrheit annäherungsweise vermittelt.

Fassen wir das Ergebnis der bisherigen Erwägungen zusammen, so dürfen wir ohne Übertreibung sagen: Das Wissen des Menschen ist niemals und nirgends ohne Glauben; es ist auf Glauben begründet und bedarf fortgehender Ergänzung durch den Glauben. Und wenn das Wissen so sehr, als es irgend möglich ist, beschränkt wird, um es zu consolidieren, eine dreifache zuver-

Digitized by Google

sichtliche Annahme kann es nicht entbehren, weil es sich sonst dem Skepticismus, dem unbedingten Zweifel an der Möglichkeit objektiver Erkenntnis, überliefert: den Glauben an die zukünftige Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens, den Glauben an die gesetzmäßige und vernünftige Fortentwickelung der menschlichen Erkenntnis und den Glauben an die Übereinstimmung des menschlichen Erkennens mit dem wirklichen Geschehen. Diese Annahmen aber sind bereits wesentlich religiöser Art. Dürfen wir vielleicht mit Recht sagen, daß jener erste Glaube an die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens den Übergang bilden kann zum religiösen Glauben an den Gott, der alles gesetzlich und weislich geordnet hat, der selbst ein Gott der Ordnung ist; daß jener zweite Glaube an die gesetzmäßige Fortentwickelung des menschlichen Erkennens und Wissens, verbunden mit der Erkenntnis, daß diese Fortentwickelung doch gewisse Schranken niemals wird überschreiten können, hinüberleiten kann zu dem religiösen Glauben, daß in einer andern Welt für den anders organisierten Menschen ein ganzes Erkennen, ein Schauen von Angesicht zu Angesicht in Aussicht steht; daß jener dritte Glaube an die Übereinstimmung des menschlichen Erkennens mit dem Naturgeschehen den religiösen Glauben an den Gott, welcher Natur und Geist geschaffen und verbunden hat, vermitteln könnte, so dürfen wir mit unbestreitbarem Rechte behaupten: Die Erkenntnis, welcher sich ehrliche Wissenschaft nicht verschließen kann, daß alles menschliche Erkennen und Wissen ein bruchstückartiges ist und allezeit bleiben wird und muß, ist bereits ganz religiöser Natur. Denn das Gefühl und Bewußtsein der eigenen Ohnmacht in physischer, geistiger und sittlicher Hinsicht ist die negative Wurzel der Religion. Der durch diese Ohnmacht beeinträchtigte und gebundene Wille zum voll befriedigenden, seligen Leben, welcher jedem Menschen innewohnt, treibt zu einer höheren Macht, welche von dieser Ohnmacht und der durch sie bedingten Unseligkeit erlösen kann und will. An der Spitze der Bergpredigt steht das Wort: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr." Den Sokrates pries das delphische Orakel als den Weisesten unter den Griechen, weil er insofern weiser wäre als alle Anderen, als er nicht etwas zu wissen vorgäbe, was er nicht wüßte. Nur das Gefühl und Bewußtsein der geistigen Armut trotz alles Wissens, bei noch so weit vorgeschrittener Bildung disponiert den Menschen zum religiösen

Sinn, zum Evangelium und Himmelreich. Wo aber dieses Gefühl lebendig geworden und diese Erkenntnis zum Durchbruch gekommen ist, ist der Weg zum religiösen Glauben gebahnt, und die Anhänger und Vertreter desselben sollen diesen Weg nicht versperren, sondern nach Möglichkeit ebnen. Rechtes Wissen und allgemeiner Glaube in und mit dem Wissen führen zum religiösen Glauben, und nichts ist irriger als die Meinung, daß Wissen und Glauben unausgleichbare und sich ausschließende Gegensätze seien. Nicht das exakte Wissen steht feindselig zum religiösen Glauben oder schließt denselben aus, sondern nur das eingebildete Wissen und der materialistische Glaube verhalten sich gegensätzlich zum Glauben. Einbildung aber und Materialismus sind nicht bloß Feinde der Religion und des Christentums, sondern ebenso auch der Wissenschaft, deren Fortentwickelung jene hemmt, dieser auf falsche Bahnen leitet. Auch in der Bekämpfung dieser gemeinschaftlichen Feinde mögen sich Wissenschaft und Religion die Hände reichen.

Nicht als ein unvollkommenes Wissen fassen wir den religiösen Glauben auf, sondern wahren ihm eigentümliche Kraft, selbständigen Inhalt und eigene Geltung auch neben und über dem Wissen. Untersuchen wir nun, wie er an sich gestaltet ist; prüfen wir, ob er so halt- und grundlos ist, wie er oft verdächtigt wird, oder ob er auch in sich selbst eine gute und zureichende Begründung hat.

Ist der Mensch in seinem Verkehr mit der ihn umgebenden, zum Teil ihm doch sichtbaren und greifbaren Welt so oft und so sehr auf Glauben angewiesen, so ist es von selbst einleuchtend, daß seinem Verkehre mit Gott ausschließlich Glaube zu Grunde liegen muß. Und als den Verkehr mit Gott dürfen wir ja wohl im Allgemeinen die Religion bezeichnen. Gott ist Geist; nur so wird sein Wesen begriffen und sein Wirken verstanden. Das Geistige aber ist an sich unsichtbar und wird nur an seinem Wirken als seiner Offenbarung erkannt. Demnach kann in unserm Verhältnis zu Gott als dem Geiste nur Glaube walten. Auch dieser religiöse Glaube aber kann ein unmittelbarer oder ein mittelbarer sein. Unmittelbar nenne ich denjenigen religiösen Glauben, welcher ein Stück des menschlichen Wesens ist, jenes Sehnen des Herzens nach Gott, durch dessen Vorhanden- und Kräftigsein sich Gott im Menschen offenbart, und das zugleich ein sicherer Beweis für das Dasein Gottes ist. Diese Religiosität äußert sich bei dem Einzelnen

besonders kräftig in den Momenten wahrer Andacht und drückender Not. Der mittelbare religiöse Glaube hingegen erhält seine Nahrung aus dem Einflusse andrer religiöser Menschen, mag derselbe in der Geschichte oder im Worte aus der Vergangenheit oder im Verkehre und im Worte in der Gegenwart geschehen.

Diesem religiösen Glauben nun, welcher in der gewissen Zuversicht des Daseins und der Liebe Gottes, seines Willens und seiner Macht zur Erlösung und Beseligung der Menschen gipfelt, will man in unsern Tagen so oft alle Berechtigung abstreiten, während man sich unter den weitgehenden Einfluß anderen Glaubens ohne Sträuben stellt. Ihn möchte man gern als ein gedankenloses und kindliches Hinnehmen eines Unsinnigen, weil Übersinnlichen, brandmarken, während man doch selbst das Dasein des Geistigen nicht leugnen und mit dem Sinnlichen allein sich nicht begnügen kann. An einen Gott zu glauben, welcher als vernünftiger Wille die Welt in's Dasein gerufen hat und das Geschehen in der Welt nach vernünftigen Gesetzen weislich ordnet und leitet, soll unvernünftig sein; aber an die Ewigkeit eines Weltstoffes und an seine plan- und zielvolle Gestaltung durch blinden Zufall, durch eine unter vielen anderen Möglichkeiten, zu glauben, soll vernünftig heißen. Gegen den Gottesglauben bringt man immer und immer wieder den alten Einwurf vor, daß jegliche Vorstellung von Gott eine menschliche sei, da die Menschen sich die Gottheit nach ihrem Ebenbilde geschaffen und auf dieselbe menschliche, nur in's Unendliche erweiterte Eigenschaften und Thätigkeiten übertragen; und man muß doch bei nur einiger Überlegung eingestehen, daß unsre gesammte Empfindungs- und Vorstellungswelt eine wesentlich subjektive ist, bedingt durch die menschliche Organisation. Wo ist nun das Mehr, wo das Weniger? Kann uns hier nicht allein die Überzeugung retten, daß für beide Welten, für die Erscheinungswelt, die wir Natur zu nennen pflegen, wie für die Ideenwelt, welche hinausschreitet über das Erscheinende, das Recht gleich sei, ebenso gleich wie ihre Entstehung? Unsere Empfindungs- und Vorstellungswelt entsteht durch K u n d g e b u n g, also O f f e n b a r u n g der wirklich und an sich seienden Welt, und diese Kundgebungen verarbeitet der Mensch in seiner Weise mit seinen Sinnen und mit seinem Verstande. Unsere Ideenwelt mit ihren höchsten Ideen des Wahren, des Heiligen und des Schönen entsteht durch Kundgebung, Offenbarung des wirklich und an sich

seienden Gottes, und diese Offenbarung in unserm oder an unsern Geist verarbeitet der Mensch mit seinem Verstande. In beiden Fällen geschieht es leicht, ja notwendiger Weise, daß die Vorstellung des Menschen von dem sich Offenbarenden eine menschliche, oft gewiß nicht voll entsprechende wird. Oder wäre es nicht ein schreiendes Unrecht für eine Wissenschaft, welche nur das erfahrungsmäßig Gegebene in den Kreis ihrer Forschung ziehen will, die menschlichen Empfindungen und Vorstellungen zwar zu prüfen, die Ideen aber, welche doch unbestreitbar vorhanden und mächtiger sind als jene, unbeachtet zu lassen oder für nichts zu erklären, nur weil sie in die geträumte und unvollkommene Weltauffassung nicht passen, mit den gewöhnlichen Mitteln sich nicht erklären lassen wollen? Man pocht sonst laut und energisch auf das Kausalitätsgesetz und stellt es als Axiom hin, daß keine Wirkung ohne Ursache sei; man erachtet es für die Hauptaufgabe der Wissenschaft, für bestimmte, gegebene Wirkungen bestimmte Ursachen zu suchen und aufzuweisen. Hier aber, wo die gegebene Wirkung, die Ideenwelt, auf eine außerhalb der Erscheinungswelt liegende Ursache hinweist, da sie zu derselben oft im direkten Widerspruche steht, hier will man plötzlich lässig sein im Betonen des Kausalzusammenhanges und im Erforschen des erfahrungsmäßig Gegebenen? Heißt das gerecht, wissenschaftlich verfahren?

Die Religion ist vorhanden. Der religiöse Glaube ist eine Thatsache so allgemein wie wenige, so gut bezeugt wie kaum eine andere. Die persönliche religiöse Überzeugung wird aus keines Gläubigen Herz gerissen werden können; auch das exakteste Wissen kann sie nicht zerstören, wohl aber mit ihr auf das Innigste verbunden sein, wie das Leben nicht bloß eines großen Gelehrten bezeugt. Eine solche unmittelbare und feste Überzeugung hat in sich, wie jeder weiß, eine Kraft und Zähigkeit, wie sie nichts besitzt, das von außen gegeben ist. Auch der religiöse Glaube und er zumal ist eine gewisse Zuversicht. Sie ruht auf persönlicher Erfahrung, und deshalb ist sie so freudig und fest, auch in Zeiten äußerster Bedrängnis. Bestärkt aber wird sie durch das Zeugnis der Geschichte und der täglichen Erfahrung an anderen religiösen Menschen und der fortgehenden äußeren Offenbarung Gottes. Es ist doch ein wichtiges Ergebnis der ethnographischen Forschung, daß auf der Erde noch kein Volk ohne Religion gefunden worden ist. Und

Digitized by Google

das andere Ergebnis vergleichender Religionsforschung ist nicht minder bedeutsam, daß wahrscheinlicher Weise — ich wähle diesen vorsichtigen Ausdruck, weil der Streit der Meinungen hierüber gerade gegenwärtig noch heiß tobt, und trotzdem, daß mir selbst einige Studien die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit gemacht haben — die Religionen der Völker in früheren Zeiten geistiger und reiner gestaltet waren, als sie später und gegenwärtig gefunden werden, daß dieselben durch Sinnlichkeit und trägen Willen der menschlichen Natur allmählich verzerrt und verschlechtert worden sind. Das erste Ergebnis bedeutet uns, das Recht der Religion in der menschlichen Natur begründet zu suchen; das andere weist uns darauf hin, daß die Religion eine Gabe an den Menschen, nicht ein Erzeugnis des menschlichen Geistes ist.

Nicht minder laut und kräftig ist das Bezeugen der Geschichte für diejenige Religion, welche schon aus dem durch vergleichende Religionsforschung und durch psychologische Prüfung festgestellten Wesen der Religion als dem Erlösungsbedürfnis und der Erlösungsfreudigkeit sich als die vollkommene objektive Religion erweist, für die christliche Religion. Es ist ja unmöglich, in diesem Zusammenhange dieses Zeugnis ganz zu hören. Nur auf Einzelnes sei in aller Kürze hingewiesen! Wer jemals das Leben Jesu, wie es in den Evangelien erzählt ist, gelesen, aufmerksam gelesen hat, muß von dieser Persönlichkeit einen besondern Eindruck empfangen haben. Solche sittliche Hoheit, diese Klarheit und Bestimmtheit vor der That und diese Ruhe und Sicherheit nach geschehener That, diese Stetigkeit in allem seinen Handeln; diese unentwegbare Gleichartigkeit seines Verhaltens gegen Freund und Feind; diese höchste Auffassung der Sittlichkeit und deren volle Bewährung von dem Anfange seines öffentlichen Auftretens an bis zum Ausgange seines irdischen Lebens; diese aufopfernde Liebe zu den Menschen, eine Liebe, die ganz und gar das eigne Ich verleugnet und ausschließlich dem Wohl und Heile Andrer lebt: alles dieses muß außer bei voreingenommenem oder abgestumpftem Sinne bei jedem den Eindruck hinterlassen, daß er ein Mensch war, der um Hauptes Länge alle Menschen überragt. Du kannst kühnlich jeden Großen unter allen Völkern, von dem bewundernd die Geschichte erzählt, neben Jesus von Nazareth stellen; auch solcher Vergleich wird es bezeugen, daß er der Schönste unter den Menschenkindern ist. Und wenn

man nun den Ausgang dieses Lebens bedenkt und mit gewissenhaftem Sinne die Zeugnisse für seine Auferstehung prüft und sich sagen muß, daß dieselbe so gut bezeugt ist als irgend eine verbürgte geschichtliche Thatsache, so daß man schließlich, um nur ja sich nicht gefangen zu geben und durch die Wucht der Gründe sich für besiegt erklären zu müssen, zu der eigentümlichen Ausflucht greifen mußte, die Jünger hätten nur in der Aufregung jener Tage geglaubt, den Auferstandenen zu sehen, zu hören, mit ihm zu reden und zu verkehren, sie hätten nur Visionen des Auferstandenen gehabt — und dieser Gedanke, daß es eben nur glückliche Träume gewesen, daß ihre Phantasie sie getäuscht, sollte später, nachdem wieder Ruhe in ihrem Gemüte geworden, als die Verfolgung und der Angriff um ihres Evangeliums willen sie doch gewiß ernüchtern mußte, nachdem Wochen, Monde verstrichen, keinem von allen gekommen sein? und für solches Traumbild sollten sie die schwierigste Arbeit, Gefahr und Tod ohne Aussicht auf Ruhm und Ehre bei den Menschen übernommen haben? — ich sage, wenn man dies selbst mit nüchternem Sinne bedenkt und sich einmal wenigstens des Gedankens entschlägt, es könne nicht sein, weil es über menschliches Können und Verstehen geht, so muß man achten lernen die Religion, deren Stifter nicht ein bloßer Mensch war wie andere Menschen, deren Gründer in unmittelbarem Verkehre mit Gott Worte des Lebens und der Wahrheit empfangen und verkündigt hat. Und wollte man dieser Consequenz etwa dadurch aus dem Wege gehen, daß man sagte: Diese ganze Geschichte Jesu, wie sie uns erzählt wird, ist nur erfunden; Dankbarkeit und Befangenheit haben seine Person und sein Leben über das natürliche Maß hinaus idealisiert, so erreicht man auch durch diesen Einwand nicht, was man so gerne wünschte, eine unbequeme Thatsache aus der Geschichte zu streichen. Durch ein Dreifaches wird jener Einwurf zunichte gemacht: Erstens bleibt es wahr und treffend, was schon oft gesagt worden ist: Anzunehmen, daß die Jünger Jesu dieses Leben ihres Meisters selbst erfunden und willkürlich ausgeschmückt, heißt statt des Glaubens an Jesum Christum zu einem noch größeren Glauben greifen. Woher sie dann die Farben zu diesem Bilde genommen? Von sich selbst? Von anderen Zeitgenossen? Zum Andern ist die Echtheit neutestamentlicher Schriften so gut bezeugt, vor allem ist es selbst der einschneidendsten Kritik nicht gelungen, die Unechtheit der drei

Digitized by Google

Paulusbriefe, des Briefes an die Römer, des ersten an die Corinther und des Galaterbriefes, nachzuweisen, so daß auch hierdurch das Leben und die Lehre Jesu so sicher urkundlich gewährleistet ist als irgend eines Menschen Leben und Lehre. Und endlich würde ja immer das Leben und Wirken der Apostel und das Vorhandensein einer christlichen Kirche einen solchen Herrn und Meister unerbittlich fordern, wie ihn die Evangelisten uns schildern. Denn ohne die Erfahrung des Außerordentlichen im Umgang mit Jesu, wie es die Evangelien berichten, und ohne die Auferstehung des Totgeglaubten, wären die Jünger Jesu nicht Apostel geworden und hätte sich eine Gemeinde von Christen niemals gebildet.

Wir sehen, die Zweifel sind leichter ausgesprochen als bewiesen, leichter nachgesagt als erhärtet. Wir erkennen, daß unser christlicher Glaube so fest gegründet ist, daß er mit ruhigem Stolze auf diesem Fundamente stehen und hoch sein Haupt tragen kann. Die christliche Religion darf auch an die volle Befriedigung appellieren, die ihr Besitz dem Einzelnen gewährt; und noch heute kann sie mit ihrem Stifter die Frage, ob die christliche Lehre menschlich oder göttlich und wahr sei, erledigen durch das Wort: „So jemand will Gottes Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob Jesus Christus von sich selber redete" (Joh. 7, 17).

So ist das Recht des religiösen und des christlichen Glaubens unbestreitbar. Innen erfahren und von außen bezeugt, ist der religiöse Glaube eine Thatsache, welche diejenige Wissenschaft, die auf das Thatsächliche großen Wert legt, nicht ignorieren darf. Sie kann das um so weniger, als sie selbst den Glauben nicht entbehren und gerade als exakte Wissenschaft auch ein religiöses Glaubensmoment in sich trägt, die Anerkennung der intellektuellen Unzureichendheit des Menschen. Andrerseits ist auch der religiöse Glaube nicht so beschaffen, daß er der freien Entwickelung des menschlichen Wissens hindernd in den Weg treten müßte. Er weiß, daß auch diese Entwickelung von Gott gewollt ist und niemals die Schranken überschreiten wird, welche Gott und die Menschen trennen, und welche nach Gottes weiser Ordnung verhindern, daß das Wissen der Menschen zum Allwissen werde. Und darum kann er auch ohne Furcht das Wissen und seine Fortschritte ehren, sich selbst zum Besten dienen lassen und an seinem Teile fördern helfen. Er hat

Digitized by Google

besonders Letzteres reichlich gethan; nur Undank kann ihm dies bestreiten. Ich las den treffenden Ausspruch: Was hat die Christen weiser als die Türken gemacht? Nicht gegen das Wissen streitet der religiöse Glaube; ihm läßt er freien Lauf, wie auch die Urkunde des christlichen Glaubens nirgends Bestimmungen und bindende Gesetze für das Wissen des Menschen enthält. Nur mit demjenigen Wissen kann sich der christliche Glaube nicht befreunden, welches sich einbildet, im Besitze der ganzen, objektiven Wahrheit zu sein oder jemals auf Erden in diesen Besitz zu gelangen, und welches den religiösen Glauben ersetzen will in der Meinung und mit dem Vorgeben, den Menschen ganz erlösen zu können. Hält sich das Wissen von dieser Überschreitung und diesem verhängnisvollen Irrtum frei, so wird ersprießlicher und beide Teile fördernder Frieden zwischen Wissen und religiösem Glauben sein.

Nachdem wir das eine Vorurteil, daß es ein Wissen ohne Glauben geben könne, und daß Wissen und religiöser Glaube notwendige Gegensätze seien, beleuchtet haben, prüfen wir die andre Meinung, welche vielen eine Befreundung mit dem christlichen Glauben und ein Sehnen nach demselben erschwert und unmöglich macht. Es ist die Meinung, daß es auch eine Sittlichkeit ohne Glauben geben könne, und daß solche autonome Sittlichkeit wertvoller sei und des Menschen würdiger als eine durch religiösen, speziell durch den christlichen Glauben bedingte Sittlichkeit; eine Meinung, die sich nicht selten auch bis zu der Behauptung versteigt, der christliche Glaube schädige die Sittlichkeit oder sei doch nicht derart, daß sein Besitz den Menschen von Unsittlichkeit zurückhalte. Wir beschränken uns hier, andere Momente, die sich bei dieser prinzipiellen Streitfrage in Menge aufdrängen, übergehend, auf dieses Vorurteil, sofern es durch den ethischen Materialismus genährt ist, um dasjenige zu treffen, was am allgemeinsten verbreitet ist und am meisten geglaubt wird.

Nach dem Materialismus giebt es nur Materie. Der Mensch selbst ist ein Stück dieser Materie, das mit seinem Tode zur allgemeinen Materie zurückkehrt. Ein besonderer, vom Körper unterschiedener und auf Ewigkeit angelegter Geist existiert nicht. Das Gewissen im Menschen ist ebenso wenig ein Eigentümliches, sondern nur ein durch fremden Einfluß, durch Erziehung, Gewöhnung und Vorspiegelung Gemachtes. Alles, was der Mensch empfindet, denkt,

Digitized by Google

will, thut, ist durchaus bedingt durch die Zusammenlagerung und Bewegung der Nerven und Gehirnatome, welche einer mechanischen Notwendigkeit gehorchen. Eine Gottheit, welche die Welt geschaffen und regiert, deren Ebenbild der Mensch in seinem Geiste, deren Offenbarung er in seinem Gewissen und in seiner Religiosität trägt, ist nicht ein real und transscendent Seiendes, sondern nur ein Phantasiegebilde der Menschen, ein Trugbild solcher, deren selbstsüchtige Interessen es fordern, das Volk in der Furcht vor solcher Gottheit zu erhalten. Infolge dessen kann von Freiheit des menschlichen Wollens und Thuns nicht gesprochen, an eine Verantwortlichkeit des Menschen für seine Thaten nicht gedacht werden. Und keine andere und bessere Aufgabe kann der Mensch in diesem kurzen und einzigen Leben zu erfüllen haben als die, von aller Materie so wenig als möglich zu leiden, so viel als möglich zu genießen. Der selbstsüchtige Genuß, erreicht durch Gewalt oder durch List, ist Zweck und Ziel des menschlichen Lebens.

Wenn so die Grundgedanken des ethischen Materialismus in aller Bündigkeit ausgesprochen werden, erschrickt man wohl vor ihnen und kann nicht begreifen, wie sie für irgend jemanden leitende Lebensgrundsätze werden können. Und doch lehrt die Erfahrung, daß dieselben vieler Menschen Wollen und Thun, Begehren und Streben durchaus bestimmen. Daß die menschliche Freiheit geleugnet und die Verantwortlichkeit in diesem und in einem andern Leben in Abrede gestellt, die Willkür zum obersten Gesetze des menschlichen Handelns gemacht oder doch als höchstes zu erstrebendes Ziel gedacht wird; daß man in selbstsüchtiger Weise nur an die Befriedigung des eignen Ich denkt und andere Menschen zu übervorteilen und auszunützen sucht und lediglich nach äußern und sinnlichen Gütern und Genüssen strebt, sind dies seltene Erscheinungen im Leben? Hat nicht jeder gegen die Trägheit und Selbstsucht seines Ich zu kämpfen? Wird nicht allen Menschen die Selbstverleugnung schwer, sich in Demut zu beugen unter fremden Willen, in Liebe eignen Vorteil und Genuß für andere zu opfern? Sind wir nicht alle mehr oder weniger geneigt, unsern Glauben an einen allwissenden und gerechten Gott hie und da zu verleugnen und so zu denken, zu reden und zu handeln, als ob kein allwissender Gott im Himmel und keine Verantwortung vor ihm wäre? Ist es dem Menschen nicht beinahe zur anderen Natur geworden, für seine üblen Hand-

Digitized by Google

lungen Entschuldigung zu suchen und die Schuld von sich weg auf andere, auf seine unglückliche Naturanlage, auf ungünstige Verhältnisse, Verführung, Not u. s. w. zu wälzen?

Es wird dem ethischen Materialismus mehr gehuldigt, als es möglich zu sein scheint; und mancher steht in seinen Diensten, ohne den theoretischen Materialismus zu kennen oder anzuerkennen. Ob es also nicht genügen sollte, die Haltlosigkeit und Unwissenschaftlichkeit dieses Materialismus, den unerwiesenen und unerweislichen Glaubenscharakter seiner Grundgedanken, zum Bewußtsein zu bringen, um auch den ethischen verachten und verwerfen zu lehren? Aber der Mensch hat die Eigentümlichkeit, auch dasjenige gelten zu lassen und zu bevorzugen, was sein Verstand ihm als widersinnig und unhaltbar erkennen läßt oder doch leichter Weise erkennen lassen könnte, wenn es ihm nur Nutzen bringt und seinem Wünschen und Wollen bequem ist. Im Kampfe zwischen Verstand und Willen bleibt doch zumeist der Wille Sieger. Und deshalb scheint es wirksamer zu sein, daß der Materialismus zunächst gelten gelassen wird und seine notwendigen Consequenzen gezogen und zum Bewußtsein gebracht werden, damit die große Gefahr der Schwäche, bewußt oder unbewußt in seinen Bahnen zu wandeln, erkannt und seine Schädlichkeit durchschaut werde.

Als eine persönliche Überzeugung muß der Glaube auf das Leben seines Besitzers einen Einfluß ausüben; ja es wäre nicht allzuschwer, den Nachweis zu führen, daß das ganze Handeln, Denken und Fühlen des Menschen mehr vom Glauben aus bestimmt wird als vom Wissen. Der Glaube giebt Kraft und Mut zum Handeln; er läßt auch manchmal ein Kühnes und ein Großes wagen. Man hat gesagt, Eisenbahnen könne der Glaube z. B. nicht bauen; das müsse er dem Wissen überlassen. Mit Recht ward erwidert, daß doch der Glaube an Vorteile, die noch nicht da sind und oft nicht kommen, den Bau anregt, den das Wissen nur ausführt. Wir dürfen hinzufügen: Ohne den Glauben an die Möglichkeit der Überwindung aller Hindernisse und Schwierigkeiten, an die Ausdauer der Arbeitskräfte und an das Wohlgelingen des Ganzen wird auch ein Eisenbahnbau nicht begonnen und nicht bis zu Ende geführt. Ohne Glauben könnten wir nicht so zuversichtlich und fest den Fuß auf den Erdboden setzen; ohne Glauben dürften wir uns nichts für den nächsten Tag, nichts für die folgende

Digitized by Google

Stunde vornehmen und beschließen; ohne Glauben könnte niemand ein selbständiges Geschäft sich gründen. Der Glaube beherrscht das ganze Leben, bestimmt das Handeln aller Menschen.

Ist es denkbar, daß der Glaube an die höchsten und letzten Dinge, der Glaube, der eine ganze Weltanschauung bedeutet, keine Wirkungen auf das Wollen und Handeln der Menschen erzeugen sollte? Es ist undenkbar; zum wenigsten dann, wenn dieser Glaube ein ganzer Glaube ist und nicht nur wie ein altes Stück Hausrat mit herumgetragen wird, das man von den Voreltern geerbt hat, in einen entfernten Winkel des Hauses stellt und nur zuweilen einmal sich ansieht, gar selten gebraucht. An solchen halben Glauben dürfen wir nicht denken, wollen wir die praktischen Wirkungen des Glaubens prüfen und abschätzen. Uns schwebt nach beiden Seiten ein Glaube vor, der den ganzen Menschen und den Menschen ganz besitzt, der deshalb unwillkürlich und unbewußt seine Gedanken, Worte und Handlungen bestimmt, ohne den der Mensch nichts thut, was er thut. Eines solchen Glaubens Früchte müssen bald und leicht gespürt und geschätzt werden können.

Wir beginnen mit demjenigen Glauben, welcher den lebendigen und persönlichen Gott leugnet, den Geist zum Ausfluß der Materie macht und alles Geschehen als ein rein mechanisches deutet. Um seine furchtbaren Consequenzen in sittlicher und socialer Hinsicht kennen zu lernen, brauchen wir nicht weit zu gehen und nicht erst die Schriften und Aussprüche seiner entschiedenen Vertreter zu studieren und anzuführen. Aus einem Hauptsatze dieser Weltanschauung selbst gehen diese Consequenzen klar und unmittelbar hervor. Dieser Satz lautet: „Geistesthätigkeit ist Gehirnthätigkeit; der Wille ist „der notwendige Ausdruck eines durch äußere Einwirkungen bedingten Zustandes des Gehirnes"" (Moleschott). Die erstere Behauptung vernichtet den Unterschied zwischen Wahrheit und Irrtum, die andere hebt den Unterschied zwischen Recht und Unrecht auf. „Ist der Gedanke und alle Gedankenverknüpfung nur der Erfolg eines bloßen Naturprocesses, der als solcher unter den gegebenen Umständen und Bedingungen unvermeidlich, so und nicht anders erfolgen muß, so haben alle Gedanken, alle Begriffe, Urteile, Schlüsse das schlechthin gleiche Recht; keinem kann ein Vorzug vor dem andern beigelegt werden. Weichen sie in Form und Inhalt von einander ab, so kann ihre Verschieden-

heit nur auf den verschiedenen Umständen- und Bedingungen beruhen, die bei dem Proceß ihrer Entstehung mitwirkten. Man kann daher höchstens einen Unterschied machen zwischen günstigen und ungünstigen Umständen, resp. zwischen einer normalen und anormalen Beschaffenheit der die Gedanken ausscheidenden Gehirne. Aber abgesehen davon, daß es offenbar höchst willkürlich ist, die unter günstigen Umständen von einem normalen Gehirne erzeugten Gedanken wahre, die andern unwahre zu nennen, so kann der Materialismus auch nicht einmal jenen Unterschied geltend machen, ohne sich selbst zu widersprechen. Für ihn giebt es keine günstigen und ungünstigen Umstände, keine normale und anormale Beschaffenheit des Gehirnes. Denn von ungünstigen Umständen kann nur die Rede sein, wenn vorausgesetzt ist, daß ein bestimmtes Ergebnis erfolgen sollte und nur durch störende, entgegenwirkende Kräfte in seinem Eintreten gehemmt oder in seiner Beschaffenheit verändert, herabgesetzt, verkümmert worden sei. Nach materialistischer Ansicht aber ist alles Geschehen nur der Erfolg einer zufälligen Combination von Stoffen und Kräften, also von völlig gleichem Werte; folglich ist es vollkommen gleichgiltig, was geschieht, die eine Combination der Umstände ist so gut oder so schlecht wie die andere" (Ulrici, Leib und Seele, Leipzig 1866, S. 3 u. 4). Will man aber dem Vorwurfe des Zufalles ausweichen und, verzichtend auf die Erklärung des ersten Geschehens, alles Zwischen- und Nachgeschehen aus natürlichen Ursachen erklären; verbindet man also mit der materialistischen Anschauung die mechanistische Auffassung, so ist man in der Erledigung beregter Frage um keinen Schritt vorwärts gekommen, nur daß es bestechender klingen mag, von einer undurchbrechlichen, ewigen Notwendigkeit zu sprechen als von einem blinden, fortwährend waltenden Zufall. Für unsere Schlußfolgerung aber trägt das gar nichts aus. Denn wenn alles Geschehen in der Welt, also folgerichtig auch das geistige, nach unveränderlichen Gesetzen ohne irgend eine freie Mitthätigkeit des Geistes sich vollzieht, so giebt es gewiß und wirklich keinen Unterschied zwischen Wahrheit und Irrtum; so istdie eine Weltanschauung gerade so notwendig, also auch gerade so berechtigt als die andere; so ist dasjenige, was wir jetzt als falsch bezeichnen, um nichts weniger notwendig vollzogenes Geschehen als dasjenige, was wir d. h. eine gerade zusammenstimmende Mehrheit von notwendig

denkenden Menschen als wahr bezeichnen. Warum also dieser Mensch materialistisch, jener monotheistisch denkt, wenn doch alles Denken selbst auf notwendigem Zusammenhange, auf mechanischer Bewegung der Atome beruht? Und ließe sich das Warum noch dahin deuten, daß man ausweichend auf verschiedene Wirkungen verschiedener Ursachen unter verschiedenen Umständen hinwiese, so ist doch augenscheinlich der Streit über Berechtigung und Wahrheit dieser oder jener Weltanschauung ein durchaus müßiger und kann niemals auf dieser Grundlage entschieden werden. Eine jede Anschauung ist existenzberechtigt, weil sie überhaupt existiert; sie ist wahr, weil sie vorhanden ist, denn sie kann doch nur aus natürlichen und unbewußt vernünftigen Ursachen vorhanden sein. Und wenn wir sonst wohl gewöhnt sind, das Fehlen oder Anderssein des Gesichtssinnes z. B. für einen abnormen Zustand des Menschen zu halten, nicht deshalb, weil dieser Sinn nicht da oder anders gebildet ist — denn daß er dasein und so und nicht anders sein müsse, kann niemand behaupten wollen —, sondern deshalb, weil uns die Erfahrung lehrt, daß die meisten Menschen einen und einen so beschaffenen Gesichtssinn besitzen, daß sie auf eine bestimmte Entfernung einen bestimmt großen Gegenstand deutlich und einfach wahrnehmen: so ist uns hier, wo es sich um Recht oder Unrecht, normale oder abnorme Beschaffenheit einer Weltanschauung handelt, selbst die Berufung auf eine relative Objektivität und scheinbare Gewißheit durch Übereinstimmung der Mehrzahl abgeschnitten. Denn erstlich ist eine Weltanschauung etwas so Kompliziertes und bei den meisten Menschen so wenig Vollständiges und Klarerkanntes, daß eine Prüfung derselben nicht so einfach ist wie die des Gesichtssinnes. Sodann dürfte überhaupt nicht entschieden werden können, auf welcher Seite die Mehrzahl von der gesammten Menschheit sich befinde, ob auf Seiten der Materialisten oder der Idealisten. Wollten wir uns aber nach der Mehrzahl unter denjenigen richten, welche wir kennen, mit welchen wir Umgang haben, so würden wir uns selbst bei solcher Gewißheit und Wahrheit nicht beruhigen. Eine höhere Instanz aber soll es nicht geben, oder wenn es wirklich eine solche gäbe, so ist sie doch dem Menschen ganz unzugänglich. Also? Also ausnahmslose und unbedingte Ungewißheit, also bedingungsloser und völliger Zweifel an jeglicher Wahrheit, ein Zweifel, der zur Verzweiflung führen muß. Das ist

die einfach folgerichtige Consequenz des Materialismus und Mechanismus, selbst wenn sie, um nicht zu albern zu erscheinen und an einem Dogma festzuhalten, dessen Unglaublichkeit die exakte Forschung ohne Unterlaß zum deutlichen Bewußtsein bringt, den Atomen, welche Geist bilden sollen, selbst schon geistige Eigenschaften beilegen und damit allerdings die Grenzen dessen, was der Name „Materialismus" sagt, überschreiten, diesem Namen geradezu widersprechen. Das ist einfach und unbedingt notwendige Schlußfolgerung desjenigen Glaubens, welcher die Freiheit Gottes und des menschlichen Geistes leugnet.

Wenn wir uns aber trotz dieser klaren und bei einigem Nachdenken schlechthin notwendigen Einsicht noch immer mit dem Gedanken trösten könnten: „Wir irren alle gleichermaßen, und alle Menschen haben geirrt, seit sie denken; also gleiches Schicksal für alle"; wenn wir auch schließlich den Verlust mit Ruhe zu ertragen imstande wären, daß durch jene Erkenntnis unbedingt aller Wissenschaft außer der des Zweifels (des Skepticismus) ein Ende gemacht würde, und meinten, auch ohne Wissenschaft könnte die Menschheit bestehen, so wird doch die andere Consequenz jenes Unglaubens für das Leben des Einzelnen und der Gesammtheit, welche mit der eben genannten auf das Innigste zusammenhängt, jeden Menschen nachdenklich zu machen geeignet sein. Ist nämlich auch der Wille des Menschen ausschließlich und notwendig bedingt durch äußere Eindrücke und den dadurch hervorgerufenen Zustand des Gehirnes, so ist auch der Unterschied zwischen Recht und Unrecht, zwischen Gut und Böse ein hinfälliger und kann nur auf Gewöhnung und Übereinkommen beruhen und dadurch aufrecht erhalten werden.

Während natürlich der Materialismus sich wohlweislich hütet, jene erste Folgerung aus seinen Obersätzen zu ziehen und besonders zu betonen, weil er doch durch dieselbe sich selbst als wahre Weltanschauung ganz und gar in Zweifel stellen würde, und weil er damit die Vertreter der Wissenschaft auf das Empfindlichste verletzen müßte, sofern er aller Wissenschaft den objektiven Wert streitig machte (und er will doch so gern im Schutze der Wissenschaft sich behaupten und groß thun!), ist diese zweite Consequenz von seinen Vertretern und Anhängern ohne Scheu gezogen und ohne Scham auch öffentlich ausgesprochen und niedergeschrieben worden. Ob

man dies in der Hoffnung that, das Volk durch Leugnung eines heiligen Gewissens, durch Aufhebung der Schuld und Verantwortlichkeit für jegliches Thun und Unterlassen, schneller und bequemer zu gewinnen? L. Büchner führt aus, ein Sittliches könne es ebenso wenig geben als ein Geistiges. „Sünde und Schuld sind ein Unding" (Kraft und Stoff, I, S. 172). Carl Vogt schreibt (Bilder aus dem Tierleben, S. 419): „Somit wäre der Mensch so gut wie das Tier nur eine Maschine, der freie Wille demnach aufgehoben." „Ich kann nicht anders sagen als: Wahrlich, so ist's. Es ist wirklich so. Der freie Wille existiert nicht und mit ihm nicht eine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, wie sie die Moral und Rechtspflege und, Gott weiß, was noch uns auferlegen wollen. Wir sind in keinem Augenblicke Herren über uns selbst, über unsre Vernunft, über unsre geistigen Kräfte, so wenig wir, um mich hier einigermaßen grob auszudrücken, Herren darüber sind, daß unsere Nieren eben absondern oder nicht . . . Was wir in einem Augenblicke denken, ist das Resultat einer augenblicklichen Stimmung, der augenblicklichen Zusammensetzung unseres Gehirns — Zusammensetzung, Stimmung, die in jedem Augenblicke sich ändert, dank der großen Blutcirkulation, die in dem Organe herrscht" (a. a. O., S. 445). Vollkommen consequent materialistisch bestreitet Moleschott der Moral und Gerechtigkeit den absoluten Wert und meint, daß mit den Zeiten sich die Bedürfnisse und Interessen ändern, so daß das, was heute als gut erscheint, bei wechselnden Bedürfnissen sich in's Gegenteil verkehren könne. Nicht minder consequent ist's, wenn eine Schülerin Moleschott's behauptet: „Alles, was in's Leben eintritt, hat mit diesem Eintritt auch das Recht zu leben sich erworben; und alles Leben, das die Möglichkeit sich zu vollenden umschließt, trägt damit den Keim natürlicher Sittlichkeit in sich." Und wenn wir auch schaudern bei der Behauptung eines andern Materialisten, daß alles gut sei, was angenehm und nützlich sei, gut der Genuß, gut der Taumel, gut die Liebe, gut der Haß, gut die Wahrheit, so lange sie uns Genuß bereitet, gut aber auch die Lüge, der Meineid, Verstellung, List und Schmeichelei, wenn sie uns Vorteil bringen, gut der Betrug, Diebstahl, Raub und Mord, sobald sie zum Besitze und Genusse führen („Auszug aus dem Tagebuche eines Materialisten", Hamburg 1860) — daß solche Behauptungen

nur die notwendigen und durchaus richtigen Schlüsse aus der gesammten materialistischen Weltanschauung sind, kann niemand bestreiten. Aber ebenso wenig kann irgend jemandem verborgen bleiben, daß mit dieser Moral der Gesammtzustand der menschlichen Gesellschaft prinzipiell bereits vernichtet und dadurch, daß solche Anschauungen sich weiter verbreiten und in das Praktische umgesetzt werden, auch wirklich auf das Höchste gefährdet ist. Denn solche Moral und derartige Grundsätze vertragen sich nun und nimmermehr mit dem, was der Staat als Gesetz bestimmt und anerkennt, noch mit dem, was die Schule lehrt, noch mit dem, was sonst wohl als natürliches Recht in Ehe, in geselligem Zusammenleben und Verkehr allgemein in Geltung ist. Diese Aussicht auf Umsturz aller socialen und sittlichen Verhältnisse mag demjenigen eine süße Hoffnung sein, dem diese Verhältnisse nur drückend erscheinen; denjenigen aber, welche irgendwie in diesen Verhältnissen eine Befriedigung empfinden, erscheint sie als ein Schreckbild, das zu fliehen und zu verscheuchen ihre oberste Pflicht ist. Jedoch nicht nur ihnen, denn ihr Protest könnte als selbstsüchtiges Verhalten der Beachtung nicht wert erscheinen. Nicht nur ihnen, sondern jedem, der jemals ernstlich diese beiden Fragen bedacht und erwogen hat: Wie kommt es doch, daß trotz des behaupteten ausnahmslosen Mechanismus, der unbedingten Notwendigkeit alles Geschehens, auch alles menschlichen Denkens, Wollens und Handelns, jemals ein Gefühl und Gedanke der Reue in dem Gehirn und Herzen eines Menschen entstanden ist, während wir doch bei dem sich selbst überlassenen und außerhalb der Zucht stehenden Tiere eine auch nur ähnliche Stimmung nach allem seinen Thun niemals beobachten können? Und wie ist es möglich, daß die Menschen, welche als die ausgebildetsten Tiere angesehen werden müßten, wenn der Materialismus Recht hätte, so oft gegen das Natürliche und gegen ihre eigene Natur handeln und dadurch sich und andere schädigen, während wir das Tier, das seinem Instinkte folgt, von Geburt an immer das Naturgemäße, das seiner Natur Entsprechende wollen und ausführen sehen? Wer dies bedenkt, muß mit Energie zurückweisen das Gerede von der unbedingten Notwendigkeit, nach welcher sich auch das menschliche Thun vollziehen soll; er muß dem Menschen irgend einen Grad von Freiheit des Willens zusprechen; er muß aber ebenso und eben deshalb auch vor dem Gedanken zurück-

Digitized by Google

schrecken, daß jene materialistische Moral für den mit Freiheit ausgestatteten Menschen leitende Norm werde. Denn so gewiß diese Freiheit ein kostbares Eigentum der menschlichen Natur ist und ihm die Vervollkommnung seines Wesens ermöglicht, ebenso gewiß kann der Mensch, wenn seiner Freiheit keine Schranke mehr gesetzt ist und jene Wahl geboten wird, die Unnatur zur Natur erheben und dadurch sein eigenes und seiner Mitmenschen größtes Unheil stiften, eben weil in ihm nicht durchgängig die verborgene, vernünftig bestimmende Weisheit des Instinktes waltet und herrscht, dessen Herrschaft in dem Tiere dasselbe zu einem Verhalten zwingt, das uns oft Bewunderung entlockt.

So bleibt es dabei: Die Moral des Materialismus und Mechanismus ist, sofern sie die Freiheit und das autonome Gewissen leugnet, nicht nur ein leerer Traum, welcher durch Geschichte und Einzelerfahrung zerstört wird, sondern auch eine Gabe an das Volk, welche dem Einzelnen und der Gesammtheit notwendig zum Ruine werden müßte.

Wir haben bisher selbst und gestützt auf das Zeugnis Anderer die notwendigen Folgen aus der Lehre des Materialismus gezogen. Wesentlich anders und für den Materialismus günstiger scheint sich die Sachlage zu gestalten, wenn wir auf das Leben seiner Hauptvertreter achten. Es ist unleugbar, daß manche unter ihnen trotz ihrer materialistischen Überzeugung ganz achtbare, ehrenwerte Leute sind; und es kann uns nicht beikommen, über ihr Leben und ihren Charakter dasselbe Urteil zu fällen wie über ihre Meinungen. Wohl aber müssen wir es mit Entschiedenheit ablehnen, ihr Leben als ein Zeugnis für ihre Lehre anzunehmen. Wir bleiben vielmehr bei dem Satze stehen: Ein ganzer Glaube muß auch den ganzen Menschen bestimmen. Wenn also der Glaube nicht in der Weise auf das Leben des Menschen einwirkt, als es in seinen Grundsätzen unzweifelhaft begründet ist, dann ist er nicht ein ganzer, voller Glaube; dann liegt der Mensch noch im Streite mit einer andern Überzeugung oder steht noch unter dem Einflusse eines andern Glaubens. Das gilt für den christlichen Glauben so gut wie für den materialistischen. Dann klebt jenem noch Heidnisches, diesem Christliches an. Und diese Verquickung bringt eigentümliche Erscheinungen hervor, welche demnach nicht einem Glauben allein zur Last gelegt werden dürfen, dies im guten und schlechten

Sinne gemeint: dem materialistischen Glauben allein nicht, denn er kann nicht für das Gute verantwortlich sein, das sich in seinen Kreisen findet, dem christlichen Glauben allein nicht, denn er kann für das Schlimme nicht zur Rechenschaft gezogen werden, das sich in seinem Gefolge reichlich findet und unter seinem Namen Deckung sucht. Wir leugnen also nicht, daß Anhänger des Materialismus wegen ihrer Handlungen, ja auch wegen mancher ihrer Lehren zum Teil Achtung verdienen; aber das bestreiten wir, daß dies wegen ihres Materialismus der Fall sei, und sagen: trotz ihrer materialistischen Anschauung. Was nämlich Gutes und Beachtenswertes in ihrer Lehre sich findet, ist bedingt durch die Wissenschaft, in deren Bahnen sie gehen. Was aber Gutes und Beachtenswertes in ihrem Leben gefunden wird, verdanken sie dem sittlichen Geiste des Christentums, unter dessen weit reichendem und alles durchdringendem Einflusse sie doch alle stehen, und ihrem Gewissen, das sie zwar als einen heiligen und göttlichen Gesetzgeber leugnen, aber doch besitzen.

Wenn aber, fügen wir hinzu, in ihren Nachfolgern der Einfluß des christlichen Geistes und des Gewissens durch Feindschaft gegen das Christentum und durch Geringschätzung und Verkennung des Gewissens, welche ihnen reichlich eingegeben werden, immer mehr beschränkt, zuletzt auf Null reduziert sein wird, dann wird der materialistische Glaube auch an seinen Früchten sogleich und leicht als ein fauler Glaube erkennbar sein. Denn es ist und bleibt eine durchaus falsche Meinung, daß die Sittengesetze nur Naturgesetze seien, so daß es nur darauf ankomme, sie kennen zu lernen, um sie auch anzuerkennen und zu befolgen. Das beruht auf der durch und durch hypothetischen Voraussetzung des Einsseins von Materie und Geist und auf einer Verwechselung von Tier- und Menschennatur. Für jene ist das Naturgesetz des Instinktes allerdings zugleich auch Sittengesetz; diese aber bedarf für dasjenige, was sie außer dem Instinkte besitzt, noch ein besonderes Gesetz, so gewiß die Handlungen, welche das gezüchtete Tier über und gegen die Triebe seiner eigenen Natur vollzieht, nicht durch ihm eigentümliche Naturgesetze, sondern durch ein anderes Gesetz, den Willen, die Kunst und Kraft des Züchters, diktiert sind. Und endlich beruht jene irrige Meinung auf sehr geringer Menschenkenntnis, mag dieselbe nun überhaupt nicht erworben oder nur zu

Digitized by Google

bestimmten Zwecken verleugnet sein. Denn wer den Menschen, sich selber kennt, weiß nur allzugut, daß von der Kenntnis eines Gesetzes bis zu seiner Anerkennung und wieder von seiner Anerkennung bis zu seiner Befolgung oft eine so große Entfernung ist, daß unterwegs das Gesetz schon wieder vergessen und schließlich sein Gegenteil befolgt ist. Zu meinen, daß mit der Kenntnis der Gesetze der Natur und des menschlichen Seins, mit der intellektuellen Bildung an sich schon auch die sittliche Bildung wachsen müsse, ist ein hohes Ideal, dessen Erreichung aber unmöglich ist, so lange jene Kenntnis durch verkehrte Weltanschauung eine lückenhafte, und so lange der Mensch ein Sünder ist. Dieses Ideal zu erreichen, wird keiner Wissenschaft allein gelingen, sondern nur im Bunde mit einer von sittlichem Geiste getragenen und voll erlösenden Religion. Das Christentum hat dieses hohe Ideal auch, daß Wissen und Können des Menschen einst in schöner Harmonie werden vereinigt sein; aber sein Stifter wußte, was in dem Herzen des Menschen ist; er wußte, was seiner Vollkommenheit im Wege stand: die zerrüttete sittliche Natur des Menschen. Und darum hat er als der rechte, bis auf den tiefsten Grund schauende Helfer und Arzt den Heilungsproceß hier begonnen und die Wissenschaft sich selber überlassen. Er wollte und sollte nicht ein Weiser der Menschheit, sondern der Heiland der Menschen sein. Und jeder, der sich ihn zum Heiland erkoren, bekennt es mit Freuden: Sein Friede ist höher als alle Vernunft.

Es ist ja gewiß und kann nicht geleugnet werden: Gar Manches erscheint im Gefolge der Religion Jesu Christi, das unsern ganzen Abscheu verdient. Aus dem blühenden Garten der ersten Christenheit wurde bald ein Feld, auf welchem oft das Unkraut die guten Pflanzen überwucherte. Die Geschichte bietet nicht selten ein häßliches Zerrbild des Christentums und der Kirche. Und auch unter uns sehen und kennen wir manchen, der ein Christ ist dem Scheine nach, ein kaum achtenswerter Mensch aber in Wahrheit. Äußerliches Wesen, toter Buchstabenglaube ohne werkthätige Liebe, absichtliche Förderung des tollsten Aberglaubens und Heuchelei sind gar nicht so seltene Erscheinungen. S i n d s i e a b e r d a s C h r i s t e n t u m? Kann für sie auch nur mit einem Scheine des Rechtes Jesus Christus verantwortlich gemacht werden? Wir fordern keine Bevorzugung aus irgend einem Grunde, etwa deshalb, weil die christliche Religion unter uns noch die meisten Bekenner zählt; aber

wir fordern billige Gerechtigkeit. Und diese darf über jenen Nachtseiten in der Geschichte und der Erfahrung der Gegenwart auch nicht die Lichtseiten vergessen. Unter uns doch auch noch mancher aufrichtige Christ, welcher Bekenntnis und That vereint, und welchem auch anders Gläubige die Achtung nicht versagen können. In unsrer Zeit doch in der und durch die Kirche Jesu eine werkthätige, mancherlei Wunden heilende Liebe, wie sie kein Jahrhundert der gesammten Weltgeschichte in solchem Umfange und Eifer gesehn hat. In den ersten christlichen Jahrhunderten doch ein Feuereifer der Liebe, eine todesmutige Bekenntnistreue, welche die Zeitgenossen beugte oder reizte, und welche heute noch unsre Bewunderung erregt. Und in den Schriften neuen Testamentes doch eine Lehre und ein Leben, denen nur Haß und Verleumdung Achtung versagen können, eine gelehrte und bewährte Sittlichkeit, welche in der Geschichte der Ethik den ersten Platz behauptet. Wohl höre ich gegen den letzteren Satz den beliebten und bekannten Einwurf: „Aber die Moral des Christentums steht nicht allzuhoch, denn sie ist auf Lohn gegründet; Androhung von Strafe, Verheißung von Segen sollen ihren Vorschriften Geltung und Nachachtung verschaffen. Höher steht die Moral, deren oberster Grundsatz ist: Handle so, daß der Grundsatz deines Handelns zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann, höher die Sittlichkeit, deren einzige Triebfeder die Liebe zum moralischen Gesetze ist; wahrhaft sittlich ist nicht derjenige, welcher aus Furcht vor der Strafe oder aus Hoffnung auf den Segen der Gottheit die ihm gebotenen Pflichten erfüllt, sondern derjenige nur, welcher das Gute thut aus keiner anderen Rücksicht als um des Guten willen." Dieser Einwurf ist richtig, wenn es sich um Beurteilung der Moral und der Sittlichkeit an und für sich handelt, ohne Rücksicht auf die Individuen, welchen die Moral gelten, und welche zu sittlichen Personen erzogen werden sollen. Aber ich meine, daß man den Schulkindern die Mathematik nicht in der vollkommenen Form der Algebra, Geometrie u. s. w., sondern des kleinen Einmaleins beizubringen sucht. Ist aber darum das kleine Einmaleins und der Unterricht in demselben weniger wertvoll als die eigentliche Mathematik und ihr Vortrag in den Hörsälen der Akademie? Und muß unbedingt vorausgesetzt werden, daß der Lehrer, welcher dem Kinde die Anfangsgründe des Rechenunterrichtes beibringt, von der Mathe-

Digitized by Google

matik keine Kenntnis besitze? Will man überhaupt vergessen, daß Jesus Christus gekommen ist, gesandt von dem göttlichen Erzieher des Menschengeschlechtes, um sündige Menschen selig zu machen? Darf man an seine Lehre und Erlöserthätigkeit den Maßstab der praktischen Philosophie anlegen?

Das Christentum, welches Jesus Christus gebracht hat, war und ist heute noch bestimmt für sündige Menschen, welchen die Kraft zur Bewährung wahrer Sittlichkeit mangelt, nicht aber für tugendhafte Menschen, welche die Theorie der vollkommenen Moral wohl schildern kann, welche aber im Leben nicht gefunden werden, von denen es immer nur wenige Exemplare giebt, die vom heißen Streben nach ganzer Tugendhaftigkeit beseelt sind. Darum des Christentums religiöse und zum Teil eudämonistische Moral, welche, wenn man mit den gegebenen Verhältnissen rechnet, nicht ein Mangel ist, sondern ein Vorzug vor allen anderen genannt werden muß. Und niemand, welcher die Moral der neutestamentlichen Schriften kennt, wird behaupten, daß dieselbe ausschließlich auf Drohung und Verheißung gegründet sei. Die Bergpredigt Jesu mit dem vertieften und erweiterten alttestamentlichen Sittengesetze, die Bitte des Vaterunsers: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel und andere Stellen bezeugen dies. Und derjenige, welcher diese religiöse Moral gegeben hat? Seine Speise hat er es genannt, den Willen seines Vaters zu thun; wahrlich nicht um Lohn hat er die reinste Sittlichkeit bewährt. Und endlich, auch diejenigen, welche eine Sittlichkeit fordern, die nur aus Liebe zum Guten vollzogen werden soll, können sie des Glaubens entbehren, des Glaubens an eine sittliche Weltordnung, des Glaubens an eine Unsterblichkeit, an einen Ausgleich des Guten und des Bösen, des Seligen und des Unseligen in einem andern Leben, oder, wenn sie diesen Glauben meinen missen zu können, des Glaubens an eine allmähliche Verwirklichung des Guten, an eine allmählich sich vollziehende Erlösung und Vervollkommnung der Welt und der Gottheit in der Welt gerade durch das Martyrium der sittlichen Menschen? Und läge nicht in dem Bewußtsein der Sittlichen, zu dieser Vervollkommnung ein Scherflein beizutragen, wenn es wirklich außer der Liebe zum Guten die einzige Triebfeder zur Sittlichkeit wäre, eine Hoffnung auf Beseligung durch das Gutsein? Wir sehen, daß ein abfälliges Urteil über die christliche Moral sehr bald und leicht ausgesprochen

ist und einen bestechenden Schein an sich trägt, daß es aber der Berücksichtigung aller hier in Betracht kommenden Momente nicht standhält, sondern gar schnell als ein voreiliges Urteil mit falschem Maßstabe erkannt wird. Wir sehen aber auch — und darum wurden diese Gedanken hier besonders angedeutet, ohne in diesem Zusammenhange ausgeführt werden zu können —, daß auch die Sittlichkeit ohne Glauben nicht bestehen kann. Die Moral ist bedingt durch die Weltanschauung dessen, welcher sie aufstellt, und diese Weltanschauung trägt immer auch religiösen und Glaubenscharakter; die Sittlichkeit des Einzelnen ist bedingt durch den Glauben desselben.

Je mehr aber die Erkenntnis der menschlichen Sündhaftigkeit zum Durchbruch kommt, desto wertvoller wird auch diejenige Religion erscheinen, welche nicht bloß das Gewissen schärft, das Gefühl der Verantwortlichkeit vertieft und die Reue mehrt, um dieselben zu starken und edlen Beweggründen für den Entschluß werden zu lassen, das Ideal der sittlichen Freiheit in der Zukunft wirklich zu machen und der Leidenschaft, der Schwäche, der Selbstsucht nicht mehr Oberherrschaft einzuräumen, sondern zugleich auch Wege und Mittel weist, die unfreie und sündhafte Vergangenheit durch Gottes Gnade in Christo Jesu ungeschehen zu machen. Auch die denkbar reinste und beste philosophische Moral vermag im besten Falle nur das Erstere, nicht aber das Letztere. Sie kann wohl ein Führer für die Zukunft werden, niemals ein Tröster für die Vergangenheit. Solchen Trost, den das Gefühl der Reue und der Verantwortlichkeit um so mehr fordert, je lebendiger es geworden ist durch Schärfung des sittlichen Bewußtseins, vermag nur eine Religion zu geben, welche nicht nur einen heiligen und gerechten Gott glauben lehrt, der sich in der sittlichen Weltordnung, in einem hohen Sittengesetze und im Gewissen manifestiert, sondern einen Gott heiliger und gerechter Liebe und sich erbarmender Gnade, der seine gnädige Liebe durch eine welthistorische That mit erlösender und beseligender Wirkung für alle Zeiten und für alle Menschen dokumentiert hat. Zur vollen Erkenntnis aber der sittlichen Schwäche und Ohnmacht des Menschen kann jeden der ungetrübte Blick hinein in das eigene trotzige und verzagte Herz und hin auf das Thun und Treiben der Menschen, zurück in die Vergangenheit der Völker und des eignen Lebens bringen. Über Übel mancherlei Art klagen wohl

alle; halte sie beim Worte, und du kannst sie durch die Erfahrung des Übels mit Hilfe des Kausalitätsgesetzes auf sittlichem Gebiete, kraft dessen jeder Mißbrauch der menschlichen Freiheit und jegliche Übertretung des innen und von außen gegebenen Gesetzes ihre Wirkung auf die handelnde und auf andre Personen, ja auf die ganze Umgebung haben müssen, zu der Erkenntnis der Sündhaftigkeit und Untugend zwingen.

Darum, werden wir vor die Wahl gestellt zwischen dem christlichen Glauben und zwischen dem Rationalismus und Pantheismus, welche jenen Vorwurf gegen die christliche Moral erheben, so lehnen wir diese ab, weil sie eine Moral enthalten, welche wohl sehr schöne Worte für die höchste Tugend hat, aber nicht die volle Einsicht in die sittliche Schwäche der menschlichen Natur; deren Pflichten und Güter für Ideale von Menschen sind, aber nicht für Menschen, wie sie wirklich beschaffen sind; welche Antrieb vielleicht geben kann für die Zukunft, aber keinen Trost für die Nichterfüllung der Pflichten in der Vergangenheit, und wählen den christlichen Glauben. Seine Moral ist, wenn wir auf die Tugenden achten, die bewährt werden sollen, wahrlich nicht weniger hoch und schwer als irgend eine andere Moral, aber sie ist in der Art ihrer Forderungen von erzieherischer Weisheit dem Menschen gegeben, wie er wirklich und erfahrungsmäßig ist, ohne sich doch auch nur im Entferntesten den realen, zum Teil abnormen Verhältnissen schwächlich unterzuordnen. Und seine Moral fließt aus einer Religion heraus, welche auch Kraft bietet zur Erfüllung der moralischen Vorschriften und zureichenden Trost für die trotz redlichen Bemühens oder in schwacher Stunde nicht gethane Pflicht. Man schmäht und verschmäht gegenwärtig eine Metaphysik, welche vorgiebt, das wirklich und an sich Seiende vollkommen zu kennen, weil solche Metaphysik nur für übermenschliche Wesen möglich und ersprießlich sei. Warum will man doch einer Moral den Vorzug geben, welche auch in Verkennung der realen Verhältnisse nur für idealisierte Menschen Wert hat?

Leichter fällt die Wahl zwischen dem materialistischen und christlichen Glauben. Hier gilt's nur eine doppelte Forderung des Gerechtigkeitssinnes zu erfüllen. Wer diese nicht erfüllt, ist zu einem Urteile überhaupt nicht berechtigt. Achte, willst du den Wert eines Glaubens schätzen, auf seine unmittelbaren und notwendigen Folgen und suche sein Prinzip auf. Achte auf seine notwendigen Folgen und

laß dich nicht durch Erscheinungen täuschen, welche in anderem Glauben ihre Heimat haben und nur im Gefolge des zu prüfenden Glaubens einhergehen. Willst du die Schule für das verantwortlich machen, was das Haus an den Kindern versäumt oder geradezu verdirbt? Oder willst du die reine Quelle schelten um des Wassers willen, das, über schmutzigen Boden gelaufen, mit Regenwasser vermengt, dir nicht mundet? Oder darfst du den prahlenden Händler wegen eines Kunstwerkes loben, das er dir anbietet, das aber seine Schönheit und Gediegenheit dem Fleiße und Genie des bescheidenen Künstlers verdankt? Beides wird dir der Gerechtigkeitssinn verbieten. Wohl, so leite dich derselbe Sinn, wenn du wählen sollst zwischen Materialismus und Christentum. Wäge sie ab nach ihren notwendigen Wirkungen auf das Leben des Einzelnen und der Gesammtheit und dringe in ihr innerstes Wesen ein, damit du jenes ganz vermögest. Beides, jenes Wägen und dieses Durchforschen, braucht der christliche Glaube nicht zu fürchten.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band X. Heft 3.

Die deutsche Schule

in

ihren verschiedenen Formen und Abstufungen

und

ihre Stellung zur christlichen Kirche.

Von

P. em. Dr. E. Weber.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1885.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Conserva et definde scholas, propagatrices et conservatrices verae doctrinae et seminaria ecclesiae et reipublicae Christianae!
Valentin Trotzendorf.
† 1556.

Wo Leben ist, da ist organische Gestaltung und Gliederung. Nicht ein todtes Einerlei, sondern lebendige Einheit in der Mannigfaltigkeit ist das Gesetz des Daseins. Dieses gilt von dem vielgestaltigen Leben der Natur, wie von dem freien Menschenleben. Wie das Sonnenlicht sich in der Fülle der Regenbogenfarben bricht, um zur Erscheinung zu kommen, so offenbart sich das Geheimniß des Menschenlebens in unzähligen Richtungen und Bestrebungen. So ist auch das Reich Gottes auf Erden, welches keinen anderen Zweck hat, als die Verklärung der Menschheit in das Ebenbild Gottes, als ein Leib, als ein lebenskräftiger Organismus in die Geschichte hereingetreten, als ein Leib, der zwar ein Haupt hat und von einem Geiste bewegt wird, aber nur in der Mannigfaltigkeit der Glieder, Gaben und Kräfte sich verwirklichen kann. Diese organische Gliederung findet nun nach verschiedenen Seiten hin statt. Zuerst offenbart sie sich in den größeren und kleineren Lebenskreisen, deren jeder in besonderer Weise die Idee des Gottesreiches darstellen soll. Staat, Kirche und Familie — das sind die drei wichtigsten Gemeinschaften des Lebens, innerhalb welcher der Mensch seine Bestimmung für das Reich Gottes zu erfüllen hat. Sie finden sich überall, wenn wir Kirche im weitesten Sinne des Wortes als religiöse Gemeinschaft nehmen, wo nicht ein Volk von allen höheren Lebenskräften verlassen ist. Die ursprüngliche Einheit dieser Lebenskreise finden wir am Anfange der geschichtlichen Entwickelung der Völker, am reinsten bei den Patriarchen des Volkes Israel. Sie waren Väter der Familie; aber ihr Haupt umstrahlte zugleich königliche Würde und priesterliche Hoheit. Sie waren recht eigentlich Könige von Gottes Gnaden, und wenn sie dem Herrn Altäre erbauten und seinen großen Namen predigten, so waren dieses nothwendige Acte ihrer priesterlichen Thätigkeit.

Digitized by Google

Betrachten wir auch hinsichtlich des ferneren Entwickelungsganges das Volk Israel als gottgeordneten Typus, so ging zunächst die Familie in Stämme auseinander, welche sich aber durch das Band der Theokratie, der höheren Einheit von staatlicher und religiöser Gemeinschaft, innigst verbunden fühlten. Erst unter Samuel wird die königliche und priesterliche Würde geschieden, ja Staatsgewalt und Priesterthum treten bald in einen gewissen Gegensatz, der — sobald er ein feindseliger wurde — den inneren Verfall des erwählten Volkes und hierdurch endlich auch den äußeren Untergang desselben herbeiführte. Einen ähnlichen Entwickelungsgang haben auch die übrigen Völker genommen, nur daß bei denselben das ungöttliche selbstsüchtige Wesen viel schneller alle Verhältnisse vergiftete, und die Sünde in allen Lebenskreisen die unbeschränkteste Gewalt ausübte. In diese zerfallenen Zustände trat nun die Gotteskraft des Evangeliums herein. Nun hieß es zwar: „das Alte ist vergangen, Alles ist neu geworden;" aber die bestehenden Lebensformen wurden keineswegs gestört, sondern nur mit einem neuen Geiste erfüllt. Die religiöse Gemeinschaft wurde zur Kirche im vollen Sinne des Wortes; die Familie, in deren Innerstes die Kirche hereindrang, wurde zu einer kleinen frommen Hausgemeinde, deren Glieder sich in einer höheren Liebe eins wußten, als in der aus der Blutsverwandtschaft entsprungenen, der Staat endlich, nachdem er sich der Kirche Anfangs feindlich, ja verfolgend entgegengestellt hatte, wurde später durch die höhere Macht überwunden und erkannte es nun ebenfalls als seine höchste Aufgabe an, der christlichen Idee die Herrschaft unter den Völkern zu bereiten. Aus dem eben Gesagten erhellt, daß, wenn die Kirche auch zunächst die Aufgabe hat, das Gottesreich auf Erden zu verwirklichen, doch die übrigen Lebenskreise von dieser Bestimmung keineswegs ausgeschlossen sind. Es ist darum ebenso falsch, wenn man einerseits behauptet, bei der Vollendung des Staates könne die Kirche fernerhin auf kein besonderes Dasein Anspruch machen, als wenn man den Staat für eine bloße Rechtsanstalt ansieht, welcher die Förderung höherer Zwecke fern läge. Ist nun für alle Lebenskreise die Vollendung des Gottesreiches als der lebendige Höhe- und Mittelpunkt anerkannt, in welchem alle Radien zusammenlaufen sollen, so ist damit zugleich das Verhältniß ausgesprochen, in welchem dieselben zu einander stehen müssen. Die Liebe, das Band aller Vollkommenheit, Liebe, welche nicht das Ihrige sucht, sondern das, was des Nächsten ist, muß der Grundton sein, der durch alle Sphären hindurchklingt, die in ihrer harmonischen Bewegung sich weder gegenseitig ausschließen, noch feindlich ineinander eingreifen. Das Haus hat dem Staate tüchtige Bürger, der Kirche gesunde Glieder heranzubilden, der Staat hat nicht blos den Wohlstand zu fördern und Gerechtigkeit zu üben, sondern auch für die Möglichkeit zu sorgen, daß jedes Glied der Gemeinschaft in

Digitized by Google

freier Entwickelung den Zweck des Daseins erreiche und ein Bürger werde im Reiche Gottes auf Erden; die Kirche endlich muß durch kräftige Fürbitte und treue Verwaltung der Gnadenmittel dem häuslichen Leben sowohl, als dem öffentlichen die Weihe geben und dessen Arbeiten, Kämpfe und Leiden durch die innigste Teilnahme heiligen.

Doch wir haben uns die Aufgabe gestellt, über die Schule, ihre Aufgaben und ihre Stellung zur Kirche zu handeln. Da ergiebt es sich nun von selbst, daß die Schule keinen selbständigen Lebenskreis für sich bildet, sondern nur den Zusammenhang des Hauses mit der Kirche und dem Staat vermittelt. Die Schule ist zunächst aus dem Bedürfnis entstanden, die erziehende Thätigkeit des Hauses zu steigern und zu erweitern. Wozu es dem Hause an geistigen Kräften und Mitteln gebricht, das hat die Schule zu leisten. In dem stillen Heiligtum des Familienlebens wird der Grund der geistigen und gemüthlichen Entwickelung gelegt, auf dem dann die Schule weiter fortbaut; aber auch sie kann nicht daran denken, den Bau zu vollenden; das Leben selbst, das Leben in seinen bedeutendsten Erscheinungsformen, als kirchliches und staatliches, muß den Zögling ferner in seine Pflege nehmen, und nun hat er nicht mehr blos hinnehmend und aneignend, sondern selbstthätig mitwirkend seine Aufgabe für diese Erde zu erfüllen, indem Blick und Herz zugleich auf die wahre Heimath gerichtet bleiben, in welcher erst die Vollkommenheit erreicht wird, die hier nur ein Gegenstand des „Sehnens und Suchens" ist. So ist denn die Schule an sich — nach Herders Ausspruch — eine Werkstätte des Geistes Gottes, in ihrem Verhältniß zu den gottgeordneten höheren Lebensgemeinschaften ein Fortbau des Hauses, eine Pflanzstätte des Staates und eine Vorhalle der Kirche. Hierin liegt nun schon die kräftigste Verwahrung gegen jede Einseitigkeit. Wir würden fehlgreifen, sowohl wenn wir der Schule einen Selbstzweck beilegen, als wenn wir sie entweder nur als Dressuranstalt des Staates, oder als Seminarium der Kirche, oder gar nur als Mittel ansehen wollten, die selbstsüchtigen Anforderungen des Familieninteresses ins Werk zu setzen. Nichts desto weniger hat die Praxis des Lebens der Schule diese Zumuthungen gemacht.

Die Hierarchie des Mittelalters wollte nur Diener der Kirche heranbilden, der moderne Staat hat wenigstens hie und da alles Mögliche aufgeboten, um die Schule den kirchlichen Einwirkungen ganz zu entziehen, und der Egoismus der Familie hat sich zu keiner Zeit entblödet, von der Schule zu verlangen, sie solle dem Zögling immer nur das bieten, was er einst brauche, um durch eine glückliche Laufbahn sich und seiner Familie Glanz und Reichthum oder wenigstens eine gute Milchkuh für den Hausbedarf zu verschaffen. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, zu zeigen wie

Digitized by Google

ungerecht und verkehrt die einseitigen Anforderungen des Hauses und des Staates sind, da ohnehin hier die Sache laut genug für sich selbst spricht; auch die Ansprüche der Hierarchie lassen wir unberührt; wir reden nur von dem, was die Kirche als Anstalt für das Reich Gottes auf Erden zu fordern hat, und was ihr so selten gegeben wird. Hier müssen wir nun mit Klagen und Anklagen beginnen und folgen hierbei theilweise einem Manne, dem wohl Niemand die Fähigkeit oder das Recht absprechen wird, in dieser ernsten Sache ein gewichtiges Wort zu sprechen[1]). Betrachten wir zunächst das äußere Verhältniß der Schule zur Kirche, so ist dasselbe in verschiedenen Ländern verschieden. In einzelnen Staaten ist die Verbindung dieser Gemeinschaften noch eine ziemlich enge: die Lehrer werden von geistlichen oder gemischten Behörden geprüft und eingesetzt, der Ephorus der Schule ist ein Glied des Consistoriums, die Schule, namentlich die ländliche Volksschule, ist entweder ganz oder zum Theil Eigenthum des kirchlichen Aerariums und selbst räumlich unmittelbar an die Kirche herangerückt, Lehrer und Schüler sind gehalten, gemeinschaftlich dem Gottesdienste beizuwohnen, und letztere haben, wenn es gefordert wird, dem Religionslehrer Rechenschaft von dem abzulegen, was sie an heiliger Stätte vernommen. Ein Theil der Schüler oder Currenden, welche durch Aufführung kirchlicher Musik den Gottesgeber und durch sonn- und festtägiges Singen auf den Straßen die Bewohner der Städte daran erinnern, daß es über dem alltäglichen Geschäfts- und dem sonntäglichen Genussesleben noch etwas Hohes und Heiliges giebt. Endlich werden auch die Leichen auf dem letzten Wege von einer größeren oder geringeren Anzahl von Lehrern und Schülern unter Gesang begleitet[2]).

Dieses sind wenigstens äußerlich für die Kirche die günstigsten Verhältnisse, und wohl den Orten, wo diese Einrichtungen noch aus einer glaubensinnigeren Zeit gerettet worden sind. Sie sind freilich oft nur noch Ruinen, die von einem früheren Leben zeugen; aber es ist doch schon etwas werth, wenn noch eine Form da ist, die von einem neuen Geist beseelt werden kann. In manchen Staaten hat man indessen auch diese Formen längst gebrochen und gewaltsam alle Fäden zerschnitten, welche einst die Schule an die Kirche knüpften.

[1]) Es ist das der würdige Direktor des evangelischen Gymnasiums zu Glogau in Schlesien, Dr. C. D. Klopsch, in einer besonderen Schrift: „Gymnasium und Kirche".

[2]) So steht es jetzt noch in kleineren Städten Sachsens und Thüringens und — mit Ausnahme des sonntäglichen Straßensingens — in Dorfgemeinden. Während meiner Schulzeit (1820—1828) mußten auch die Herren Gymnasial-Professoren zu Altenburg sich bequemen, abwechselnd die Aufsicht über den gesammten Cötus der Anstalt bei dem öffentlichen Gottesdienst zu übernehmen, ja selbst bei größeren Leichenbegängnissen mitzuwirken. Tempi passati!

Die Schulen sind der geistlichen Pflege und Aufsicht entweder ganz entzogen, oder man hat der Kirche höchstens noch eine Ueberwachung des Religionsunterrichts gestattet. Von einem gemeinsamen Kirchenbesuch ist nicht mehr die Rede, ebensowenig, wie von einer Mitwirkung der Jugend zur Hebung des Cultus. Mit einem Worte: die Kirche ist für die Schule als solcher nicht mehr da, und nur während der kurzen Dauer des Konfirmationsunterrichts werden die Schüler officiell daran erinnert, daß sie noch Glieder der Kirche sind. Fragen wir nun vollends nach dem inneren Stand der Schul- und namentlich der Gymnasialjugend zum kirchlichen Leben, so machen wir noch weit betrübendere Erfahrungen. Wenn irgendwo, so ist gerade hier das Wort Gottes theuer geworden. Mit dem Inhalte des Katechismus und der biblischen Geschichte ist oft ein tüchtiger Dorfschüler vertrauter, als mancher unserer Primaner, und wenn man einem solchen vielleicht Vorwürfe darüber machen wollte, so würde er gewiß mit vornehmer Miene antworten, solche Dinge seien ihm viel zu gering, der „Gebildete und Aufgeklärte" sei über diesen veralteten Volksglauben längst hinaus. Wie es bei solchem Stand der Erkenntniß, bei solchem Mangel an Demüthigung unter die Einfalt des göttlichen Wortes mit dem Herzen beschaffen sei, liegt nahe genug. Woher die vielen gerechten Klagen über das altkluge, frühreife Wesen unserer s. g. gebildeten Jugend? woher diese satten indolenten Zustände, aus denen der greise Jüngling kaum noch durch einen pikanten französischen Roman momentan aufgestachelt wird? woher diese innere Rohheit bei äußerer Glätte? woher die mancherlei stummen Sünden, welche Leib und Seele verderben? Wären solche Erscheinungen denkbar, wenn der Jüngling seine Jugend als eine dem Herrn geweihte betrachtete, wenn er die Furcht des Herrn als der Weisheit Anfang und Ende ansähe und am eigenen Herzen erfahren hätte, wie die gottgeweihte Liebe bessert, das Wissen aber, nämlich das gottentfremdete — aufbläht? Wie viel Lehranstalten haben wir nun aber aufzuweisen, in denen das Wort Gottes der Mittelpunkt des Unterrichts und der Zucht ist, in denen Alles geistlich gerichtet, nicht aber der Kopf auf Kosten des Herzens mit allerlei Wissen angefüllt wird? Allerdings giebt es, namentlich in neuester Zeit, ehrenwerthe Ausnahmen; auch sind wir weit entfernt, den Schulen die ganze Schuld zuzuschieben. Wir wissen recht wohl, was das Haus und das gesellschaftliche Leben verdirbt; dennoch aber müssen wir dabei bleiben, daß die Schule am meisten zu verantworten hat, denn sie soll im Bunde mit der Kirche das Salz der Erde sein; wenn nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Ach! und möchten doch die Verwahrlosungen in der Schule ihren Schaden blos innerhalb ihrer Mauern offenbaren! Aber „so man das thut am grünen Holze, was will am dürren werden?" (Lucä 23, 31.) Wenn der Jüngling auf der Schule um einen

Digitized by Google

fruchtbaren und erwecklichen Religionsunterricht betrogen worden ist, wo will er später eingeführt werden in des Glaubens Geheimniß? Der Theologie Studierende sieht sich freilich genöthigt, sich nun ernstlich mit der heiligen Schrift und der Kirchenlehre zu beschäftigen; aber wie nun? wenn er mit völlig verödetem Herzen an die heilige Aufgabe herantritt, und an einzelnen Hochschulen — exempla sunt odiosa! — mit Vorträgen genährt wird, die nicht das Erbauen, sondern das Einreißen bezwecken und ihr Möglichstes dazu beitragen, das Residuum des halbvergessenen Kinderglaubens eiligst aufzulösen? Da können nur Miethlinge gebildet werden, die nichts zu bieten haben, als eine lose Speise für den Haufen der Gleichgiltigen, ja die den Herrn mit Füßen treten, dessen Brot sie essen.

Schlimmer steht es natürlich noch mit den Nichttheologen. Viele derselben haben bei der Konfirmation so ziemlich für immer mit der Kirche abgeschlossen und machen ihr späterhin nur noch von Zeit zu Zeit einen conventionellen Besuch, und solche Leute fungiren später vielleicht als hohe Staatsbeamte, haben als Richter einen christlichen Eid abzunehmen, ja werden selbst in den Kirchenvorstand gewählt. Daß unter solchen Umständen die Feinde unserer Kirche leichtes Spiel haben, wenn sie auf unsere Kosten ihr Gebiet zu erweitern suchen, ist leicht zu erklären. „Um welcher Ursachen willen," sagt Klopsch a. a. O., „die Reformatoren aus der römischen Kirche gewiesen worden sind, und was den evangelischen Christen ausmache und von dem katholischen unterscheide, darüber wissen die Wenigsten Auskunft." — Man sucht das Wesen des Protestantismus in einer maßlosen Subjektivität und macht das „l'église c'est moi" zur Losung des Tages, während die Geschichte auf's Deutlichste lehrt, daß unsere Väter nur darum mit Erfolg protestiren konnten, weil sie auf dem festen Boden einer gemeinsamen Ueberzeugung, auf dem Felsengrunde des Evangeliums standen. Die große Mehrzahl von denen, welche über Symbolzwang und „Herrschaft der Menschensatzung" lärmen, hat nicht einmal die Augsburgische Confession gelesen, noch weniger darüber nachgedacht, wie ein treues Festhalten am Bekenntniß mit der vollkommenen Freiheit eines Christenmenschen zusammen bestehen könne. Wie kann man lieben, was man nicht kennt? wie kann man für etwas kämpfen, was nicht ein Theil unseres Lebens geworden ist? Wer darum zu denen gehört, welche nicht weichen, sondern bleiben, der sei gerüstet zu einem guten Kampf mit den Waffen geistlicher Ritterschaft. Es helfe, wer helfen kann; es greife Jeder in sein Herz und sehe, wo es fehlt, und wer sich schuldig fühlt, der sinne darauf, wie er heile und gut mache. Daß dabei der Schule ein gutes Theil zufalle, kann wohl Niemand in Zweifel ziehen.

Die Aufgabe, welche die Schule in dieser Hinsicht zu lösen

Digitized by Google

hat, ergiebt sich schon aus der ursprünglichen Bestimmung derselben. Die Geschichte lehrt, daß die Schule in unserem Sinne des Wortes erst dem Christenthum ihr Dasein verdankt. Sobald die christliche Kirche irgendwo festen Fuß gefaßt hatte, betrachtete sie die Gründung von Bildungsanstalten für die Jugend als ihre erste und heiligste Pflicht. Auch die Christianisirung der germanischen Völker konnte nur gelingen, indem seit Karl dem Großen durch alle Gaue Deutschlands die sog. Stifts- und Klosterschulen wie Lichtpunkte ausgestreut wurden. „Wer kann von Deutschlands Geistesleben reden, ohne an die Klöster von Sct. Gallen, Fulda, Corvey u. s. w. zu denken? Dort wurden die Schriftdenkmäler bewahrt und abgeschrieben, in welche die classische Welt und die alte Kirche ihre Geistesarbeit an dem Tagewerke der Weltgeschichte niedergelegt hatte. In's Leben aber, aus dem sie gekommen waren, stiegen diese Schriften wieder durch die Schulen." — Kahnis. — Man mag über diese Anstalten urtheilen, wie man will, sie haben für ihre Zeit eine unendlich wichtige Bedeutung gehabt, und waren damals wirklich Leuchtthürme christlicher Erkenntniß und verloren den Zweck nicht aus dem Auge, die Ehre Gottes in Christo und die Ausbreitung des Evangeliums zu fördern. —

Mit der Reformation wurden auch die Schulen umgestaltet; in welchem Geiste, das sehen wir aus Luther's bekanntem Mahnruf an die Bürgermeister und Rathsherren aller deutschen Städte, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollten. Er wollte lieber, daß die Knaben gar nichts lernten und stumm blieben, als daß sie in dem Sumpf des Aberglaubens sitzen blieben. Die Schulen sollten wieder Pflanzgärten des Evangeliums werden, in die das Wort und die Gnade Gottes, wie ein fahrender Platzregen, reichen Segen ausgießen. Da sollten die Sprachen mit dem heiligsten Ernst getrieben werden, nicht blos, weil sie an sich ein großer Schmuck, Nutzen und Ehre seien, sondern weil durch sie das Evangelium erhalten werde, weil sie Luther als die Scheide ansah, darinnen das Schwert des Geistes steckt, als den Schrein, darinnen man dieses Kleinod trägt, als das Gefäß, darinnen man diesen Trank fasset, als die Kemnate, darinnen diese Speise liegt." Als darum Luther im Jahre 1530 nach Einführung des Katechismus in einem Brief an den Churfürsten Johann den Beständigen der neuen Schulen gedachte, machte ihm nichts so innige Freude, als daß er die Früchte für das ewige Leben fand. „Es wächset jetzund — schreibt er — die zarte Jugend von Knaben und Mägdlein, mit dem Katechismus und der Schrift wohl zugerichtet, daß es mir in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knaben und Mägdlein mehr lernen, glauben und reden können von Gott und Christo, denn zuvor alle Stifter und Schulen gekonnt haben und noch können. Es ist fürwahr

Digitized by Google

solch junges Volk in Ew. Churfürstl. Gnaden Landen ein schönes Paradeis, desgleichen auch in der Welt nicht ist." — Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über das Wesen und die Aufgabe der christlichen Schule haben wir die einzelnen Formen und Abstufungen derselben in's Auge zu fassen. Wie billig, beginnen wir mit dem Gymnasium, als nach der akademischen der höchsten und wichtigsten Bildungsanstalt, weil daselbst nicht blos Glieder, sondern Führer und Lenker des Volks erzogen werden. —

Die ersten Gymnasien, die im Geiste Luther's gegründet wurden, waren die von Valentin Trotzendorf im Jahre 1523 zu Goldberg in Schlesien und von Johannes Sturm 1540 zu Straßburg im Elsaß in's Leben gerufenen Anstalten. Beide waren unmittelbare Schüler Luthers und wußten als solche eine gründlich classische Durchbildung mit einem innigen Glaubensleben zu verbinden. Da die Anstalten treue Pfleger und Träger reformatorischer Ideeen waren, so ist es nicht zu verwundern, daß sie bald zu hohem Ansehen gelangten, und namentlich das Gymnasium zu Straßburg unter Sturm's trefflicher Leitung eine europäische Berühmtheit gewann.

Fast um dieselbe Zeit wurde durch den Churfürsten Moritz die Fürstenschule Sct. Afra zu Meißen und eine gleiche zu Schulpforta und Grimma gegründet[1]). Schon vor der Reformation hatten die Humanisten in Sachsen mehrere lateinische Schulen zu Torgau, Freiberg, Schneeberg u. s. w. errichtet. Aber ihr unstetes Wesen, ihr die Schranken der Zucht und Sitte leicht überspringender Lebensübermut vertrug sich schlecht mit der strenggeregelten, gleichförmigen und selbstentsagenden Thätigkeit des Lehrers. Nur vorübergehend pflegten sie, wo es ihnen behagte, sich niederzulassen, um an einer Stadtschule ein Unterkommen zu finden oder eine eigene Schule zu eröffnen, und dann wieder, sobald sich ein Anlaß dazu bot, weiter zu ziehen, wobei die Schaar ihrer Schüler bald sie begleitete, bald sich zerstreute. Zur höchsten Blüthe unter diesen ephemeren Schulen und am frühesten zu einer festeren Organisation gedieh die Schule zu Zwickau, welche am Ende des 15. Jahrhunderts an 900 Schüler zählte, welche in vier Classen: bursales, logici, grammatici und parvuli eingeteilt und nur von vier Lehrern unterrichtet wurden. — Um diese Zeit ließ Eobanus Hessus ein Schriftchen ausgehen de non condemnendis studiis humanioribus, und bald begann sich der geistige Frühling zu entfalten, den der greise Rud. Lange prophezeite, nachdem er Einiges von Luther gelesen: „Iam tempus instat, ut tenebrae ex ecclesiis et scholis exstirpentur et redeat

[1]) Zu dem Abschnitt über die Fürstenschulen vergl.: Sct. Afra von Prof. Th. Flathe. Leipzig 1879, und „die Landesschule zu Grimma von M. Chr. G. Lorenz. Grimma 1850.

puritas in ecclesias et mundities latini sermonis in scholas." Diese Prophezeiung erfüllte sich mit der Gründung der sächsischen Fürstenschulen. Durch sie entstanden nicht blos geordnete Vorbereitungsanstalten für die Universitäten, sondern, was noch wichtiger ist, die Landesobrigkeit nahm zum ersten Male die Sache des höheren Unterrichts kräftig und nach wohl durchdachtem Plan in die Hand. Die Fürstenschulen erhoben sich bald zu hoch hervorragenden Pflanzstätten gediegener Gelehrsamkeit, gründlichen Wissens und strenger Zucht, welche durch die Alumnatseinrichtung wesentlich gefördert wurde.

Nach mancherlei Auseinandersetzungen und Kämpfen mit den Landständen erließ Herzog Moritz am 21. Mai 1543 in der neuen Landesordnung folgendes Decret:

„Nachdeme zu Christlicher Lehre und Wandel, auch zu allen guten Ordnungen und Polizey vonnöthen, daß die Jugend zu Gottes Lobe und im Gehorsam erzogen, in denen Sprachen und Künsten und dann vornehmlich in der heiligen Schrift gelehret und unterweiset werde, damit es mit der Zeit an Kirchendienern und anderen gelehrten Leuten in unseren Landen nicht Mangel gewinne, sind wir bedacht, von den verledigten Klöster- und Stifftsgütern drey Schulen aufzurichten, nemlich eine zu Meißen, die andere zu Märßburg (dafür später Grimma), die dritte zu den Pforten."

Noch eingehender spricht sich Herzog Moritz über die Hauptaufgaben der Landes- oder Fürstenschulen in der Stiftungsurkunde von Sct. Afra vom 23. Januar 1544 aus.

Durch Gottes gnädige Fügung erhielt die Fürstenschule kurz nach ihrer Gründung an Georg Fabricius — seit 1546 — einen Mann, der vollkommen in die Ideen des erlauchten Stifters einzugehen wußte. Der Umgang und das Beispiel des oben erwähnten Johannes Sturm in Straßburg hatte wesentlich auf seine gesammte Weiterentwickelung eingewirkt, und er blieb den pädagogischen und didaktischen Grundsätzen desselben sein ganzes Leben hindurch treu[1]). Da Fabricius 25 Jahre hindurch das Amt eines Rectors bekleidete, so konnte er der Schule das feste Gepräge und damit den Charakter aufdrücken, der noch in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu erkennen ist.

Eine in jeder Hinsicht der Fürstenschule zu Meißen ebenbürtige Schwesteranstalt ist das Moldanum zu Grimma. Es ist schon oben erwähnt worden, daß Herzog Moritz neben Sct. Afra und Pforta eine dritte Landesschule in dem damals von den Benedictinern fast ganz verlassenen Kloster Sct. Petri in Merseburg

[1]) IV Cal. Dec. 1544 schrieb Fabricius an seinen Freund Maurer: „Sturmio utor amice et familiariter; studiorum ratio placet mihi vehementer, utinam viam docendi, quam habet Sturmius, multi scirent!"

anzulegen gedachte; es hatte aber bis zum Januar 1544 für die Einrichtung und Eröffnung der Schule daselbst nichts geschehen können. Denn theils grassirte im Jahre 1543 in Merseburg die Pest, theils hatten die Unterhandlungen mit dem dortigen Dom-Capitel die Sache verzögert. Darum wurde schließlich Merseburg aufgegeben. Unter Mitwirkung Melanchthons, welcher im September 1549 mit Joachim Camerarius zu einer Berathung über Schulsachen nach Dresden berufen worden war, wurde die gesund und anmuthig gelegene Stadt Grimma gewählt und am 14. September 1550, am Tage Kreuzes-Erhöhung, wurde die Schule, die sich in den Räumen des alten ausgebauten Klosters befand, durch den Procurator oder Oeconomus Wolfgang Drechsler unter Mitwirkung des ersten Rectors Adam Siber (damals „Schulmeister" genannt) feierlich eingeweiht.

Der frühzeitige Tod des Churfürsten Moritz (am 11. Juli 1553) war für die neugegründete Landesschule ein herber Verlust. Um so dankbarer mußte sie es anerkennen, daß dessen Bruder und Nachfolger, der Churfürst August, mit dessen Vorwissen Moritz die Schule gegründet hatte, an das unvollendete Werk seines Bruders die letzte Hand anlegte und mit gleicher Liebe während seiner ganzen Regierung für die Anstalt sorgte. Die drei von Moritz gegründeten Anstalten sind in der That wie ein Wunder vor unseren Augen. Außer den Stifts- und Klosterschulen Württembergs, die wir weiter unten zu betrachten haben, giebt es wohl kaum eine Bildungsanstalt in Deutschland, welche durch mehr als drei Jahrhunderte ihr ursprüngliches Gepräge so treu bewahrt hätte, wie die Fürstenschulen Sachsens und Thüringens.

Sowohl in Bezug auf die Zeit ihrer Gründung, als nach dem in ihnen waltenden Geist stehen die evangelischen Seminarien (früher Klosterschulen) Württembergs den sächsischen Landesschulen am nächsten[1]). Durch den Augsburgischen Religionsfrieden (1555) war dem Württemberger Lande unter Herzog Christoph vollkommene Religionsfreiheit nebst dem ruhigen Besitz der Klostergüter zugesichert, und somit die Möglichkeit zu einer weiteren Reformation und zur Ausbildung der evangelischen Kirche geboten. Dieses war jedoch nicht ausführbar ohne die Besetzung einer bedeutenden Anzahl von Kirchen- und Schulämtern durch tüchtige Männer. Zur Befriedigung dieses Bedürfnisses, „damit Kirchendiener zum Lehr- und Predigtamt, und so viel es immer mit den Segnungen des Allmächtigen zu erhalten, fürderlichst daselbst erzogen, derohalben auch neben andern Lectionibus das Studium der Theologie nach Gelegenheit der Studiosen vornehmlich getrieben werden sollte." Zu diesem Zwecke ließ Herzog

[1]) Vergl. die evangelischen Seminarien 2c. von M. C. G. Wunderlich. Stuttgart 1833.

Digitized by Google

Christoph durch Johann Brenz für diese sog. Klosterschulen eine besondere ausführliche Ordnung entwerfen, in welcher als Hauptzweck festgesetzt wurde, „daß die Schüler bei einander in dem Studio der heiligen Schrift erzogen und darauf zu dem öffentlichen Kirchen- und Predigeramt gebraucht werden sollten." Im Geiste eines Erasmus, Reuchlin und Melanchthon wurde das Studium des classischen Alterthums als die sicherste Grundlage einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung angesehen. Im Jahre 1556 und in den nächstfolgenden Jahren wurden von den dem Herzogthum Württemberg „zugethanen und einverleibten" Klöstern dreizehn mit Schülern besetzt. Diese sollten nur Landeseingeborene sein und die Verbindlichkeit übernehmen, nach vollendeter Vorbereitung in den evangelischen Kirchen- oder Schuldienst einzutreten. In Folge des Restitutionsedikts (1629), kraft dessen alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen Stiftungen der katholischen Kirche zurückerstattet werden sollten, wurden die Klöster wieder von katholischen Mönchen besetzt, und erst vom Jahre 1650 an als evangelische Seminarien wieder hergestellt. Die Zahl derselben war schon während des Zeitraums von 1584 bis 1595 von dreizehn auf fünf herabgesetzt worden. Gegenwärtig bestehen nur noch vier, zwei höhere und zwei niedere Seminarien, von denen je zwei zusammengehören, so daß Maulbronn in einem zweijährigen Cursus auf Blaubeuren, Schönthal auf Urach vorbereitet. Im Ganzen ist der Cursus ein vierjähriger, nach dessen Absolvirung die tüchtig befundenen Zöglinge in das theologische Stift zu Tübingen aufgenommen werden, um ihre Studien zu vollenden.

Ist es als unsere Hauptaufgabe anzusehen, nach vorliegenden Thatsachen uns ein Urtheil über die betreffenden Seminarien zu bilden, so ist zunächst anzuerkennen, daß an der alten guten Losung „ora et labora!" in vollstem Maße festgehalten wurde. In der verbesserten Klosterschulordnung vom Jahre 1582 steht geschrieben: „Täglich sollen mit den Studiosen sechs Religionsübungen vorgenommen werden, die in gemeinschaftlichen Gebeten (Morgens und Abends), Chorgesängen nebst Antiphonien und Collecten und biblischen Verlesungen (während des Mittag- und Abendessens) abgehalten werden. Aus der Tagesordnung des später aufgehobenen Seminars Denkendorf im Sommer 1785 ist zu ersehen, daß auch der liebe Sonntag nichts weniger als ein Sabbath (dies requietis) war, indem zwischen dem Kirchenbesuch und den anderen Andachtsübungen, namentlich von 7—9 Uhr Vormittags und von 3—6 Uhr Nachmittags Privatstudien zu betreiben waren. Die gewiß vielfach ersehnte „Recreation" fand nur in den etwas ausgedehnten Speisestunden einen sehr mäßigen Raum. Solcher Ueberbürdung gegenüber hat schon Phil. Melanchthon, der große praeceptor Germaniae gesagt: „ne discipuli nimium onerentur", und in der Schulordnung für Sct. Afra

vom Jahre 1580 werden die Lehrer ermahnt, daß sie den Knaben auf einmal nicht mehr vorgeben sollen, denn sie fassen können; „denn die Jugend ist wie ein Krug mit einem engen Mundloch, wenn zuviel darauf gegossen wird, läuft es neben abe.“ Eine solche Ueberfüllung ist besonders bedenklich, wo es sich um Einflößung eines religiösen Stoffes handelt, der zumeist nur mit dem Gedächtniß, nicht aber mit dem Herzen aufgenommen wird, und zwar zu einer Zeit, wo die Theologen das evangelische Christenthum meist nur in einem strengen Festhalten an dem Buchstaben der Bekenntnißschriften suchten und durch die eifrigste Polemik und leidenschaftlichen Streit für und gegen sterile theologische Lehrsätze das wahre Leben aus der Wissenschaft und Kirche verdrängten. Dennoch würde es zugleich ungerecht und undankbar sein, wenn man nur bei den Schattenseiten der damaligen Klosterschulen verweilen und nicht bedenken wollte, daß sie doch immerhin Bollwerke der evangelischen Kirche blieben, und daß in ihnen die zum Kirchen- und Schulamte bestimmte Jugend Württembergs gründliche Kenntnisse in den für den Theologen nöthigen Fächern gewann, mit welchen sie sodann der Kirche auf der Kanzel, auf den Lehrstühlen der Universität und in den Landesschulen in großem Segen wirkten.

Was noch von mönchischem Wesen in den Klosterschulen geblieben war, wurde von Joh. Albr. Bengel, der sich als Studirender in Halle der Spener-Francke'schen Richtung angeschlossen hatte, beseitigt. Dieser ehrwürdige Gottesgelehrte, der treu zur Kirchenlehre stand und eine der trefflichsten Auslegungen des neuen Testaments, welche die christliche Kirche überhaupt besitzt, unter dem Titel „Gnomon“ verfaßt hat, übte in den Klosterschulen hinsichtlich der geistvollen Behandlung der Lehrgegenstände, der Anleitung zu einem fruchtbaren Privat-Studium und der Erziehung der Jünglinge zur wahren Religiosität eine ganz ausgezeichnete Wirksamkeit [1]).

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf den gegenwärtigen Stand der evangelischen Seminarien Württembergs, so sind sie unter allem Wechsel und Wandel geblieben, wozu sie nach dem Willen ihres edlen Gründers Herzog Christoph bestimmt waren: „scholae, in quibus pro indoctis monachis juventus ingeniosa ad veram pietatem et utilem rei Christianae doctrinam erudiretur.“ Der vorwiegend theologische Charakter der Seminare giebt sich besonders darin kund, daß der Religionsunterricht und neben ihm die Pflege der hebräischen Sprache mehr als in allen übrigen höheren Bildungsanstalten betont wird, indem für den Religionsunterricht in allen vier Abtheilungen wöchentlich vier Stunden (wovon zwei für das Studium des neuen Testaments in der Ursprache)

[1]) Vergl. Joh. Albr. Bengels Leben und Wirken von Burk. Stuttgart 1832.

und eben so viel für das Hebräische bestimmt sind. Trotz diesen ernsten Studien und der großen Anzahl wöchentlicher Unterrichtsstunden (32—33, außer dem Unterricht im Turnen, dem Zeichnen und der Musik) ist doch der Geist der Anstalten ein frischer und fröhlicher.

Nicht blos der Zeitfolge, sondern auch dem Geiste nach schließen sich den Württembergischen Seminarien die Stiftungen Aug. Hermann Francke's in Halle an. Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung für Francke's geistige Entwickelung, daß sein frommer Vater Johann Fr. im Jahre 1666 als Justiz- und Hofrath nach Gotha berufen wurde, wo damals Herzog Ernst der Fromme, als ein echter Landesbischof und als ein treuer Schirmherr der lutherischen Kirche waltete. — Gewiß wird das dortige Gymnasium im Geiste des frommen Fürsten verwaltet worden sein, so daß der zum Jüngling heranwachsende Knabe im Hause, wie in der Schule in der Zucht und Vermahnung zum Herrn der großen Aufgabe seines Lebens entgegenreifte. Im sechzehnten Jahre bezog er die Universität Erfurt, welche er aber bald mit der Hochschule zu Kiel vertauschte, wo ihm ein größeres Familien-Stipendium zu Gebote stand. In Bezug auf das innere Leben wurde der junge Student daselbst nur wenig gefördert. Die Theologie war ihm nur eine todte Wissenschaft, die sein Gedächtniß und seine Phantasie beschäftigte. Die theologischen Lehrstücke standen zwar in seinen Heften, aber — so sagt er selbst — in mein Herz etwas zu schreiben, das war mir ein seltener Gedanke." Nach dreijährigem Studium in Kiel ging Francke nach Hamburg zu einem dortigen Gelehrten Esra Ezard, um sich im Hebräischen zu vervollkommnen. Schon nach zwei Monaten mußte er wegen Familienverhältnissen nach Gotha zurückkehren, wo ihm in stiller Zurückgezogenheit „die praktische Gottseligkeit immer theurer wurde, und seine religiösen Empfindungen immer mehr Wärme erhielten." Noch aber war die Stunde nicht gekommen, wo er aus voller Brust sein „εὕρηκα!" ausrufen konnte. Noch mußte er in Leipzig eine Vorschule durchmachen, wo er sich im Jahre 1685 niederließ und mit dem Professor Paul Anton das sog. Collegium philobiblicum eröffnete, zu dem sich nicht blos Studenten, sondern auch Docenten, angesehene Professoren, sowie auswärtige Freunde einfanden. J. Ph. Spener, der um diese Zeit als Oberhofprediger nach Dresden gekommen war, förderte die gute Sache nach Kräften, weil die in dem Collegio herrschende Methode, gründliche Sprachforschung mit praktischer Schriftvertiefung mit seinen eigenen Ideen übereinstimmte. Bald aber wurde dadurch nicht blos Aufsehen, sondern auch Neid, unfreundliche Urtheile und zuletzt der Geist der Verfolgung von Seiten der Orthodoxen erweckt. Ein entscheidender Wendepunkt in Francke's Leben trat erst in Lüneburg ein, wo er sich des Unterrichts des dortigen Superintendenten Sandhagen

Digitized by Google

erfreute. Im Umgange mit diesem trefflichen Theologen wurde sein Gemüth stiller, nachdenkender über sich selbst, unzufriedener mit sich, unruhiger und verlegener. Eine Predigt, die er über den Text Joh. 20, 31 halten sollte, setzte ihn in die äußerste Unruhe. Schon war er im Begriff, die Predigt abzusagen, als nach langem schwerem Kampf die Wahrheit siegte, und ihm Alles, was er der Gemeinde zu verkündigen hatte, zur völligen Gewißheit wurde. „In dieser glücklichen, mit unzähligen Thränen erkämpften Stunde," sagt er, „hätte ich Himmel, Erde, Engel, Menschen mögen in meine Freude einstimmen hören. So wohl befand ich mich in dem Besitz der lange gesuchten und endlich gefundenen Wahrheit!" — Als ein im Kampf gestählter Streiter Christi begab sich Francke noch einmal nach Leipzig, ging aber vorher nach Dresden zu Spener, der ihn zwei Monate in seinem Hause beherbergte und unstreitig zu seiner Befestigung in dem Vorsatz, praktisches Christenthum mehr, als nach dem Geschmack der Zeit unfruchtbare Theologie auszubreiten, sehr viel durch seine Belehrungen und sein Beispiel beitrug.

Im Jahre 1690 erhielt er die Einladung zu einer Gastpredigt nach Erfurt, wo man ihn nicht nur von seinen akademischen Jahren her kannte, sondern auch schon manche Predigt, die er bei Durchreisen daselbst gehalten, vernommen hatte. Auf die Gastpredigt folgte sofort seine Wahl als Diakonus an der Augustiner Kirche. Bald aber vereinigten sich in der Chur-Mainzlichen Stadt zwei Feinde gegen den treuen Zeugen — die katholischen Priester und die orthodoxen Lutheraner. Die Ersteren bemerkten bald, daß viele ihrer Glaubensgenossen Francke's Predigten besuchten und zum Theil zu der evangelischen Kirche übergingen, zum Theil wenigstens gleichgiltiger über die Ceremonien des römischen Cultus urtheilten; die sog. rechtgläubigen Lutheraner aber waren entsetzt über das Rauschen der Todtengebeine innerhalb ihrer Gemeinden. Endlich brachte man es durch eine Menge geheimer Insinuationen dahin, daß von Mainz ein Churfürstliches Rescript ankam des Inhalts: „Weil Mag. Francke Urheber einer neuen Secte sein sollte, Ihrer Churfürstl. Gnaden aber einer solchen Verwirrung nicht länger zusehen wollten, so sei Ihr ernster Befehl, daß man Francken von seinem Dienst sofort removiren und aus der Stadt schaffen sollte." Sobald er dieses erfuhr, ging er in den Rath und beschwerte sich über eine solche Verfügung ohne alle vorhergegangene Untersuchung. Dennoch ward am 18. Sept. 1691 das Rathsconclusum gefaßt, ihn ohne Weiteres seines Amts zu entsetzen. Auf alle Gegenvorstellungen wurde keine Rücksicht genommen.

Aber es steht geschrieben (Jes. 8, 10): „Beschließet einen Rath und werde nichts daraus." Die Feinde wollten den Mann Gottes verderben und mußten wider Willen dazu beitragen, ihn zu hohen

Digitized by Google

Ehren zu bringen. An eben dem Tage, als man ihn binnen zwei Tagen aus der Stadt wies, ward ihm im Namen des Churbrandenburgischen Hofes angezeigt, daß er, sofern man sich weigern sollte, ihn in Erfurt ferner zu dulden, im Brandenburgischen Schutz und Stellung finden solle. Es war schon seit dem Regierungsantritt des letzten Churfürsten und ersten Königs von Preußen Friedrich ernstlich daran gearbeitet worden, statt der seit 1680 in Halle bestehenden Ritter-Akademie eine Universität zu errichten. Diese Gelegenheit benutzte Jac. Ph. Spener, der im Jahre 1691 aus Dresden verdrängt, Probst und Ober-Consistorialrath in Berlin geworden war, für die Aufnahme des theologischen Studiums in den Brandenburgischen Landen zu sorgen. Dieses fand bei dem Churfürsten vielen Anklang, und auf Speners Vorschlag ward zunächst Dr. Breithaupt, bisher Senior in Erfurt, als Professor der Theologie und Director eines theologischen Seminariums berufen, Francke aber am 22. Dec. 1691 zum Professor der griechischen und orientalischen Sprachen ernannt, ihm auch das eben freigewordene Pfarramt zu Glauchau „zu seiner besseren Subsistenz" übergeben. Im Februar 1692 übernahm er sein Predigtamt und eröffnete nach Ostern seine akademischen Vorlesungen. „Gott führt die Seinen immerdar nur selig, wenn auch wunderbar."

Es ist hier nicht der Ort, von der akademischen Thätigkeit und den anderweitigen Unternehmungen Francke's zu handeln; wir haben es nur mit dem zu thun, was er auf dem Gebiete der Schule gewirkt hat. Die Armenpflege war bei ihm die Mutter der Armenschule. Um des täglichen Anlaufs von Armen überhoben zu sein, hatte er den Donnerstag zur Spendung von Almosen erwählt. Bei dieser Gelegenheit kam es ihm zum Bewußtsein, daß die geistliche Noth der Armen nicht minder groß sei, als die leibliche, und daß ihnen nur dadurch gründlich geholfen werden könne, daß zum Brode des Leibes auch das Brod des Lebens komme. Besonders jammerte ihn die Noth der Kinder, die wegen der Armuth der Eltern nicht zur Schule gehalten wurden und in der schändlichsten Unwissenheit heranwuchsen. Um wenigstens hie und da ein Samenkörnlein auszustreuen, ließ er sämmtliche Arme ins Haus kommen, sonderte die Alten von dem jungen Volk, fing sofort an die Jüngeren aus dem Katechismus zu fragen, wobei die Alten nur zuhörten, und schloß mit einem kurzen Gebet. Das ist das Senfkorn, aus dem später ein so mächtiger Baum erwachsen ist. Da Francke's Einkünfte nicht ausreichten, um sein Liebeswerk fortzusetzen, so befestigte er in seiner Wohnstube eine Büchse mit der Unterschrift: „So Jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu; wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm?" Es ward von Zeit zu Zeit etwas eingelegt, jedoch meist in sehr kleinen Summen. Nach einem

Vierteljahr aber spendete eine wohlthätige Frau auf einmal sieben Gulden oder vier Thaler sechszehn Groschen. Als Francke das Geld in die Hand nahm, sagte er das bekannte Wort: „Das ist ein ehrlich Capital! Damit muß man etwas Rechtes stiften. Ich will eine Armenschule damit anfangen!" Nun ging es fröhlich vorwärts und aufwärts. Von Tag zu Tage mehrte sich die Zahl der Schüler, es mußten besondere Lehrer angestellt und ein Schullocal gemiethet werden. Bald erkannte der treue Armenfreund, daß der Unterricht nur dann einen bleibenden Segen bringen könne, wenn er mit der Erziehung Hand in Hand gehe. Dieses war der erste Keim zu dem Entschluß ein Waisenhaus zu gründen. Woher aber die Mittel nehmen? Der die Weg' hat allerwegen und der ein Vater ist der Waisen wußte zu helfen. Mit vier vater- und mutterlosen Geschwistern begann das Liebeswerk (am 5. Nov. 1695) und in wenigen Jahren war das Halle'sche Waisenhaus durch ganz Deutschland bekannt und gab sämmtlichen Francke'schen Stiftungen ihren Namen.

In demselben Jahr nahm das Pädagogium seinen Anfang, dem seit 1710 Graf von Zinzendorf angehörte, im nächsten Jahre trat ein Lehrer-Seminarium[1]) ins Leben, so wie eine lateinische und zwei Bürgerschulen, in welchen Anstalten schon im Jahre 1707 an 1100 Schüler unterrichtet wurden, von denen 755 aus Halle stammten, während die übrigen aus den verschiedensten Gegenden sich eingefunden hatten. Neben dem Seminar für heranzubildende Volksschullehrer wurde in demselben Jahre noch ein Seminarium selectum zur Ausbildung von Studenten errichtet, welche in den Schulwissenschaften schon einen guten Grund gelegt hatten und nun für das Lehramt im Pädagogium und der lateinischen Schule vorbereitet wurden. Durch Gottes Fügung geschah es, daß vom Halle'schen Waisenhause (1705) die ersten evangelischen Missionare Deutschlands, Ziegenbalg und Plütschau auszogen, um im Auftrage des Dänenkönigs Friedrich IV. den Heiden in Ostindien das Heil zu bringen, wie von dort aus auch Stephan Schulz ausging, um den Juden in der Nähe und Ferne, in Europa und Asien das Evangelium zu verkünden. Neben der Mission ist die erste Bibelanstalt, gegründet durch Freiherrn von Canstein (seit 1712), als die segensreichste Frucht der Liebe zum christlichen Volk anzusehen, die im Waisenhause eine bleibende Stätte hatte.

Aber nicht blos die Kelle zum Bauen mußte unser Gottesmann in der Hand halten, sondern auch das Schwert des Geistes, um zu kämpfen zur rechten und linken Hand. Die gesammte damalige

[1]) Fälschlich nimmt man an, daß zuerst Basedow und seine Mitarbeiter die Errichtung von Seminarien (Pepinièren) ins Auge gefaßt hätten. Francke war auch auf diesem Gebiete ein Bahnbrecher.

Geistlichkeit zu Halle gehörte der großen streng orthodoxen Partei an, welche in der gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit großer Energie auftretenden kirchlichen Bewegung, die unter dem ihr damals beigelegten Namen „Pietismus“ bekannt ist, nichts, als eine höchst gefährliche Schwärmerei erblickte. In ihrer leidenschaftlichen Verblendung vermochte sie in jener Bewegung nicht die aus der Tiefe eines lebendigen Glaubens hervorgegangene Reaction gegen das damals mehr oder weniger erstarrte Kirchenthum in ihrer Berechtigung zu erkennen, sondern glaubte sich berufen, sie mit allen mit ihr zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen und unterdrücken zu müssen[1]). Eine eingehende Darstellung des oft mit großer Erbitterung geführten Streites gehört nicht hieher. Wir haben nur hervorzuheben, was sich auf die persönliche Stellung Francke's zur Sache bezieht.

Am 22. September 1699 erfolgte eine churfürstliche Verordnung an die Magdeburgische Regierung, worin mit großer Entschiedenheit und allem Ernste einerseits die durch die Untersuchungs-Commission erhärtete Rechtgläubigkeit der Halle'schen Theologen dargelegt, andererseits unter Androhung der Absetzung geboten wurde, „sich der erdichteten Namen der Pietisten, neuen Heiligen, Perfectisten, Quäker und dergl. Sectirer, davon man in den Brandenburg'schen Landen nichts wisse, vor öffentlicher Gemeinde in Predigten zu enthalten“. Somit war diese Angelegenheit, mehr als Francke gehofft hatte, zum Segen ausgeschlagen.

Nächst Gott war es besonders das Brandenburgische Königshaus, welches die gute Sache nach allen Seiten hin förderte. Schon die durch Spener veranlaßte Berufung Breithaupts und Francke's nach Halle unter dem 1. König von Preußen ermöglichte die Gründung der Francke'schen Stiftungen. Zum guten Anfang kam bald ein fröhlicher Fortgang, bedingt durch die Privilegien, welche von dem königlichen Herrn im Jahre 1702 dem Waisenhause und dem Pädagogium ertheilt und in der Folge bei jedem Regierungswechsel bestätigt wurden. Noch wärmer war das Interesse für die Francke'schen Stiftungen bei König Fr. Wilhelm I. (1713—1740). Sein biederer, tief religiöser und durch und durch praktischer Sinn erkannte den hohen Werth Francke's und die große Bedeutung seiner Unternehmungen, und er schenkte ihm das unbedingteste Vertrauen, das er ihm nicht nur bis zu dessen Tode bei unzähligen Gelegenheiten bewies, sondern auch auf seine Nachfolger übertrug. Für das Gedeihen der Francke'schen Stiftungen war es besonders wichtig, daß dieselben unter einer reformirten Landesregierung ihren rein lutherischen Charakter bewahren

[1]) Vergl. Neue Beiträge zur Geschichte A. H. Francke's von Dr. G. Kramer, Director der Francke'schen Stiftungen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.

konnten. Dieser Punkt war dadurch in Frage gestellt worden, daß ein Professor am neuen reformirten Gymnasium in Halle Dr. Heiden (Helvetus) einen Platz in den öffentlichen Sitzungen der Lutherischen Theologen erhalten sollte. Da nun durch diese Maßregel ein Riß in die theologische Facultät gekommen wäre, so hatte Francke, wenn auch in schuldiger Ehrerbietung, mündlich und schriftlich Einsprache erhoben. Auf Befehl des Königs mußten dessen Geheimen Räthe ihr Gutachten über die schwebende Frage abgeben. Der Vorsitzende — Graf von Dohna — gab sein Votum (sentiment) dahin ab: „Ob ich wohl ein Reformirter bin, so urtheile ich dennoch, daß man die Universität bei ihrer Fundation schützen müsse, und daß man den Prof. Francken, der zum Aufnehmen der Universität so viel contribuiret, nicht chagriniren müsse." Diesem Voto sind alle beigefallen, sowohl Lutherani als Reformati mit Ausnahme von zwei Mitgliedern, deren Namen von dem Berichterstatter nicht genannt werden. Trotz allen Intriguen der Gegner resolvirte der König kurz und bündig:

1) Daß Dr. Heiden nicht auf der Theologorum Bank sitzen solle.
2) Daß das Seminarium Lutheranis studiosis verbleiben solle.
3) Daß studiosi Reformati nicht mehr von der Collecte genießen sollen, als was Reformati contribuiren.

Der Bericht schließt mit den Worten:

„De hoc nunc gaudet academia, gaudet ecclesia Lutherana, gaudent boni omnes."

Von höchster Bedeutung für Francke und seine Stiftungen war endlich der Besuch des Königs im Waisenhause am 12. April 1713, bei welchem sich derselbe nach seiner Weise von Allem bis ins Einzelste zu unterrichten suchte. Seit jener Zeit entwickelten sich überaus nahe Beziehungen zwischen dem Könige und Francke, welche namentlich für die Verhältnisse der Kirche von der höchsten Bedeutung waren. Es bezogen sich dieselben besonders auf den bekannten Professor Dr. jur. Chr. Thomasius, der Francke bei seiner Verfolgung in Leipzig vertheidigt hatte und ihm in Halle während der ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes nahe stand, später aber in Folge seiner wesentlich veränderten Richtung in scharfen Gegensatz zur theologischen Facultät und in ernste Streitigkeiten gerathen war. Diese hatten speciell auch Francke berührt, was dem König hinterbracht worden war. Darauf hatte der König einen für seinen Schützling bestimmten Zettel geschrieben, welcher verbo tenus also lautet: „Frangk soll seine Beschwehren gegen tomasio regcta (direct) an mir überschicken, und grüßen sie ihm von meinetwegen, und soll nur curahge haben, ich werde ihn schon sutteniren in alles, was recht ist, da ich persuadiret bin, das er nichts wird pretendiren, als was equitable ist."

Digitized by Google

So hatten die Feindschaften nach beiden Seiten hin, wenigstens in Halle, endlich aufgehört, und Francke konnte die letzten Jahre seines Lebens in stiller gesegneter Arbeit verbringen. Im Jahre 1714 ward er an die Ulrichskirche zu Halle berufen und Freilinghausen[1]), der schon seit 1695 sein Adjunct zu Glauchau und sein treuer Gehilfe in der Verwaltung des Waisenhauses gewesen war, folgte ihm dahin nach. Der Einfluß dieses Gottesmannes ward zum Segen für ganze Geschlechter. Die durch sein Werk in dürrer Zeit Erweckten trugen es weiter, nahmen das neue Leben ins Amt hinüber und erweckten ihre Gemeinden. Das ist die eigenthümliche Gnadengabe erleuchteter Seelen, daß sie der Mittelpunkt vieler empfänglicher Geister werden, die sich an ihnen stärken und heranbilden. So umgaben Francke in näherem und fernerem Kreise Freilinghausen, von Canstein, Karl Heinrich von Bogatzky und Gottlieb Woltersdorf.

Der Tag seines Heimgangs war der 8. Juni 1727, die Zeit seiner Pilgrimschaft 64 Jahre 3 Monden. Bei seinem Tode zählte das Pädagogium 54 Schüler, die lateinische Schule 400, die Bürgerschulen 1724, das Waisenhaus 134 Waisen; Freitischgänger waren 255 Studenten und 360 arme Schüler. Im Fräuleinstift befanden sich 15, in der Mädchenpension 8, im Wittwenhause 6 Personen; in Summa also 2984 Verpflegte. — Es wird erzählt, Francke habe einmal den Herrn inbrünstig gebeten, der Anstalt zu allen Zeiten wenigstens einen Mann zu erhalten, der ein treuer Zeuge des seligmachenden Glaubens wäre. Das ist richtig in Erfüllung gegangen bis auf diesen Tag, selbst während der fast allgemeinen Herrschaft des sog. „Vernunftglaubens".

Wenn wir bisher das Gymnasium in seiner rein classischen Gestaltung betrachtet haben, so ist es nun unsere Aufgabe, den realistischen Zug zu verfolgen, der sich im Unterrichts- und Erziehungswesen geltend machte. Der erste geistgesalbte Prophet dieser Richtung ist Amos Comenius (1592—1671), seit 1632 Bischof der mährischen Brüdergemeinde[2]). Haftete demselben auch etwas von experimentirender und pansophistischer (Pansophiae prodromus) Tendenz an, so erwies er sich doch durch seinen tief frommen ökumenischen Geist und seine lautere unermüdliche Begeisterung für die Heraufführung besserer Zeiten als wohl befähigt, der erste eigentliche Reformator des gesammten Schulwesens zu werden, von Gott erweckt in trüber Zeit, wo vor

[1]) Joh. Anastasius Freilinghausen gab im Jahr 1704 ein Gesangbuch von 1500 Liedern heraus und dichtete selbst eine Anzahl Lieder, von denen „Wer ist wohl wie du" und „Mein Herz, gieb dich zufrieden" allgemein bekannt sind.

[2]) Vergl. Lehrbuch der Pädagogik von Dr. Gerhard von Zezschwitz. Leipzig 1882.

Digitized by Google

Allem Deutschlands Kirchen und Schulen das traurigste Bild der Verwüstung boten. Im Jahre 1657 trat der erste praktische Versuch eines mit dem humanistischen Bildungsgange parallelen resp. innerlichst verschwisterten Realien-Unterrichtes, zusammt dem ersten großen Anschauungslehrbuche, dem unsterblichen „orbis sensualium pictus" ans Licht der Welt. Sein Nachfolger nach dieser Seite hin war unser A. H. Francke, dessen Verdienste um die Schulreformen selbst ein Friedrich der Gr. zu würdigen wußte, indem er einen der treuesten und begabtesten Schüler desselben, Julius Hecker, mit dem Auftrage betraute, die erste Landschul-Ordnung für ganz Preußen auszuarbeiten. Finden wir hier nur Lichtseiten, so ist bei Basedow und seinen Genossen der Schatten vorwiegend. Basedow dürstete nach dem Ruhm, für Deutschland praktisch zu werden, was J. J. Rousseau für Frankreich als Theoretiker war, und es ist nicht zu läugnen, daß in den philanthropinischen Instituten für Reform der Unterrichtsmethoden Bedeutendes geleistet worden ist; aber abgesehen von dem alles Studienwesen beherrschenden materialistischen Geiste des reinen Nützlichkeitsprinzipes erschöpften sich die von dem Dessauer Philanthropin ausgegangenen Anregungen, in dem Streben, einträgliche Muster-Institute für neue Methoden herzustellen, statt dem allgemeinen Bedürfnisse nach Volksbildung durchgreifend zu dienen. Da mußte die Hilfe von einem Mann kommen, der für bessere Verhältnisse ausgerüstet und erzogen, das Elend des Volks und der Armen Jahrzehnte hindurch selbst hatte kosten müssen und von der reinsten und heiligsten Begeisterung erfinderischer Liebe durchdrungen war. Joh. Heinrich Pestalozzi war es, der zuerst die Mütter des Volks für ihre höchste Aufgabe zu gewinnen und anzuleiten wußte und durch volksthümliche Erzählungsschriften einfachste Methoden, wie er sie selbst mit unermüdeter Treue und Erfindungsgabe an dem verkommensten Theile übte, in den weitesten Kreisen zu verbreiten verstand. Wie nie vorher, wurde jetzt die Hebung des Volks- und ersten Jugendunterrichts zum Lieblingsgegenstand des Gemeininteresses von den Fürstenthronen bis herab zu den Hütten, in den fernsten Ländern so gut, wie allen voran in Deutschland und Preußen. Die edle Königin Louise war selbst der belebende Mittelpunkt dieser wie ein höchstes Nationalinteresse behandelten Bestrebungen. Ein Pestalozzi'sches Institut in Berlin, dem auch der Vater Bismarck seinen großen Sohn anvertraute, sollte zugleich als Musteranstalt für Preußens Schulmänner dienen. Bescheidener von sich selbst haben Wenige gedacht, denen so Großes zu vollbringen gegeben war, als Pestalozzi, ein Mann, den ein Fichte in seinen elektrisch wirkenden „Reden an die deutsche Nation" als einen Schöpfer von Reformen begrüßte, welche ihm als das beste Heilmittel für den allgemeinen Volksverfall erschienen. Wenn Christus sagt: „An ihren

Früchten sollt ihr sie erkennen," und „wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf" — so ist die Frage entschieden, ob Pestalozzi den Namen eines Christen im vollen Sinne des Worts verdiene; dennoch ist die öffentliche Meinung über ihn getheilt. Er selbst sagt noch wenige Jahre vor seinem Tode: „Ich werde bis in mein Grab in den meisten meiner Ansichten in einer Art von Dunkel bleiben, aber in einem heiligen Dunkel, dem einzigen Lichte, in dem ich zu leben vermag." In diesem Worte liegt der Schlüssel zu Vielem. Ein heiliges Dunkel blieb dem edeln Geiste Pestalozzi's das Christenthum, und doch ging in diesem Dunkel ihm so mancher Stern auf, der ihm Muth einflößte auf der rauhen Bahn, die er wandelte. Wer in Pestalozzi den Theologen, den Dogmatiker sucht, der sich genaue Rechenschaft zu geben wisse über seinen Glauben, der wird freilich vergeblich suchen. Er war in der Religion ein Gefühlsmensch und ein Kind der Eingebung. In gehobenen Momenten, wenn er im Kreise der Lehrer und Schüler, ja auch noch spät des Nachts in seinem Kämmerlein laut betete, so war sein Gebet ein eindringliches, wie selbst die eingestehen mußten, die sein Christenthum anfochten. In hohem Maße bedenklich war es freilich, daß er im Geiste des Philanthropismus erst nach einem Cursus in der Naturreligion den eigentlichen Unterricht im Christenthum für die Confirmanden eintreten ließ, und zwar nur auf ausdrückliches Begehren der Eltern. Dadurch ward allerdings das Christenthum außer die Anstalt hingestellt, statt mitten in sie hinein als den Leuchter, der das ganze Haus durchleuchten soll. Aber man darf auch nicht vergessen, wie eben damals das Christenthum selbst in einer solchen Krisis begriffen war, daß es dem Einzelnen schwer wurde, sich in dem Gewirre der Meinungen zu orientiren. Wie sehr Pestalozzi in späteren Jahren von dem Glauben durchdrungen gewesen sein muß, daß das Heil der Welt, und so auch das Heil seines Hauses von Christo allein zu erwarten sei, mag noch aus der Rede an sein Haus erhellen, die er im Jahre 1818 gehalten. Nachdem der 73jährige Greis gleichsam eine Generalbeichte gehalten und seine Anstalt in Iferten (Yverdon) den Seinen ans Herz gelegt, schloß er mit den Worten: „Liebet euch unter einander, gleichwie uns Jesus Christus geliebet hat. — Hierauf (1 Cor. 13, 4—7; Röm. 12, 20; Matth. 5, 24. 25 — So werden wir im Stande sein, das Wohl unseres Hauses auf den ewigen Felsen zu gründen, auf den Gott selber das Wohl des Menschengeschlechts durch Jesum Christum gebaut hat." An einem solchen Beter muß sich das Wort des Heilands erfüllen: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen." Joh. 6, 37[1]).

[1]) Vergl. die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts von Dr. K. Hagenbach.

Das von Basedow zu Dessau im Jahre 1774 gegründete Philanthropin war nur eine vorübergehende Erscheinung, indem sich derselbe schon im Jahre 1778 von der Leitung der Anstalt zurückzog, und dieselbe im Jahre 1793 ganz einging. Die Unternehmungen Pestalozzi's hatten zwar längeren Bestand, konnten aber doch nur bis zum Jahre 1825 mühsam über dem Wasser gehalten werden. Aber die von beiden Pädagogen angeregten Ideen wirkten fort. Das erhöhte Interesse für das pädagogische Leben und Wirken, die größere Achtung vor der Jugend und vor dem Schulstande und die Aufmerksamkeit, die man ihnen widmete, das gehört fortan zum Charakteristischen der Zeit. — Viele gingen darin zu weit. Von den Schulen, das war das große Wort der Weltverbesserer, sollte das Heil der künftigen Geschlechter ausstrahlen; die alte Kirche wollte man mit den alten Leuten darin und mit den alten Pfarrern aussterben lassen. In einem anderen und höheren Sinn trat Christian Gotthilf Salzmann (geb. 1744 † 1811) das Erbe seiner Vorgänger an[1]). Salzmanns Vater, Pfarrer zu Sömmerda, war ein streng orthodoxer Theolog, dessen Glaubensrichtung mit einer so lebendigen Frömmigkeit verbunden war, daß er leicht den Weg zum Herzen des Knaben fand und den wohlthätigsten Einfluß auf ihn ausübte. Noch im hohen Alter redet Salzmann von dem reichen Segen, den ihm der Umgang mit dem frommen Vater gebracht hat.

Da ihn der Vater auch zum fleißigen Bibellesen anhielt und ihn in einem „biblischen Kalenderlein" für jeden Tag aufschreiben ließ, wie viel Capitel er aus dem Alten Testamente, und wie viel aus dem Neuen er durchlesen müsse, um das erstere jährlich einmal, das andere zweimal jährlich durchzubringen, so erhielt Salzmann dadurch eine dauernde Errungenschaft für das ganze Leben, wenngleich er sie erst später würdigen und ihren religiösen Werth verstehen lernte. — Unter dem Einfluß des väterlichen Vorbildes trat bei dem heranreifenden Jüngling wohl auch die Neigung zum theologischen Studium klarer hervor, und kam den Wünschen des Vaters entgegen. Die akademischen Studien machte Salzmann in Jena, wo damals die Mehrzahl der theologischen Professoren der milderen orthodoxen Richtung angehörten, während sich der junge Student mehr zum Professor Darjes hingezogen fühlte, einem einflußreichen Anhänger der Wolff'schen Philosophie. Dabei übte die liebliche Umgebung Jena's einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das Gemüth des Jünglings, indem ihm hier zuerst das Auge für die Herrlichkeit der Gotteswelt geöffnet und der Sinn für die Naturbeobachtung in ihm geweckt wurde. Nach Beendigung der akademischen Studien und wohlbestandener

1) Vergl. Festschrift der hundertjährigen Jubelfeier der Erziehungsanstalt Schnepfenthal — 1884.

Digitized by Google

Prüfung wurde Salzmann im Jahre 1768 zum Pfarrer in Rohrborn bei Erfurt erwählt, aber von da schon nach kurzer Zeit (1772) an die Andreaskirche der Hauptstadt berufen. Dort eröffnete sich ihm ein großer und mannigfaltiger, aber auch gar schwerer und sorgenvoller Wirkungskreis. Die Stadt war durch den siebenjährigen Krieg furchtbar mitgenommen worden, und die Zustände wurden immer schlimmer, als in den Jahren 1771 und 1772 Mißernte, Hungersnoth und Epidemien hereinbrachen. Da allein sieben Geistliche, angesteckt in Ausübung ihres Berufs, den bösartigen Krankheiten erlagen, so wurde die Arbeits- und Sorgenlast für Salzmann eine fast erdrückende. Das aber war gerade das rechte Element für den jungen Seelsorger. Es galt auf gründliche Abhilfe zu sinnen, damit, soweit Menschenkraft reicht, dem namenlosen Elende gesteuert werde. Außer der opferfreudigen Mitwirkung in der Armen- und Krankenpflege galt es, an heiliger Stätte das rechte Wort des Trostes und der Ermahnung zu finden. Die starre todte Orthodoxie, welche A. H. Francke aus Erfurt vertrieben und ihm in Halle das Leben verbittert hatte, war ein Brunnen ohne Wasser. Diese Thatsache machte Salzmann zu einem Jünger des sog. supranaturalen Rationalismus, welcher der praktisch verständigen Anlage seiner Natur entsprach. Vor der armseligen Plattheit der Neologen bewahrte ihn sein gesunder Sinn und vor Allem seine innige Frömmigkeit, welche organisch und unlöslich mit seiner ganzen Persönlichkeit eben so in seinem öffentlichen Wirken, wie in Haus und Familie verknüpft war. Da Alles, was er der Gemeinde verkündigte, aus einem aufrichtigen Herzen kam, so dürfen wir nicht daran zweifeln, daß es auch an den Herzen seiner Hörer Erfolg gehabt hat. In demselben Geist ist auch das im Jahre 1780 erschienene Werk: „Ueber die besten Mittel Kindern Religion beizubringen" abgefaßt. Hier werden vier Stufen der Unterweisung unterschieden: Auf der ersten Stufe sollen die Kinder nur durch kleine moralische Erzählungen aus ihrer eigenen Erfahrungs- und Gedankenwelt von den Dingen unterrichtet werden, zu denen sie in näherer Beziehung stehen. Auf der zweiten Stufe folgen biblische Geschichten in strenger Auswahl, deren Gesammtinhalt in einer kurzen Sentenz, einem einfachen Bibelspruche oder Liederverse zusammengefaßt wird. Die dritte Stufe ist die der Unterredung, wobei eine Verbindung der sokratischen mit der alten katechetischen Methode stattfand. Erst auf der letzten Stufe sollen die Kinder mit den Vorstellungsarten bekannt gemacht werden, welche sich die Kirche von den Geheimnissen des Christenthums macht.

Nach diesen pädagogischen Vorstudien erschien Salzmann die Aufforderung, welche im Jahre 1780 an ihn erging, in das von Basedow gestiftete Philanthropin zu Dessau einzutreten, als eine Fügung Gottes, der es so gelenkt habe, daß er ohne sein

Bemühen dorthin berufen wurde. Dort wirkte er als Liturg und Religionslehrer. Die liturgischen Andachten waren im Geiste der Brüdergemeinde abgefaßt, während seine „Gottesverehrungen“ meistentheils nur Moral-Predigten waren ohne tieferen Glaubensgehalt. — So sehr aber unseren Pädagogen der Aufenthalt in der Stadt Dessau mit ihren herrlichen Umgebungen gefiel, so viel Freude und Befriedigung ihm seine ganze Thätigkeit am Philanthropin gewährte, so sagten ihm doch die Zwistigkeiten und Verdrießlichkeiten zwischen den Collegen, die mit dem Namen eines „Philanthropin“ in schneidendem Widerspruch standen, so wenig zu, daß er sich entschloß, eine eigene Anstalt zu gründen, in welcher er vollkommen unabhängig, ganz nach seinen Anschauungen und Ideen sich der Jugenderziehung widmen könnte. Da sich Salzmann schon früher in Thüringen manche Freunde erworben und namentlich den Herzog Ernst II. von Gotha und Altenburg, der für das leibliche und geistige Wohl seines Volks unablässig thätig war, für seine pädagogischen Ideen und Pläne gewonnen hatte, so gelang es ihm mit Hilfe von namhaften Zuwendungen die Erziehungsanstalt Schnepfenthal schon am 7. März 1784 eröffnen zu können. So interessant es sein mag, von den äußeren höchst zweckmäßigen Einrichtungen der Anstalt nähere Kunde zu gewinnen, so kann hier doch nur von dem sittlich religiösen Charakter derselben die Rede sein. Sehr treffend ist die irgendwo ausgesprochene Bemerkung, daß Salzmann früher ein Philanthrop im vollen Sinne des Wortes war, ehe er ein Philanthropist wurde. Sein Philanthropin sollte nicht blos eine Familie heißen, sondern auch wirklich sein: die Zöglinge wurden als Pflegesöhne angesehen, die ihn und seine Gattin mit „Vater“ und „Mutter“ anredeten, und an deren Erziehung auch die Frauen des Hauses vollen Antheil nahmen; die Lehrer galten als aufopfernde Freunde, er selbst aber als der Familienvater, der Patriarch inmitten des ganzen Kreises. Bei diesem vertraulichen Verhältniß war es selbstverständlich, daß auch die adeligen und gräflichen Zöglinge nicht als junge Herrn behandelt, sondern als Kinder des Hauses mit einem herzlichen „Du“ angeredet wurden und sich dem Director und seiner Familie gegenüber derselben Anrede bedienten.

Unter den Knaben herrschte ein frischer fröhlicher Geist. Mit ihren Erziehern im engsten, innigsten Verkehr, an Vater Salzmann mit hoher Verehrung, ja Begeisterung hängend, boten sie ein fast ideales Bild reinen Glücks und jugendlichen Frohsinns dar. Aber bei aller Freiheit beherrschte, von Salzmann ausgehend, ein hoher sittlicher Ernst und ein feines Gefühl für das Schickliche den ganzen Kreis. Unedles und Gemeines wußte man möglichst fern zu halten, und ein Pflichtgefühl, einen Wahrheitssinn, eine Reinheit des Willens groß zu ziehen, welche vertieft durch die religiösen Eindrücke, die Salzmann im Gottesdienste, im Unterricht und vor Allem

Google

durch sein eigenes Beispiel hervorzurufen wußte, der Anstalt ihr Gepräge verliehen. Sein damaliger religiöser Standpunkt läßt sich besonders aus dem Buche „Ueber die Erlösung der Menschen vom Elend durch Jesum" erkennen. Das ist nicht eine Erlösung, die erst in einem zukünftigen Zustande eintreten soll, sondern eine Erlösung von dem Uebel, welche wir schon in unserem gegenwärtigen Dasein erwarten dürfen. Da das Uebel dieser Erde seine Hauptquelle in der Unwissenheit und dem Irrthum hat, so ist die Erlösung von demselben zu erringen durch Stärkung und Ausbildung der Sinne, welche unsere ersten Kenntnisse vermitteln, durch Einschränkung des Glaubens (?) und der Phantasie und Uebung der Vernunft, wobei freilich der eigenen Kraft recht viel zugetraut wird. Daß Salzmann trotzdem von einer Erlösung „durch Jesum" redet, findet darin seine Erklärung, daß er durch hinzugefügte Aussprüche des Herrn die Uebereinstimmung seiner Ansichten mit der Lehre Jesu nachzuweisen sucht. In demselben Geiste war auch seine „Christliche Hauspostille" abgefaßt, 67 Predigten, in denen er alle theologischen Streitigkeiten vermied und nur das vortrug, was Christus zur Besserung, Veredelung, Beruhigung und Aufheiterung (sic!) der Menschenkinder gesagthat.

Als Kinder einer anderen Zeit, die wir nicht mehr einer starren todten Orthodoxie gegenüber stehen, sondern uns an dem lebenswarmen Hauch eines neu erblühten Glaubensfrühlings erquicken können, müssen wir uns hüten, über einen Mann den Stab zu brechen, der bei seinem heißen Tagewerke nie an eigenen Ruhm und Gewinn gedacht, sondern nur das Heil der ihm anvertrauten Jugend im Auge gehabt hat. Wir müssen dem Urtheil seines Biographen — Richard Bosse, gegenwärtig Mitleiter der Anstalt — von Herzen zustimmen: „Der Grundzug seines Charakters war die herzliche Frömmigkeit, jene köstliche Mitgabe des Vaterhauses, welche durch die Prüfungen seines Mannesalters befestigt und, unberührt von dem Wechsel theologischer Ansichten, durch die Erfahrungen seines ganzen Lebens immer tiefer gegründet wurde. Sie gipfelte in dem unerschütterlichen Vertrauen auf die ewige Vaterliebe, in der Dankbarkeit gegen Gottes Führungen und der demüthigen Ergebung in seinen Willen."

Haben wir unserer Aufgabe gemäß bei der Beurtheilung Salzmanns und seiner Anstalt besonders das sittlich religiöse Moment betont, so müssen wir nun auch seiner vaterländischen Gesinnung gedenken. Ein wie warmer Patriot derselbe war, beweist die Herausgabe des „Taschenbuchs zur Beförderung der Vaterlandsliebe auf das Jahr 1801". Er wollte damit dem scheidenden Jahrhundert ein kleines Denkmal errichten und setzte statt der Namen der Heiligen im Kalendarium lauter Namen von Deutschen, die sich im verflossenen Jahrhundert um das Vaterland und die Menschheit verdient gemacht hatten. Um seine

Zeitgenossen mit dem im Kalendariumgenannten verdienten Deutschen näher bekannt zu machen, ließ er Biographien derselben von seinen gelehrten Freunden ausarbeiten, gab sie unter dem Titel „Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts“ heraus und schrieb dazu ein kräftiges Vorwort gegen die Nachahmungssucht und den Mangel an Selbstgefühl bei dem deutschen Volk. Als nach der unglücklichen Schlacht bei Jena Deutschlands Erniedrigung und Schmach ihren höchsten Grad erreichte, blutete ihm sein Herz, welches so warm für das Vaterland schlug; ja selbst seine Gesundheit wurde durch den Jammer der Zeit so tief erschüttert, daß er zum ersten Male seit seiner Ankunft in Schnepfenthal die Hilfe eines Arztes in Anspruch nehmen mußte.

In diesem echt patriotischen Geiste wirkte auch Joh. Christoph Guts Muths (geb. 1759, † 1839) länger als funfzig Jahre an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Seinen Namen in der Geschichte des Erziehungswesens haben vor Allem die Bücher bekannt gemacht, die er über die Gymnastik schrieb. Obgleich man in den deutschen Philanthropinen schon früher geturnt hatte, so war doch das Guts Muths'sche Turnunterrichtsbuch das erste der Welt, und wenn man Jahn den „Vater der deutschen Turnkunst“ nennt, so sollte man billigerweise auch den Groß- und Erzvater derselben — Guts Muths — nicht vergessen. Das Vaterland muß den würdigen Pädagogen ehren, der die Bildung des deutschen Gymnasiums für unzureichend erachtete, wenn nicht auch die Bildung des griechischen Gymnasiums hinzukäme. Hat doch die edle Turnkunst nicht blos darin ihre Bedeutung, daß durch sie der Körper gestählt und gewandt gemacht wird, auf daß in dem gesunden Leib eine gesunde Seele wohne, sondern die deutschen Turnplätze waren und sind auch noch die Stätte, wo unter der Losung „Frisch, frei, froh, fromm“ die vaterländische Gesinnung genährt und gekräftigt wird. —

Neben Guts Muths wirkte Harald Othmar Lenz als einer der bedeutendsten Lehrer in Schnepfenthal. Seine Bedeutung bestand besonders darin, daß er zugleich ein durchgebildeter classischer Philolog und ein Meister der Naturwissenschaft war. Es gab kein Gebiet der weit ausgebreiteten Wissenschaft, auf dem er nicht heimisch gewesen wäre, dabei besaß er die Gabe, die Jugend für die Wunder Gottes in der Natur zu begeistern und zum Verständniß des Wortes zu bringen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.“ (Ps. 104.) Als die schönste Frucht zugleich seiner gediegenen philologischen Bildung und seiner tief eingehenden Naturkunde ist seine „Zoologie, Botanik und Mineralogie der alten Griechen und Römer“ anzusehen. Nur auf diesem

Digitized by Google

Wege kann auf einem Gymnasium das classische Studium mit der Naturkunde in vollen Einklang gesetzt werden.

Wir kommen nun zum Bericht über das „christliche" Gymnasium zu Gütersloh [1]). Den Namen „christlich" hat es sich nicht selbst beigelegt, da ja die Gymnasien als solche „seminaria ecclesiae" sein sollten; der Name ist der Anstalt von Anderen beigelegt worden, und es ist dieses eine Anklage der übrigen Gymnasien, welche ihres Berufs nicht eingedenk geblieben sind. Auf den westfälischen Gymnasien trieben damals atheistische und communistische Lehrer eidvergessen ihr Wesen, auf Anstalten, die von der Kirche gegründet und vom Staate unterstützt wurden, als Feinde beider. Sie vergifteten die Jugend, ohne daß ihnen gewehrt wurde. Es wurde darauf hingearbeitet, den Gymnasien, denen die Söhne des Landes zugeführt werden mußten, ihre christliche, kirchliche Grundlage zu entziehen und daraus Tummelplätze des Unglaubens zu machen. Kaum gab es noch unter den Abiturienten Theologen. Die Theologie hieß eine verlebte Wissenschaft, und es wurden vor Schülern Lästerungen ausgesprochen und in die jugendlichen Gemüther geworfen, die eine schreckliche Entscheidung für die künftige Lebensrichtung bewirken konnten. Darum galt es gegen ein solches Treiben Front zu machen und, es koste was es wolle, ein Asyl für die heranwachsende christliche Jugend zu gründen. Der Anfang war freilich kein leichter; aber von entschiedenen Männern wird nicht viel erwogen und gewogen, nicht viel überschlagen und gerechnet, sondern im Vertrauen auf Gottes Gnade gehandelt. Eine Reihe begeisterter Männer in der Rheinprovinz, die sich das weiteste Ziel gestellt hatten: „Wiedergewinnung des Volks in allen seinen Schichten für das Evangelium!" gründete die „Evangelische Gesellschaft", aus der neben vielen anderen christlichen Unternehmungen das Seminar zu Düsselthal sofort und später das Gymnasium zu Gütersloh hervorging.

Um die Gründung eines Gymnasiums durchzuführen, wurde ein Curatorium eingesetzt, dessen erste Thätigkeit darin bestand, Sammlungen für den bekannt gemachten Zweck zu veranstalten. Die erste Gabe brachte die annähernd dürftigste Gemeinde des Ravensbergischen Landes Löhne mit 4 Thlr. 15 Sgr., aber schon zu Pfingsten 1851 war an Gaben und Darlehnsversprechungen eine Summe von 9000 Thlrn. bei einander. Das war das Grundcapital, womit man sich an ein Unternehmen in der beabsichtigten Art wagte. Kein Wunder, wenn die Welt dem Unternehmen mit reichlichem Spotte zusah. Unbekümmert um dergleichen, ja ermuthigt durch den, wie man meinte, glücklichen

---

[1]) Vergl. Die ersten fünfundzwanzig Jahre des Evangelischen Gymnasiums zu Gütersloh. Zum Besten der Lehrerwittwenkasse. Gütersloh, C. Bertelsmann. — 1876.

Verlauf der Sache ging das Curatorium vor. Es galt zunächst, den Ort zu bestimmen. Nach verschiedenen Verhandlungen entschied man sich für Gütersloh, als den christlichen Vorort Ravensbergs. Generationen hindurch hat Gütersloh sich ausgezeichnet durch vortreffliche Geistliche, und dadurch ein Gepräge für seine Bevölkerung erhalten, das für eine Anstalt, wie sie hier beabsichtigt war, das geeignete Heim darbot. Derselbe Geist, in welchem die vielgenannten Ravensberger Missionsfeste hier ihren Ursprung genommen haben, sollte auch die Hallen des zu gründenden Gymnasiums durchwehen. Ehe es aber zur Ausführung der gefaßten Beschlüsse kam, mußte noch eine Feuerprobe bestanden werden. Der Geheimrath Dr. Wiese, bekannt durch seine „deutschen Briefe", war vom Cultusminister nach Gütersloh geschickt worden, um sich zu unterrichten, welche Veranlassung eine Anzahl Privatpersonen zu dem „unerhörten" Unternehmen haben könnten, ein eigenes Gymnasium zu gründen und namentlich, ob die westfälischen Gymnasien vor allen andern zu Beschwerden Ursache gäben. Darauf entwickelte sich eine längere Unterredung, von der wir nur die Erklärung des Curatoriums wiedergeben: „Die besetzenden Behörden haben nur einen Maßstab — die durch die Prüfung erworbene facultas docendi. Darnach wird berufen, und ein Collegium bunt zusammengewürfelt, in dem der eine Pantheist, der andere ein Katholik, vielleicht ein aufgeklärter und ein ultramontaner neben einander, dazu ein bloßer Aesthetiker, ein Materialist, und wie die Richtungen alle heißen mögen. Das sind die Männer, die unsere Jugend erziehlich herumzerren. Darum fordern wir Einheit des Sinnes im gemeinschaftlichen Glauben und Bekenntniß, ein Fundament, ein Ziel, ein Zusammengehen in der Erziehung." Nach einigen minder wichtigen Gegenbemerkungen schied der Herr Geheimrath mit der Erklärung: „Hindern werden wir Sie nicht, nachdem die Gesetzgebung der Neuzeit dergleichen Unternehmungen zulässig gemacht hat, und ich persönlich wünsche dem Ihrigen fröhliches Gedeihen, fürchte aber alles Ernstes das Mißlingen."

Nun stand kein officielles Hinderniß mehr im Wege, aber wie sollte man bei höchst beschränkten Geldmitteln für die schon angemeldeten Schüler tüchtige Lehrer gewinnen? Man schaute nach allen Seiten aus, ohne jeglichen Erfolg, bis endlich ein hochgestellter Mann auf einen jungen Gymnasiallehrer — Dr. Rumpel in Halle — hinwies, dessen treffliche Arbeiten in der „Evangelischen Kirchenzeitung" reichlich Aufnahme gefunden hatten. Wissenschaftliche Tüchtigkeit, Begeisterung für den Gedanken, der hier Gestalt und Wesen finden sollte, jugendliche Rüstigkeit und ein hervorragendes Organisationstalent befähigten ihn vor Allen zu der Stellung, die ihn in Gütersloh erwartete. Eine Deputation wird an ihn geschickt mit der Bitte, das Wagstück im Glauben zu unternehmen. Zu ihm gesellten sich noch zwei bewährte Lehrer aus

Digitized by Google

Halle, während ein dritter sich von den russischen Ostseeprovinzen aus bei dem Dr. Rumpel meldete und sofort vom Curatorium angenommen wurde. So hatte Gott in überraschend schneller Weise geholfen: es war ein Lehrercollegium bei einander, das für eine Schule mit 16 Zöglingen überreich genannt werden mußte. Zunächst erhielt die Anstalt durch eine Verfügung der Königl. Regierung den Charakter einer höheren Privatanstalt und wurde als solche am 17. Juni 1851 feierlich eingeweiht. Zwei Tage später begann der Unterricht, der in den kümmerlichen Räumen eines Privathauses abgehalten werden mußte. Da die Wohnzimmer nicht ausreichten, wurde die im Hause befindliche Tenne und der Stall, später auch eine benachbarte Scheune zu Classenzimmern umgewandelt. Zwei Ereignisse waren für die Fortentwickelung der Anstalt von nicht geringer Bedeutung: ein Besuch des damaligen Prinzen von Preußen und seines Königlichen Bruders Friedrich Wilhelm IV. zu Gütersloh am 15. und 16. August, und der Zusammentritt des Kirchentags zu Elberfeld am 16. Sept. 1851. Der Prinz, jetzt unser ehrwürdiger Kaiser, erkundigte sich theilnehmend nach der neueröffneten Anstalt und erhielt von dem Pastor Greve die Antwort: „Die Anstalt sei auf der Grundlage des christlichen Glaubens errichtet, und nur dieser Grund verbürge dem Vaterlande Heil und Segen; er empfehle dieselbe auch der Huld Sr. Königl. Hoheit." Der Prinz gab freudig seine Zustimmung zu erkennen und sprach schließlich die Worte mit besonderer Betonung aus: „Halten Sie fest an dieser Grundlage!" Nicht minder wichtig für die eben ins Leben gerufene Anstalt war die Stellung, welche der am 16. Sept. 1851 in Elberfeld zusammengetretene Kirchentag zur Sache einnahm. Die christliche Gymnasialbildung wurde an erster Stelle auf die Tagesordnung gesetzt; mehrere bedeutende Schulmänner waren des zu behandelnden Themas wegen eingeladen worden. Bei der eingehenden Discussion wurde hervorgehoben, daß alle Erkenntniß dürftig und mangelhaft bleibe, die nicht in der Kenntniß Gottes und seines Waltens ihren Abschluß finde, ja es könne echte Bildung nicht geben ohne eingehende Beschäftigung mit dieser gewaltigsten Macht der Weltgeschichte. Die Jugend soll sich messen lernen an dem Einen, in dem alle Fülle wohnt, und in der Gemeinschaft mit ihm zu starker Willensheiligung sich emporrichten. Ob die humanistische Bildung dem christlichem Geiste und Sinne Eintrag thue, wurde mit Hinweisung auf die Dienste beantwortet, die das classische Alterthum der Kirche geleistet, mit Berufung auf den ganzen consensus patrum und der Reformatoren. Eine rechte Schule aber erfordere Männer, an denen das allgemeine Priesterthum sich als volle Wahrheit erweise, Männer, zu denen die Jugend selbst ehrerbietig hinaufsehen könne. — Am Schlusse der eingehenden Verhandlungen sprach der Kirchentag seine Freude

über die Entstehung solcher Privatgymnasien wie Gütersloh aus und empfahl sie der thätigen Liebe evangelischer Christen in der Hoffnung, daß sie eine heilsame Nacheiferung der Staatsgymnasien veranlassen könnten. —

Nachdem so das neue Gymnasium innerlich fest auf den Felsen Christi gegründet war, folgte die Grundsteinlegung des Gymnasialgebäudes, zu welcher sich der König selbst auf angebrachte Bitten huldvoll herbeiließ. Die Festrede hielt der bekannte Pastor Volkening aus Jöllenbeck, in welcher er betonte, daß der zu beginnende Bau eine Festung des Glaubens, die Schule eine Kriegsschule für einen heiligen Kampf und somit ein rechtes Gymnasium, eine wahrhaft hohe Schule werden solle.

Am 15. Octbr. 1853 stand das Gymnasium fertig und wurde an diesem Tage, als dem Geburtstage des Königs, seiner Benutzung übergeben. Im December 1854 trat die Anstalt mit Genehmigung der hohen Staatsbehörden in alle Rechte, wie in alle Pflichten eines öffentlichen Gymnasiums ein, nachdem sich der Besuch auf 182 Schüler gehoben hatte. Noch lastete aber eine Sorge auf den Herzen der Curatoren. Die ganze Summe des Gehalts für 10 Lehrer betrug in den Jahren 1851 und 52 nur 486 Thlr. (1358 Mk.), und es ist um so mehr anzuerkennen, daß darunter die treue Führung des Amtes nicht gelitten hat. Um diesen Nothstand zu heben, wurde eine Deputation nach Berlin geschickt, um eine jährliche Zulage zu erbitten, und damit ein Schritt gethan, der späterhin für die innere und äußere Stellung der Anstalt von der höchsten Bedeutung wurde. Die Deputation, welche am 12. August in Berlin eintraf, wurde vom König Wilhelm I. sehr huldreich aufgenommen. Noch einmal sprach er sich höchst anerkennend über die Anstalt aus, und schloß mit der Frage: „Was bedürfen Sie denn für Ihre Anstalt?" Auf die Antwort: „Einen jährlichen Zuschuß von 1000 Thalern," entgegnete der König: „das wird mir aber zu viel für meine Privatschatulle, ich werde Sorge tragen, daß die Zubuße auf den Etat kommt."

Die Angelegenheit kam erst am 16. Decbr. 1868 auf die Tagesordnung des Abgeordnetenhauses. Allein die Liberalen wußten es mit Beleidigungen und Verdächtigungen schließlich dahinzubringen, daß die 1000 Thlr. für Gütersloh gestrichen wurden, während die für die übrigen Landes-Gymnasien geforderten Summen von ca. 573,000 Thalern bewilligt wurden. Wenn aber irgendwo, so bewährte sich auch hier das Wort des Propheten — Jes. 40, 31 — „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden." — Der lebendige Gott, an den die Gründer und Wohlthäter der Anstalt glaubten, ließ die Anstalt trotz der Verweigerung des Zuschusses nicht zu Grunde gehen, und die Anzahl derer im Lande, die nicht einstimmten in

das Geschrei: „Groß ist die Diana der Epheser!" war noch groß genug, um mit Erfolg Handreichung zu thun. Zunächst vereinigten sich die seit 16 Jahren entlassenen Abiturienten und beschlossen, einen jährlichen, aber stets widerruflichen Beitrag von 5 Thalern zu spenden, um den Ausfall zu decken. Ihrem Beispiele folgten noch viele Freunde der Anstalt in Westfalen und den Rheinlanden, damit es kund werde, daß das, was scheinbar ein Schade war, dennoch zum Vortheil der guten Sache gereichte. Während vom Jahre 1851 bis 68 der Anstalt an außerordentlichen Gaben durchschnittlich jährlich 1853 Thaler zuflossen, ging im Jahre 1869 die Summe von 5608 Thalern ein. Nicht blos hohe Staatsbeamte, Prediger und wohlhabende Bürger hatten reichlich gespendet, auch das Scherflein der Wittwe fehlte nicht. Dieselben Ravensbergischen Bauern, welche die Träger der Missionsfeste sind, haben reichlich gespendet. Konnte einer derselben der Barmer Missionsgesellschaft 1000 Thaler schenken, so ist es nicht sehr verwunderlich, wenn ein anderer dem Gymnasium zu Gütersloh testamentarisch 1000 Thaler vermachte. Zur Zeit steht das Gymnasium in der höchsten Blüthe. Im Schuljahre 1883/84 ist der Gesammtbestand der Zöglinge 336 (97 Einheimische und 239 Auswärtige, darunter 39 Ausländer aus Esthland, Afrika — Goldküste und Transvaal — Asien — Persien, Palästina und Sumatra — Nord-Amerika — Nebraska). Daß die Anstalt vorwiegend der Kirche dient, ergiebt sich daraus, daß sich unter den von 1853—1876 aufgenommenen 1447 Gymnasiasten 356 Söhne von Pastoren und 25 Missionaren befinden, und von den bis Ostern 1884 502 Entlassenen sich 305 dem Studium der Theologie gewidmet haben. Gewiß aber ist die gesegnete Stätte auch für die Zöglinge, die sich andere Berufsarten erwählt haben, ein seminarium ecclesiae geworden.

Der Bericht über die ersten 25 Jahre des Gymnasiums schließt mit den Worten: „Soli Deo gloria!" hat unser erstes Wort geheißen; „Soli Deo gloria!" heiße das letzte. Welcher Freund der Kirche sollte nicht allewege in diesen Ausruf einstimmen? —

Wir haben bei unserer geschichtlichen Darstellung der deutschen Gymnasien besonders diejenigen ausgewählt, die einen scharf ausgeprägten Charakter an sich tragen, und an denen sich die göttlichen Gnadenwege bestimmt nachweisen lassen. Wenn der übrigen zahlreichen Anstalten nicht gedacht worden ist, die als Leuchten der Wissenschaft über unser Vaterland ausgestreut sind, so gestattete solches theils der Raum nicht, theils lagen dem Verfasser keine zuverlässigen Quellen vor. Fern aber bleibe der Gedanke, daß mit dieser Verschweigung ein abfälliges Urtheil über diese Bildungsstätten verbunden sei, von denen gewiß noch viele verdienen, domicilia Dei genannt zu werden. Wenn es nun unsere weitere Aufgabe ist, ein Urtheil über Inhalt und Geist des Unterrichts, so

wie über die in den Gymnasien herrschende Zucht abzugeben, so wird dabei noch mancher Anstalt gedacht werden, von welcher etwas Eigenthümliches zu bemerken ist.

— — —

1. Unterricht. Wenn nach Vilmar[1]) die Gymnasien Burgen der Kirche, und ihre Lehrer Wächter auf der Zinne sein sollen, so muß der Religionsunterricht das schlagende Herz des gesammten Lehrkörpers sein. Es darf nie vergessen werden, daß die Gymnasien Schüler zu erziehen haben, welche in der Zukunft ihres Lebens sich nicht sollen leiten lassen, sondern selbst das Volk zu leiten und zu führen bestimmt sind, und das deutsche Volk ist wieder der Wanderstab, an welchem das Evangelium über die Erde hinschreitet. Ja, des deutschen Volkes einziger Trost, des deutschen Volkes Blut und Seele ist der Glaube an Jesum Christum; sein trösten wir uns, wie einst das Volk Israel sich seines Gottes tröstete und Roß und Wagen verachtete. Wir wollen nur groß sein in dem, den wir Heiland nennen, weil er unsere Wunden geheilt hat. Dieses Bewußtsein soll schon in dem früheren Lebensalter, in der Schule geweckt und durch strenge und ernste Studien gestärkt werden, damit dasselbe eine der festesten und stärksten Säulen werde in der christlichen Kirche deutscher Nation. Freilich werden die Lehrer es verstehen müssen, ihren Schülern jene wahre und intensive Liebe zu dem Volke einzuflößen, die ihren Beruf als einen besonderen Ehrenantheil an der einflußreichsten sittlichen Arbeit für das Gemeinwohl ihres Volkes verklärt. Die Lehrer sind allerdings nicht Herren der Welt, und es ist zu viel gesagt, daß dem, der die Schule beherrsche, auch die Zukunft des Volks gehöre; denn die Schule ist nur ein Factor in dem großen Multiplications-Exempel der gesammten Volksbildung; dennoch ist nicht zu läugnen, daß die Schule einen eben so hohen Beruf zu erfüllen, als eine schwere Verantwortung auf sich genommen hat. Darum wehe den Volksverderbern, welche der ihnen anvertrauten Jugend einen Stein statt des Brodes und eine Schlange statt eines Fisches darreichen, welche das Licht ihrer sog. Aufklärung an die Stelle der Leuchte des Evangeliums zu setzen trachten. Es giebt eine Aufklärung, die ein Vorleuchten der Hölle ist. Wenn man aber fragt: „Wer verdummt das Volk?" so sind es nicht die, welche es in kindlicher Einfalt erhalten, sondern die „Pfaffen des Unglaubens" sind die eigentlichen Volksverderber. Sie verderben aber nicht blos das Volk, sondern gehen selbst mit zu Grunde; denn mit Recht sagt Münchmeier in seinen Aphorismen[2]): „Könnten die Kinder dieser Welt das Christenthum

---

[1]) Vergl. Vilmar's Schulreden über Fragen der Zeit. Marburg 1846.

[2]) Beweis des Glaubens. März 1867, S. 96.

aus der Welt schaffen, so würden sie sich selbst mit zu Grunde richten, wie Simson sich selbst mit tödtete, als er den Tempel des Dagon umriß; denn sie leben durch die christliche Luft, stehen auf dem Boden des Christenthums und haben ihre Cultur vom Christenthum." Soll das christliche Gymnasium diesem Treiben der Volksverderber mit Erfolg entgegentreten, so muß der Religionsunterricht ein entschieden confessioneller sein. Es müssen die Schüler nicht blos zu Christen, sondern zu Christen eines bestimmten Bekenntnisses, zu Kirchengliedern, und wieder nicht allein dazu, sondern auch zu Vertretern und Hütern der Kirche erzogen werden. Wir verlangen dazu vor Allem den Lutherischen Katechismus, den Luther selbst die rechte Laienbibel nennt, darin Alles begriffen, was zur Seligkeit nothwendig ist. Dazu muß auf dieser Stufe auch die Augsburgische Confession, als das Statut und Fundament unserer Kirche kommen. Wo dieses theure Bekenntniß nicht gelehrt und eingeprägt, nicht lieb und theuer gemacht worden ist, da steht der Religionsunterricht auf evangelischen Gelehrtenschulen nicht auf der rechten Höhe. Endlich ist für unsere Gymnasiasten eine genaue und vollständige Belehrung über den Ursprung, die Geschichte und den Rechtsbestand unserer Kirche erforderlich; und es müssen darum Gelehrtenschulen, welche dieses versäumen, entweder als anti-evangelisch, oder als weit hinter den zu stellenden Forderungen der Zeit zurückgeblieben erscheinen. — Da aber der Glaube nicht blos ein Wissen und Erkennen, sondern ein Leben des inwendigen Menschen, und das Gemüth der Centralpunkt desselben ist, so muß von Seiten des Lehrers besonders auf das Gemüth des Schülers gewirkt werden. Das aber vermag nur der, welcher die Macht der versöhnenden Liebe an sich selbst erkannt und erfahren hat, der zieht die Herzen an sich mit überwältigender Macht oder vielmehr an den, der die Fülle der Barmherzigkeit ist und Alles in Allem erfüllt[1]).

Fragen wir nun, wie sich der Religionsunterricht zu den übrigen Unterrichtszweigen zu verhalten hat, so muß zunächst die Stellung zu den classischen Studien betrachtet werden. Schon die Geschichte der deutschen Gymnasien, namentlich der Kloster- und Fürstenschulen, hat uns gezeigt, daß ein liebevolles Sichversenken in die geistigen Erzeugnisse des classischen Alterthums durch das Christenthum nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr gesetzt ist; denn der Christ sucht überall die Spuren des Schrittes Gottes in der Weltgeschichte, und das Wahre, Gute und Schöne, wo er es findet, nimmt er mit Freuden an und erkennt darin die Züge des nicht verlöschenden Ebenbildes Gottes im Menschen und eine Pädagogie auf Christum. Aus der Menschwerdung Gottes folgt, daß alles wahrhaft Menschliche dem Christenthum angeeignet und dienstbar

[1]) Vergl. Vilmar's Schulreden 2c. S. 159.

 3*

Digitized by Google

gemacht werden soll, wie Sct. Paulus sagt: „Alles ist euer“ [1]). Wollten wir freilich die Schätze der Bildung und Weisheit ausschließlich in den Errungenschaften der Griechen und Römer suchen und diese Schätze als etwas dem christlichen Leben Gleichgeltendes, ja sogar Uebergeordnetes betrachten, so würden wir unseren Schülern eine schiefe, ja sogar feindselige Stellung gegen die christliche Kirche und den christlichen Glauben geben und nicht Christen erziehen, sondern den Antichrist. Darum haben wir in den classisch-philologischen Studien nicht die Herrin der Gelehrtenschulen, sondern nur die freie Dienerin der christlichen Kirche anzuerkennen. So giebt es für uns keinen Dualismus von christlicher und humaner Bildung, kein Nebeneinander beider, sondern das eine höchste Princip, in dem alle scheinbaren Gegensätze sich zu gleich reinem wie vollem Einklang verbinden.

Soll schließlich noch die Frage beantwortet werden, wie viel Religionsstunden im Laufe der Woche ertheilt werden, so lautet die Antwort: Sind alle Lehrer von christlichem Geiste durchdrungen, so ist die Stundenzahl von zwei, in den unteren Classen etwa drei genügend; sind sie es nicht, arbeiten sie wohl gar bewußt oder unbewußt einander entgegen, so wird auch eine noch so große Stundenzahl keinen gewünschten Erfolg haben. Darum „in necessariis unitas!“ — Jedenfalls ist es wünschenswerth, daß dem Religionslehrer, namentlich in den höheren Classen, außer seinem Hauptfache der Unterricht in einzelnen anderen Lehrgegenständen — etwa Weltgeschichte, Literatur oder Interpretation eines wichtigen Classikers — anvertraut werde. —

Neben den classischen Studien ist die Beschäftigung mit der deutschen Sprache und Literatur von der größten Wichtigkeit. Können wir auch unserem mehrfach erwähnten Gewährsmann Vilmar [2]) nicht beipflichten, wenn er mit Entschiedenheit den Satz verfocht, die auf Jacob Grimm fußende schulmäßig strenge Behandlung des Althochdeutschen und Gothischen würde den bildenden Erfolg des griechisch-lateinischen Studiums bei weitem übertreffen, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß es für die Ausbildung der volksthümlichen und vaterländischen Gesinnung von wesentlicher Bedeutung ist, wenn die heranblühende Jugend mit den ehrwürdigen Sprachdenkmälern unseres Volks frühzeitig bekannt gemacht wird. Was den Griechen ihr Homer, das muß uns Deutschen der Heliand, die Messiade des neunten Jahrhunderts sein, denn es tritt darin auf wunderbar schöne Weise die Verschmelzung deutschen und christlichen Wesens

[1]) Vergl. Kirchner, „Christenthum und classisches Alterthum — Beweis des Glaubens“, Jan. 1866.

[2]) Die Redaction ist ihrerseits geneigt, der Auffassung Vilmar's beizutreten.

Digitized by Google

zu Tage. In alliterirenden Versen, die der Darstellung einen raschen, belebten Gang verleihen, in volksthümlichem Ton und echt epischer Haltung erzählt das Gedicht Christi Leben als das eines reichen, mächtigen Volkskönigs, ohne jedoch seiner göttlichen Würde als Himmelskönig etwas zu vergeben. Muß nicht das Herz eines deutschen Jünglings höher schlagen, wenn er auf den Schwingen dieser großartigen Dichtung in jene glaubensstarke Zeit zurückversetzt wird! Ist auch der Krist von Otfried dem Heliand nicht vollkommen ebenbürtig, so spricht sich doch auch hier eine tiefgefühlte Vaterlandsliebe und lautere Frömmigkeit aus. Und nun das Nibelungenlied, dieses kostbarste Erbe unserer Väter aus der Blüthezeit der Hohenstaufen! Die Zeit liegt — Gott sei Dank! — hinter uns, in der der Herausgeber dieses „Liedes der Lieder" — der Schweizer Müller — für seine Mühe die bekannte Zuschrift Friedrichs II., des Großen, einerntete: „Ihr habt eine viel zu vortheilhafte Meinung von diesen Dingen. Meines Bedünkens sind sie nicht einen Schuß Pulver werth, und würde sie nicht in meiner Bibliothek dulden, sondern herausschmeißen." Das Nibelungenlied ist ein deutsches Hausbuch geworden und wird in allen höheren Schulen gelesen und erklärt. Darum bedarf es hier keiner besonderen Mahnung: „Werft das Erbe eurer Väter nicht weg!" — Eben so wenig ist eine Empfehlung des edlen Minnesangs erforderlich, der nicht blos die zarten Frauen und die mannhaften Ritter, sondern als „Gottesminne" auch den König aller Könige verherrlichte.

Wir kommen nun zu der Frage, ob auch für die Naturwissenschaft im Gymnasium ein Platz zu finden sei. Viele Pädagogen wollen das Studium derselben in die Realschule und als Naturkunde in die Volksschule verweisen. Wir theilen diese Ansicht nicht. Die Naturwissenschaft hat freilich eine proteusartige Natur und kann sowohl im Dienste des Glaubens, als in dem des Unglaubens stehen. Der Astronom Laplace erklärte, er habe Gott mit seinen Fernröhren in allen Himmelsgegenden gesucht und nicht gefunden, darum er schließen müsse, daß derselbe überhaupt nicht vorhanden sei; Ch. Darwin, C. Vogt und besonders E. Häckel machen den Chimpanse und Gorilla zu Stammesgenossen und stellen die Wissenschaft, wie sie sagen, dem „pfäffischen Köhlerglauben" entgegen. Was sind aber diese Gelehrten einer neueren Aera mit ihrer himmelstürmenden Weisheit gegenüber der Wolke von Zeugen, wie Kopernikus, J. Newton, Bl. Pascal, Mädler, Agassiz u. A., die als Herren der Wissenschaft zugleich treue Söhne der Kirche waren. Aus dem Munde solcher Männer muß die christliche Jugend vernehmen, daß die Betrachtung der Natur nicht von Gott ab-, sondern zu ihm hinführt: „Niemand," sagt Mädler, „hat weniger Ursache an den Wundern der heiligen Schrift zu zweifeln, als der Naturforscher.

Digitized by Google

Steht doch die ganze Schöpfung als der Wunder größtes vor seinen Augen: alles Einzelne in ihr, Großes und Kleines, ist bewunderungswürdig, und je mehr wir forschen, desto wunderbarer und erhabener steht Alles vor unseren Augen. Die Wissenschaft gewährt uns die Ueberzeugung, daß das Weltganze ein planmäßig geordnetes, nach weisen Zwecken organisirtes und aus der Hand des Schöpfers vollkommen hervorgegangenes Werk ist." Wie schön stimmt damit das Wort unseres Math. Claudius zusammen: „Ihn, den Unsichtbaren, predigen Himmel und Erde. Alle Körper und Erscheinungen in der sichtbaren Welt sind Glöcklein an seinem priesterlichen Leibrock, die ihn in seinem Gange verrathen." Selbst J. J. Rousseau, der bekanntlich von einem positiven Christenthum nichts wissen wollte, sagt: „Nur ein Buch liegt vor allen Augen offen, das Buch der Natur. In diesem erhabenen Buche lerne ich seinen göttlichen Urheber dienen und ihn anbeten. Keiner ist zu entschuldigen, wenn er nicht in ihm liest, weil es zu allen Menschen in einer allen Geistern verständlichen Sprache redet." Wie sollte nicht eine christliche Schule dieses Buch der Jugend eröffnen, damit sie erkenne, daß der Geist Gottes überall aus der sinnlichen Welt in die übersinnliche hinführe. Deshalb war es echt pädagogisch, wenn in den alten Kloster- und Stiftsschulen, sowie in Schnepfenthal, jedem Schüler ein Raum angewiesen wurde, in dem er sich „ein Würzgärtlein" anzulegen hatte, damit das Auge für die Gebilde der Natur geschärft und das Herz für ihre Schönheit erwärmt werde. So kann der naturwissenschaftliche Unterricht zu einem tieferen Verständniß des 104. Psalmen und des 1. Artikels dienen, und der Lehrer kann mit kurzem Wort auf die Bilder der Bibelsprache und die Gleichnisse des Herrn hinweisen. Nicht aber blos die Geschöpfe dieser Erde sollen für den Schüler eine Sprache gewinnen, sondern auch die Sterne des Himmels. Hier mag er schauen, wie die hehren Gestirne nicht selbstsüchtig eigene Bahnen ziehen, sondern in wunderbarer Verschlingung um einen Mittelpunkt harmonisch kreisen[1]). Schließlich sollen dem Gymnasiasten nach dem Maß seines Verständnisses Waffen gegen die Einflüsse des Darwinismus geboten werden, der gegenwärtig noch immer viele Anhänger hat, wenn auch nicht unter den Meistern der Wissenschaft.

Wir haben uns bei der Bedeutung der Naturwissenschaft für den Gymnasialunterricht länger aufgehalten, weil es sich hier um ein streitiges Gebiet handelt, in Bezug auf welches die Ansichten auch unter christlich gesinnten Pädagogen noch getheilt sind. Anders steht es um die historischen Studien, deren Wichtigkeit für eine allseitige Gymnasialbildung wohl Niemand läugnen

[1]) Vergl. „Die christliche Bildung", eine apologetische Betrachtung von H. Jacoby. Bew. d. Glaubens, Sept. 1868.

wird. Hier handelt es sich nur um den **Geist**, in welchem sie getrieben werden. Das kann kein anderer sein als der, welcher sich in den Worten Sct. Pauli kund giebt: „Gott hat gemacht, daß von Einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen" (Apstg. 17, 26). Die Weltgeschichte ist nur insofern klar und verständlich, als sie eine **Geschichte des Reiches Gottes** ist. — Der Christ muß in den Geschicken der Völker die Hand des allmächtigen und allweisen Gottes erkennen und kann darum nicht an eine trostlose Zukunft glauben, sondern die Gewißheit und feste Hoffnung auf die Alles überwindende Kraft des Herrn, der Glaube an den Weltheiland läßt ihn hinter den düstersten Wolkenschichten der geschichtlichen Ereignisse und des socialen Lebens das endliche siegreiche Hervorbrechen des Lichtes schauen. Darum vermag auch nur **der** Lehrer, welcher erfahren hat, daß Christus der Mittelpunkt seines eigenen Lebens ist, die Geschichte in christlichen Schulen als wirkliche **Welt**geschichte, als wirklich erziehendes und bildendes Element mittheilen[1]). In Bezug auf die **mathematischen** Studien ist einfach auf das Wort Vilmar's hinzuweisen: „Innerhalb des christlichen Lehrkreises soll die strengste und schärfste Anwendung der Denkkraft, der strengste und schärfste Begriff herrschen; denn das Christenthum will dich ganz, mit Denken und Wissen, mit Empfinden und Fühlen, mit Leib und Leben. Darum mögen wir denn das „*μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω*" mit Recht auch an die Pforten unserer christlichen Schulen setzen."

— — —

Die Unterrichtsfrage läßt sich von der Frage nach der **Arbeitskraft** der Schüler nicht wohl trennen, und wir sind um so mehr genöthigt, auf dieselbe einzugehen, als sich in neuerer Zeit, namentlich von Seiten der Mütter, ein gewaltiges Geschrei über **Ueberbürdung** der lieben Kinder erhoben hat. Nun haben wir schon oben den Lehrern ein „Nil nimis!" zugerufen, aber damit ist die Sache nicht abgethan und darum näher zu erörtern. Auf der allgemeinen lutherischen Conferenz zu Schwerin sprach sich Domherr Dr. **Luthardt** über die Frage in folgender Weise aus: „Unsere Hauptbildungsmittel sind drei: das Evangelium, die antike Welt und die deutsche Welt; diese drei im Bunde bilden uns. Neuerdings habe man viele Bildungsmittel hinzugefügt, und man wolle sie auch dem Gymnasium einfügen. Aber der jugendliche Geist sei kein Gummigefäß, in das sich nach Belieben der Stoff hineinstopfen ließe. Gummi ließe sich wohl dehnen, aber zuletzt werde er schlaff. So sei auch unsere Jugend in Gefahr, schlaff zu werden;

[1]) Vergl. **Vilmar**, Schulreden ꝛc., S. 7.

Digitized by Google

denn sie habe keinen Enthusiasmus mehr. Was ist aber Jugend ohne Enthusiasmus?" [1]) Den Auslassungen des gelehrten Theologen ist unbedingt beizustimmen: Mit Ausnahme der im rechten Geiste betriebenen Naturwissenschaft könnte manches Lehrfach ausgeschieden oder beschränkt werden; aber die Fachlehrer dürften sich schwerlich einigen, über welchen Zweig der Wissenschaft der Stab zu brechen sei. Dr. Fricke hält die Realien für unantastbar, will aber die beiden classischen Sprachen beseitigt wissen, deren Unterricht nicht den bildenden Einfluß habe, den man ihm beilege. Etwas säuberlicher verfährt Stephanie mit den classischen Sprachen, indem er nur die deutsche, griechische und eine neuere Sprache auf Gymnasien gelehrt wissen will, das Lateinische aber ganz aus seinem Lehrplane streicht. Dagegen leugnet Professor Dr. Erler die Ueberbürdung der Schüler geradezu oder stellt sie wenigstens als übertrieben dar [2]). Wenn wir uns wenigstens in Bezug auf die gesundheitliche Seite der Ueberbürdungsfrage ein sicheres Urtheil bilden wollen, so müssen wir das Gutachten der Königl. wissenschaftlichen Deputation in Berlin (Referenten Virchow und Westphal) als maßgebend ansehen. Dasselbe fixirt als das allgemein zulässige Maß für die höheren Classen des Gymnasiums eine Arbeitszeit (Unterricht und häusliche Aufgaben) von 8 Stunden täglich. Dabei würde noch hinlängliche Zeit für Turnübungen, Turnspiele, Schlittschuhlauf und dergl. gewonnen werden. Zugleich wird eine officielle Beaufsichtigung der Aerzte an der Beaufsichtigung der Schule gefordert, damit bei vorkommenden Mißständen sofort Abhilfe eintreten könne. Viele krankhafte Zustände der Gymnasiasten sind übrigens nicht auf Ueberbürdung zurückzuführen, sondern auf ungesunde Lokale, überfüllte Classen, mangelhafte Beleuchtung u. dergl., besonders aber auf die Zustände des Elternhauses, denen die Schüler angehören. Man denke an das oft bis in die späte Nacht hinein fortgesetzte Zusammensitzen der Gymnasiasten beim Bierkrug und Kartenspiel, an die Nachäfferei eines ausgearteten Studentenlebens, an das frühzeitige Tragen von Brillen, um die Mode mitzumachen u. s. w. Wenn die Eltern und besonders die Mütter ihre Herren Söhne nicht verzärtelten, so würden die ungerechtfertigten Klagen über das Verschulden der Schule bald verstummen. Der Verfasser ist 20 Jahre hindurch in der Lage gewesen, sich selbst ein sicheres Urtheil über die Angelegenheit zu bilden. Als Lehrer an der Ritter- und Domschule zu Reval und zugleich Inspector an einem mit der Anstalt verbundenen Pensionat hatte er die beste Gelegenheit,

[1]) Vergl. „die Verhandlungen der vierten allgemeinen luth. Conferenz zu Schwerin. Leipzig 1882."

[2]) Vergl. die Directoren-Conferenzen der preußischen höheren Lehranstalten.

Digitized by Google

Erfahrungen zu sammeln. In den drei oberen Classen hatten die Schüler durchschnittlich 40 Lehrstunden[1]) (statt 30 auf deutschen Gymnasien) zu besuchen, außerdem waren täglich 3 Stunden für häusliche Arbeit festgesetzt, in Summa also 58 Lehr- und Arbeitsstunden wöchentlich, 9²/₃ Stunden täglich. Dennoch blieb hinlängliche Zeit übrig, um regelmäßig den Turnplatz oder das Seebad zu besuchen, im Winter Schlittschuh zu laufen und im Sommer botanische Ausflüge zu machen. Darum ist auch nie über Ueberbürdung geklagt worden, und niemals sind Krankheitsfälle vorgekommen, welche nachweisbar mit einer zu großen Arbeitslast in Verbindung standen. — Dies Alles läßt sich freilich nur bei einem Internat durchsetzen, in welchem eine regelmäßige Abwechselung von Arbeit und Ruhe von dem Erzieher angeordnet werden kann, während bei einem Gymnasium mit Externen eine strenge Ueberwachung nicht ausführbar ist, sondern die Schüler der Willkür und Laune der Eltern überlassen sind.

Das führt uns zum Capitel der Erziehung[2]). Die Frage, ob die Erziehung überhaupt eine Aufgabe der Schule sei, ob nicht dieselben und namentlich die Gymnasien nur Lehrinstitute seien, muß für alle Einsichtigen längst abgethan sein. Denn wo wirklich etwas gelernt werden soll, da muß der Wille in seinem weitesten Umfange in Anspruch genommen werden, und nur die Erziehung kann dem Willen eine bestimmte Richtung geben. Will nun das Gymnasium auf den Namen eines christlichen Anspruch machen, so ist ihm ein unverrückbares Ziel vorgesteckt. Nach Lessing „giebt die Erziehung dem Menschen nichts, was er nicht aus sich selbst haben könnte, sie giebt es ihm nur geschwinder und leichter": das ist heidnische Erziehung; dagegen ist die christliche auf eine neue Schöpfung und Geburt gerichtet. Professor Oosterzee sagt: „In altchristlicher Zeit gehörte die Lyra zu den Symbolen des Evangeliums, da sie anzudeuten schien, daß der Heiland als ein zweiter Orpheus am besten das Thier — τὸ θηρίον — in der Menschenbrust bändige." Mit dem Evangelium nicht blos in der Hand, sondern im Herzen muß der Erzieher an die heilige Aufgabe herantreten. Die Erziehung muß in einem und zwar im einfältigen Sinne christlicher Selbstverleugnung geübt werden; sie muß sich als höchste Aufgabe stellen, daß die an Erkenntniß täglich Wachsenden an der Bosheit Kinder bleiben (I Cor. 14, 20), und daß nicht das blähende Wissen, sondern die bessernde Liebe der Angelpunkt des Jugendlebens sei. Unendlich versün-

---

[1]) Diese große Zahl läßt sich daraus erklären, daß die russische Sprache mit durchschnittlich 7 und die französische mit 4 Stunden wöchentlich bedacht war.

[2]) Zu dem ganzen Abschnitt vergl. „Vilmar's Schulreden", auf welche mehrfach Bezug genommen ist.

digt man sich an der heranwachsenden Jugend durch zwei Dinge: einmal, indem man dem leidigen Ehrgeiz nicht nur einen maßlosen Spielraum gewährt, sondern ihn auf alle erdenkbare Weise anstachelt, und dann, indem man der Jugend ein Urtheil über Erscheinungen des Lebens und der Wissenschaft gestattet, wo selbst der denkende und vielerfahrene Mann Anstand nimmt, eine fertige Ansicht auszusprechen. Man höre nur unsere Secundaner und Primaner, wie sie nicht nur in ihren jugendlichen Kreisen, sondern auch in Gegenwart der Erwachsenen über Alles absprechen, wie sie selbst über die Lehrer, denen sie ihr geringes Wissen verdanken, und über die Anstalt, welche sie liebend unter ihre Glieder aufgenommen hat, mit trivialem Geschwätz losziehen: so wird man es begreiflich finden, weshalb unsere Zeit so arm an Pietät und christlicher Einfalt ist. Wir geben es zu, daß die häusliche Erziehung und unsere socialen Verhältnisse einen großen Theil der Schuld tragen, aber auch die Schule darf sich nicht freisprechen wollen. Wäre unsere Zucht ernster und consequenter, wären wir namentlich gegen uns selbst strenger und hätten das „summa debetur pueris reverentia“ immer vor Augen, oder noch mehr die Forderung der Schrift, daß wir nach der Vollkommenheit des Mannes streben, der auch in keinem Worte fehlet (Jac. 3, 2), gewiß die Schule würde dann wenigstens ein kräftigeres Gegengewicht gegen die Sünden des schlechten Zeitgeistes in die Wagschale legen. Am schlimmsten steht es in dieser Hinsicht mit einer Schule, wenn zwischen den Lehrern die Verschiedenheit ihrer Lebensrichtung so stark hervortritt, daß es zu förmlichen Zerwürfnissen kommt, die den scharfsichtigen Augen der Jugend nicht leicht entgehen. Sind diese Meinungsunterschiede auch praktischer Natur und geben sich in den Anforderungen kund, die der Lehrer in sittlicher Beziehung an sich und die Schüler macht, so steht es besonders darum so schlimm, weil sich die Jugend fast immer zur laxeren Richtung hingezogen fühlt und sich selbst dem tüchtigsten und treusten Lehrer entgegenstellt, wenn derselbe aus Ueberzeugung die Zügel straffer hält. Möchten darum zunächst wenigstens d i e recht einig zusammenstehen, welche an dem Einen festhalten, was noth ist! Was müßte ein Lehrer-Collegium wirken, dessen sämmtliche Glieder nicht blos durch das Schulstatut und einige laue Conferenzen mühsam zusammengehalten werden, sondern durch e i n e n Geist, e i n e n Beruf und e i n e Hoffnung des ewigen Lebens. Wo die Lehrer treulich zusammenstehen, werden auch die Schüler mit ihnen durch das Band des Friedens verbunden bleiben. Darauf zielt auch Vilmar hin, wenn er in seinen Schulreden auch ein „A m t d e r S c h ü l e r“ fordert. Er nennt die Mitarbeit der Schüler an der Aufgabe der Erziehung nicht blos eine P f l i c h t, sondern ein A m t, wie denn auch in Hessen der Abschnitt vom Amte der Schüler weit über hundert Jahre lang landesherrlicher Verordnung gemäß in jedem

Monate einmal vorgelesen wurde, auf daß sie herangezogen werden möchten in der Zucht und Vermahnung zum Herrn und zum Dienste in seiner Gemeinde. Ist ihre Erziehung von Seiten der Lehrer ein Gottesdienst, so wird auch das, was sie selbst zu dieser Erziehung hinzuthun, zur Ehre Gottes und Christi und zur Ausbreitung seines Reiches dienen. Dieses Amt dient aber nicht blos zur Erhaltung der Schule, sondern auch zur Erbauung und Sicherung der christlichen Kirche. So wird die Schule ein Felsen werden, an welchem gar manche Wogen der Gotteslästerung unserer Tage sich brechen müssen. Endlich besteht das Amt der Schüler in der Fürbitte für ihre Lehrer. Haben sie den Herrn als den obersten Schutzherrn der Schule erkannt, dann werden sie ihn auch täglich mit ernstlichem Flehen anrufen, daß die Arbeit der Lehrer an ihnen nicht vergeblich sein möge. Löset sich dann auch später die enge zeitliche Verbindung der Lehrer und Schüler auf, so stehen doch ihre Namen als die Namen treuer Lehrer und treuer Schüler zusammen angeschrieben zu den Füßen des Thrones des allmächtigen Gottes.

Bei allen Forderungen, welche wir an die Schule stellen, gehen wir von der Ueberzeugung aus, daß das Band, welches die Schule an die Kirche knüpft, noch nicht fest und innig genug ist, um das Heil beider zu fördern. Deshalb haben wir unsere Hände um so sehnlicher und anhaltender emporzustrecken, um zu ergreifen, was noth ist. Ein regelmäßiger Besuch des Gotteshauses von Seiten der Lehrer und Schüler ist das Erste, was wir fordern. Wo die Schule als solche noch an eine bestimmte Kirche gebunden ist, erfüllt sich diese Forderung am leichtesten, ob aber bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge am heilsamsten, das ist eine andere Frage. Steht an einer solchen Kirche ein echt christlicher Prediger, der es namentlich versteht, an das Herz der Jugend zu reden, so ist das Verhältniß das erfreulichste, und es kann ein reicher Gewinn nicht ausbleiben. Ist aber die Schule an eine Kirche gewiesen, an welcher ein Prediger wirkt, der, selbst ohne Leben, auch kein Leben hervorzurufen vermag, so ist mit dem regelmäßigen Kirchenbesuch freilich nur sehr wenig gewonnen, ja es kann bei obwaltendem Zwange der Jugend die Theilnahme am Gottesdienste für immer verleidet werden. Darum möchten wir uns bei dem jetzigen Stande der Dinge nicht für den gezwungenen Besuch eines bestimmten Gotteshauses entscheiden. Hier kann nur durch freundlichen Rath, durch gewissenhaftes Beispiel und durch Erweckung echt evangelischer Gesinnung von Seiten der Schule gewirkt werden. Wenn nun in der Schule ein frischer Lebensodem weht, werden es auch die jungen Seelen bald herausfühlen lernen, wo ihnen an heiliger Stätte ein stärkendes Lebensbrod, und wo statt des Brodes ein Stein und statt des Fisches eine Schlange geboten wird. Am entscheidendsten ist hier, wie in allen solchen

Dingen, das Beispiel. Klagt man, daß die Jugend lau sei im Besuche des öffentlichen Gottesdienstes, so schaue man sich in den Kirchenstühlen erst nach den Eltern und Lehrern um. Wie soll man bei der flüchtigen Jugend rege Theilnahme an den ernstesten Dingen finden, wenn solche den Erwachsenen fehlt, wenn diesen ihre Bequemlichkeit, ihre Liebhabereien oder die sonntäglichen Morgen-Concerte mehr am Herzen liegen, als die Gottesdienste der Kirche? „Wehe dem, durch den Aergerniß kommt!" — Dieses Wort gilt auch den Unterlassungssünden; darum müssen wir alles Andere für Schaden achten gegen das, was wir unserem Herrn und Heiland schuldig sind. —

Nur Eins könnte Lehrer und Schüler vom regelmäßigen Besuch des öffentlichen Gottesdienstes entbinden — eigens eingerichtete förmliche Schulgottesdienste; ja wir sind nicht abgeneigt, demselben in mancher Hinsicht den Vorzug vor der Theilnahme an den allgemeinen Versammlungen der Gemeinde einzuräumen [1]). Würde jede Schule als eine besondere Gemeinde angesehen, deren Religionslehrer zugleich das Amt des Predigers und Seelsorgers verwaltete, so würde auf diese Weise gewiß der reichste Segen gewirkt werden. Der junge Christ gelangte hier schon frühe zum Bewußtsein einer christlichen Gemeinschaft, wie es der großen Gesammtheit gegenüber nicht leicht gewonnen werden kann. Die christliche Wahrheit träte den jungen Seelen nicht blos in ihrer alle menschlichen Verhältnisse durchdringenden und durchleuchtenden Allgemeinheit, sondern in ihrer concretesten Anwendung auf das Jugendleben entgegen, und was den Katechumenen an Lehre, Ermahnung und Kräftigung noth thut, könnte der erfahrene Seelsorger in der angemessensten Weise der kleinen Heerde aus dem reichen Schatz des göttlichen Wortes darbieten. Bis zur Confirmation, die am zweckmäßigsten bis in die letzten Jahre des Schullebens hinausgeschoben wird [2]), würde der Schüler vorzugsweise auf den Schulgottesdienst anzuweisen sein. Mit diesem Wendepunkte des Jugendlebens träte dann diejenige Freiheit ein, die jedem mündigen Christen in Bezug auf die Bedürfnisse seines Herzens zusteht. Die Confirmation wäre entweder in Gegenwart

[1]) In der katholischen Kirche ist bekanntlich mit jeder größeren Lehr- und Erziehungsanstalt eine Kapelle verbunden, und wir haben Grund genug, ähnliche Einrichtungen auch für unsere evangelischen Kirchen zu wünschen, was z. B. in dem lutherischen Normal-Gymnasium zu Gütersloh schon erreicht ist. Auch das Gymnasium in Darmstadt hat seit alten Zeiten einen besonderen Schulgottesdienst alle 14 Tage.

[2]) In den Gymnasien der russischen Ostsee-Provinzen wurden die Zöglinge in der Regel erst im 17. Jahre confirmirt, was dort um so nöthiger war, weil viele derselben später in höhere russische Bildungsanstalten eintraten, wo sie nur zu leicht in die Hände der griechisch-orthodoxen Propaganda gerathen konnten.

des gesammten Cötus von dem Schulprediger zu vollziehen, oder es müßte wenigstens dem kirchlichen Acte ein förmlicher Gottesdienst vorausgehen, durch welchen die jüngeren Genossen zur innigsten Theilnahme an der Bundesweihe der mündig Gewordenen herangezogen würden.

Können wir die eben geschilderten Schulgottesdienste erst von der Zukunft erwarten, so wollen wir das, was wir in der Gegenwart wenigstens an den meisten Orten noch haben — unsere täglichen Schulandachten — so zu gestalten suchen, daß sie den jungen Seelen den höchst möglichen Segen bringen. Vor Allem haben wir hier den Feind alles Lebens, den Mechanismus und die geistlose Eintönigkeit zu bekämpfen. Fühlt der Schüler heraus, daß das gemeinsame Schulgebet nur ein opus operatum ist, wird dasselbe von Lehrern abgehalten, an denen sich das Evangelium nicht als Lebenskraft offenbart hat, oder die demselben innerlich vielleicht gar entfremdet sind, so unterbleibe dasselbe lieber ganz. Gerade bei dem sich täglich wiederholenden Brauch thut es am dringendsten noth, daß die Lippen immer wieder mit der feurigen Kohle vom Altar des lebendigen Gottes berührt werden, und wo der Lehrer, dem dieses heilige Amt anvertraut ist, nicht selbst in einem inneren Gebetsleben steht, da kann nichts als ein todter und tödtender Lippendienst erwartet werden. —

Im Einzelnen scheint noch Folgendes anzurathen: 1) Die Schulgebete seien so speciell als möglich, sie mögen immer auf das hingerichtet sein, was gerade der Schule an Erweckung, Warnung, Strafe u. s. w. notthut, und jede Gelegenheit ergreifen, um die Freuden und Leiden, die Hoffnungen und Bestrebungen sowohl der ganzen Schulgemeinde, als der einzelnen Glieder dem Herrn warm und dringend an's Herz zu legen.

2) Sie mögen sich auf die innigste Weise an den heiligen Kreis des Kirchenjahrs anschließen, auf jedes Fest der Kirche würdig vorbereiten und die jungen Seelen zur innigsten Theilnahme erwecken an Allem, was die Kirche zu jeder Zeit bewegt.

3) Der betende Lehrer achte sorgfältig auf die Gedenktage edler Glaubenshelden und großer Thatsachen in der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden; denn nichts verlangt das jugendliche Gemüth so dringend, als das concrete, das geschichtlich verkörperte Christenthum.

4) Der Lehrer benutze die täglichen Schulandachten, um die Jugend mit dem Inhalte und den Melodieen unserer alten herrlichen Kirchenlieder vertraut zu machen, deren uns längere Zeit hindurch verkümmerter Schatz — Gott sei Dank! — den Gemeinden wiedergeschenkt worden ist, damit unserem Volk die Ehre verbleibe, welche ihm schon Bernhard von Clairvaux beigelegt hat. Als derselbe, Kreuzzug predigend, Deutschland durchzogen hatte, klagte er, wieder angelangt an den heimischen Grenzen: Fortan würde

Digitized by Google

kein „Kyrie eleïson!" mehr, wie bei den gesangesfrohen Deutschen, seine Predigt begleiten. — —

Schließlich müssen wir noch einen dunklen Punkt des Gymnasiallebens beleuchten: es ist dieses die **Zucht** und die anzuwendenden **Strafmittel**. In keinem Zeitpunkte des gesammten Schul- und Bildungslebens wird die Jugend von innerlicher Verrohung und Entsittlichung schwerer bedroht, wie in der des Gymnasiallebens, und dabei ist noch eine Verwilderung der Pflicht- und Ehrbegriffe zu fürchten, wobei die Umgehung der Gesetze, wie der schuldigen Wahrhaftigkeit als jugendliches Heldenthum, ja, wo es mit der strafenden Autorität zusammentrifft, als ehrenvolles Märtyrerthum gilt. Welche Strafmittel sind nun gegen derartige Ausartungen anzuwenden? In den alten Fürstenschulen machte man einen kurzen Proceß. Alle schweren Vergehen gegen den Rector, die Präceptoren und das Hauspersonal wurden mit Carcer, Ruthenstreichen oder Ausstoßung bestraft, so daß es nicht verwunderlich ist, wenn in dem kurzen Zeitraume der ersten 50 Jahre mehr als 60 Schüler heimlich entsprungen sind[1]). Die moderne Pädagogik verfiel in das entgegengesetzte Extrem. Sie suchte durch Lobeserhebungen und Auszeichnungen den Ehrgeiz anzustacheln, legte aber dabei den Grund zum Verderbniß des Charakters. Der **christliche** Erzieher muß nach **anderen** Mitteln greifen. Nach dem Worte des Herrn: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr!" muß er ernstlich und mit allem Nachdruck darauf hinarbeiten, daß jeglichem Dünkel und der aus demselben hervorgehenden Anmaßlichkeit von vornherein alle Nerven abgeschnitten werden. Zur Förderung der Demuth und kindlichen Einfalt diene auch die Anrede mit dem traulichen „Du" statt des fremdländischen „Sie", und wenn die Schüler verschiedenen Ständen angehören, so möge bei den Adeligen die Benennung „Baron" u. s. w. unterlassen werden, damit die jungen Herren sich nicht über ihre bürgerlichen Mitschüler erhaben fühlen. Das sind allerdings nur Aeußerlichkeiten, aber haben doch einen erziehlichen Erfolg.

Der Lebenspunkt aller Erziehung ist aber der **Gehorsam**, der nach der Schrift besser ist, denn Opfer. Von dem Cherubim und Seraphim an, die um den Stuhl Gottes und des Lammes sind, bis herunter zur niedrigsten Kinderstube geht eine wechselseitig in einander greifende Kette des Gehorsams. Wer aber Gehorsam fordern will, der muß vor Allem selbst Gehorsam üben. Wer die heiligsten und obersten Gesetze Gottes, seine Gebote und Verbote nicht achtet, wer den ihm auferlegten Pflichten seines Amtes und Berufes nicht nachkommt, der wird auch bei seinen Zöglingen nie pünktlichen Gehorsam genießen. Wie nun Gott von uns Gehorsam verlangt, dessen Anfang und Ende nicht in **Gründen**, sondern

[1]) Vergl. **Th. Flathe's Geschichte von Sct. Afra**, S. 122.

Digitized by Google

in der aus den Herzen unmittelbar entspringenden Ehrfurcht und dem Glauben besteht, so muß auch der Lehrer von seinen Zöglingen Gehorsam ohne vorhergegangene Erklärung des „Warum?" verlangen. Der Schüler muß fühlen, daß er dem Lehrer wegen dessen höherer Einsicht und um der täglich genossenen Fürsorge und Liebe willen zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet ist. Der Erzieher darf aber nicht zu viel befehlen, sondern nur das, was der Zögling leisten kann. Viel Befehle — viel Ungehorsam; viele Gebote — viel Uebertretung. Wo aber viel Liebe des Erziehers, da werden die zu Erziehenden am meisten gehorchen.

Wo der Gehorsam aus Liebe nicht erreicht werden kann, da muß die Strafe eintreten. Schon das Wort Gottes verlangt dieselbe: „Laß nicht ab, den Knaben zu züchtigen; denn wo du ihn mit der Ruthe hauest, so muß er nicht sterben; du hauest ihn mit der Ruthe, aber du errettest seine Seele von der Hölle" (Spr. 23, 13. 14). Das kann nun in buchstäblichem Sinne des Wortes geschehen, so wie Luther erzählt, er sei wegen einer Nuß bis auf's Blut geschlagen, oder er sei in der Schule an Einem Morgen fünfzehn Mal gestrichen worden. Dennoch zürnte er seiner Mutter Margarethe darum nicht, eben so wenig seinen Lehrern; denn er wußte, daß sie es treu und gut mit ihm meinten, nur wünschte er, daß „der Apfel bei der Ruthe liege". Nun würden sich unsere Gymnasiasten freilich höchlichst verwundern, wenn ihnen statt des Schwertes des Damokles alle Zeit die Ruthe an einem Pferdehaar über dem Haupte hängen sollte. So schlimm ist's aber nicht gemeint; es heißt nur, daß nach Gottes Ordnung jedes Vergehen seine besondere Strafe haben müsse. „Die göttlichen Strafen, sagt ein erfahrener Pädagog[1]), sind homöopathische, d. h. Gleiches mit Gleichem. Einen Hochmüthigen läßt er fallen und Verachtung erfahren; einem Unkeuschen entzieht er die Gesundheit; den Mammonsjäger straft er mit Bankerott u. s. w. So ähnlich müssen die menschlichen Strafmittel sein. Dem Lügner wird der Erzieher für eine Weile das Vertrauen entziehen; dem Faulen gilt: „wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen"; dem Nachlässigen gebührt Arbeit unter den Augen des Erziehers und strengeres Nachsehen, als bei Anderen; den Schwätzer sondert man von seinen Mitschülern ab und läßt ihn im verschlossenen Zimmer sitzen." Probatum est! — Dennoch erschrecke man nicht, wenn es Pädagogen giebt, welche die alte Ruthe noch heute im Arsenal ihrer Erziehungsmittel beibehalten wollen. In der oben erwähnten Adelsanstalt war auf Antrag des Directors von dem Curatorio beschlossen worden, daß die Quintaner und Quartaner nach Beschluß des Lehrer-Collegii bei fortgesetztem Ungehorsam die Ruthe bekommen sollten. So viel ich

[1]) Vergl. „Pädagogische Winke für Haus und Schule" von Chr. Tischhauser. Basel 1884.

mich erinnere, ist diese Execution innerhalb eines Zeitraumes von 10 Jahren nur zweimal vollzogen worden, aber schon der Gedanke an die Ruthe wirkte so mächtig, daß die kleinen Junker, die sich früher öfters gegen ihre Lehrer empört hatten, sich fast mit den Augen leiten ließen. Aber ein gewichtiges Wort muß neben der Ruthe geschrieben stehen, das Bibelwort: „Reizet eure Kinder nicht zum Zorn!" (Eph. 6, 4.) Man reizt die Kinder zum Zorn, wenn man ihnen unrecht thut, wenn man sie in leidenschaftlicher Aufregung züchtigt, oder sie roh und verletzend behandelt. Dagegen soll der Zögling es herausfühlen, daß es dem Lehrer selbst wehe thut, daß er zu diesem äußersten Strafmittel greifen mußte, und daß es nur Liebe war, welche ihm die Ruthe in die Hand gab, wie es von dem höchsten Strafrichter selbst heißt: „Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er; er stäupet aber jeglichen Sohn, den er aufnimmt" (Hebr. 12, 6).

So hätten wir denn ein reiches Maß von Wünschen, Hoffnungen und Vorschlägen aller Art vor uns. Möge der Herr Allen, die an dem heiligen Bau arbeiten, Kraft und Freudigkeit verleihen, rüstig die Hand an's Werk zu legen, um wenigstens einen Theil der Schuld abzutragen, die auf uns Allen liegt. Die Zeit ist ernst genug, um auch den Schlummernden aufzurütteln.

Wir schließen mit den Worten unseres Altmeisters Martin Luther: „Und ich, wenn ich vom Predigtamt und anderen Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dieß Amt neben dem Predigtamt das allernützlichste, größte und beste ist, und weiß dazu nicht, welches unter beiden das beste ist. Denn es ist schwer, alte Hunde bändig und alte Schälke fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet und viel umsonst arbeiten muß, aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, obgleich auch etliche darüber zerbrechen. Lieber, laß es der höchsten Tugenden eine sein auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich ziehen, welches gar wenig, ja schier Niemand thut an den eigenen"[1]).

— — — —

An die Gymnasien schließen sich die Realschulen und die erst in neuester Zeit gegründeten Realgymnasien.

Einem der treuesten und begabtesten Schüler A. H. Francke's — Julius Hecker — gebührt die Ehre, die von Francke selbst angeregte Anlegung von Realschulen in der Hauptstadt Preußens in einem Umfange und mit einem Erfolge durchgeführt zu haben, daß daneben die ersten Versuche von Industrie- und Gewerbeschulen durch Semler in Halle bescheiden zurücktreten; viele

[1]) Vergl. Luther: Sermon oder Predigt, daß man solle Kinder zur Schule halten. Walch's Ausgabe Bd. X, S. 526.

Digitized by Google

hochgerühmte und wie ganz neue Erfindungen begrüßte Methoden der Philanthropine aber eher wie Nachzügler erscheinen. Eine objectiv gerechte Geschichte der Pädagogik wird immer mehr und mehr zur Anerkennung der älteren höchsten Verdienste der als „pietistisch" verschrieenen Francke'schen Anstalten genöthigt werden. Das gilt nicht nur in Bezug auf gleichberechtigten Realienunterricht neben der herkömmlich humanistischen Bildungsweise, sondern speciell auch von dem Absehen auf Erzielung allgemeiner geistiger Gewandtheit, zumal in der Erkenntniß und Uebung neuerer Sprachen[1]). Dagegen waren die im Geiste Basedow's gegründeten Institute von dem materialistischen Geiste des reinen „Nützlichkeits-Princips" beherrscht und erschöpften sich in dem Bestreben, neue Methoden aufzufinden, statt dem allgemeinen Bedürfniß nach wahrer Volksbildung durchgreifend zu dienen.

Unter Spillecke's Leitung (seit 1820 Rector der verschiedenen Hecker'schen Anstalten) kam es zuerst in Berlin zur Ausgestaltung der Realschule im Sinne einer „höheren Bürgerschule", während die Friedrichswerder'sche Gewerbschule unter Klöden (seit 1824) die andere Richtung selbständig anbahnte, nicht ohne charakterische Unterschiede beider Anstalten. Spillecke erwarb sich speciell das Verdienst, der allezeit mit materialistischer Richtung mehr bedrohten Realschule in einer für alle Folgezeit vorbildlichen Weise die höheren wissenschaftlichen Ideale geistig-sittlicher Durchbildung vorzuzeichnen, entsprechend seinem begeisternden persönlichen Eindrucke auf seine Schüler.

Auch in dem an industriellen Unternehmungen so reichen Sachsen machte sich das Bedürfniß nach realistischer Ausbildung frühzeitig geltend. Aus der einfachen Volksschule entwickelten sich die höheren Volksschulen, welche ihren Unterricht außer dem, was die Volksschule bietet, noch auf andere Lehrfächer, z. B. fremde Sprachen, erstrecken, ohne jedoch damit die Pflege der deutschen Sprache und Literatur zu beeinträchtigen oder die speciellen Zwecke einer Fachschule zu verfolgen. Die höhere Volksschule soll nach der Ausführungsverordnung zu dem Gesetz über das Volksschulwesen den Bildungsbedürfnissen derjenigen Familien entgegenkommen, welche ihre Söhne, ohne sie einer Anstalt mit dem Ziele der Vorbildung für ein bestimmtes Fach oder für höhere Studien zu übergeben, doch denjenigen Grad allgemeiner Bildung, praktischer Kenntnisse und selbständigen Urtheils gewinnen lassen wollen, dessen es zu gehöriger Vorbereitung auf den Eintritt in das gewerbliche und geschäftliche Leben bedarf. Aehnlich wird die Aufgabe der Realschule in der preußischen Unterrichtsordnung vom Jahre 1859 bestimmt, wo es heißt: „Die Realschule ist in einem

[1]) Vergl. das Lehrbuch der Pädagogik von Prof. Dr. von Zezschwitz S. 239 ff.

mehr oder minder bewußten Gegensatz zu dem Gymnasium und seinen Zielen, zu seiner Unterrichtsweise und zu seinen Lehrgegenständen aufgekommen und ist zu einem dem Gymnasium entgegengesetzten Zweck, nämlich dazu eingerichtet worden, den Schülern für das Leben nützliche und verwerthbare Erkenntniß mitzugeben." Die Realschulen erster Classe stehen nun dem Gymnasium allerdings wesentlich näher, dennoch ist auch hier die Losung der niederen Realschule wohl nicht ganz verstummt: „Was gelernt wird, muß Geld bringen." Ohne Zweifel hat die höhere Realschule Männer in ihrer Mitte gehabt, welche das „non scholae, sed vitae" in einem idealeren Sinne zu deuten wußten, und ihnen haben wir es wohl zu verdanken, wenn in neuerer Zeit in mehreren deutschen Ländern die Realschulen erster Ordnung zu Real-Gymnasien erhoben worden sind[1]). Wie überall, wo eine neue Erscheinung auftaucht, erhob sich auch hier ein mächtiger Sturm, ehe das Schifflein in's stille Fahrwasser gelangte. Im „Frankfurter Journal" vom 27. April 1883 erschien ein Artikel, in welchem es heißt: „Anstalten, wie die Realschulen I. O., auch Real-Gymnasien genannt, die weder Fisch noch Fleisch sind, die nach allen Zielen zugleich jagen und Gefahr laufen, keins zu erreichen, haben keine Existenzberechtigung." Ja einer der bedeutendsten Vertreter der alten Realschule sprach sogar das geflügelte Wort: „Der Weg zum Realgymnasium geht nur über meine Leiche." Weniger drastisch, aber eben so abfällig, spricht sich der bekannte Professor Dr. Dübois Reymond, als Rector der Universität Berlin in seinem officiellen Gutachten vom 5. Jan. 1870 aus, wo erklärt wird, daß Mangel an idealem Streben, handwerksmäßige Beschränktheit, Ueberschätzen des schon erlangten Wissens und vor Allem Blasirtheit in Bezug auf den Reiz der Naturerscheinungen die Realschul-Abiturienten charakterisire[2]). Das Geistreichste, vielleicht auch das Schärfste, was gegen die Ansprüche der höheren Realschulen geschrieben worden ist, findet sich in der Schrift eines Anonymus unter dem Titel: „Videant consules!" Dieser ebenbürtige Gegner betont besonders die Bedeutung der griechischen Sprache und Literatur, welche von dem Lehrplan der Realgymnasien ausgeschlossen ist, da ohne sie ein tieferes Studium der Philosophie, der Rechtsgeschichte und Rechtswissenschaft undenkbar sei. — Wenn wir auch die Streitfrage nicht entscheiden können, so haben wir

---

[1]) Dem Verfasser liegt eine ausführliche Berichterstattung über den Ursprung und die Organisation des Real-Gymnasiums in Stuttgart von dem Director desselben, Herrn Oberstudienrath Dillmann, vor. Stuttgart 1884.

[2]) Der gelehrte Herr Professor hat sein im Jahre 1870 abgegebenes Votum in der Rundschau 1877 selbst widerrufen, und es bedurfte darum keiner weiteren Widerlegung.

doch die Sachlage sine ira et studio zu betrachten und uns ein wenn auch unmaßgebliches Urtheil zu bilden.

Um die Gründung von Realgymnasien zu rechtfertigen, beruft sich Herr Rector Dillmann auf eine frühere Schrift, in welcher er folgende zwei Thesen aufgestellt hat: 1) „Damit der geschichtliche Zusammenhang unserer Bildung nicht zerrissen werde, muß auch der Realist humanistisch gebildet werden." 2) „Durch einseitige humanistische Bildung wird der Zusammenhang der Schule und des Lebens zerrissen, und dieses ist der Grund, warum unsere jetzigen Gymnasien nicht mehr genügen." Der erste Satz muß unbedingt zugegeben werden. Wenn der Realist keine andere Losung kennt, als die der römischen Plebejer: „panem et Circenses!", so steht er unter dem Niveau höherer Bildung. Vergängliche Schätze zu sammeln, ohne einen Zug nach oben zu kennen, ist das Leben eines Tagelöhners, wenn der Sammler auch ein Millionär würde. Dieser ideale Zug liegt aber schon in den classischen Studien, wenn er auch durch das Christenthum verklärt werden muß. In den Hanse-Städten absolvirten die Söhne der Großhändler in der Regel das Gymnasium, weil sie fühlten, daß ihr Reichthum erst durch classische Studien einen wahren Werth gewinne, weil ihnen durch dieselben weit edlere Schätze aufgeschlossen würden. Der zweite Satz enthält dagegen nur eine relative Wahrheit. Die jetzigen Gymnasien genügen denen vollkommen, die eine rein wissenschaftliche Laufbahn zu betreten gedenken; nur denen genügen sie nicht, welche rein industrielle und kaufmännische Zwecke im Auge haben, wozu jetzt allerdings weit mehr realistische Studien gefordert werden, als in früheren Zeiten. Sollte unseren humanistischen Studien noch etwas fehlen, so könnte es nur die intensivere Pflege der Naturwissenschaft sein, wie es schon oben bei der Kritik des Gymnasialunterrichts ausgesprochen worden ist. So können die humanistischen und Real-Gymnasien schiedlich und friedlich neben einander bestehen, wenn nur die Anschauungen des oben erwähnten Anonymus in seinem „Videant consules" unangetastet bleiben: „Nicht nur im Wissen und in der Kraft des producirenden Denkens besteht die Aristokratie der Wissenschaft; ihr bestes Theil ist die Hoheit der Gesinnung, die im Lichte eigens erworbener Klarheit dem Rechten und Edlen um seiner selbst willen nachstrebt, weil sie weiß, daß man nur so und darin sich als ein vollberechtigtes Glied des sittlichen Weltganzen zu erhalten vermag." Wenn beide Institute auf diesem Boden stehen, dann können sich auch ihre Lehrer brüderlich die Hand reichen, wie es in Württemberg auch geschehen ist. Dort ließ der Vorstand des Gymnasiums in Stuttgart, des ersten im Lande, seinerzeit ein befürwortendes Votum in Sachen des Realgymnasiums veröffentlichen, bei dem man den Eindruck bekam, als ob die Gymnasiallehrer sich darüber freuten, daß der Tempel der Wissenschaft, in dem sie ihren Cultus trieben, auf dem

Digitized by Google

Boden des realen Wissens einen neuen Vorhof erhielt. Sie erkannten die Angehörigen des Realgymnasiums, wenn auch nicht als volle Priester, Priester aus dem Geschlechte Aarons, so doch als Leviten gern und freudig an. —

Nur in einem Punkte können die Freunde der griechischen Literatur mit dem Herrn Rector Dillmann nicht einverstanden sein, wenn er behauptet, daß sich der Genius des Hellenenthums eben so gut aus Uebersetzungen erkennen lasse, als aus den Originalen. Noch weiter geht der Professor Dr. Fick in Würzburg, welcher sagt: „Es ist vollauf genug, wenn die grammatische Schulung an der hierzu ganz geeigneten lateinischen Sprache durchgemacht ist. Sie den Jüngling noch einmal an der griechischen Sprache durchlaufen zu lassen, und damit die Zeit für die mathematische Schulung zu verlieren, heißt die Erstgeburt für ein Linsengericht hingeben“(!). Wer sich in seiner Jugend mit Liebe in das Studium der griechischen Classiker versenkt hat, der weiß aus Erfahrung, daß das wahrlich kein Linsengericht war, weiß auch, daß Uebersetzungen nun und nimmer das Original ersetzen können. Diese Meinungsverschiedenheiten können uns aber nicht hindern, dieser Neugestaltung des Gymnasialwesens die Ehre zu geben, die ihr gebührt, und wir Sachsen können nur von Herzen wünschen, daß das aus einer Realschule erster Ordnung zu einem Realgymnasium umgebildete Institut in Dresden sich bald derselben Blüthe erfreuen möge, wie die Schwesteranstalt in Stuttgart. Aus dem die Umbildung betr. Gesetz vom 15. Februar 1884 ist zu ersehen, daß die Anstalt schon als Annen-Realschule 1. Ordnung außer dem Rector und Conrector schon 19 Oberlehrer und 5 Fachlehrer für den Turn- und Gesangunterricht zählte und 382 Zöglinge aufzuweisen hatte, unter denen sich gegen 20 Ausländer aus Amerika, Frankreich, Italien, Rußland, England, Ungarn u. s. w. befinden. — Ein Einblick in den Lectionsplan zeigt uns, daß außer den realistischen Studien das Latein in demselben Umfange, wie auf humanistischen Gymnasien betrieben wird. Was für uns aber die Hauptsache ist, der Religionsunterricht ist in bestem Geiste organisirt. In der Ausführungsverordnung heißt es: „Der Religionsunterricht hat vor Allem auf Erweckung und Belebung des christlich-religiösen Sinnes und auf feste Begründung evangelischen Glaubens hinzuwirken. — In seiner Gesammtheit bezweckt der Religionsunterricht die Erwerbung einer ausreichenden Bekanntschaft mit dem Hauptinhalte der heiligen Schrift, mit der Entwickelungsgeschichte der christlichen Kirche, mit den lutherischen Bekenntnißschriften, insbesondere der Confessio Augustana.“ Zugleich soll die Jugend in die Bekanntschaft mit dem evangelischen Kirchenliede eingeführt werden, wie denn auch der Gesangsunterricht zunächst zur Erlernung der Kirchenmelodien für den kirchlichen Gebrauch geübt werden soll. Schließlich die Bemerkung: „Die erste Unterrichtsstunde

Digitized by Google

am Morgen jedes Tages beginnt in allen Classen mit Gebet." Der Besuch des Gottesdienstes kann wegen der großen Zahl der Zöglinge an keine besondere Kirche gebunden werden, dennoch wird die nahe gelegene Annenkirche vorzugsweise besucht. Aehnlich steht es auch in Stuttgart, wo die Predigten des Prälaten Gerock, sowie die eines Religionslehrers der Anstalt, der zugleich Diakonus an der Garnisonkirche ist, regelmäßig besucht werden. Den Confirmationsunterricht erhalten die Realgymnasiasten zugleich mit den Zöglingen anderer höherer Lehranstalten vom Prälaten Gerock, desgleichen eine gemeinsame Communion. So ist es denn im Süden und Norden unseres gemeinsamen Vaterlandes auf diesem Gebiete wohl bestellt. Möge auch das Realgymnasium ein neues Band werden zwischen den lieben Schwaben und Sachsen!

— — — —

Die Volksschule ist als die letzte und schönste Blüthe der pädagogisch-didaktischen Bestrebungen zu würdigen. Dem Eindrucke nach die bescheidenste Schöpfung in der langen Reihe aller Bildungsanstalten, vertritt die Volksschule doch eben die allgemeinste Grundlage aller weiteren Bildung. — Allerdings setzt die Volksschule schon eine frühere Bildungsstufe voraus, nämlich die des häuslichen Mutterglaubens. Dieser, so wie das Hauspriesterthum des Vaters vermitteln dem Kinde die ersten religiösen Eindrücke. Das christliche Hausgebet, die religiöse Hausschule und Seelenpflege, so wie das religiös-christlich beherrschte Gemeinschaftsleben im Hause bedingen auf allen Stufen die innere Wahrheit und Frucht aller öffentlichen Cultusfeier, Religionsschule und amtlichen Seelsorge[1]). Es kommt aber eine Zeit, da wegen der Unvollständigkeit der häuslichen Bildungsmittel die Schule dem Hause mit selbständigen Rechten an die Seite tritt. Die ersten schwachen Anfänge der Volksschule finden sich im 12. und 13. Jahrhundert, wo mit der erwachsenden politischen Wichtigkeit der Städte und dem Aufblühen des Handels und des Gewerbfleißes das Bedürfniß nach Bildung, welche in den damals schon bestehenden Klosterschulen und Stifts- oder Domschulen vorzugsweise nur für Geistliche und die vornehmeren Stände zugänglich war, auch im Bürgerstande sich geltend machte, besondere Schulen als rein bürgerliche Institute neben den bestehenden kirchlichen Bildungsanstalten und frei von allen kirchlichen Einflüssen zu errichten, in denen anfangs freilich nur Lesen, Schreiben, Rechnen und höchstens die lateinische Sprache gelehrt wurde.

Ein Wendepunkt im Schulwesen trat mit der Reformation ein. Wenn die bürgerlichen Institute sich den kirchlichen Einflüssen zu entziehen suchten, weil dieselben in den sog. Küsterschulen nur ein

[1]) Vergl. „Lehrbuch der Pädagogik" von Dr. Gerhard von Zezschwitz. S. 33 u. 34.

Digitized by Google

dürftiges Fortleben fristeten, oder die Kinder, wie Luther sagt, „den Lokaten, Bacchanten — groben Eseln und Tölpeln" — überlassen werden mußten, so suchte die neue Kirche eine Stütze in einer gründlichen Bildung der Jugend und ließ es sich angelegen sein, die vorhandenen Anfänge eines Volksschulwesens zu befestigen, weiter auszubilden und dem christlichen Interesse dienstbar zu machen. — So wurde Luther zugleich ein Reformator der Schule, und mit welch' heiligem Eifer er die Sache anfaßte, sehen wir aus seinem „Mahnruf an die Bürgermeister und Rathsherren aller Städte Deutschlands", so wie aus seiner „Predigt, daß man Kinder zur Schule anhalte". — Es ist mehr als naiv, wenn der bekannte Protestanten-Vereinler Jürgen Bona Meyer unter dem Titel: „Luther als Schulbefreier"[1]) einen polemischen Artikel verfaßt hat, in welchem er zu behaupten wagt, „die grundsätzliche Bedeutung Luther's liege in dem Hervorheben der ‚Befreiung der Schule von dem hemmenden Druck der bisherigen ausschließlichen Abhängigkeit von der Kirche, wobei er den Wunsch ausspricht, daß die Geistlichkeit ganz aus dem Schulorganismus verdrängt werde, damit sein Ideal, die confessionslose Schule, verwirklicht werden könne. Darum deutet er an, daß die Kirche, resp. die Geistlichkeit stets die Fortschritte im Schulwesen gehindert habe. — Auf den ersten Blick sieht man, daß Luther die Rathsherren und Bürgermeister nicht ermahnt, die Schulen von dem Joch der Kirche zu befreien, sondern vielmehr höhere und niedere Schulen gründen müsse, damit es der Kirche an frommen und treuen Dienern nicht fehlen möge. Uebrigens richtete Luther seine Mahnungen nicht blos an die Rathsherren und Bürgermeister, sondern auch direct an die Geistlichkeit. „Allen meinen lieben Herren und Freunden, Pfarrherren und Predigern, die Christum mit Treue meinen, Gnade und Friede in Christo Jesu, unserem Herrn" — so beginnt der Mahnruf, den er von der Feste Coburg während des Augsburger Reichstags an seine Amtsbrüder richtete. „Weil wir nun," lautet es weiter, „als die Seelsorger aus Pflicht unseres Amtes wachen sollen, dürfen wir wahrlich hier nicht schlafen, sondern müssen anregen, ermahnen, reizen, hetzen, mit aller Macht, Fleiß und Sorge, daß sich der gemeine Mann nicht so jämmerlich lasse betrügen und verführen vom Teufel. Darum sehe ein Jeglicher auf sich und nehme seines Amtes wahr, daß er hier nicht schlafe und den Teufel lasse Gott und Herr sein; denn wo wir hier schweigen und schlafen, daß die Jugend so versäumt und unsere Nachkommen Tartaren oder wilde Thiere werden, so wird es unseres Schweigens und Schnarchens Schuld sein, und werden müssen schwere Rechenschaft dafür geben." Das ist freilich ein

[1]) Vergl. Deutsche Zeit- und Streitfragen, hrsg. von Franz v. Holtzendorff. Heft 197.

Digitized by Google

ganz anderes Banner, als das, um welches Herr Bona Meyer seine Gesinnungsgenossen sammeln will, um durch die Confessionslosen oder Simultanschulen die Einigkeit im Geiste zu fördern[1]). —

Hat auch die Schule im Laufe der Zeiten vielfach eine andere Gestaltung gewonnen, als die von Luther in's Leben gerufene, so ist doch mit wenigen Ausnahmen (z. B. der Philanthropinen) der confessionelle Charakter der Schule bis in das gegenwärtige Jahrhundert herein gewahrt geblieben. In Sachsen, wo die Volksschule unter der Regierung des Churfürsten August zuerst Gegenstand der Gesetzgebung wurde, finden sich in der am 1. Januar 1589 zugleich mit einer Kirchenordnung und als ein integrirender Bestandtheil derselben publicirten allgemeinen Schulordnung die ersten Grundlinien der Verfassung des sächsischen Volksschulwesens, wie sie bis 1835 bestand. Nur einiger näheren Bestimmungen und Zusätze haben wir zu gedenken. Die Schulordnung vom 20. November 1724 hatte das Verdienst, zum ersten Male für Chursachsen ordentliche Sommerschulen[2]) vorgeschrieben zu haben, denen auch die Mädchen beizuwohnen hatten. Eine völlige Umgestaltung des gesammten höheren, mittleren und niederen Schulwesens erfolgte erst in der erneuerten Schulordnung vom 17. März 1773, welche in der dritten Abtheilung von den deutschen Stadt- und Dorfschulen handelte und über das eigentliche Volksschulwesen sich verbreitete. Von einzelnen späteren Abänderungen und Erweiterungen sei nur noch der Rescripte vom 13. März 1805 und vom 6. Mai 1806 gedacht, welche die Aufsicht über den Schulunterricht und die wegen unterlassenen Schulbesuchs zu dictirenden Strafen betrafen. Das Letztere veranlaßt uns, auf Luther zurückzuweisen, der in der oben angeführten „Predigt, daß man Kinder zur Schule anhalte", in Bezug auf den Schulzwang sagt: „Ich halte aber, daß die Obrigkeit hier schuldig sei, die Unterthanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten. Denn sie ist wahrhaftig schuldig, die mannichfachen Aemter und Stände zu erhalten, daß Pfarrherren, Juristen, Schreiber, Aerzte, Schulmeister und dergleichen bleiben; denn man kann derer nicht entbehren. Kann sie die Unterthanen zwingen, so sie dazu tüchtig sind, daß sie müssen Spieß und Büchsen tragen, auf die Mauern laufen und Anderes thun, wenn man kriegen soll; wie viel mehr kann und soll sie hier die Unterthanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten, weil hier wohl ein anderer Krieg vorhanden ist mit dem leidigen Teufel, der damit umgehet, daß er Städte und Fürstenthum will so heimlich aussaugen und von tüchtigen Personen will leer machen, bis er den Kern ausgebohret und

[1]) Vgl. Beweis des Glaubens. August 1884. S. 179.
[2]) Bis dahin gab es nur vereinzelte und fast nur von Knaben besuchte Winterschulen.

Digitized by Google

eine ledige Hülsen stehen lassen von eitel unnützen Leuten, da er mit spielen und gaukeln könne, wie er will." — Dieses galt damals allerdings nur von höheren Schulen, kann aber bei den gegenwärtigen Verhältnissen ohne Zweifel auch auf die Volksschule bezogen werden.

Das Zusammenwirken von Staat und Kirche ist demnach bei der Gründung und Pflege der Schule eine unabweisbare Forderung; es kann dieselbe aber nur dann eine förderliche und heilsame sein, wenn die Schule einen confessionellen Charakter hat. Leider aber ist derselbe den Schulen nicht immer und überall gewahrt geblieben. Eine Opposition gegen jede positive Religion erhob sich zuerst von Seiten der englischen Deisten, welche mit Verwerfung der außerordentlichen Offenbarung ein möglichst abstractes Verhältniß zwischen Gott und der Welt annehmen. Ihnen schloß sich J. J. Rousseau[1]) an, der aber im Kampfe gegen schlimmere Geister, wie er selbst war, der Sache des Reiches Gottes einen nicht unwesentlichen Dienst geleistet hat. Oder läßt sich wider solche freche Gottesläugner etwas Schlagenderes sagen, als die Sätze, die wir am Schluß seines Glaubensbekenntnisses finden, wo es also heißt: „Fliehet diejenigen, welche unter dem Vorwande, daß sie allein aufgeklärt, wahr und redlich seien, die Verstandessysteme, welche sie in ihrer Einbildung aufgebaut haben, für die wahren Principien aller Dinge ausgeben. Uebrigens werfen sie Alles um, was dem Menschen heilig ist, und rauben so den Betrübten ihren letzten Trost im Elend und nehmen den Reichen und Mächtigen den einzigen Zügel ihrer Leidenschaften. Den Gewissensbiß reißen sie aus dem tiefsten Herzen wie die Hoffnung der Tugend und rühmen sich dann noch, Wohlthäter der Menschheit zu sein. Nie, sagen sie, ist die Wahrheit den Menschen schädlich! Ich glaube dieses, wie sie, und meiner Meinung nach ist dies ein großer Beweis, daß das, was sie lehren, nicht Wahrheit ist." — Jedenfalls sind es Rousseau gegenüber weniger ideale Pädagogen, deren Feldgeschrei lautet: „Los vom Christenthum, von dem Einfluß der Kirche, von ihren Glaubenssätzen und ihrer Zucht! Die Erziehung muß eine durchaus natürliche, rein menschliche werden!" Durch den Geist, der in der Philanthropie Basedow's und seiner Genossen herrschte, drang die antikirchliche Richtung auch in die Lehrerwelt hinein und steht theilweise noch jetzt in voller Blüthe. Dr. Fricke möchte in seiner „Erziehungs- und Unterrichtslehre"[2]) den Religionsunterricht lieber ganz aus der Schule verbannen und mit einem gründlichen Unterricht in der „Moral" vertauschen. Dieser Unterricht solle in einem

[1]) Vergl. Fr. Splittgerber: Die moderne widerchristliche Pädagogik. Bew. d. Glaubens, Juli 1878, S. 379.
[2]) Vergl. Bew. d. Glaubens, Mai u. Octbr. 1882.

Digitized by Google

solchen Geiste ertheilt werden, daß Kinder der verschiedensten Secten daran Theil nehmen könnten, ohne daß ihr Glaube berührt würde. Die völlige Lostrennung der Schule von der Kirche dünkt ihm nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Jetzt schon sollen alle Schulen ihren confessionellen Charakter verlieren; denn alle Confessionen seien falsch. Einen Leitfaden für confessionslose Schulen hat der moderne Pädagog schon ausgearbeitet. In ähnlichem Geiste handelt der Schuldirector Lindner über den Religionsunterricht in der Volksschule. In überschwenglichen Phrasen preist er Frankreichs neueste Schulgesetzgebung und stellt den Minister Ferry als Muster aller Unterrichtsminister auf. Dagegen verkleinert er den Antheil Luther's und der Reformatoren an der Hebung der Volksschule und empfiehlt als erste Erzählungen nicht biblische Geschichten, sondern Märchen, sogar mit „bösen Stiefmüttern" [1]). Die Ansichten der von den Liberalen hochgefeierten Pädagogen Diesterweg und Lüben sind zu bekannt, als daß wir uns länger bei denselben aufhalten sollten. Deshalb sei nur erwähnt, daß das Bestreben Diesterweg's und der nach ihm benannten Schule darauf gerichtet war, an die Stelle der Gotteskraft des Evangeliums eine davon losgelöste, abstracte, allgemeine Schulreligion zu setzen, damit die Schule und das Volk den Händen der Kirche und den Einflüssen des Christenthums entzogen werde, nach dem Worte: „Wer die Schule hat, der hat auch das Volk." — In mehr gemäßigtem Tone behauptet der Seminardirector Lüben, daß die Schule nicht mehr in dem Mittelpunkte des geistigen Lebens stehe, um von da aus nach allen Seiten hin erhebend, stärkend, verklärend einzuwirken, um Erkenntniß, Willen und Charakter gleichmäßig auszubilden; dazu müssen ganz andere Mittel geboten werden. Und fragt man, welche? so nennt uns Herr Lüben en passant die Naturkunde, als die großartigste Offenbarung Gottes, den Schönheitssinn, dem wir so hohe Genüsse verdanken, und die Vaterlandsliebe. — Als ob diese Dreiheit nicht mit dem Glauben im vollkommensten Einklang stehen könnte, ja von demselben erst die rechte Weihe erhielte.

Diesen Vertretern des Liberalismus steht nun, Gott sei Dank! — auch eine Phalanx kirchlich gesinnter Pädägogen gegenüber. — Von den Aelteren haben wir schon Amos Comenius, A. H. Francke mit seinen treuen Kampfgenossen und Pestalozzi — denn auch ihn zählen wir zu den Unseren — kennen gelernt. Gegenwärtig stehen nicht blos Einzelne auf dem Kampfplatz, sondern es haben sich ganze Vereine um das Banner der confessionellen Schule geschaart. Zu den Vorkämpfern gehört der Dekan Strack, der mit mehreren Streitschriften in's Feld gerückt ist — namentlich „Stellung der Kirche und Geistlichkeit zur Volksschule. Gütersloh

---

[1]) Vergl. Bew. d. Glaubens, Juli 1882, S. 433.

1874" und „Blicke in das deutsche Volksschulwesen vom kirchlichen Standpunkte aus". Zur Charakteristik der Arbeiten gestatten wir uns nur einzelne Grundgedanken hervorzuheben: „Entweder gar keinen Religionsunterricht durch die Schule oder einen confessionellen!" lautet die Losung. „Das Minimum, was die Kirche verlangen muß, ist, daß die Tochter, auch wenn sie Selbständigkeit erlangt, nicht der Mutter die Lebenskraft entziehe oder den Todesstoß versetze, daß es anerkannt werde, die Schule habe ihr ebenso, wie dem Staate und der Familie zu dienen." Weiter: „Unsere Ueberzeugung stehet fest; die Schule heilt nicht das Uebel der Zeit, sondern fördert dasselbe, wenn sie das Eine, was noth ist, hintenansetzt. Durch die Stellung, welche die moderne Schule der Kirche gegenüber eingenommen hat, untergräbt sie sich selbst den Boden unter den Füßen und verscherzt sich den Segen, welchen sie für das Heil der Menschen stiften könnte und sollte. Indem sie die Hilfe der Kirche und der Geistlichen bei der Erziehung zurückweist, erschwert sie sich ihre Aufgabe, daß sie dieselbe nicht zu lösen vermag." In Bezug auf die Stellung der Geistlichen dem Lehrer gegenüber wird verlangt, daß sich die Ersteren mehr als Freunde und Gehilfen, denn als Vorgesetzte der Lehrer erweisen und sich hüten, sie irgendwie eine Superiorität fühlen zu lassen, oder ihnen den Kirchendienst durch Forderungen zu erschweren, welche für dieselben nach dem Bildungsstande, den sie erstiegen haben, und der socialen Stellung, die sie einnehmen, deprimirend sein müssen.

Dem Dekan Strack ist der Pfarrer Möbius an die Seite zu stellen, von dem im Jahre 1872 eine Schrift erschienen ist unter dem Titel: „Die materialistischen Ideen in der modernen Volkserziehung und ihre Gegensätze zum Reiche Gottes". „In dem Kampfe gegen den Materialismus unserer Zeit," sagt er, „handelt es sich gar nicht um Wissen und Glauben als Gegensätze, sondern vielmehr um Glauben und Nichtglauben. Denn auch der Materialismus und die moderne Naturwissenschaft mit ihm hat ihre festen Dogmen, und wehe dem, der sie nicht unbedingt und blindlings anerkennt! Er kann sicher darauf rechnen, daß er von den Jüngern dieser Richtungen mit einem Uebermaß von Schmähungen überhäuft wird. Und das Alles geschieht zur Ehre der Humanität und der wahren Civilisation, die nach Abschüttelung des Jochs des Christenthums auf der breiten Basis des Egoismus erbaut werden soll. Wenn dieser antichristliche Geist (wovor uns Gott in Gnaden behüten möge!) einmal die Macht in die Hände bekommen sollte, die Autodafes würden dann noch viel furchtbarer werden, als sie es in der grauenvollsten Zeit der Inquisition waren. Hiefür sprechen auch Zeugnisse der Geschichte. Ein Danton und Marat waren ja aus der Schule des groben Materialismus hervorgegangen, und

welche Greuel verübten diese sittlichen Ungeheuer im Namen der Civilisation und Humanität!" Desgleichen: „Hinter der entchristlichten Volksschule steht der blutige Ernst der Revolution, und hinter der Revolution der grauenvolle Mensch der Sünde."

Neben diesen etwas starken Aeußerungen mögen die etwas ruhigeren Auslassungen des bekannten Rectors Fr. Wilh. Dörpfeld Platz finden[1]). Auch er trägt kein Bedenken von einem „Bildungsschwindel" der Gegenwart, von einem „Taumelgeist auf dem Culturgebiet" zu sprechen, mit dem es verträglich sei, „daß die ersten und theuersten Culturgüter, Religion und Kirche nicht etwa blos ignorirt, sondern auf alle mögliche Weise — durch Wort, Schrift und Bild — bekämpft und verspottet werden, und zwar unter stillem Lächeln und lautem Beifallsklatschen der ungebildeten Menge". Als Hauptwaffe gegen diesen „Culturschwindel" will er den Religionsunterricht nicht isolirt neben die anderen Unterrichtsfächer gestellt sehen, sondern ihn zum Mittelpunkt des Sachunterrichts und somit aller Lehrfächer gemacht wissen. Zugleich meint er, eine kräftige und gesunde Reaction, eine wirkliche Reform von innen heraus, müsse und könne allein vom Lehrstande selbst ausgehen dadurch, daß derselbe sich virtuell dazu ausrüste durch tieferes Eindringen in die methodischen und pädagogischen Wahrheiten, wie sie seit Pestalozzi, dem Mann voll warmer Liebe zu seinen Mitmenschen, aufgefunden und festgestellt worden seien. Bei allen bisherigen Auseinandersetzungen ist die sog. Simultanschule nur gestreift worden. Nun ist hier der Ort, etwas näher auf die Beurtheilung derselben einzugehen. Nach dem Bericht des Geh. Rath Dr. Firnhaber[2]) war Nassau der erste deutsche Staat, in welchem die Simultan-Volksschule gesetzlich ein- und consequent durchgeführt worden ist. Auch hatte sie ohne Zweifel in dem aus 24 verschiedenen Territorien zusammengesetzten Staate mit aus drei Confessionen gemischter Bevölkerung eine wenigstens relative Berechtigung. Katholiken und Evangelische lebten damals nicht blos in Frieden, sondern in inniger Gemeinschaft mit einander, und unter Umständen fungirten ihre Geistlichen gemeinsam, ja selbst die beiden ersten Bischöfe von Limburg, Brand und Bausch, waren von diesem Geist des confessionellen Friedens durchdrungen. Auch die Schulaufsicht gestaltete sich interconfessionell. Evangelische Schulinspectoren — durchgängig Geistliche — visitirten katholische Schulen und umgekehrt. Für die Unterclassen der Volksschulen war ein allgemeiner, aber doch christlicher Religionsunterricht eingeführt, und die künftigen Lehrer

[1]) Der didaktische Materialismus von Fr. Wilh. Dörpfeld, Rector. Gütersloh 1879, recensirt im Bew. d. Glaubens Juli 1880.

[2]) Vergl. Firnhaber, Geh. Rath Dr. C. G.: Die Nassau'sche Simultan-Volksschule, rec. im Bew. des Glaubens. Mai 1884. S. 104.

wurden ohne Unterschied der Confession in dem Seminar zu Idstein gebildet. Das Alles geschah Jahre, fast Jahrzehnte hindurch ohne Anstoß und Widerspruch. Aber auch in Nassau ging die neu eintretende confessionelle Strömung nicht spurlos vorüber. Die Simultanschule konnte das Hervortreten des confessionellen Gegensatzes nicht verhindern. Gegenwärtig ist die Theilung des Simultan-Seminars vollzogen, die Inspection mehr nach der Confession gesondert, und der allgemeine Religionsunterricht beseitigt. Wir können den oben geschilderten Zustand höchstens als ein vorübergehendes nothwendiges Uebel ansehen und hoffen, daß ein solcher Wirrwar niemals wiederkehren werde. Was in Nassau der Vergangenheit angehört, steht in Baden noch in voller Blüthe, indem daselbst durch Staatsgesetz die confessional gemischte Schule seit 1876 obligatorisch geworden ist[1]). In den Rheinprovinzen scheint der Kampf auf diesem Gebiete noch nicht beendigt zu sein. In erster Linie unter den Förderern der Simultanschulen stehen die städtischen Behörden, welche in liberalem Eifer und zum Theil in der wohlmeinenden Absicht, dadurch confessionellen Frieden zu stiften, die Aufhebung der confessionell getrennten Schulen betreiben. Dabei wissen sie sich von der öffentlichen Meinung geschützt und begünstigt, während das Cultus-Ministerium bis jetzt fast bei jedem Wechsel der dirigirenden Persönlichkeiten auch seinen Standpunkt geändert hat. Noch steht in der preußischen Verfassungsurkunde § 24 mit seinem klaren Ausspruche: „Bei der Errichtung der öffentlichen Volksschulen sind die confessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen.“ Daß aber dieser Paragraph nicht von den Fluthen des Liberalismus fortgerissen werde, dazu bedarf es des kräftigsten Zeugens und Wirkens, und die Rheinprovinz ist — Gott sei Dank! nicht arm an Männern, die das Wächteramt zu üben wissen, allen voran an Eifer und Kraft Pastor Zillessen in Orsoy.

Mit den confessionellen Verhältnissen steht die Inspection über die Volksschule in engem Zusammenhang. Das Neueste darüber findet sich in der „Denkschrift des zweiten Evangelischen Schul-Congresses zu Kassel“[2]). Unter vielen hochwichtigen Fragen der Gegenwart kam auch die Schulaufsichts-Frage auf die Tagesordnung. In dem vom Pastor Zillessen über den Gegenstand gehaltenen gründlichen Vortrag sprach der Redner den Grundsatz aus, daß bei der Schulaufsicht alle Schulinteressenten in gebührender Weise vertreten sein müßten: die Eltern, die bürgerliche und kirchliche Gemeinde, der Lehrerstand und der Staat. Dabei kämpft er gegen die Staats- und Kirchen-Allgewalt in

[1]) Das Ausführliche darüber siehe in dem „Mahnruf an unsere Zeit“ von R. Schmid. München 1880.

[2]) Vergl. „Bew. des Glaubens“, Mai 1884, S. 104.

Schulangelegenheiten und für eine würdige Stellung der Lehrer im Schulorganismus. Jedenfalls müsse auch der Kirche der ihr gebührende Einfluß in allen Organen der Schulleitung gewahrt bleiben. Die staatliche Local-Inspection, wie sie jetzt in Preußen bestehe, sei zu beseitigen.

Von älterem Datum — Febr. 1872 — sind die Mittheilungen, die uns über die Schul-Inspection aus der Provinz Hannover vorliegen. Bis zu dem genannten Zeitpunkte war es der Superintendent, der als Organ des Kirchenregiments, nicht als Staatsdiener, welcher die Bezirks-Inspection, und der Pastor, welcher damals noch nicht gewohnt war, sich königl. preußischer, sondern einfach evangel. lutherischer Pastor zu nennen, der als Hirt seiner Gemeinde auch das Localaufsichtsrecht ausübte. Da rief die von dem früheren Cultusminister v. Mühler eingebrachte Gesetzesvorlage über die Uebertragung der Schulaufsicht auf den Staat eine große und tief eingehende Bewegung im ganzen Lande hervor. Weil das Volk den Segen einer innigen Verbindung zwischen Kirche und Schule erkannt und erfahren hatte, mußte ein so rücksichtslos die alten Einrichtungen antastender Gesetzentwurf bei allen tiefer Blickenden neben Entrüstung und Betrübniß auch den Entschluß erwecken, mit allen Mitteln, die Gottes Wort gestattet, dagegen anzukämpfen. — Ein Ausschuß von 15 Geistlichen verfaßte drei Petitionen an den König, an das Herren- und an das Abgeordnetenhaus, in denen darauf hingewiesen wurde, „daß die preußische Volksschule ausdrücklich als nicht minder der Kirche, wie dem Staate zugehörig anerkannt sei, und daß das in Aussicht stehende Gesetz nur dazu beitragen könne, „die christliche Volksschule von dem Grunde, auf dem sie gewachsen ist, und der sie noch heute trägt, hinwegzuheben". Obgleich sich fast alle Gemeinden in Hannover mit großer Entschiedenheit zu dem Inhalt der Petitionen bekannten, so wurde doch von Mühlers Nachfolger Dr. Falk erklärt, daß er das eingebrachte Schulaufsichtsgesetz aufrecht erhalte. So wurde denn die Kirchlichkeit der Schule der hohen Politik geopfert, und den Freunden der Kirche blieb nichts übrig, als zu harren und zu beten [1]). Noch trauriger steht es in Baiern und namentlich in der Stadt Nürnberg, von welcher Luther sagte: „Nürnberg leuchtet wahrlich in ganz Deutschland, wie die Sonne unter Mond und Sternen." Ueber die dort herrschenden Zustände berichtet ein Laie, dem die Noth der Kirche zu Herzen ging: „In Gostendorf, einer Vorstadt, die zur Kirchgemeinde St. Leonhard gehört, ist ein römisch-katholischer Inspector sowohl über die protestantische Confessionsschule, als über die Simultanschule gestellt, der die protestantischen und Simultan-Schullehrer zu prüfen hat. Protestan-

[1]) Vergl. die Allgem. Ev. Luth. Kirchenzeitung 1872, Nr. 6.

Digitized by Google

tische Geistliche sind nun mit den gänzlich einflußlosen Bezirksschul-Inspectorstellen betraut."

Da aber dem Verfasser nur die Zustände im Königreich Sachsen näher bekannt sind, und er selbst in der Schulsache, wenn auch nicht officiell, mitgewirkt hat, so muß er sich auf die Darstellung der sächsischen Verhältnisse beschränken. Im Jahre 1869 erging von ihm „ein Friedenswort an die Lehrer Sachsens", in dem denselben an's Herz gelegt wurde, „wie fein und lieblich es sei, daß Brüder — hier Prediger und Lehrer — einträchtig bei einander wohnen". — Das Friedenswort blieb nicht ohne erfreulichen Erfolg. Zunächst luden die benachbarten Lehrer-Conferenzen den Verfasser zu einer gemeinsamen Besprechung ein, in welcher die Punkte festgesetzt wurden, welche an das Königl. Ministerium des Cultus und des öffentlichen Unterrichts gebracht werden sollten, während eine darauf bezügliche Petition von den Vertretern der Lehrer-Conferenzen selbst abgefaßt wurde. In dieser Petition wurden besonders folgende Punkte betont:

1) Fortbestand der Confessional-Schulen und die Ertheilung des Religionsunterrichts in den evangelisch-lutherischen Volksschulen nach der Bibel und dem Lutherischen Katechismus.
2) Die Gewährung eines gebührenden Antheils an der Leitung der Schule von Seiten der Lehrer, als der natürlichen Vertreter derselben.
3) Die Organisation eines Ortsschulvorstandes, zu welchen ein bez. mehrere Lehrer, als vollständig mit den übrigen Mitgliedern gleichberechtigt, hinzuzuziehen sind, und in welchem dem geistlichen Localschul-Inspector der Vorsitz gebührt.
4) Die Localaufsicht des Ortspfarrers über die Schule, und zwar über den Unterricht in allen Lehrfächern und über die Disciplin.
5) Die Organisation einer Districts-Schulinspection, bestehend aus einem Geistlichen (dem Superintendenten) und einem pädagogisch gebildeten und geübten Manne.
6) Die Anstellung eines praktisch bewährten Pädagogen (also Geistliche nicht ausgeschlossen) als Schulrath bei jeder Kreisdirection und dem Unterrichts-Ministerio.

Neben diesen Hauptpunkten wurde die Einrichtung von Diöcesanschulversammlungen und Landesschul-Synoden dringend empfohlen.

Am Schluß folgt noch eine Reihe von Wünschen, welche sich auf die innere Organisation der Schule, auf Gehaltserhöhung, so wie die Versorgung der Wittwen und Waisen beziehen.

Diese Petition, zu der sich ca. 570 Lehrer aus verschiedenen

Digitized by Google

Theilen des Landes bekannt haben, wurde dem Königlichen Ministerio von dem Verfasser zugleich mit einer besonderen Denkschrift überreicht. In Bezug auf den letzten Punkt — betr. die bessere Situirung der Lehrer — wurde bei der Ueberreichung erklärt, „daß die unterzeichneten Lehrer ihr treues Stehen und Halten zur Kirche zwar nicht von der Gewährung ihrer Bitten abhängig machen, wohl aber ihr schweres und verantwortungsvolles Amt mit um so größerer Freudigkeit und Hingebung treiben würden, wenn sie sähen, daß die höchsten Pfleger und Hüter der Kirche auch den Arbeitern im Weinberge der Schule vertrauensvoll eine freiere Stellung gewährten und sie zugleich von drückenden materiellen Sorgen zu befreien suchten." —

Wenn auch bei der kirchenfreundlichen Gesinnung unserer höchsten Behörden zu erwarten stand, daß sie aus freiem Antriebe der Kirche geben würden, was ihr gebührt, so ist es doch hocherfreulich, daß in dem „Gesetz, das Volksschulwesen betreffend vom 26. April 1873" im Ganzen den Wünschen und Bitten der wohlgesinnten Lehrer Rechnung getragen worden ist. Wir heben nur einige Punkte hervor: 1) Der Religionsunterricht ist als ein confessioneller unter Aufsicht der kirchlichen Behörden zu ertheilen, mit dem Zusatz der conservativen Fraction der Abgeordneten: „Die Simultanschule ist der Uebergang zur confessionslosen Schule" (und von da ist nur ein Schritt zur religionslosen). 3) Da unsere Schule eine confessionelle ist, so müssen auch für alle Fächer nur Lehrer ihrer Confession angestellt werden. 4) Der Geistliche der Parochie bleibt als solcher der Localinspector für alle Schulen, an welchen nicht sechs Lehrer wirken, und kein besonderer Director angestellt ist. — In Bezug auf die besonderen Aufgaben, welche der Kirche und Schule als solcher zufallen, wird das treffende Wort eines namhaften Kirchenrechtslehrers angeführt: „Die Volksschule soll die Kinder nicht blos zu verständigen Menschen heranbilden, sondern auch die Saat des Glaubens in die Herzen der Kinder ausstreuen und sie zu jeder Tugend stärken. Gehört in jenen Dingen dem Staate das entscheidende Wort und die erste Sorge, so hat in diesen die Kirche das Meiste und Beste zu leisten. Wie Vater und Mutter die häusliche Erziehung gemeinsam leiten, so haben Staat und Kirche gemeinsam die öffentliche Erziehung der Volksschule zu pflegen; die schroffe Trennung und Spaltung der staatlichen Einwirkung und der kirchlichen Sorge würde zerreißen, was nach Gottes Ordnung zusammengehört."

Auch die Betheiligung eines pädagogisch gebildeten und geübten Mannes an der Districts-Schulinspection und eines Schulraths mit Sitz und Stimme in dem Cultusministerio ist gesetzlich verordnet worden, aber, gegen den Wunsch der Petenten, mit Ausschluß solcher, die mit einem geistlichen Amte betraut sind.

Digitized by Google

Außerdem ist noch zu bemerken, daß, wenn nach dem Schulgesetz — Ausf.-Verordnung § 61 — jede Schule innerhalb eines zweijährigen Zeitraums nur einmal besucht werden soll, das offenbar nicht hinreichend ist, zumal wenn die Herren noch seltener revidiren und sich dabei nicht einmal mit dem geistlichen Local-Schulinspector besprechen, der doch nicht blos die Leistungen, sondern auch die Führung der Lehrer auf's Genaueste kennt und zugleich über die Zustände in der Schulgemeinde die sicherste Auskunft ertheilen kann. Endlich wurden für die Oberclasse von den ihr gewährten 20 wöchentlichen Lehrstunden 6 für den Religionsunterricht beansprucht, aber leider nur 4 Stunden gewährt, in welchen das vorgesteckte Ziel nur schwer erreicht werden kann.

Die in den sächsischen Volksschulen eingeführten Lesebücher sind von erfahrenen und sachkundigen Schulrectoren herausgegeben und bieten in acht, den acht Schuljahren entsprechenden Theilen durchaus Brauchbares und dem jungen Verständniß Angemessenes. Die Herausgeber waren bestrebt, nur mustergültige Darstellungen aufzunehmen und dem realen Elemente ein ideales an die Seite zu stellen, wofür die Freunde der Volksschule ihnen den wärmsten Dank auszusprechen haben.

Was nun speciell das Walten des Lehrers in der Schule betrifft, so sagt der mehrfach erwähnte Prof. Dr. von Zezschwitz in seinem „Lehrbuch der Pädagogik" — S. 262 —: „Der Lehrer auf dem Lande genießt den unvergleichlichen Vorzug, Alleinherrscher zu sein in seinem Reiche, und wie ein Hausvater und Herr über die ganze Kinderschaar zu walten. Beseelt ihn dabei die rechte Liebe, welche Mittel stehen ihm dann zu Gebote, seine Schule zu einer Heimath froher, wetteifernder Kinder zu machen." Vorausgesetzt wird dabei allerdings das rechte Einverständniß zwischen dem Geistlichen und dem Lehrer der Gemeinde, welches sich erst da ergiebt, wo diese, wie Einer des Anderen Gehilfe, sich hirtenfreundlich, seelsorgend für Jung und Alt einander die Hand reichen. In demselben Geiste will ein alter Freund des Verfassers[1]) die Lehrer sogar zur Geistlichkeit gezählt wissen. Dieser wohlgemeinte Wunsch könnte sich freilich nur an den Kirchschullehrern erfüllen, die ja den liturgischen Gottesdienst zu leiten und in vorkommenden Fällen den Prediger zu vertreten haben.

In summa soll es so sein, wie der Verf. in seinem „Friedenswort an Sachsens Lehrer" gesagt hat: „Wir sollen den Lehrern sein Gehilfen ihrer Freude, Mitarbeitende, Mittragende, Kämpfende und Leidende. Wir sollen, getrieben vom Friedensgeiste Gottes, in Eintracht und Liebe die Großen und die Kleinen neben einander

[1]) Rudolph Schmid in Jena in seinem schon oben erwähnten „Mahnruf an unsere Zeit", in welchem besonders auch das Verhältniß der Schule zur Kirche eingehend behandelt wird.

Digitized by Google

weiden zu ihrem zeitlichen und ewigen Heile." Ein hochgestellter Geistlicher, der ein warmes Herz für die Lehrerwelt hat, rief zur Zeit der Neugestaltung des sächsischen Volksschulwesens seinen Amtsbrüdern zu: „Hütet euch, daß euch die Lehrer einmal nicht nachsagen: Ihr habt uns aus der Kirche hinausgetrieben!" Eben so muß aber aber auch denen, in deren Hand der Herr die Entscheidung über die Zukunft der Kirche und Schule gelegt hat, zugerufen werden: „Hütet euch, die Geistlichen aus der Schule hinauszunöthigen; denn es lauern mächtige Feinde vor der Thür, denen nur unitis viribus, durch das evangelische Pfarramt und das evangelische Schulamt in innigster Verbindung, Widerstand geleistet werden kann!"

Sowohl der in der Volksschule herrschende Geist, als die Leistungen derselben sind besonders durch den Charakter der Schullehrer-Bildungsanstalten, der Seminarien bedingt. Es ist bekannt, aus welchen Elementen in früheren Zeiten der Lehrerstand zusammengesetzt war. Die Dorfschullehrerstellen waren in der Regel durch herabgekommene Gemeindeglieder, Handwerker oder invalide Militärpersonen und dergl. besetzt. Bei den Landbewohnern herrschte der Grundsatz: „Was nicht zum Pfluge taugt, das taugt immer noch für den Lehrstand." Zugleich nährte sich die Volksschule auch von den Abfällen der Gymnasien. Schüler, die wegen Mangel an Subsistenzmitteln oder wegen innerer Dürftigkeit es nicht zum Abiturienten-Examen für die Universität bringen konnten, begnügten sich mit einer Schulmeisterstelle [1]). Diese traurigen Zustände hatten schon A. H. Francke, diesen gewaltigen Bahnbrecher auf allen Gebieten des Erziehungswesens, veranlaßt, schon im Jahre 1696 ein Lehrer-Seminarium für die mit dem Waisenhause verbundenen Bürgerschulen zu gründen, neben welchem im Jahre 1707 ein Seminarium selectum für höhere Unterrichtsstufen eingerichtet wurde, zu welchem die Tüchtigsten aus dem allgemeinen Seminar ausgewählt wurden. Diese Anstalten beschränkten sich aber auf das Gebiet des Waisenhauses und fanden zunächst keine weitere Nachfolge. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts machte sich das unumgängliche Bedürfniß geltend, besondere Anstalten für die Bildung von Volksschullehrern in's Leben zu rufen, wie solches in Basedow's Methodenbuch (1771) dargelegt wird. Besonders war es der märkische Freiherr von Rochow auf Rekahn, der, zwar beherrscht vom Geiste der Aufklärungskrankheit seiner Zeit, doch nicht aus Vernunftdünkel die Hand an's Werk legte, sondern weil ihn wahres Mitgefühl für den ohnmächtig gefesselten Löwen „Volkskraft" zu Versuchen durchgreifender Hilfe

---

[1]) Vergl. die Schullehrer-Bildungsanstalten Deutschlands von Dr. Eisenlohr. Stuttgart 1840.

Digitized by Google

trieb [1]). Seine Stellung zur Sache erkennen wir aus seinen eigenen Worten in der Vorrede zu der Beschreibung der Rekahn'schen Schuleinrichtung von Rieman (1781): „Es ist das einzig Nothwendige, daß ein zweckmäßiges Volksschullehrer-Seminarium angelegt werde, worin christlich gesinnte, geschickte junge Männer auf Kosten des Staates von einem musterhaft christlichen, das ist edel denkenden Manne zu Volkslehrern gebildet und somit die Millionen des Volks durch Aufklärung zu Gott geführt und durch bessere Erkenntniß für Erde und Himmel tüchtig gemacht werden." In ähnlichem Geiste sorgte der berühmte Graf Schlabernborf, wie ihm in Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten nachgerühmt wird, für die gute Sache, indem er dem evangelischen Seminar zu Breslau auf eine Reihe von Jahren eine Präbende von 1250 Reichsthalern bezahlte und außerdem 100,000 Thaler zu einem anderen Seminar in Schlesien vermachte, wobei er sagte: „Ein Volkslehrer-Seminar ist mir unter Allem das Theuerste." Mit welchem Interesse und welch' aufopfernder Thätigkeit Gottfr. Herder die Gründung von Seminarien betrieb, ist aus seinen nachgelassenen Schriften ersichtlich. — In Folge einer solchen in Deutschland allgemein verbreiteten Stimmung sehen wir um diese Zeit theils durch die Fürsorge edel denkender Fürsten — wir nennen nur Friedrich d. Gr., Ernst den Frommen, Karl August von Weimar und Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin — so wie durch Opfer von hochstehenden Privatpersonen eine große Reihe von Seminarien entstehen, welche sich meist noch heute einer hohen Blüthe erfreuen. Von 1748 bis 1800 waren in Norddeutschland schon 24 Seminare gegründet, während in Bezug auf Rührigkeit auf diesem Boden Süddeutschland hinter dem Norden weit zurückblieb.

Die Seminare waren im Anfange freilich sehr unvollkommene und ungenügende Institute, in der Regel nicht selbständig, sondern nur Anhängsel anderer Anstalten. Wo ein Gymnasium bestand, in dessen Mitte man mehrere Lehrer fähig und geneigt fand, Schullehrerzöglingen einigen Nebenunterricht zu ertheilen, da erhielten dieselben durch dürftigen Unterricht in der Pädagogik, Katechetik und Musik noch einen Zusatz zu der gewöhnlichen Gymnasialbildung. Daneben beschäftigten sie sich mit Privatunterricht, der ihnen in Verbindung mit dem Currend-Singen den Lebensunterhalt verschaffen mußte. Hier war das Ergreifen des Schulfachs nur ein Mittel der Verzweiflung für solche, die nicht höher streben konnten. Anderswo waren die Seminarien mit Waisenhäusern, Real- und Armenschulen verbunden, aus deren Cötus man die tüchtigsten Schüler auswählte, um sie den seminaristischen

[1]) Vgl. v. Zezschwitz, Lehrbuch der Pädagogik — § 204.

Digitized by Google

Studien und Übungen zuzuführen. So hatte z. B. Friedrich d. Gr. den schon oben erwähnten Schüler A. H. Francke's — Hecker — beauftragt, ein Lehrer-Seminar mit der Realschule zu verbinden, wobei er die Forderung stellte, daß die Zöglinge zugleich in der Pflege des Maulbeerbaums und der Seidenspinnerei geübt werden sollten, um unter Umständen ganz bei diesem Fach zu bleiben.

Unsere Aufgabe ist es nicht, die Entwickelung des Seminariums nach allen Seiten hin zu verfolgen; wir haben es zunächst nur mit der sittlich-religiösen Aufgabe und ihrer Stellung zur Kirche zu thun. Wir beginnen mit dem Wort eines der bedeutendsten Pädagogen unserer Zeit[1]): „Tüchtige Volksschullehrer sind Volkskleinodien und zwar lebendige, keine todte.“ Diesem Wort ist von Herzen beizustimmen; wir haben in dem Volksschullehrer ein wichtiges Werkzeug Gottes zu erkennen, durch welches das leibliche und besonders das geistige Wohl der Mit- und Nachwelt gefördert wird.“ Was hier nur summarisch gesagt ist, hat der Kirchenrath Dr. Wildenhahn bei der Einweihung des Bautzner Seminars Nostitianum in seiner Ansprache weiter ausgeführt. Er knüpfte seine Rede an das Wort Jac. 3, 1, „Unterwinde sich nicht Jedermann, Lehrer zu sein!“, welches das Hauptportal des Hauses als Ueberschrift trägt, und sprach: „Wir wollen keine Lehrer, welche am Bau des Gottesreichs mehr als Störer, denn als Förderer der Arbeit erfunden werden. Wir wollen keine Lehrer, wie etwa J. J. Rousseau war, der aller Welt Unterricht gab in Lehre und der Erziehung der Kinder und seine eigenen Kinder ins Findelhaus schickte. Wir wollen keine Lehrer, etwa wie Basedow war, der den Menschen zum Weltbürger bilden wollte und dabei den Christen austrieb und die Scham und Scheu aus dem Auge und der Wange seiner Zöglinge systematisch wegdocirte. Wir wollen keine Lehrer, welche in das Volk hineinpredigen zum Hohne unseres theuren Luther: „Essen und Trinken thuts freilich und thuts ganz allein, und das Wort Gottes ist eitel Thorheit.“ Für alle solche soll das Wort über unseres Hauses Thür ein Schreckenswort werden, das wie ein Gericht Gottes wiedertönt in das bethörte Herz und in das finstere Gewissen und dem unberufenen Zudringling das Wort: Weg von hinnen! noch zur rechten Zeit zuruft. Dagegen soll das Wort ein ermunternder Gruß sein für Alle, die mit gesunder Seele und gesundem Leibe eintreten und die Kinder lieben, weil sie Lieblinge des Heilandes sind, und um sie selig zu machen durch das Wort Gottes!“ [2])

---

[1]) Vergl. das Schullehrer-Seminar zu Ludwigslust von C. W. Seltin, Director — Schwerin 1835.

[2]) Diese trefflichen Worte sind abgekürzt abgedruckt aus dem Werke „das landständische Seminar zu Bautzen“ vom Dir. J. G. W. Leuner — Bautzen 1867.

191

Unter den dem Verfasser näher bekannten nichtsächsischen Seminarien ist das am 5. Mai 1794 zu Weißenfels eröffnete und seit 1822 von Wilh. Harnisch im besten Geiste verwaltete Seminar am meisten bekannt. Der nun Heimgegangene hat sich schon durch seine „Entwürfe und Stoffe zu Unterredungen über Luther's kleinen Katechismus“ in der Lehrerwelt einen Namen gemacht. Zugleich ist sein Werk über das Weißenfelser Seminar, als ein Beitrag zur Geschichte der Seminarien, der Volksschulen und der Taubstummenanstalten sehr gründlich und ausführlich und kann als Spiegel aller verwandten Anstalten dienen. Schon seine allgemeinen Anschauungen über die Seminarerziehung sind maßgebend: „Die Seminarbildung ist nicht blos ein Weg ins Schulamt, sondern der Weg.“ — „Ein Seminar soll ein großes Vaterhaus sein, und die Seminaristen in diesem Hause nicht blos kalt beschult oder klüglich beaufsichtigt, sondern väterlich und mütterlich gepflegt und erzogen werden.“ — „Das edelste, das rechte Schullehrerleben ist da, wo der Lehrer die für die Seinen ansieht, die der Herr ihm zur Unterweisung und Erziehung anvertraut hat. So lebte Christus den Seinen.“ In diesen Aussprüchen begegnet sich unser Pädagog mit dem Professor von Zezschwitz: „Man setze an die verantwortungsreichen Stellen von Seminardirectoren Männer, die es verstehen, den Internaten eine Lebensform zu geben, daß die, welche von der Anstalt in ihren Beruf übergehen, aus derselben, wie aus einer theuer und lieb gewordenen Lebensheimath scheiden.“ — Dieses führt uns zu der Frage nach dem Werthe des Internats. Harnisch sagt darüber: „Das Leben in einer geschlossenen Anstalt hat sein Gutes, wie sein Böses. Zu Letzterem gehört, daß die Seminaristen in den Formen des geselligen Lebens leicht zurückbleiben, wenn gleich auch die Anstalt bemüht ist, hierin das Nöthige zu thun.“ Aehnlich sind die Ansichten der Württemberger Directoren[1]). Ihre Berichte sind voll der bittersten Klagen über das Verderbliche der Externat-Einrichtung. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß das Zerstreutwohnen der Jünglinge an sich Vortheile haben könnte, wenn in den Häusern Alles so wäre, wie es sein sollte. Es bildet sich ein gewisser, für die Erziehung nicht eben sehr wohlthätiger Corpsgeist gewöhnlich in Seminaren erst durch das Zusammenwohnen aus; allein die Nachtheile, welche das Zusammenwohnen leicht verursachen könnte, kommen gegen die Vortheile des Internats gar nicht in Betracht. Auch die hie und da getroffene Einrichtung, daß nur die Zöglinge der unteren Classen dem Internat angehören, während die Genossen der oberen Abtheilungen zerstreut wohnen, ist nicht anzurathen, weil die Versuchungen, welche die Externen bedrohen, gerade für die älteren

[1]) Vergl. Denkschrift zur Eröffnung des evangelischen Schullehrer-Seminars in Nagold vom Dir. Pfistner. Stuttgart 1881.

Zöglinge die gefährlichsten sind. Zugleich bietet das Internat noch manche segensreiche Einwirkungen auf die Jugend: es kann die Theilnahme an den öffentlichen Gottesdiensten von den Inspectoren leichter überwacht werden, sämmtliche Seminaristen haben den regelmäßigen Morgen- und Abendandachten beizuwohnen und sind auch während der Freistunden unter steter Aufsicht. Sehr nachahmungswerth sind auch die in Weißenfels von Harnisch eingerichteten Abendunterhaltungen, welche unter Theilnahme befreundeter Familien alle 4 bis 6 Wochen abgehalten wurden. Sie bestanden in Gesang, Instrumentalmusik, Declamiren, Räthselaufgaben u. dergl., wobei die beiwohnenden Lehrer Ernst und Scherz auf angemessene Weise zu verbinden wußten. In Bezug auf die geistliche Pflege der Anstalt ist noch zu erwähnen, daß außer den regelmäßigen Andachten bei Beginn und Schluß der Schule auch ein feierlicher Wochen- und Monatsschluß statt fand, der von dem Director selbst abgehalten wurde und mit einer besonders componirten Liturgie verbunden war. Singen und Beten aber allein thut's noch nicht; das Christenthum muß auch praktisch geübt werden. Dazu diente zunächst die gegenseitige Krankenpflege der Seminaristen, welche nicht blos der Ersparniß wegen eingerichtet war, sondern besonders darum, weil Lehrer und Erzieher das Pflegen der Schwachen verstehen muß, wenn er ein guter Hirte sein will. Außerdem hat schon mancher Kranke durch seinen Pfleger, und mancher Pfleger durch seinen Kranken etwas für sein inneres Leben gewonnen. Aus gleichem Grunde wurde auch die Taubstummenpflege von den Seminaristen geübt, wozu ein besonderer Taubstummenlehrer angestellt war, der die Zöglinge zu solcher Pflege einzuüben hatte[1]).

Eine feierliche Entlassung der scheidenden Zöglinge und Lehrer dürfte wohl bei keinem Seminarium fehlen. Aber ganz besonders würdig und erhebend war dieselbe in Weißenfels. Aus mehreren uns vorliegenden Dispositionen von Abschiedsreden heben wir nur die hervor, welche beim Abgange Fr. Ludwig Jahns vom Director Harnisch am 28. März 1827 gehalten wurde. An den Text 5. Mos. 28, 6: „Gesegnet wirst du sein, wenn du eingehest, gesegnet wenn du ausgehest" — knüpfte der Redner das Wort: „Der Ausgang unseres Freundes aus dieser Anstalt und sein Eingang in eine andere wird gesegnet sein, da er hier seinen hohen Beruf kennen gelernt und lieb gewonnen hat, und wir mit ihm einen Herrn haben, der uns ferner verbindet, wenn gleich er in einen anderen Staat geht." Dieser Staat ist unser liebes Sachsen-

[1]) Vergl. die Schrift „Frisches und Firmes zu Rath und That" von W. Harnisch. Eisleben 1835. Außerdem dürfte desselben Verfassers: das Weißenfelser Seminar und seine Hilfsanstalten in keiner Seminar-Bibliothek fehlen.

land, und die Anstalt, an welcher der namhafte Pädagog als erster Director von 1827 bis 1832 mit großem Segen wirkte, das „Freiherrlich von Fletcher'sche Lehrerseminar", jetzt in Neustadt-Dresden. Wenn gerade von dieser Anstalt einiges Nähere berichtet wird, so hat das seinen Grund darin, daß dieselbe dem Verfasser am nächsten liegt, und er mit dem Geiste dieses Seminars am meisten vertraut ist, wie er denn auch einen Pflegling der Hosterwitzer Waisen-Colonie der seit dem Jahre 1861 bis auf den heutigen Tag trefflich verwalteten Anstalt anvertraut hat. Fern sei es, daß dadurch die zahlreichen übrigen Seminarien irgendwie in Schatten gestellt werden sollten. Stehen doch Sachsens Bildungsanstalten, namentlich seine Seminare, bei allen Stammesgenossen in hohem Ansehen, wie denn auch der oben erwähnte württemberg'sche Pfarrer Dr. Eisenlohr von den nordischen Seminaren sagt: „Nur mit großer Hochachtung kann ich mich der vielen wackeren und tüchtigen Männer, die ich auf dem Felde des Schulwesens und der Schullehrerbildung arbeitend gefunden habe, erinnern. Ich habe namentlich unter den Seminar-Directoren nach Geist, Kenntnissen und, was ich besonders hervorheben möchte, nach damit sich verbindender pädagogischer Bildung ganz ausgezeichnete Männer kennen gelernt." —

Das Festprogramm bei Gelegenheit des funfzigjährigen Jubiläums der Anstalt läßt uns einen Blick in die Geschichte der Gründung und des reich gesegneten Fortgangs derselben thun. — Die Freifrau Fr. Chr. Elisabeth von Fletcher hat unter dem 23. Mai des Jahres 1769 ein Capital von 40,000 Thalern zur Errichtung eines Schullehrerseminars bestimmt für den Fall, daß ihre einzige Tochter, Johanne Friederike, keine ehelichen Leibeserben hinterlassen sollte. Diese Tochter, später mit dem Reichsgrafen Heinrich XXXVIII. Reuß vermählt, starb kinderlos am 28. Juni 1815. So hätte nun die Stiftung in's Leben treten und die beabsichtigte Anstalt eröffnet werden können. Da aber in Folge des Friedensabschlusses vom 18. Mai ein Theil Sachsens an Preußen abgetreten werden mußte, und der preußische Staat einen Theil des Stiftungscapitals in Anspruch nahm, so entstanden lange Verhandlungen zwischen beiden Regierungen, bis endlich die schiedsrichterliche Entscheidung eines auswärtigen Spruchcollegii zu Gunsten Sachsens ausfiel. So erfolgte die Eröffnung der Anstalt erst am 1. November 1825, und zwar durch den Cabinetsminister Graf Detlev von Einsiedel, der sich durch seine Opferwilligkeit und hingebende Treue den Namen eines zweiten Stifters der Anstalt erworben hat. In der Eröffnungsrede gedachte der Graf vor Allem der frommen Stifterin, in deren Testamente es lautete: „Sie hinterlasse ihr Vermögen ihrer Tochter in der Hoffnung, daß sie es zu Gottes Ehre und zur Beförderung ihrer und ihres Nächsten wahren

Wohlfahrt anwenden würde. Sie habe schon oft im Stillen ihre Betrachtung gehabt und sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Erziehung tüchtiger und redlicher Schullehrer eines der unentbehrlichsten und ersten Mittel zur Beförderung und Wohlfahrt eines Landes sei." Der Wunsch der erlauchten Stifterin ist nun erfüllt. Graf Detlev von Einsiedel legte in Gottes Namen die Hand an's Werk, und unter ihm und seinen Nachfolgern, welche alle tüchtige Werkzeuge in der Hand des Herrn gewesen sind, wurde die Anstalt aus einem Senfkorn ein weithin schattender Baum. Im Jahre 1825 wurde der Unterricht von dem Lehrer Andr. Suschke mit nur 9 Zöglingen begonnen, vier Wochen nach Eröffnung des Seminars trat die mit demselben verbundene „Freischule" in's Leben. Im Jahre 1846 wurde ein neues Seminargebäude errichtet, wozu Graf Einsiedel 10,000 Thaler spendete, im Jahre 1860 wurde ein großer Anbau hinzugefügt, was nur dadurch ermöglicht wurde, daß der hochherzige Administrator abermals einen Beitrag von 13,000 Thalern gewährte. Jetzt aber steht ein Prachtbau nicht mehr in der engen Freiberger Straße, sondern hinter einem schattigen Wald der Dresdener Neustadt, weit ab von dem Staub und dem Geräusch der Residenz, umgeben von weiten Räumen, auf denen sich die fröhliche Jugend tummelt. Statt des einen Lehrers im Jahre 1825 bestand das Lehrercollegium bei der Jubelfeier 1875 aus 12 Mitgliedern, statt der 9 Zöglinge, welche den ersten Unterricht erhielten, saßen 80 Schüler zu den Füßen ihrer Lehrer, während innerhalb der 50 verflossenen Jahre 602 Zöglinge Unterricht genossen haben. Gegenwärtig arbeiten in 6 Classen 12 Lehrer mit ca. 150 Zöglingen in einem Cursus von 6 Jahren. Was nützt aber einer Anstalt die Größe und Schönheit der Gebäude und die Zahl der Schüler, wenn der rechte Baumeister und der unsichtbare Tempel fehlt, in welchem „der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Stärke, der Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn" (Jes. 11, 2) webt und waltet? Aber auch dafür hat der treue Gott Sorge getragen: von dem ersten Lehrer an bis auf den Mann, der heute noch als Wächter auf der Zinne steht, haben alle auf den Grund gebaut, der gelegt ist, und den Niemand anders legen kann, welcher ist Jesus Christus.

Nur mit wenigen Worten sei noch des ersten Lehrerinnen-Seminars gedacht, welches, im Herbst 1856 in der kleinen Stadt Callnberg bei Lichtenstein gegründet, am 1. Octbr. 1881 sein 25jähriges Jubiläum gefeiert hat. Der Gründer war der wenige Jahre nachher heimgegangene Fürst Otto Victor von Schönburg-Waldenburg. Nach allen Seiten hin Wohlthäter unserer Kirche, hatte er ein besonders warmes Herz für die Jugenderziehung, hatte sich schon früher mit mehreren namhaften Pädagogen in Ver-

Digitized by Google

bindung gesetzt und namentlich das Lehrer-Seminar in Waldenburg in's Leben gerufen, welches unter dem Directorat Fr. Wilh. Schütze's, früheren Lehrers am Fletcher'schen Seminar, zu einer hohen Blüthe gediehen ist. Auch das zu Droyßig bei Zeitz einige Jahre vor Callnberg gegründete Lehrerinnen-Seminar war ein Denkmal seiner hochherzigen Opferfreudigkeit, und der Lehrplan dieser Anstalt war bei der Organisation des zu gründenden Schwester-Instituts wenigstens zum Theil maßgebend, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß in Droyßig für die Ausbildung von Volkslehrerinnen und Erzieherinnen je eine besondere Abtheilung des Seminars mit einer entsprechenden Uebungsschule bestand, während Callnberg seine Zöglinge zugleich für beide Zwecke auszubilden suchen sollte. Als Director der zu gründenden Anstalt wurde der Verfasser dieses Artikels berufen, der 20 Jahre hindurch als Oberlehrer an der Ritter- und Domschule, später als Prediger und pädagogischer Mitarbeiter an dem adeligen Magdalenenstift in seiner Vaterstadt Altenburg gewirkt hatte. Zu Johannis 1856 zog der Berufene in das fertig gestellte und in jeder Beziehung reichlich ausgestattete Seminargebäude ein. Noch aber gab es Vieles zu überwinden, ehe die Anstalt eröffnet werden konnte. Zunächst mußte der zukünftige Director erst Schüler werden, ehe er das Katheder eines Seminars betreten konnte. War derselbe auch im Gymnasialfache nicht unerfahren, so fehlte ihm doch ein tieferer Einblick in die Aufgaben eines Seminars. Er verweilte deshalb einige Zeit in Waldenburg und Droyßig, um wenistens das Abc seminaristischer Pädagogik zu lernen. Zur lieben Arbeit aber kam ein sehr unliebsamer Kampf. Von vielen Seiten her ertönte der Ruf: „mulier taceat in ecclesia!" Mit offenem und geschlossenem Visir rückten besonders einzelne Lehrer gegen ihre zukünftigen Concurrentinnen in's Feld, und es mußte zunächst statt der Kelle das Schwert in die Hand genommen werden, um die Bahn frei zu machen. Aber nicht mit Worten, sondern nur durch die That konnten die Gegner überwunden werden. Man ging darum frisch an die Eröffnung des Hauses. Am 20. October hielt Herr Geh. Kirchen- und Schulrath Dr. Gilbert in Gegenwart des fürstlichen Stifters und seiner höheren Verwaltungsbeamten die Eröffnungsrede über das Evangelium von Martha und Maria (Luk. 10, 38—42) und zeigte, daß der zum Marthadienst bestimmten Frau der Mariendienst nicht verschlossen zu sein brauche, daß aber, wenn eine Lehrerin Mariendienst treibe, gewiß der Marthadienst nicht aufgegeben, sondern verklärt werden müsse. In der That lernt ein Weib beide Dienste nicht zu vereinigen, so drängt Alles dazu, die Ausbildung junger Mädchen zu Lehrerinnen aufzugeben. In warmem Gebete wurde hierauf die junge Anstalt dem Herrn an's Herz gelegt, und Er hat ihren Fortbau gesegnet über Bitten

und Verstehn. Gingen auch die Anmeldungen trotz aller Einleitung anfangs nur sehr spärlich ein, namentlich aus Sachsen, wo die Idee, junge Mädchen zu Lehrerinnen auszubilden, noch etwas Unerhörtes war, dennoch fand sich die festgesetzte Zahl von 20 Zöglingen ein, unter denen freilich nur 6 aus Sachsen waren, während die übrigen ihre Heimath in Preußen, Baiern, Hannover, Bernburg, Detmold und in den russischen Ostsee-Provinzen hatten. So blieb es eine Reihe von Jahren hindurch, so daß der hochselige König Johann, als er im Sommer 1860 die Anstalt mit seinem Besuch beehrte, außer dem grünweißen Bande die Farben fast aller deutschen Länder vorfand. Es war gewissermaßen ein Kleindeutschland, ein Abbild des großen einigen Deutschlands, von dem wir als Jünglinge geträumt hatten, und zu dem nun unser Vaterland durch Gottes gnädige Hilfe herangediehen ist. In späteren Jahren hat sich das Verhältniß etwas geändert: einmal mußte die Zahl der Aufzunehmenden etwas erhöht werden, dann traten die Töchter Sachsens mehr in den Vordergrund, weil das frühere Vorurtheil überwunden, und auch die Vorbereitungen zur Aufnahme-Prüfung gründlicher geworden waren, als in den ersten Jahren. Bei der Jubelfeier im Octbr. 1881 war die Gesammtzahl der Aufgenommenen 621, die Zahl der Entlassenen 411, von denen, so viel bekannt, 107 verheirathet oder verlobt und 18 gestorben sind. Der Bestand der zu dieser Zeit der Anstalt angehörigen Zöglinge war 53. Aus diesen Zahlen ist wenigstens so viel zu ersehen, daß 1) die Anstalt einem unabweisbaren Bedürfniß entgegengekommen ist, 2) daß mehr, als ein Viertel der Zöglinge auch auf diesem Wege den wahren Beruf des Weibes erreichen konnten, in dem sie als Gattinnen und Mütter den Maria- und Marthadienst auf das Schönste vereinigen konnten. Bei der ersten Entlassung geprüfter Zöglinge im Jahre 1860 erhob sich die berechtigte Frage, in welcher Weise dieselben am zweckmäßigsten zu verwenden seien. Se. Majestät der König Johann hatte bei seinem oben erwähnten Besuch der Behandlung eines Stoffes aus der vaterländischen Geschichte von Seiten einer reich begabten Jungfrau beigewohnt. Das veranlaßte den hohen Herrn, den Wunsch auszusprechen, es möchte derartigen Lehrerinnen ein Wirkungskreis in der Volksschule angewiesen werden. Möglicher Weise ist diese Aeußerung die Veranlassung gewesen, daß mehrere unserer entlassenen Zöglinge als Lehrerinnen in der Volksschule, selbst in der gemischten, berufen wurden. Nun wissen wir allerdings aus Erfahrung, daß einzelne Unterrichtszweige, z. B. Anschauungsunterricht, biblische Geschichte, Weltgeschichte, so weit die biographische Methode gefordert ist, Naturkunde und Verwandtes durch Lehrerinnen mit einem Geschick behandelt wird, wie es sich bei jüngeren Lehrern nur selten finden dürfte; dennoch scheint es nicht rathsam, den Lehrerinnen den Unterricht in größeren gemischten Classen anzuvertrauen. Die auszuübende Zucht erfordert

Digitized by Google

eine so große geistige und leibliche Anstrengung, daß sie entweder unter der Last zusammenbrechen, oder des feinen und sanften Wesens verlustig gehen, welches der schönste Schmuck einer Jungfrau ist. Eine Erzieherin gehört nach den gemachten Erfahrungen nur in die Familie oder in das weibliche Pensionat, wo ihr der Unterricht in der Religion, den Realien, in Musik, im Zeichnen und den neueren Sprachen getrost anvertraut werden kann. Hat doch der fürstliche Gründer des Seminars Callnberg bei seinem Unternehmen besonders auch den Zweck in's Auge gefaßt, daß mit den fremden Sprachen nicht zugleich fremdländisches Wesen in die deutschen Familien und Schulen verpflanzt werde, was besonders dann bedenklich ist, wenn die Lehrerinnen einer anderen, namentlich der katholischen Confession angehören. Das führt uns wieder zu unserer Hauptaufgabe zurück. Es gilt die Beantwortung der Frage: Ist auf dem gelegten Grunde mit treuer Hand rüstig fortgebaut worden? Nach dem Willen des Stifters sollte die ganze Anstalt eine christliche Familie bilden. Darum hat man sich von Anfang an nicht damit begnügt, daß die Zöglinge polizeilich zur Beobachtung der Hausgesetze angehalten wurden, sondern durch tägliche persönliche Zusprache in den Morgen- und Abendandachten sollte die innerliche Treue, das Gewissen vor Gott erweckt, und die schwesterlich dienende Liebe der Zöglinge unter einander als das lebendige Band der Vollkommenheit um alle Lehrende und Lernende, Erziehende und Zöglinge geschlungen werden. Und wir haben nicht umsonst gehofft, daß auf diese Weise eine Gemeinschaft erbaut werde, die über Raum und Zeit erhaben, auch über die Zeit hinaus sich erstreckte, welche die Zöglinge hier mit einander verbrachten. Wir haben nicht umsonst gehofft, daß ein geistlicher Verkehr auch dann zwischen Erzieher und Zöglingen bestehen bleiben würde, wo wir als Erzieher den Letzteren längst entbehrlich geworden. Noch heute sorgt Herr Dr. Vogel, seit Octbr. 1860 Director der Anstalt, durch das „Vergißmeinnicht", an die fernen Kinder Callnbergs gerichtet, mit unermüdlicher Treue dafür, daß „die Einigkeit im Geist" durch „das Band des Friedens" erhalten bleibe. In jeder Nummer des „Vergißmeinnicht" wird nicht blos über alle Vorkommnisse innerhalb der Anstalt Bericht erstattet, sondern es werden auch alle Stellen und Wohnungsveränderungen der weithin zerstreuten früheren Anstaltsgenossinnen mitgetheilt, damit sie sich jederzeit aufzufinden wissen. In demselben Geiste ist auch eine Stiftung entstanden, durch welche den alt und müde gewordenen Zöglingen ein möglichst sorgenloser Feierabend bereitet werden soll.

Dieses Alles wäre nicht durchführbar gewesen, wenn nicht neben andern treuen Mitarbeitern dem ersten Director seit dem Januar 1859, dem dritten Anstaltsjahr, der gegenwärtige Director, Herr Dr. Vogel, arbeitend und kämpfend zur Seite gestanden hätte.

Digitized by Google

Ihm war vom Herrn ein klarer Verstand und ein warmes Herz verliehen; zugleich stand er an pädagogischer Durchbildung und Organisationstalent hoch über dem ersten Director, der ihm hiermit seinen tiefst empfundenen Dank ausspricht für Alles, was er zur Ehre Gottes an der so reich gesegneten Anstalt gethan. Möge es ihm noch recht lange vergönnt sein, auf dem gelegten Grunde an dem gottgeweihten Tempel einer heranblühenden Jugend fortzubauen, der freilich hier nicht vollendet wird, sondern erst dort, wo der allmächtige Gott selbst ihr Tempel sein wird und das Lamm! Das walte Gott!

Digitized by Google

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band X. Heft 4.

Die Armenpflege,

deren

Geschichte und Reformbedürfnis.

Von

Heinrich Guth,
Pfarrer und Dekan in Grünstadt.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1885.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Die Vedas lassen die weise Krähe Buschanda dem Adlerträger Vischnus sagen, die denkbar schärfste Pein sei die Armut. Bunyan, der größte Allegoriker der Welt, sah in seiner Vision die Armut als „die Pfütze der Verzweiflung“, in welche gute Bücher bis in alle Ewigkeit ohne allen Erfolg hineingeworfen werden können. Carlyle nennt die Armut „die moderne Hölle“, vor welcher der moderne Engländer am meisten Furcht habe. Henry George gibt ihm Recht, denn die Armut ist „nicht blos Entbehrung, sie bedeutet Schande, Entwürdigung, das Versengen der empfindlichsten Teile unsrer moralischen und geistigen Natur, gleichsam wie mit glühendem Eisen, die Verneinung der stärksten Antriebe und der süßesten Gefühle, die Bloslegung der stärksten Lebensnerven. Du liebst dein Weib, du liebst deine Kinder; würde es aber nicht leichter sein, sie sterben als zu der bittern Not verdammt zu sehen, worin große Klassen aller hoch civilisierten Staaten leben? Der stärkste der Triebe ist der, mit welchem wir am Leben hängen, aber es ist in civilisierten Gesellschaften ein alltägliches Vorkommnis, daß Männer sich aus Furcht vor der Armut eine Kugel durch den Kopf schießen oder Gift nehmen“. Mirza Schaffy sagt von der Not der bitteren Armut:

Ein schlimmeres Unglück als der Tod
Der liebsten Menschen ist die Not.
Sie läßt nicht sterben und nicht leben,
Sie streift des Lebens Blüte ab,
Streift, was uns Lieblichstes gegeben,
Vom Herzen und Gemüte ab.

Dürfen diese Worte auf jede Armut angewendet werden? So viele Männer der Kunst und Wissenschaft, so viele große Wohlthäter der Menschheit sind durch die Schule der Armut gegangen —

Männer wie Homer, Shakspeare, Milton, Schiller, Kepler, Newton, Livingstone, Luther, A. H. Francke, Vincentius von Paulus. Ward die Entwicklung dieser Männer durch die Armut gehemmt und geschädigt? Wären sie für ihre eigene Person und für die Welt mehr geworden, wenn ihnen „die goldene Kette“ in früher Jugend gegeben worden wäre? Haben die Unrecht, welche die Armut gepriesen als die Erzieherin der Menschheit, als die Pflegerin eines besseren Lebens, als das Element der großen Geister?

Es ist eben ein Unterschied zwischen Armut und Armut. Etwas anders ist die vorübergehende Armut, etwas anders die von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende, anhaltende Armut. Jene läutert und stählt den Menschen, diese verdüstert und verbittert den Menschen und erzeugt sittliches Elend: Arbeitsscheu, Stumpfsinn, Verwilderung, Fühllosigkeit, Unmenschlichkeit. Wie die Arbeit im Schweiße des Angesichtes, so ist auch die vorübergehende Not eine pädagogische Ordnung Gottes. Es ist richtig, wenn Schopenhauer bemerkt: „Wie unser Leib auseinander platzen müßte, wenn der Druck der Atmosphäre von ihm genommen wäre, so würde, wenn der Druck der Not, Mühseligkeit, Widerwärtigkeit und Vereitelung der Bestrebungen vom Leben der Menschen weggenommen wäre, ihr Übermut sich steigern, wenn auch nicht zum Platzen, so doch bis zu den Erscheinungen der zügellosesten Narrheit, ja Raserei. — Sogar bedarf jeder allezeit eines gewissen Quantums Sorge, oder Not, oder Schmerz, wie das Schiff des Ballasts, um fest und gerade zu gehen.“ Die vorübergehende Armut und Not ist von Gott geordnet, die bleibende Armut dagegen, der „Pauperismus“, ist durch die Sünde der Menschen hervorgerufen: durch die egoistische, herz- und gewissenlose Ausbeutung des Nächsten auf der einen Seite, durch die Trägheit, Genußsucht und Lüderlichkeit auf der andern Seite. Das beständige, aussichts- und hoffnungslose materielle Elend ist eine Anklage gegen die Gesellschaft. Bei einem beständigen materiellen Elend ist ein menschenwürdiges Dasein unmöglich.

Sollte man nicht erwarten dürfen, daß zur Beseitigung und Verhütung der bleibenden übergroßen Armut und Not von jeher alle Hebel in Bewegung gesetzt worden wären? Wer solche Erwartungen hegt, dem wird durch die Geschichte vieler Jahrhunderte eine nicht geringe Täuschung bereitet.

Digitized by Google

Ein über die Maßen trauriges Loos hatte
die Armut vor der Thür des Heidentums.

Das ganze alte Heidentum hatte keinen andern Maßstab für die Taxierung des Menschen als den Census. In Hellas und Rom wurde der Mensch nicht nach seinem inneren Wert geschätzt, sondern nur nach seinem äußeren Besitz. Der Reiche allein war geehrt, mochte er auch ein Ausbund sittlicher Verworfenheit sein; der Arme war verachtet, wenn er auch ein weiser und tugendhafter Mann war. Selbst bessere Geister ließen sich die ungerechte Beurteilung der Armut zu schulden kommen. Plato hat in seiner Republik keinen Platz für die Armen. Können sie nicht mehr arbeiten, dann ist ihr Leben zwecklos und es ist vernünftig, wenn die Bettler aus dem Staat vertrieben werden. Horaz hat nur Schimpfworte für „die schmutzige Armut". Die Stoiker, die in der Affektlosigkeit Weisheit und Charakterstärke sahen, erklärten das Mitleid mit Armen für einen Herzfehler. In einer Komödie des Plautus gibt ein Vater seinem Sohn die Belehrung: „Der macht sich schlecht um einen Bettler verdient, der ihm zu essen oder zu trinken gibt; denn einmal verliert er, was er hingibt, und dann verlängert er dem Bettler doch nur ein elendes Leben".

Der Grundcharakter des Heidentums ist, wie Goethe richtig bemerkt hat, das Leben für die Gegenwart. Wer nicht die Mittel hat zu leben, mag sterben, für ihn hat ja das Leben keinen Reiz und keinen Wert, und keinen Wert hat auch, was man thut, um ihm das Leben zu erhalten. Das ist die Consequenz von der heidnischen Weltanschauung, die von der ewigen Bestimmung des Menschen keine Ahnung hat und den ganzen Lebenszweck in das Diesseits verlegt. Die Weltanschauung der bloßen Diesseitigkeit läßt keine Liebesthätigkeit aufkommen. Das ganze antike Heidentum weiß denn auch nichts von einer eigentlichen Armenpflege, es ist „eine Welt ohne Liebe".

Die Folgen der lieblosen Beurteilung und Behandlung der Armen bleiben nicht aus und lassen sich nicht unterdrücken. Die besitzlose Menge, die man als eine Menschenklasse niederen Grades behandelt, sinkt zum Pöbel herab, und sucht die Herrschaft an sich zu reißen und rücksichtslos auszubeuten. Die Parteikämpfe zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen in der antiken Welt führten zu Greueln, die noch furchtbarer waren, als diejenigen, welche während der ersten französischen Revolution verübt wurden. In Milet wurden die

Digitized by Google

Reichen ihres Vermögens beraubt und aus der Stadt vertrieben, ihre Kinder ließ man durch Ochsen zertreten. In Melos erschlug der Pöbel 16000 der reichsten und angesehensten Bürger mit Keulen. In Corcyra wurde die Partei der Reichen gänzlich vernichtet. Auch in Athen wurden die Sünden der Reichen durch die Sünden der Armen gestraft. Hier wußte die besitzlose Klasse nach ihrem Sieg über die Reichen sich ein wahres Paradies einzurichten: sie ließ sich von den Reichen unterhalten und selbst die Teilnahme am Theater und an der Volksversammlung bezahlen. Auch die Rechtspflege brachten die Besitzlosen in ihre Hände und der Besitzende bekam sie zu empfinden wie eine um seinen Nacken gelegte Schlinge, die jene nur anzuziehen brauchten.

Im späteren Rom war aller Reichtum der eroberten Länder zusammengehäuft. Im Besitze desselben war indeß nur eine kleine Minderheit: die Zahl der Leute, die sich auf das Ausbeuten verstanden nach Art der Proconsuln, die arm in die reiche Provinz gingen und reich wieder die arme Provinz verließen. Das in den Händen Einzelner angesammelte Kapital wandte sich vorzugsweise dem Erwerb von Großgrundbesitz zu. Die alte Art des Ackerbaues durch kleine Grundbesitzer wurde in Italien und auch in manchen Provinzen ganz verdrängt oder doch sehr eingeschränkt. Es entstanden die Latifundien, die viele Quadratmeilen großen Landgüter. Die Hälfte von Afrika gehörte zur Zeit Nero's nur 6 Eigentümern. Der Mittelstand verschwand, dem ungeheuren Reichtum von einzelnen Wenigen stand die bettelhafte Armut der großen Masse gegenüber. In der Welthauptstadt Rom war zur Zeit des Augustus das Verhältnis der Besitzenden zu den Unterstützungsbedürftigen wie 1 zu $6^1/_2$. Nach den Antoninen wurde die Armut noch weit größer; von da an breitete sie sich auch über die Provinzen aus, die bis dahin noch günstige Zeiten gehabt hatten. Aus dem einst wegen seiner Gottesfurcht, Sittenstrenge und Einfachheit bewunderten Volk war ein Bettelvolk geworden, das für Geld feil und zur Begehung jeder Schlechtigkeit bereit war. Die Unterhaltung des Proletariats wurde eine Lebensfrage für die Leiter des römischen Staats. Die regelmäßige Verteilung von Lebensmitteln aller Art in Verbindung mit allerlei öffentlichen Lustbarkeiten — panem et circenses! — wurde das erste und wirksamste Regierungsmittel. Zur Zeit Cicero's verschlang die Unterhaltung des Heeres ein Fünftel aller Staatseinkünfte; im

Digitized by Google

5. Jahrhundert mußte der ganzen männlichen Bevölkerung Getreide verteilt werden. Die massenhafte Armut, die anfangs ein Grund der Empörung, dann ein Mittel des Despotismus gewesen, ist zuletzt eine Ursache der gesellschaftlichen Auflösung geworden.

Die zunehmende Verarmung in einem Volk ist das Sphinxrätsel, dessen Nichtbeachtung Untergang bedeutet. Das die ernste Lehre, die uns die Geschichte der Armut vor der Thür des antiken Heidentums gibt.

Die Armut vor der Thür des Judentums

hebt sich von jener gewaltig ab. Die Armengesetzgebung des alten Testaments schneidet alle Veranlassungen zum socialen Kriege ab. Die Sprache des jüdischen Volks hat nicht einmal ein Wort für „Bettler", denn das Wort, das Luther (Deut. 15, 4) mit „Bettler" übersetzt, heißt eigentlich „Armer". Wie rücksichtsvoll wird Lev. 25, 25 der Arme dem Reichen vorgeführt in den Worten: „Dein Bruder, der neben dir verarmt!" Der Arme soll vom Reichen als Bruder geehrt und behandelt werden. Die persönliche Würde und sociale Gleichheit des Armen mit dem Reichen wird principiell gewahrt. Der Grundbesitz, der bei der Verteilung des Landes Kanaan jedem Stamm zugewiesen worden, war eigentlich nicht veräußerbar, sondern nur der Ertrag desselben und auch dieser nur auf eine gewisse Zeit. Den Güterzusammenkäufen, dem Latifundienunwesen, wie auch der Güterzersplitterung war dadurch vorgebeugt und damit einer dauernden Verarmung. Nach der heiligen Ordnung Gottes soll sich das Eigentum nicht in den Händen einzelner Weniger concentrieren und soll es kein zur Besitzlosigkeit verurteiltes Proletariat geben. Der Grundbesitz ist nur ein Lehen von Jehovah. „Das Land ist mein, ihr seid Gäste und Fremdlinge vor mir," spricht der Herr (Lev. 25, 23). Nach der Liebesabsicht Gottes sollte kein Armer im Volk Israel sein (Deut. 15, 4). Aber dieser Segen war an die beachtenswerte Bedingung geknüpft: „Allein, daß du der Stimme des Herrn deines Gottes gehorchest" (Deut. 15, 5). Das thatsächliche Vorhandensein von Armen im Lande (Deut. 15, 5) ist nur Folge und Strafe des Nichtbeachtens der Gebote Gottes. „Den Wohlstand des Einzelnen gegen die Wirkungen seiner eigenen sittlichen Verderbtheit oder eines großen Abfalls und einer überhand nehmenden Ausartung und Gesetzlosigkeit in der Nation zu sichern, konnte nicht in der

Digitized by Google

Absicht des Gesetzgebers liegen." Diese konnte nur darauf gerichtet sein, gegen unverschuldetes Mißgeschick, gegen Ausbeutung durch Egoismus und gegen bleibende Verarmung zu schützen.

Der Egoismus sollte durch verschiedene Bestimmungen lahm gelegt werden. Die wichtigsten sind die über die Nachlese bei der Ernte, über den sog. zweiten Zehnten, über das Sabbathjahr und über das Jobeljahr.

Was am Rande der Äcker wuchs, sollte den Armen gehören; auch hatten sie das Recht, bei der Ernte auf den Feldern, in den Weinbergen und Ölpflanzungen eine Nachlese zu halten (Lev. 19, 9 und Deut. 24, 10). Das war die natürlichste Hilfe für die Armen. Eine weitere wohlthätige Einrichtung war der sog. zweite Zehnte. Neben dem Priester- und Levitenzehnten (Lev. 27, 20) mußte von den Grundeigentümern alle 3 Jahre für die Armen ihres Wohnorts ein zweiter Zehnte oder Fruchtzehnte (Deut. 26, 12) gereicht werden. Die späteren Juden nannten denselben geradezu den Armenzehnten. Mit der gesetzlich bestimmten Armensteuer (Deut. 24, 22—29) war dem Mammonismus, dem egoistischen Sparsystem, ein Riegel vorgeschoben worden. Eine sehr bedeutende Wohlthat brachte dem Besitzlosen das Sabbathjahr, wo das Land brach liegen mußte. Was in diesem Jahr freiwillig wuchs, war Gemeingut, an dem der Besitzlose so gut teil hatte, wie der Besitzende. Das gewährte Darlehen wurde mit dem Sabbathjahr dem wirklich Armen geschenkt, weshalb es auch geradezu Erlaßjahr heißt; für den Nichtarmen gewährte das Sabbathjahr Stundung, indem da keine Schulden eingetrieben werden durften (Deut. 15, 1—11). Gefängnisstrafe in Schuldsachen, die bei den Römern eine über die Maßen grausame war, gab es in Israel nicht. Eine in der ganzen übrigen Welt unbekannte humane Einrichtung ist das Jobeljahr. Dasselbe wurde alle 50 Jahre gefeiert und hatte für den ganzen Besitzstand an Liegenschaften die Bedeutung der Wiederherstellung der ursprünglichen Lage (Lev. 25, 13); dauernder Verlust des Grundbesitzes der einzelnen Familien war somit ausgeschlossen, eigentlicher Pauperismus unmöglich gemacht.

Dem Israeliten war es auch zur Pflicht gemacht, seinem armen Bruder durch unverzinsliches Darlehen zu helfen (Deut. 23, 20). Die Pflicht der Rückzahlung des Geborgten wird nicht minder eingeschärft (Ps. 37, 21). Das göttliche Gesetz wendet sich ebenso

Digitized by Google

sehr gegen die Unredlichkeit der Armen wie gegen die Herzlosigkeit der Reichen. War der Wucher des Juden dem Juden gegenüber verboten, so war doch das Pfandnehmen erlaubt. Der Gläubiger durfte sich übrigens nicht ein beliebiges Pfand auswählen, er durfte auch nicht in das Haus des Armen gehen, um sich das Pfand zu holen (Exod. 24, 10—13). Dem Juden war das Haus seine Burg und er sollte darin nicht gedemütigt werden durch den Anblick seines Gläubigers. Zu den Opfermahlzeiten an hohen Festen waren auch die Wittwen und Waisen, die Fremden, die Leibeigenen geladen. Der Ruhe des Sabbaths, des Sabbathjahres und des Jobeljahres erfreuten sich Alle. So war die Würde des Menschen gewahrt, Ausbeutung und Unterdrückung abgeschnitten.

Die in der antiken Welt einzig dastehende humane Gesetzgebung des alten Testaments ist mit ein Beweis dafür, daß dasselbe göttlicher Offenbarung entsprungen ist. „Weisheit und zarte Menschenliebe sind hier im schönsten Bunde mit göttlicher Heiligkeit." Aber keinem äußerlich fixierten Gesetz wohnt die Kraft inne zur Erfüllung desselben. Auch die treffliche alttestamentliche Armengesetzgebung war nicht im Stande, die den Egoismus überwindende opferwillige Liebe im jüdischen Volke zu erzeugen. Wir kennen die Weherufe der Propheten über die Übertretung der Vorschriften in Betreff der Sabbath- und Jobeljahre (Jer. 34, 9), über die Anhäufung größerer Ländereien (Jes. 5, 8; Mich. 2, 2; Ez. 45, 8). Ob das Gesetz über das Jobeljahr wirklich durchgeführt wurde, ist nicht mit Unrecht bezweifelt worden. Die babylonische Gefangenschaft wurde von den ernsteren Juden als ein Strafgericht Gottes für die Übertretung der erwähnten Gebote angesehen. Bei den späteren Juden wurde das Almosengeben als eine Haupttugend empfohlen. Die Pharisäer übten die Wohlthätigkeit in hervorstechender Weise; sie gaben den Zehnten selbst von Minze, Till und Kümmel, aber sie ließen dahin die Barmherzigkeit (Mtth. 23, 23). Auch das jüdische Volk war „eine Welt ohne Liebe".

Die persönliche Verkörperung der Liebe trat in die Welt mit Christo, der zu seinen Jüngern gesagt: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habet. Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter ein-

ander habt" (Joh. 13, 34 und 35). Mit innerer Notwendigkeit mußte

die Armut vor der Thür des Christentums

eine grundsätzliche Pflege erfahren.

Schon an der Wiege des Christentums findet sich die Armenpflege. Man hat gesagt, die christliche Armenpflege habe ihre Kraft und Wärme geschöpft aus den erhabenen Lehren von dem gemeinschaftlichen Ursprung des Menschengeschlechts, von der Erschaffung der Menschen nach dem Bilde Gottes, von der Bestimmung aller Menschen zur Gotteskindschaft, von der Notwendigkeit der Bewährung des Glaubens in Werken der Liebe, von der Gleichsetzung der dem Armen gewährten Liebesgabe mit einem dem Herrn selbst erwiesenen Dienste. Wer könnte den eminent praktischen Wert dieser Lehren verkennen? Aber die bloße Lehre von der Liebe kann für sich ein Leben der Liebe noch nicht hervorbringen. Christus ist mehr als ein bloßer Lehrer der Liebe, er ist der persönliche Anfänger des Liebeslebens, er teilte seinen Jüngern nicht blos eine neue Erkenntnis mit, sondern ein neues Leben, sein heiliges Liebesleben, wie der Weinstock seinen Lebenssaft den mit ihm verbundenen Reben mitteilt (Joh. 15). Die Lebensgemeinschaft der Jünger mit Christo ist die fortdauernd unversiegbare Quelle des Liebeslebens in seiner Gemeinde.

Man hat behauptet, Christus sei nicht im Stande gewesen, die Armut aufzuheben und ein Allglück zu begründen, sein Werk sei daher als ein verfehltes zu betrachten. Wo hat denn aber der Herr je gesagt, daß er es auf völlige Beseitigung der Armut abgesehen? Sagte er nicht vielmehr: „Arme habt ihr allezeit" (Joh. 12, 8)? Nicht sociale Reform war sein eigentliches Lebenswerk, sondern die Gründung des Reiches Gottes auf Erden. Eine majestätische Idee, die Idee des Reiches Gottes! Das Wesen Gottes ist die heilige Liebe, die absolute Heiligkeit und absolute Liebe (1 Joh. 1, 5 und 4, 16). Das Reich Gottes ist demnach ein Reich von Persönlichkeiten, die Gott als ihren Regenten anerkennen und in denen seine Heiligkeit und Liebe sich wiederspiegelt und die in dem Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit an den gemeinsamen König zugleich von dem Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit durchdrungen sind. „Daß wir sollen sein heilig und unsträflich vor ihm in der Liebe" (Eph. 1, 4), — darin erblicken die Ge-

Digitized by Google

nossen des Reiches Gottes ihre Aufgabe. Mtth. 6, 33 werden wir angewiesen, am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit zu trachten. Die Gerechtigkeit des Gottesreichs, die der Herr von den Seinen fordert, ist nichts Anderes als die Regulierung ihres ganzen Lebens durch die Liebe. Darin erweist sich gerade ihre Gerechtigkeit besser, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, daß diese das Schwerste im Gesetz, die Liebe, dahinten lassen, während die Glieder des Reiches Gottes sie üben. Die Gottes- und die Menschenliebe, die Gottesgemeinschaft und die brüderliche Gemeinschaft werden von Christo (Mtth. 22, 39) zusammengebunden und so ist die Liebe das höchste Grundgesetz des Gottesreiches. Die Liebe zum Nächsten ist die Bethätigung der Liebe zu Gott und die notwendige Erweisung der Zugehörigkeit zum Gottesreich. Wie die Gottesliebe, so die Nächstenliebe. Und wie die Nächstenliebe, so die Gottesliebe. Dies das Verhältnis, in dem die zwei Hälften des Gebotes der Liebe zu einander stehen. Die Gottesliebe verhält sich zur Nächstenliebe wie die Seele zum Leib. Die Gottesliebe ist die Seele, die Nächstenliebe der Leib. Der Leib ist tot ohne die Seele, die Seele ist des Leibes Licht und Kraft. Durch des Leibes Leben wird die Seele offenbar.

Die Liebe der Reichsgottesmenschen schließt das Wohlthun ein, beschränkt sich aber nicht darauf; sie kann sich nicht daran genügen lassen, dem Armen zur Nahrung, Kleidung und Obdach zu verhelfen, sie muß ihm dazu zu verhelfen suchen, daß er seinen höchsten Lebenszweck erreichen kann. Das Leben auf Erden hat seinen Zweck im Gottesreich. Wird durch übergroße Armut es einem Menschen erschwert, seine Lebensaufgabe als Glied des Reiches Gottes zu erfüllen, sei es durch Wirken, sei es durch Leiden, da muß die Liebe dies Hindernis beseitigen durch Darreichung der erforderlichen materiellen Mittel.

In den Dienst des Reiches Gottes müssen die Jünger Christi auch ihren Besitz stellen. Die Idee des Eigentums darf nicht in Widerspruch treten mit der Idee des Reiches Gottes, das das Reich der Liebe ist. Der Heraustritt aus der Region der Liebe ist der Egoismus. Der Egoismus, der nur das eigene Ich kennt und den Nebenmenschen nur als Mittel braucht, um den eigenen Vorteil zu erreichen, wirkt trennend und ist daher das Element, das den Organismus der Menschheit verdirbt und die harmonische sociale Entwicklung nicht zuläßt. Der Egoismus wird von dem

Digitized by Google

Herrn schlechterdings verurteilt. Der Herr hebt den Unterschied von reich und arm nicht auf, wohl aber will er, daß die Liebe diesen Unterschied so weit ausgleiche, als er den Einzelnen hindert, seinen Beruf als Glied des Reiches Gottes auszurichten. Die heilige Liebe wehrt dem Aufkommen des Pauperismus wie dem des Mammonismus. Wie nicht blos Atrophie, sondern auch Hypertrophie, nicht blos zu kärgliche, sondern auch zu reichliche Nahrung den physischen Menschen schädigt, so schädigt nicht blos übergroße Armut, sondern auch übergroßer Reichtum den inneren Menschen. Opes irritamenta malorum — heißt es bei Ovid. Der übergroße Reichtum hat Wohlleben, Üppigkeit, Verweichlichung, Erschlaffung der sittlichen Thatkraft, Geringschätzung aller idealen Güter, Selbstüberhebung und Herzlosigkeit im Gefolge. Wie ernst weist der Herr auf die Gefahren des Reichtums hin! Es gereicht nicht blos dem Empfangenden zum Segen, sondern auch dem Gebenden zum Heil, wenn der Überfluß in die tausendfachen Canäle der Not hineingeleitet wird. „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!" — lautet die Weisung des Herrn an seine Jünger. Die Liebe ist der esprit de corps, der die Genossen des Reiches Gottes verbindet. Das eigentümliche Werk der Liebe ist das Dienen. Mit seinem eigenen Beispiel hat der Herr gezeigt, daß die dienende Liebe das Höchste ist (Mtth. 20, 28). Je mehr Liebe, je mehr Dieneluft. Im Reich Gottes dient eins dem andern, weil eins das andere liebt. Die Liebe treibt dazu, daß eins dem andern ein Diakon wird. Der Herr, der zu seinen Jüngern sagt: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe", gibt nirgends bestimmte Vorschriften über das Maß der Gaben, die sie den Dürftigen reichen sollen. Er fordert nur die Liebe und nicht zuerst das äußere Werk; jene nötigt von selbst zu diesem. Mit der Liebe fordert er Alles. „Was ich habe, das gebe ich dir" — so spricht die Liebe zu dem Bedürftigen. Die Liebe hat ihre Grenze nur in sich selbst. Es gibt Fälle, wo die Liebe selbst das Geben unterlassen und verbieten muß. Sie darf vom Eigentum, das ein Lehen Gottes ist und nach dem heiligen Willen Gottes verwaltet werden muß, nichts hergeben, wenn sie sieht, daß die Gabe zur Sünde mißbraucht würde. Die Liebe muß das Eigentum bewahren, um damit zur Ehre Gottes und zum Heil der Brüder zu wirken. Der Herr hat nirgends seinen Jüngern zur Pflicht gemacht, ihren Besitz nur auf

Digitized by Google

das zum Leben Unentbehrliche zu beschränken. Hat er doch selbst dort in Kana Wein in Fülle gespendet, von der Maria sich mit einer teueren Salbe salben lassen und diesen Luxus gegen Judas in Schutz genommen. Die Weisung, die der Herr seinen Jüngern bei ihrer ersten Aussendung mit auf den Weg gab, sie sollten nicht „zwei Röcke" haben, ist doch offenbar nicht buchstäblich zu nehmen. Der Apostel Paulus hätte sonst diese Weisung nicht befolgt: er ließ sich ja seinen in Troas zurückgelassenen Mantel nachschicken, war also im Besitz von zwei Röcken. Was der Herr mit jener Weisung sagen wollte, war offenbar das: seine Jünger sollten in ihrer apostolischen Thätigkeit möglichst wenig Bedürfnisse haben, alle Bedürfnisse, die sie bei der Ausrichtung ihres Berufes hindern, seien vom Übel. Auch die Erzählung vom reichen Jüngling (Marc. 10, 17 u. ff.) läßt sich nicht herbeiziehen zum Beweise dafür, daß man Alles, was nicht durchaus notwendig ist zum Leben, verschenken müsse. Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn, hat sein Heimwesen, seinen Besitz nicht verschenkt (Joh. 19, 27). Was der Herr von seinen Nachfolgern verlangt, das ist nicht der völlige Verzicht auf den äußeren Besitz, die Erwählung der äußeren Armut, sondern die innere Armut, das innere Lossein von der Anhänglichkeit an die irdischen Güter.

Der Herr sagt auch nirgends, daß der Verzicht auf die irdischen Güter, das Almosengeben, an sich Wert hat, ganz abgesehen von dem Motiv und dem Zweck; er sagt nirgends, daß das Almosengeben eine von Sünden reinigende Kraft habe. Die Pharisäer gaben viel Almosen, sie gaben den Zehnten von allem, was sie hatten, selbst von den kleinsten Gartengewächsen, und der Herr straft sie doch und spricht ihrem Almosen den sittlichen Wert ab, weil sie die Liebe und die Barmherzigkeit dahinten lassen (Luc. 11, 42). Unmittelbar vorher sprach er zu den Pharisäern: „Ihr haltet die Becher und Schüsseln auswendig rein, aber euer Inwendiges ist voll Raubes und Bosheit. Ihr Narren, meinet ihr, daß inwendig rein sei, wenn es auswendig rein ist? Doch gebet Almosen von dem, das da ist; siehe, so ist es euch Alles rein." Man hat gerade diese letzteren Worte des Herrn als Beweis dafür anführen wollen, daß das Almosengeben an sich eine sündentilgende Kraft habe. Aber dann hätte ja der Herr den pharisäischen Wahn, den er doch bekämpft, bestätigt. Nicht der Besitz selbst ist etwas Unreines, von dem man sich reinigen muß, sondern die sich an den

Besitz anheftende Selbstsucht. Im irdischen Besitz liegt eine große Versuchung zur Selbstsucht. Es ist daher geboten, sich innerlich von der Anhänglichkeit an den irdischen Besitz loszumachen. Ist der innerliche Verzicht in Wahrheit vollzogen, dann muß er sich auch äußerlich bethätigen. Das geschieht im Almosengeben. Indem wir auf einen Teil unsres Besitzes zum Besten unsrer Brüder verzichten, wird unser Inneres von der Anhänglichkeit daran los und der Rest verliert seine versuchliche Macht über uns, wir besitzen dann, als besäßen wir nicht; es ist dann „Alles rein".

Damit ist schon der Segen der Barmherzigkeitsübung berührt. Es ist zunächst ein innerer Segen. Der Gebende kommt in die rechte Stellung zu den ihm anvertrauten Gaben. Er lernt mehr und mehr sich nur als einen Haushalter Gottes ansehen, der gewürdigt wird, mit seiner Hand die Not Anderer zu lindern und zu beseitigen; die Not, die er zu sehen bekommt, macht ihn genügsam und stimmt die Ansprüche des eigenen Herzens herunter und dann darf er auch die Wahrheit des Wortes erfahren: „Geben ist seliger denn nehmen." Welch reicher Gnadenlohn ist es, den der Herr mit dem Wort verheißt: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!" Diese Verheißung geht nicht blos auf das zukünftige Leben, sondern auch auf dieses Leben. Wer Barmherzigkeit übt, erschließt sich immer mehr der Barmherzigkeit Gottes. Die Barmherzigkeitsübung hat auch einen reichen Segen für die Gemeinschaft. Die helfende, mitteilende Liebe wirkt verbindend, sie wird zum Bande zwischen Gebenden und Nehmenden.

Der Herr selbst hat Barmherzigkeit geübt. Er ist der Anfänger der Liebesthätigkeit in seiner Gemeinde. Er that die mannigfachsten Liebeswerke vor den Augen seiner Jünger, er leitete sie damit selber zur Liebesthätigkeit an. Wie die Jünger, so zieht er auch die Frauen, die ihm nachfolgten, in den Dienst der Barmherzigkeit. Die Jünger und Jüngerinnen des Herrn sind die werdende Kirche und in dieser werdenden Kirche ist auch schon die Liebesthätigkeit im Werden. Die Liebesthätigkeit ist der Gemeinde Christi von Anfang an eingeboren.

Schon in der Urgemeinde zu Jerusalem erfährt die Armut eine regelmäßige, organisierte Pflege. Auf Veranlassung der Apostel wird das Institut der Siebenmänner ins Leben gerufen. Sie waren thatsächlich Diakonen der Armenpflege. In

welchem Geist sie ihre Obliegenheiten erfüllen sollten, sieht man daraus, daß die Forderung an sie gestellt wird, daß sie „voll Geist und Weisheit" sein sollen. Mit geistlichem, seelsorgerlichem Sinn, nicht mechanisch und äußerlich, sollen sie ihr Amt ausrichten. Ihre Versorgung der Armen geschah nicht ohne das christliche Trösten, Vermahnen und Unterweisen. Als die Kirche sich über die Grenze von Israel hinaus ausbreitet, da ist es selbstverständlich, daß in jeder Gemeinde Barmherzigkeit geübt wird. Der Heidenapostel bringt der Gemeinde Christi zum Bewußtsein, daß die Gesammtheit der Gläubigen Ein Leib ist, dessen Haupt Christus ist, und daß alle Glieder des Leibes organisch mit einander verbunden und einander verpflichtet sind (1 Kor. 12, 26 u. f.). Die ersten Christen verband die Solidarität, „diese uralte orphische Kette, von welcher schon die alten Orphiker sangen, daß sie alles Existierende unzerreißbar an einander binde und mit einander verknüpfe." In ihrem Munde war es volle Wahrheit, das Wort: „Wir sind für das Zusammenwirken geschaffen, gleich den Füßen, den Händen, den Augenbrauen, den Reihen der oberen und unteren Zähne". Die Gabe, die in der Person des Nächsten einem Glied des mystischen Leibes Christi geweiht ward, wurde als ein Opfer betrachtet, das Christo selbst dargebracht wird. Von den Macedoniern, die zu der Sammlung für die Gemeinde zu Jerusalem so freigebig beigesteuert, sagt der Apostel: „sie gaben sich selbst zuerst dem Herrn" (2 Kor. 8, 5). Die reiche Spende war die gesunde Frucht der Selbstdarbringung, der persönlichen Hingabe an den Herrn. Paulus macht es jedem Christen zur Pflicht, mit seiner Arbeit für sich selbst den Lebensunterhalt zu verschaffen und von seinem Überfluß den Dürftigen zu unterstützen (Eph. 4, 28). Die Wohlthätigkeit ist eine allgemeine und permanente Christenpflicht (Hebr. 13, 16). So sehr die Apostel den Christen ans Herz legen, daß sie nicht „kärglich" ihre Gaben darbringen, ebenso sehr betonen sie die Freiwilligkeit. „Ein jeglicher nach seiner Willigkeit, nicht mit Unwillen oder aus Zwang, denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb" (2 Kor. 9, 7), das war „die magna charta der freien Liebesthätigkeit". Als ein Geschenk der freien Liebe, nicht als ein Recht sollen die Armen die ihnen zu Teil werdende Unterstützung ansehen. Wie den Reichen eingeschärft wird, „daß sie nicht hoffen auf den ungewissen Reichtum", so wird den Armen

Digitized by Google

eingeschärft, daß sie sich der Genügsamkeit befleißigen sollen (1 Tim. 6, 8).

In Bezug auf den Umfang der christlichen Wohlthätigkeit werden 4 Kreise unterschieden. Der erste umschließt die natürliche Hausgenossenschaft. Wer seine Angehörigen nicht versorgt, ist als ein vom Glauben Abgefallener zu betrachten (1 Tim. 5, 8 u. 16). Dies Gebiet wurde also der Privatwohlthätigkeit zugewiesen. Diese ist die gesunde Grundlage der christlichen Armenpflege. Der zweite Kreis der christlichen Wohlthätigkeit umschließt die geistliche Hausgenossenschaft, die durch die Wiedergeburt gestiftete Verwandtschaft, die Glieder der einzelnen Jüngerfamilie. Den Vermögenden der Einzelgemeinde lag die Versorgung der bedürftigen Brüder ob (Röm. 12, 13). Der dritte Kreis umfaßt die Gesamtheit der christlichen Gemeinden. Schon die erste heiden-christliche Gemeinde schickte den judenchristlichen Brüdern in Judäa, die während der Teuerung zur Zeit des Claudius in Not geraten waren, Gaben der Liebe zu (Act. 11, 29). Der vierte Kreis war der der Heiden. „Lasset uns Gutes thun an Jedermann" — lautet Gal. 6, 10 die Mahnung des Apostels Christi, der uns im Gleichnis vom barmherzigen Samariter gelehrt, daß wir jedem Notleidenden ohne Unterschied der Nation oder Religion Liebe schuldig sind.

Die Barmherzigkeitsübung galt den ersten Christen als ein wesentlicher Bestandteil des Gottesdienstes. Das Gebet und das Geben, das Opfer der Lippen und das Opfer der Hände gehörte bei ihnen zusammen (Heb. 13, 16).

In der apostolischen Zeit ist in allen Gemeinden eine organisierte Armenpflege zu finden. Derselben kann der Vorwurf nicht gemacht werden, daß sie den Bettel erzeugt und begünstigt habe. Sie suchte nicht blos das Elend zu mildern, sondern auch die Quelle desselben zu verstopfen. Mit dem Satz: „So Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen" (2 Thess. 3, 10), war der Grundsatz ausgesprochen, daß es für den Müßiggänger und Unordentlichen keinen Platz in der christlichen Gemeinde geben soll. Für die Durchführung dieses Grundsatzes hatten die Träger des Diakonenamtes mit zu sorgen und damit übten sie eine Art Seelsorge. Der persönliche Verkehr der Diakonen mit den Armen war das Herzblatt des Gedeihens der urchristlichen Armenpflege. „Die Hauptsache bei aller Wirkung auf Menschen, die Persönlichkeit,

kam zu vollster Geltung; der tote Buchstabe, die kalte Zahl, die trennende Ferne fiel weg. Aug' in Aug', Herz in Herz, Hand in Hand war der Geschäftsgang."

Eine eigentümliche Einrichtung in der urchristlichen Zeit waren die Agapen oder Liebesmahle (Judä 12). Es waren das einfache gemeinsame Mahlzeiten, bei denen die ganze Gemeinde, reich und arm, wie Eine Familie sich zusammenfand. Diese Liebesmahle hatten eine eminent sociale Bedeutung: der Gegensatz von reich und arm verschwand da völlig, es kam da die brüderliche Gleichheit und Gemeinschaft zur Darstellung. Da die Agapen mit der Eucharistie (mit Gebet, Psalmengesang und Abendmahlsfeier) verbunden waren, so hatten sie zugleich einen religiösen Charakter.

Den apostolischen Grundsätzen blieb auch die christliche Gemeinde während der Zeit der apostolischen Väter und der Christenverfolgungen treu. Die Barmherzigkeitsübung galt auch in dieser Periode der Kirche als eine ebenso notwendige Bethätigung des Gemeindelebens wie die Spendung der Gnadenmittel.

Über die Frage, wer die Früchte der Barmherzigkeit genießen solle, war man nicht in Ungewißheit: nur wirklich Bedürftige, die ihren Unterhalt noch nicht (Waisenkinder) oder nicht ausreichend (Leute mit zu großer Familie) oder nicht mehr (Greise, Kranke, Wittwen) gewinnen konnten, wurden unterstützt. Zu der letztgenannten Klasse von Hülfsbedürftigen zählte man auch diejenigen, die durch ihren Übertritt zur Kirche um ihren Lebensunterhalt gekommen waren, weil sie ein Geschäft betrieben, das die Kirche nicht dulden konnte (z. B. Schauspieler). Diesen verdienstlos gewordenen Leuten suchte man eine andere Beschäftigung zuzuweisen und sie mußten sich einer solchen unterziehen, auch wenn sie geringer war als ihre frühere. Im Weigerungsfall wurde ihnen alle Unterstützung entzogen. Auf diese Weise suchte man auch zu verhüten, daß Müßiggänger den Übertritt zur Kirche für irdische Vorteile ausbeuteten. Müßiggänger wurden gar nicht für würdig geachtet, Glieder der Kirche zu sein. Für die wirklich Armen wurde ausreichend gesorgt. Die Unterstützungsbedürftigen waren geehrt als der Opferaltar Gottes. Man ließ sie darum auch nicht bettelnd umhergehen. Sie sollten in stillem Gottvertrauen auf die Gaben der Liebe warten und das Empfangene genießen mit Dank gegen Gott und mit Fürbitte für ihre Wohlthäter. Einer besonderen Pflege erfreuten sich die Confessores, die ihr Bekenntnis zu dem

Herrn mit Einziehung ihres Vermögens, Gefängnis oder Verbannung büßen mußten. Nicht minder waren die Familien derselben ein Hauptgegenstand der thätigen Liebe. Mit rührender Liebe nahmen sich die Christen auch der zu Arbeiten in den Bergwerken verurteilten Brüder an. Ihre Heimatgemeinde schickte diesen Unglücklichen, die oft hunderte von Meilen fortgeschleppt worden waren, Brüder nach, um sie zu trösten und mit Geld und Lebensmitteln zu versehen. Christen, die in die Hände der Barbaren gefallen waren, suchte die Gemeinde aus der Gefangenschaft loszukaufen. In den Zeiten der Verfolgung war die Gemeinde zu einem guten Teil eine Wandergemeinde. Die Beherbergung und Unterhaltung der verfolgten Brüder war da ein Hauptteil der Barmherzigkeitsübung. Jeder Fremde, der einen Empfehlungsbrief von dem Bischof seiner Gemeinde aufweisen konnte, wurde als Bruder aufgenommen und unterhalten. In vielen Gemeinden gab es Fremdenkassen.

War eine Gemeinde zu arm, um alle Bedürfnisse zu befriedigen, dann griffen andere Gemeinden ein. Den Christengemeinden in Numidien z. B., die ihre in Gefangenschaft geratenen Glieder mit eigenen Mitteln nicht loskaufen konnten, sandte der Bischof Cyprian 15000 Mark.

Die Liebesübung der Christen setzte die Heiden in Staunen. „Sehet," sagten diese, „wie sie sich unter einander lieben, wie sie sich wie Brüder und Schwestern behandeln." Der Spott Lucians von Samosata: „Ihr erster Gesetzgeber hat ihnen die Idee in den Kopf gesetzt, sie seien alle unter einander Brüder" — ist ein köstliches Zeugnis von der Innigkeit der Liebe der ersten Christen zu einander. Sie schlossen indeß auch die Heiden nicht aus von ihrer Liebe und Unterstützung. Die werkthätige Liebe der Christen war die wirksamste Propaganda unter den Heiden, insbesondre unter den niederen Klassen der Bevölkerung.

Zu einer solchen Barmherzigkeitsübung waren allerdings bedeutende Mittel erforderlich. Wie kamen diese Mittel zusammen? Die Barmherzigkeitsübung galt als ein integrierender Teil des Gottesdienstes, als ein Opferact; in Befolgung der apostolischen Weisung (1 Kor. 16, 2) wurden die Liebesgaben an jedem Sonntag im Gottesdienst dargebracht. Diese Opfergaben (oblationes) waren mithin regelmäßige. Wie alle Glieder der Gemeinde den Gottesdienst besuchten, so beteiligten sich auch alle an den Obla-

tionen, die armen nicht ausgenommen; diese sollten etwas vom Ertrag ihrer Arbeit opfern oder fasten und das dadurch Ersparte darbringen. Die Darbringungen waren meist Naturalien, aus denen das Erforderliche an Brod und Wein für das heilige Abendmahl genommen wurde, während der Rest für die Unterhaltung des liturgischen Personals (der Gemeindebeamten) und der Armen verwendet wurde. Besonders bedeutend waren die Oblationen an den Gedächtnistagen der Märtyrer, am Todestag — oder wie man damals sagte, am Geburtstag — der Eltern. Reichliche Oblationen wurden auch von den Brautleuten am Tage ihrer Einsegnung gebracht. Verschieden von diesen Oblationen waren die Gaben, die in den Opferstock (Corban, arca) gelegt wurden und die Gemeindekasse im engeren Sinn (gazophylakium) bildeten. Sie bestanden in Geld und waren geheim. Eine weitere reichliche Einkommensquelle waren die Collecten, die nur zu bestimmten Zeiten vorgenommen wurden und weniger in Geld, als in Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Hausgeräten bestanden. Sie wurden unmittelbar vor Verlesung der Epistel (ad collectas) den Diakonen übergeben, die sie an einen eigens dafür bestimmten Ort (sacrarium) zu bringen hatten. In außergewöhnlichen Fällen wurden besondere Collecten angeordnet in Verbindung mit einem allgemeinen Fasten. Die durch das Fasten gemachten Ersparnisse wurden geopfert. „Selig," sagt Origenes, „wer fastet, um einen Armen zu speisen." Viele und mitunter reiche Gaben wurden von Neubekehrten bei ihrer Aufnahme in die Gemeinde gegeben. Marcion schenkte bei seinem Eintritt in die Kirche ca. 30 000 Mark. Der Bischof Cyprian verkaufte an seinem Tauftag alle seine Landgüter in der Nähe von Karthago und schenkte den Erlös der Kirche für die Armen. In den Zeiten der Verfolgung häufte die Kirche keine Schätze auf, mußte sie da doch jeden Tag auf die Beraubung sich gefaßt halten. Für die Bedürfnisse des Augenblicks aber sorgte sie vollkommen ausreichend. Nach der Versicherung des Bischofs Urban I. († 230) in Rom gab es in der christlichen Gemeinde keinen einzigen Bettler, während es von heidnischen Bettlern wimmelte. Die Jünger Christi handelten ganz im Glauben an die Verheißung: „Gebet, so wird euch gegeben!" Jede Gabe sollte eine „Gottesgabe" sein, aus der Quelle des Gottessegens geschöpft und Gott geweiht. Gaben, an denen Ungerechtigkeit und Sünde haftete, oder Gaben von Leuten, die ein sündhaftes Ge-

werbe trieben, sollten nicht angenommen werden. Der gemeine Grundsatz: non olet galt bei der Christengemeinde nicht. Hat die Gemeinde ohne ihr Wissen von offenkundigen Sündern Gaben angenommen und erfährt sie das nachher, so dürfen die Gaben nicht verwendet werden: sie sollen nicht zur Nahrung der Frommen gebraucht, sondern mit Feuer verbrannt werden. Von Leuten, die der Kirche nicht mehr innerlich zugehören, werden keine Gaben angenommen oder behalten. Als Marcion Gnostiker geworden war, wurden ihm die 30 000 Mark, die er bei seinem Eintritt in die Kirche geschenkt, zurückgegeben.

Die Liebesthätigkeit stand unter der Leitung des Bischofs. Zu seiner Beihilfe dienten ihm die Diakonen und Diakonissen. Diese hatten die Aufgabe, die Armen in den Häusern aufzusuchen, ein Register (matricula) nach Namen, Stand, Alter und Geschlecht der Armen anzufertigen, Erkundigungen einzuziehen über Ursache und Grad der Armut sowie über Würdigkeit. Ohne Erlaubnis des Bischofs durften die Diakonen nichts verausgaben. Die Agapen dauerten fort, sind aber vom 2. Jahrhundert an von der Abendmahlsfeier losgetrennt. Später verloren sie ihren ursprünglichen Charakter; sie wurden zu bloßen Armenspeisungen.

Die Kirche der Trübsal gleicht der Myrte, die am tiefen Abgrund, in der Nähe der Vernichtung drohenden Wassertiefe, steht, aber gerade da das frischeste Grün, die schönsten Blüten und die köstlichsten Früchte hervorbringt.

Der Ceder auf Libanon gleicht die Kirche in den ersten anderthalb Jahrhunderten nach ihrer Erhebung zur Staatskirche. Eine außerordentliche Kraftentfaltung ging in dieser Periode von der Kirche aus. Dem Kaiser Constantin war die Christianisierung der socialen Gesetzgebung ein Hauptanliegen. Er wies dem christlichen Staat die Aufgabe zu, die Armen nötigenfalls aus dem Ertrag der directen Staatssteuern zu unterstützen. Dies Gesetz mußte auf ehernen Tafeln oder leinenen Lappen geschrieben in allen Städten aufgehängt werden, damit es allgemein bekannt würde. Durch sein Gesetz über die Armenpflege wollte der Kaiser zugleich verhüten, daß jemand durch Not zum Kindermord getrieben würde, der bei den Heiden eine ungeheure Ausdehnung gewonnen hatte und bisher straflos gewesen war. Von großem Segen wurde auch seine Verordnung über die Sonntagsfeier, durch die jede Arbeit am Sonntag verboten wurde, für die ab-

Digitized by Google

hängigen Schichten der städtischen Bevölkerung. (Erst später, als das Christentum sich auch über die Landgemeinden verbreitete, wurde das Sonntagsgesetz auf die ländliche Bevölkerung ausgedehnt.) Auf eine vollständige Reform der Sitten seines Reichs hatte es Constantin abgesehen; von einer solchen hoffte er die Wiederkehr des goldenen Zeitalters. Diese Hoffnung, die in ihm vom Bischof Lactautius erweckt worden war, ging freilich nicht in Erfüllung: das Volksleben der im Heidentum alt gewordenen römischen Welt ließ sich vom Sauerteig des Evangeliums nicht durchdringen. Das römische Reich geht seinem Untergang entgegen. Für die Zeit, wo dieser Untergang sich vorbereitete und vollzog, war der Kirche und ihrer Liebesthätigkeit die große Aufgabe zugewiesen, „helfend und tröstend am Sterbebett der alten Welt zu stehen".

Der Charakter der Liebesthätigkeit in der Zeit von Constantin ab ist ein andrer als in der vorconstantinischen. In dieser stand die Liebesthätigkeit in der engsten Beziehung zum Gemeindeleben. Die Gemeinden bestanden da im Großen und Ganzen aus lebendigen Gliedern, die freudig so viel Gaben darbrachten, als zur Unterstützung der armen Brüder notwendig war. In Folge der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion sank das Gemeindeleben in sehr bedeutendem Maß: aus purer Rücksicht auf äußere Vorteile zogen ganze Schaaren in die Kirche ein, die innerlich noch Heiden waren oder sich doch kaum die Haut hatten vom Christentum ritzen lassen. Bei solcher Verkümmerung des Gemeindelebens mußte die Liebesthätigkeit an Innerlichkeit und Geistigkeit eine bedeutende Einbuße erleiden. Zudem waren die wirtschaftlichen Verhältnisse seit Constantin weit ungünstigere geworden. Die Einfälle der Barbaren und die beständigen Kriege hatten eine furchtbare Not im Gefolge. Mit einer beispiellosen Massenarmut bekommt es jetzt die Armenpflege zu thun. Die Matrikeln der Christengemeinden weisen jetzt Hunderte, ja Tausende von Unterstützungsbedürftigen auf. In Alexandrien waren 7500 zu unterstützen. In Antiochien fanden sich zur Zeit des Chrysostomus 100 000 Christen, darunter 10 000 reiche, 80 000 dem Mittelstand angehörige, und 10 000 ganz arme. Das waren aber nur die in der Gemeinde ansässigen Armen. Schaaren von umherziehenden Bettlern steigerten die Anforderungen an die Armenpflege ganz außerordentlich. Eine individualisierende Armenpflege

Digitized by Google

war da nicht mehr möglich. Bei der massenhaften Armut war die Darreichung von massenhaftem Almosen notwendig geworden.

Die Beschaffung der Mittel zur Unterstützung der Armen konnte nun nicht mehr in der bisherigen Weise geschehen. In der Zeit vor Constantin nahm die ganze Gemeinde am Gottesdienste teil und ihre regelmäßigen Oblationen im Gottesdienst bildeten den Hauptstock der Liebesgaben für die Armen. In der Zeit der Staatskirche aber besuchen nur die lebendigen Glieder der Gemeinde regelmäßig die Gottesdienste, während die große Masse der bloßen Namenchristen nur selten denselben beiwohnt. Selbst ein Chrysostomus hatte über leere Kirchen zu klagen! Die Abnahme des Gottesdienstbesuches hat die Abnahme der Oblationen für die Armen im Gefolge. Seit dem Jahr 500 verloren sie ganz die Bestimmung, den Armen zu dienen. Bei der furchtbaren Massenarmut hatte aber die Kirche sehr bedeutende Mittel nötig. Und sie flossen ihr zu. Die christlich gewordenen Kaiser machten ihr große Geschenke; sie wiesen ihr die den heidnischen Tempeln gewidmet gewesenen Güter zu sowie auch das ansehnliche Vermögen mancher heidnischen Collegien. Eine reichliche Einnahmequelle waren testamentarische Schenkungen. Besonders von den Geistlichen und den Mönchen erwartete man solche. Salvian sieht ihr Seelenheil gefährdet, wenn sie es nicht thun. Manche Kirchenlehrer mahnen auch eifrig zur Darbringung des Zehnten. Das Kirchengut wird ein sehr ansehnliches. Schon im 5. Jahrhundert war die Kirche die größte Grundbesitzerin im Reich. Viele Bischöfe schenkten ihr Privatvermögen der Kirche zu Gunsten der Armen. Bei der Wahl der Bischöfe wurde ihr Vermögen in Anschlag gebracht; sie wurden am liebsten den reichen Familien entnommen. Das durch kaiserliche und private Schenkungen und Stiftungen zusammengebrachte Kirchengut wurde als Erbteil der Armen (patrimonium pauperum) angesehen. Seit Anfang des 6. Jahrhunderts wurde ein Drittel aller Einkünfte der Kirche für die Armen verwendet, von der römischen Kirche indeß nur ein Viertel. Der Grundstock der Armenmittel ist jetzt das vom Bischof verwaltete Kirchengut. Die Diakonen, die früher „Ohr und Auge, Mund, Herz und Seele“ des Bischofs bei der Armenpflege gewesen, sind jetzt ganz in den Hintergrund gedrängt; der Ökonomus nimmt jetzt bei der Verteilung der Unterstützungen die erste Stelle neben dem Bischof ein. Seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts ist die

eigentliche Aufgabe der Diakonen der Dienst am Altar. Die alte gemeindliche Armenpflege löste sich auf. Der Bischof ist der große Almosenspender, „der massenhafte Almosen austeilt an Würdige und Unwürdige, an Gemeindeglieder und an den Haufen derer, welche die allgemeine Not zu Bettlern gemacht hat". In der vorconstantinischen Zeit gab es keine Bettler in den Christengemeinden, jetzt ist der Bettel nicht mehr zu unterdrücken. Es werden nun die ersten Bettelgesetze gegeben.

Das massenhafte Elend und das Verlangen, dasselbe zu lindern, verleitete die Geistlichen dazu, die Verdienstlichkeit des Almosengebens immer stärker zu betonen. Das Almosengeben wird als ein Heils- und Gnadenmittel angesehen. „Wie durch Wasser das Feuer ausgelöscht wird, so werden die Sünden der Menschen durch Almosen getilgt" — lehrte die Kirche. Das Motiv des Almosengebens ist in erster Linie nicht die Liebe, die dem dürftigen Nächsten mit ihren Gaben dienen will, sondern die Rücksicht auf sich selbst, auf das eigene Seelenheil. Dies Motiv erhielt noch eine Verstärkung, nachdem Gregor d. Gr. die Lehre von den Seelenmessen aufgebracht hatte. Das ist freilich nicht mehr die biblische Anschauung von der Übung der Barmherzigkeit. Auf dem Gebiete der Ethik tritt uns in dieser Periode öfters eine Vermischung von Christlichem mit Antikem entgegen. Die erste christliche Ethik, die Schrift vom Bischof Ambrosius „von den Pflichten", hat mit Cicero's Schrift de officiis nicht blos den Titel gemein, sie hat das ganze Fachwerk der antiken Ethik herübergenommen, und die antike Form übte einen alterierenden Einfluß auf den christlichen Inhalt: der neue Wein bekam einen Beigeschmack von den alten Schläuchen, in die er gefaßt war. Die Wohlthätigkeit wurde unter der Kategorie „Gerechtigkeit", die eine der 4 antiken Cardinaltugenden war, abgehandelt. Luc. 11, 51 heißt es nach der Auslegung der Kirchenväter: „was überflüssig ist, gebt als Almosen." Das Eigentumsrecht wird von ihnen auf das Notwendige beschränkt; das Überflüssige ist den Armen zu geben. „So hat damit die Liebespflicht etwas von dem Charakter der Rechtspflicht angenommen." Da ist es auch nicht zu verwundern, daß der Wohlthätigkeit unter der Kategorie der Gerechtigkeit ihr Platz angewiesen wurde.

In der von antiken Anschauungen durchzogenen Ethik findet sich auch nicht die biblische Würdigung des irdischen Besitzes. Nicht

Digitized by Google

das gilt als christliche Vollkommenheit, zu besitzen als besäße man nicht, sein Vermögen recht zu verwalten und zu gebrauchen im Dienste der Liebe, sondern das gilt als der Höhepunkt der christlichen Vollkommenheit, seine Habe zu verkaufen und alles den Armen zu schenken. So hat es z. B. die heilige Paula aus dem Geschlecht der Scipionen und Gracchen gehalten. Sie verschenkt ihr ganzes großes Vermögen und weist ihre Tochter an die Barmherzigkeit Anderer. Neben der gesunden Anschauung vom irdischen Besitz und Almosen fehlt auch die rechte Würdigung des von Gott angewiesenen nächsten Berufes. Dieselbe heilige Paula läßt, um in Bethlehem an der Geburtsstätte des Herrn leben und sterben zu können, ihre Kinder in Rom zurück und während ihr Söhnchen die Hände nachstreckt, sieht sie thränenlos gen Himmel. Die Hoffnungen, die man auf das Almosen setzt, verraten auch die Grabschriften. Da heißt es z. B.: „Er zog die Liebe der Armut dem Golde vor und riß das Himmelreich an sich."

Die Massenhaftigkeit der Armut nötigte zur Errichtung von Anstalten, zu denen Bedürftige aller Art ihre Zuflucht nehmen konnten. So lange die Christen noch eine kleine Zahl ausmachten, fanden die Notleidenden und Fremden teils in den Privathäusern der Christen, teils im Hause des Bischofs — im diversorium — ein Unterkommen. Nun beim Anwachsen der Gemeindemitglieder mußte ein eigenes Haus gebaut werden, das teils Speiselokal für die Armen, teils Fremdenherberge sein sollte: die sogenannte diaconia, die von Diakonen geleitet wurde. Bald genügte aber, namentlich in größeren Städten, eine einzige diaconia für alle Arten der Hilfsbedürftigkeit nicht mehr. Es mußten für die verschiedenen Arten derselben besondere Anstalten gebaut werden: Armen-, Kranken-, Fremden-, Witwen-, Waisenhäuser, Häuser zur Auferziehung kleiner Kinder, Häuser für alte Männer. Die Liebesthätigkeit wird eine anstaltliche. Ein hervorragender Mittelpunkt derselben wird das Hospital.

Die Entstehung des Hospitals, das den obdachlosen Armen, Kranken und Fremden eine Art Heimstätte bietet, fällt wohl in die Zeit des ersten christlichen Kaisers. Es ist eine Schöpfung des Christentums; das ganze alte Heidentum wußte nichts von Hospitälern. Vom Morgenland aus verbreiten sich die Hospitäler durch das ganze Reich. In großen Städten sind umfangreiche Gebäude. Das von Basilius von Cäsarea gebaute Hospital, die Basi-

lias, war wie eine Stadt vor der Stadt. Nicht selten widmeten Leute aus den vornehmsten Ständen, wie die Fabiola und die Gemahlin des Kaisers Thodosius d. Gr., Placilla, ihre Zeit und Kraft der Pflege der Armen und Kranken. Unter dem Pflegepersonal finden sich indeß auch Leute, die um Lohn dienen. Andere widmeten sich der Armen- und Krankenpflege im Hospital, um ein asketisch-mönchisches Leben darin zu führen. Die Liebesthätigkeit nimmt überhaupt mehr einen mönchischen Charakter an, besonders im Abendland. Nach der Weisung von Gregor d. Gr., der ein wahrer Vater der Armen gewesen, sollen nur religiosi, d. h. Mönche und Nonnen, das Pflegepersonal bilden. Dasselbe wird klösterlich organisiert.

In Verbindung mit oder auch neben den Hospitälern werden die Klöster Stätten der Liebesthätigkeit. Die Entstehung und Ausbreitung des Klosterlebens, das nun als das christliche Lebensideal gilt, will aus der Zeit begriffen werden. Das Christentum der Staatskirche des 4. und 5. Jahrhunderts war genau besehen ein Gemisch von Christentum und Heidentum. Die ernsten Glieder der Kirche trieb es da zur Absonderung von der leichtsinnigen Masse der bloßen Namenchristen; sie zogen sich aus der verweltlichten Kirche zurück in das Kloster. Sie thaten den Schritt, da sie den Glauben verloren, daß das ganze Volksleben sich von christlichem Geist durchdringen lasse. Wie die antike Ethik einen Dualismus setzte zwischen den Weisen und den Leuten des gemeinen Volks, so wird jetzt in der Christenheit zwischen Christen höheren und niederen Grades unterschieden: die in dem Kloster lebenden sind die vollkommenen Christen, die in der Welt lebenden und arbeitenden sind die unvollkommenen Christen. Eine solche Scheidung mußte auf das Gemeindeleben nachteilig wirken. Doch üben die Klöster als Herde des christlichen Lebens in mannigfacher Beziehung wieder einen fördernden Einfluß auf die sie umgebende Welt aus, insbesondere erlangen sie in socialer Beziehung eine große Bedeutung. Die Arbeit, die in dem untergehenden römischen Reich verachtet ward, ist in den Klöstern sittliche Pflicht und wird zugleich in Verbindung gesetzt mit der Wohlthätigkeit. In dem namenlosen Elend des untergehenden römischen Reichs — das Elend war weit furchtbarer, als das des 30jährigen Kriegs in unserm Vaterland — wurden durch die Klöster Unzählige vor dem Hungertod bewahrt. Auf die jungen germanischen Völker, die Erben des

Digitized by Google

römischen Reiches wurden, hat die Liebesthätigkeit, die sie in den Klöstern und Hospitälern zu sehen bekamen und die ihnen bis dahin etwas Fremdes war, einen überwältigenden Eindruck gemacht. Sie trug wesentlich dazu bei, ihnen für die Kirche und ihre Ordnungen das Herz abzugewinnen. „Jeder Arme glaubte darauf rechnen zu können, daß eher der Bischof und die Geistlichen oder der Abt und seine Mönche nach dem Gebote Christi darben müßten, ehe sie einem Armen Speise und Trank versagten. Die Almosen, welche die Kirche in den verschiedensten Formen spendete, hatten das Eigentümliche, daß sich bei ihnen stets mit der materiellen Unterstützung auch eine geistige Hilfe, Rat, Ermahnung und Trost verband." In und von den Klöstern lernten die germanischen Völker auch arbeiten. So werden die Klöster die Ausgangspunkte einer neuen Kultur. Was von der alten Kultur gerettet worden war, wird in den Klöstern gepflegt und den Germanen vermittelt.

Die Durchdringung der germanischen Völker mit dem Sauerteig des Evangeliums ging nur langsam vor sich. Da ganze Stämme nach dem Vorgang ihrer Fürsten plötzlich ihren heidnischen Glauben aufgaben und den christlichen annahmen, so konnte ihr Christentum zunächst nur ein äußerliches sein. Zur innerlichen Christianisierung bedurfte es einer langen Erziehung. Auch zur Liebesthätigkeit mußten sie erst erzogen werden, denn dem heidnischen Germanen ist die Nächstenliebe etwas ebenso Fremdes, wie sie es den Griechen und Römern war. Die Predigt der Kirche, daß man durch Schenkungen für sein Seelenheil sorge, fand bei ihnen ganz besonderen Anklang. Das Motiv der Schenkung um des Seelenheils willen tritt bei ihnen sehr stark hervor.

Zunächst im westlichen Teil des Frankenreichs werden der Kirche massenhafte Schenkungen gemacht. Großartig waren die der Merowingischen Könige. Ihrem Beispiel folgten die fränkischen Großen. Man glaubt annehmen zu dürfen, daß gegen Ende des 7. Jahrhunderts ein Drittel alles Grundbesitzes in Neustrien der Kirche gehörte. Die fränkische Kirche entwickelte einen besonderen Eifer in der Armenpflege. Sie suchte auch dem Bettel zu wehren. Schaarenweise zogen die Armen bettelnd im Lande umher, da nur ein kleiner Teil in den Anstalten unterhalten werden konnte. Das Koncil von Orleans 511 legt dem Bischof die Pflicht auf, die Armen und Kranken seiner Diöcese mit Nah-

Digitized by Google

rung und Kleidung zu versorgen. Das 3. Koncil zu Lyon 583 verpflichtet die Landpriester, sich ihrer Armen anzunehmen. Von den Bischöfen wurden den Landpriestern einzelne Teile des Kirchenvermögens zum Nießbrauch überlassen. Damit war der Anfang zu einer parochial geordneten Armenpflege gemacht. Die altkirchliche Armenpflege war auf städtische Verhältnisse angelegt und hätte schon gleich, als die Landbevölkerung das Christentum annahm, die entsprechende Abänderung erfahren sollen; am allerwenigsten konnte sie genügen bei den germanischen Völkern, bei denen das Land eine weit größere Bedeutung hatte als die Städte. Die in der fränkischen Kirche gemachten Anfänge einer Parochialarmenpflege wurden leider nicht weiter entwickelt, da die fränkische Kirche im 7. Jahrhundert in Verfall geriet. Die Kirche verlor auch großenteils die Mittel zur Armenpflege. Man darf darin wohl ein Strafgericht Gottes über die Kirche erblicken, die in dem Streben nach Gewinnung, Häufung und Sicherung irdischen Gutes den Königen und Großen des Reiches zu sehr geschmeichelt und es überhaupt an Unterweisung und sittlicher Zucht hatte fehlen lassen. Karl Martell vergibt einen Teil von dem übergroßen Grundbesitz der Kirche an die fränkischen Großen, ja er weist ihnen sogar Bistümer, Abteien und Hospitäler zu. So bekommt die Kirche Laienbischöfe und Laienäbte, die das Kirchengut mit Schlemmen und Prassen vergeuden und die Geistlichen, Mönche und Armen darben lassen.

Sobald die Kirche sich aus ihrem Verfall aufgerichtet, stellte sie die Forderung auf Rückgabe der ihr entzogenen Güter. Bonifatius drang frühe darauf. Die Berechtigung der Forderung wurde wohl anerkannt, aber man konnte die Rückgabe der Kirchengüter nur zum kleinen Teil durchführen. Für ihre Verluste wurde indeß die Kirche in der Zeit der Karolinger durch neue Schenkungen entschädigt. Die Gestattung der Vertauschung der Bußwerke erschließt der Kirche eine ansehnliche Einnahmequelle. In den älteren Bußbüchern war genau bestimmt, wie lange ein mit einer Kirchenstrafe belegter Sünder von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen sein solle. Trunkenheit z. B. schloß auf 15 Tage von derselben aus. Die Wiederaufnahme geschah erst, wenn die aufgelegten Bußübungen, wozu namentlich das Fasten gehörte, vorgenommen worden waren. Man suchte nun die Zeit der Ausschließung des Sünders aus der Kirchengemeinschaft abzukürzen und

die schwereren Bußwerke mit leichteren zu vertauschen: mit Psalmenbeten und Almosen. Ein Jahr Buße kann man mit 26 Solidi abkaufen. Eine reiche Quelle des Einkommens werden die Seelenmessen, die am 3. und 30. Tage nach dem Tod und dann alljährlich bei der Wiederkehr des Todestages üblich werden. Mit derselben werden Almosenstiftungen verbunden. Die Haupteinnahme wird der Kirche durch den Zehnten zugeführt. Vom Volk wurde der Zehnte, der 765 von Pipin befohlen worden war, nur ungern gegeben. Karl d. Gr. mußte das Zehntgebot wiederholt einschärfen. Er selbst gab den Zehnten von seinen Einkünften. Die Geistlichen gaben von den Zehnten, die sie empfingen, wieder den Zehnten an die Armen. Karl d. Gr. wollte durch wirkliche Versorgung der Armen den Bettel beseitigen. Seine Armenpflege ist von der altkirchlichen sehr verschieden: sie trägt nicht einen rein kirchlichen, aber auch nicht einen rein bürgerlichen, sondern einen staatlich-kirchlichen Charakter. Die späteren Karolinger setzten aber das von ihm begonnene Werk nicht fort. Während des ganzen Mittelalters kommt es nicht mehr zu einer geordneten Armenpflege.

Die Mittelpunkte der Liebesthätigkeit sind im Mittelalter die Hospitäler und Klöster. Die klösterliche Lebensordnung wird auch auf die Geistlichen übertragen durch Einführung des kanonischen Lebens. Wie das Monasterium der Mönche, so soll auch das Monasterium der Geistlichen sich die Liebesthätigkeit angelegen sein lassen. Neben dem Kloster entsteht das Kanonikatstift. Wie die Klöster, so unterhalten auch die Kanonikatstifter in der Regel ein Hospital. Selbst in den in religiöser und sittlicher Beziehung so traurigen Zeiten des ausgehenden 9. und beginnenden 10. Jahrhunderts ist die christliche Liebesthätigkeit in diesen Hospitälern nicht ganz vernachlässigt worden. Es sind Geistliche und Mönche nur, die da die Liebesthätigkeit üben.

Von tief eingreifender Bedeutung für die Liebesthätigkeit war die zuerst von Gualbert, dem Stifter des Cönobitenordens von Vallombrosa, vorgenommene Aufnahme von Laienbrüdern und -Schwestern (fratres conversi und sorores conversae) in den Klosterverband. Sie besorgten die äußerlichen Geschäfte. Sie wohnten nicht im, sondern neben dem Kloster. Sie hießen äußere Brüder, meist aber Conversen. Besonders groß war die Zahl der Conversen in den Cluniacenser- und Cistercienserklöstern.

Digitized by Google

Aus dem klösterlichen und stiftischen Spital, wo die Liebesthätigkeit von den Mönchen und Geistlichen geübt wurde, entwickelt sich das **Ordensspital**, das von Laien geleitet wird. Die bedeutendsten Spitalorden sind durch die **Kreuzzüge** ins Leben gerufen worden und zum Teil im heil. Lande entstanden. Der erste derselben war der **Johanniterorden** (hospitalarii). Die Ordnungen desselben in der Krankenpflege galten als mustergültig und wurden von den späteren Spitalorden nachgeahmt. In der Krankenpflege wurde der Johanniterorden noch übertroffen von dem **Deutschorden**. Derselbe entfaltete später in Europa eine hervorragende sociale Wirksamkeit. „Den alten Preußen brachte er das Evangelium zwar auf der Spitze des Schwertes, aber der Unterdrücker baute nicht blos Burgen, sondern auch Heimstätten der Liebe. Das bedeutete etwas für das Preußenvolk, das seine Arbeitsunfähigen und Krüppel tot schlug und verbrannte." **Marienburg** erhielt 3 Hospitäler. Jedes Ordenshaus hatte auch sein Spital. In Deutschland hatte der Orden 12 Balleien und genoß überall das größte Vertrauen. Er nahm sich in hervorragender Weise der Armen an.

Als die heimkehrenden Kreuzfahrer den Aussatz nach Europa einschleppten, nahm sich die christliche Barmherzigkeit der Nachfolger von Hiob und Lazarus mit rührender Selbstverleugnung an. Zur Pflege der Aussätzigen wurden in Europa nicht weniger als 19 000 Häuser errichtet, die allerdings nur klein waren. Der Pflege der Aussätzigen widmete sich der **Lazaristenorden**.

Vor allen andern Orden zeichnen sich die **Bettelorden** durch ihre Wirksamkeit aus. Der erste derselben, der **Franziskanerorden**, gegründet von **Franz von Assisi**, zählte schon ein halbes Jahrhundert nach seiner Gründung 8000 Klöster und wenigstens 200 000 Mönche. Die 3 andern Bettelorden, die der **Dominikaner**, **Augustiner** und **Karmeliter**, sind nur Nachahmungen des Franziskanerordens. Die Bettelorden suchten durch Predigt und Seelsorge die Frömmigkeit im Volk zu erwecken und zu pflegen und bereiteten in dieser Frömmigkeit den Boden, aus dem eine ganz staunenswerte Fülle von Werken der christlichen Barmherzigkeit erwuchs. Der von Franz von Assisi 1222 gegründete **dritte Orden** (Tertiarier) war eine Mittelstufe zwischen Kloster und Welt. Die Glieder desselben sollten in der Welt bleiben und nur gewissen frommen Übungen sich unterziehen, zu

denen auch das Besuchen und Unterstützen der Armen und Kranken gehörte. Durch die Tertiarier war den Bettelorden eine breite volkstümliche Grundlage gegeben. Durch die Bettelorden ist überaus viel Gutes im Volk gewirkt worden, aber die Armut haben sie nicht nur nicht gemindert, sondern sogar gemehrt, indem sie die Armut zu einer Heiligen gemacht und mit der Glorie der Vollkommenheit umgeben. St. Franziskus gab seinen terminierenden Brüdern die Worte mit auf den Weg: „Den ihr um ein Almosen bittet, dem bietet ihr die Liebe Gottes an." In einer Predigt aus dem 13. Jahrhundert heißt es: „Kann dein Almosen dich von allen deinen Sünden und vom ewigen Tod erlösen und kann deine Seele beschirmen, daß sie nicht kommt in die Finsternis, so sollst du Gott immer loben, daß du arme Leute findest, denen du es geben magst." Bei solcher Anschauung von der Macht des Almosens kann man nicht daran denken, die Armut zu beseitigen oder zu verhüten, man brächte sich ja sonst um die gute Gelegenheit, sich Verdienst zu erwerben. Eine unübersehbare Menge von Liebeswerken verdankt diesem Motiv ihre Entstehung. Durch die von St. Franziskus ausgehende Bewegung wurden besonders die bürgerlichen Kreise zur Liebesthätigkeit angeregt.

Bei den ritterlichen Orden tritt der Spitaldienst mehr und mehr zurück, es sind die bürgerlichen Spitalorden, die sich desselben annehmen. Die Blütezeit der letzteren beginnt mit dem 13. Jahrhundert. Überaus viel Spitäler werden da in den rasch aufblühenden Städten teils gegründet, teils neu geordnet. Das mächtig aufstrebende Bürgertum verdrängt den Bischof aus der Leitung der Spitäler; die Verwaltung derselben wird mehr und mehr „laifiziert". Der Rat der Stadt beaufsichtigt die Spitalbeamten und prüft die Rechnungen. Der Geist der Armenpflege bleibt übrigens der kirchliche. Den geistlichen Brüder- und Schwesterschaften bleibt die Pflege der Kranken. Die Hospitäler waren durchaus nicht eigentliche Krankenhäuser, sondern Anstalten verschiedenartiger Werke der Barmherzigkeit. Sehr viele waren Versorgungshäuser für alleinstehende alte und arbeitsunfähige Leute. Solche Versorgungshäuser waren in jener Zeit, wo man nicht leicht Arbeitsüberschüsse als Kapital für das Alter zurücklegen konnte, ein wirkliches Bedürfnis. Man kaufte sich in guten Tagen eine Pfründe, um in der Zeit der Krankheit oder des Alters versorgt zu werden. Im 14. Jahrhundert ist kaum eine Stadt ohne

Digitized by Google

Hospital. Köln, das deutsche Rom, hatte 8 Hospitäler; am Oberrhein hatten selbst viele Dörfer mit noch nicht 200 Einwohnern ein Hospital. Alle größeren und selbst kleinere Spitäler hatten eine eigene Kirche oder Kapelle. Bei diesen wurden auch Seelenmessen in Verbindung mit Almosen gestiftet. Der Spitalkirchhof wurde von reichen Familien mit Vorliebe als Begräbnisplatz gewählt, was dem Spital ansehnliche Summen einbringt. An die Spitäler schließen sich Bruderschaften, die sie unterstützen und dafür Anteil bekommen an ihren guten Werken und Verdiensten.

Bruderschaften hatten sich im 14. und 15. Jahrhundert bei jeder Kirche gebildet. Ohne Anschluß an eine Bruderschaft war es fast nicht möglich, social zu existieren. Die zahlreichen Bruderschaften kamen der Armenpflege sehr zu statten. Sie unterstützten nämlich nicht blos die eigenen Mitglieder, sondern auch andre Arme.

Bruderschaften, die auf der Gleichheit des Berufs und Erwerbs ruhten, waren die Zünfte. Man hat sie „ein bürgerliches Nachbild der kirchlichen Orden" genannt. „Wie in diese die Beschaulichkeit einging, so verfaßte sich in jene die Arbeit." „Die freie Arbeit, die damals gegenüber dem Anschwellen der Ordensgemeinschaften die social-ethische Bedeutung einer rettenden That hatte, sie hätte ihre Aufgabe nicht gelöst, wäre sie nicht Ehrensache einer vom Selbstgefühl beseelten Gemeinschaft geworden." „Hier, bei der Arbeit, lernte der deutsche Bürger eine Selbstschätzung nach der Tüchtigkeit, die gegen die einseitige asketische Lebensschätzung ein Gegengewicht bildete." Man lernte den sittlichen Wert von Erwerb und Eigentum erkennen und würdigen. Man lernte auch die Armut als ein Übel ansehen und suchte ihr vorzubeugen. Die Zunftsgenossen hielten sich um Gottes willen verpflichtet, einander in der Not beizustehen, die Kranken zu pflegen, die Wittwen und ihre Nahrung in Schutz zu nehmen und sich der Waisen anzunehmen. Die Zünfte hatten eigene Abteilungen in den Spitälern; vielfach bauten und unterhielten sie selbst solche. Sie beugten so dem Aufkommen eines Proletariates vor. Sie hielten auch strenge auf Pflege des religiös-sittlichen Lebens. „Zünftler müssen so rein sein, als ob sie von Tauben gelesen wären!" Gegen Ende des Mittelalters indeß wurde der brüderliche Geist in den Zünften durch den Egoismus verdrängt.

Den Genossenschaften zum gemeinsamen Erwerb sind

Digitized by Google

auch die Beginen beizuzählen. Was diese zum gemeinsamen Leben bestimmte, war in erster Linie nicht das religiöse Bedürfnis, sondern die Schwierigkeit, sein täglich Brod zu gewinnen und ein Unterkommen zu finden. „Die Frauenfrage" war auch dem Mittelalter nicht völlig fremd. Namentlich seit den Kreuzzügen gab es eine gar große Zahl überzähliger Mädchen und Wittwen, die sich nur schwer durchbringen konnten. Die Beginen heißen geradezu „die armen Kinder" und die Beginenhäuser „Armenhäuser". Diese sind meist klein und haben höchstens 15—20 Insassen. Frankfurt hatte im 14. Jahrhundert 57, Straßburg 60 Beginenhäuser. Das Beginenhaus ward von einer Meisterin geleitet, der die übrigen Schwestern Gehorsam schuldig waren. Ihr Brod verdienten sich die Beginen durch Arbeit, insbesondere durch Krankenpflege in Privathäusern. Später verloren sie die Gunst der öffentlichen Meinung: man warf ihnen Faulheit und unordentliches Wesen vor. Noch rascher sank das Ansehen der Männercongregation der Begharden dahin. Ein gutes Zeugnis wird den Alexianern ausgestellt. Es waren einfache Handwerker, die sich der Krankenpflege und Leichenbestattung widmeten und die Leichen mit Gesang zu Grabe trugen.

Durch „das große Sterben" im 14. Jahrhundert war eine neue Not entstanden. In mehreren Städten müssen Waisenhäuser gebaut werden. Durch die schwere Heimsuchung der furchtbaren Epidemie läßt sich nur ein Teil, wie die Flagellanten, zum Ernst der Buße erwecken, die übrigen fielen dem vollendeten Leichtsinn anheim. Namentlich mehren sich die Unzuchtssünden. Sehr häufig kommt das Aussetzen von Kindern vor. Es müssen nun auch in Deutschland, wie schon früher in Italien, Findelhäuser gebaut werden. Im Anfang des 16. Jahrhunderts befanden sich nicht weniger als 200 Findelkinder in der Pflege des Hauses in Ulm. „Wir vernehmen das Anklopfen der socialen Sünden und Nöte, an deren Ausbrüchen die Reformation zu tragen bekam." Am allgemeinen Sinken der Sittlichkeit hatten auch die Klöster, die lange Zeit Segensstätten waren, Mitschuld: sie fielen im 14. und 15. Jahrhundert der Entartung anheim. Die von einzelnen frommen Männern angestellten Reformversuche blieben erfolglos.

Sehr anerkennenswert sind die Bestrebungen der Brüder des gemeinsamen Lebens, sie üben die Wohlthätigkeit, wollen aber die Armen nicht blos leiblich, sondern auch geistlich speisen, indem

sie dieselben erbauen, bekehren und bessern. Sie schärfen den Armen die Pflicht der Arbeitsamkeit ein und wehren den Bettel ab.

Dem Unfug des Bettelwesens suchen manche Städte durch Bettelordnungen zu steuern, aber ohne Erfolg. In dem Überwuchern der Bettelorden hat das mittelalterliche Armenunwesen seinen Höhepunkt erreicht, was schon 1516 von Thomas Morus in der Einleitung zu seiner Utopia ausgesprochen wurde. Man schätzte die Zahl der Bettelmönche in Europa auf 400 000. Der Baseler Buchdrucker und Schriftsteller Gengenbach führte in seinem 1509 erschienenen liber vagatorum 28 Arten von Bettlern auf. Die Unzahl derselben bildete „ein großes Complott gegen die ökonomische und moralische Volkswohlfahrt". Das sociale Elend nahm zu. Sociale Fragen traten in den Vordergrund. Der Gegensatz von reich und arm verschärfte sich mehr und mehr. Ein anerkannter Historiker unserer Zeit sagt in der Beziehung: „Seit den Tagen der alten Welt finden wir wohl nur noch vor der französischen Revolution die Gegensätze so schroff einander gegenüber stehen wie am Ende des Mittelalters. Schon in den wohlhabenden handeltreibenden Städten selbst stand dem übergroßen Reichtum ein ungeheures Proletariat gegenüber, und man hat Grund zu glauben, daß die Zahl der Bettler niemals in Deutschland größer gewesen ist, auch jetzt nicht, als in jenen Jahrzehnten." In einer Reihe von Städten, wo neben einem reichen, üppigen Bürgertum massenhaftes Proletariat sich fand, kam es zu ernstlichen Unruhen, zum Teil mit blutigem Ausgang. Die hauptsächlichsten Städterevolutionen waren: 1450 Rotenburg, 1462 und 1500 Wien, 1509 Erfurt, 1511 Constanz, 1512 Speyer und Worms, 1513 Köln. Dazu kamen Bauernaufstände in fast allen Teilen Deutschlands. Im Stift Kempten haben sich die Bauern — sie hießen nur miseri homines, arme Leute — gegen die Bedrückungen der baulustigen Äbte erhoben. In Württemberg brach der Bauernaufstand des „armen Konrad" los. Derselbe ergriff die Fahne des Aufruhrs nach einer Predigt vom Professor der Theologie Dr. Gaislin mit der Erklärung, er wolle der Gerechtigkeit und dem göttlichen Recht einen Beistand thun. An diesen Aufständen war zum Teil ein communistischer Zug zu beobachten. Wie leicht bei dem tiefgehenden Klassenhaß socialistische Ideen Eingang und Verbreitung fanden, sieht man an der Bewegung, die der arme Gemeindehirt Hans Böheim in

Niklashausen im Tauberthal (1476) hervorgerufen durch die Predigt: Das Reich Gottes stünde bevor, es würde weder Papst noch Kaiser sein, noch weltliche oder geistliche Fürsten; Jagd und Weide und Fischfang würden Alle gemein haben, alle Abgaben und Steuern für immer aufhören. Aus allen Gegenden Ober- und Mitteldeutschlands strömten die Pilger nach Niklashausen, um aus dem Munde des Buße predigenden Propheten zu hören, was man sich von dem baldigen Untergang der Volksbedränger und von dem dann anbrechenden paradiesischen Leben erzählte. Manchmal kamen an einem Tag 30—70 000 Pilger in Niklashausen zusammen.

Man hat gefragt, ob der Kirche eine Mitschuld an den socialen Mißständen und Aufständen aufgebürdet werden könnte. Die Kirche hatte gelehrt, nach dem natürlichen Rechte seien alle Dinge allen Menschen gemein, „in äußerster Not" (in extrema necessitate) dürfe sich der Arme ohne Sünde von dem Überfluß des Reichen nehmen, Geiz sei es, nach mehr zu streben, als zur Erhaltung des Lebens nötig ist: — sollte da die Herstellung von Zuständen, in denen der ungleich verteilte Besitz ausgeglichen wird, etwas Verbrecherisches sein? Schon an dem Überhandnehmen des Bettelunwesens war die Kirche des Mittelalters nicht ohne Schuld. Der Bettel galt ja nicht als Schande. Der steht sogar sittlich höher, der vom Betteln lebt, als der, der sich durch Arbeit seinen Lebensunterhalt erwirbt. Das Almosengeben galt als ein Bußwerk, dessen Kraft noch in das Fegfeuer hineinreicht.

Wenn ein katholischer Theolog von der Liebesthätigkeit des Mittelalters sagt: „Man sah damals ... gleichsam ein Überfluten von Barmherzigkeit", so wird jeder unbefangene Geschichtsforscher diesem Urteil beipflichten. Auch Luther hat oft und rückhaltlos die großartigen Leistungen der mittelalterlichen Kirche auf dem Gebiet der Liebesthätigkeit anerkannt. Aber diese ist mit großen Mängeln und Gebrechen behaftet. Sie war, wie wir gesehen haben, durch falsche Motive verunreinigt und hatte vielfach einen eudämonistischen, egoistischen Beigeschmack. Sie entbehrte auch des pädagogischen Momentes: man gab dem Bettelnden, ohne zu erwägen, ob man ihn durch das Almosen sittlich hebe und bewahre oder nicht demoralisiere; man machte das Arbeiten nicht zur allgemeinen Christenpflicht, man machte keine Anstrengungen, die Verarmung zu verhüten oder zu beseitigen. Auch fehlte es der mittelalterlichen Liebesthätigkeit an der gemeindlichen Organisation. Die verschie-

Digitized by Google

denen Anstalten der Barmherzigkeit „gleichen Reservoiren, die sich aus tausend Zuflüssen füllen, um sich nach tausend Seiten zu ergießen; aber Zufluß wie Abfluß haben mit der lokalen Kirchengemeinde keinen andern als zufälligen Zusammenhang." Die Folge davon war, daß alle Thätigkeit eine zersplitterte wurde. Trotz der unermeßlich vielen Almosen und Spenden fehlte es an einer wahrhaften Armenpflege. Diese Thatsache wird von dem katholischen Kirchen- und Culturhistoriker Ratzinger ehrlich anerkannt mit den Worten: „Ich spreche dem, was in diesen Jahrhunderten für die Armen geschah, sogar den Charakter einer Armenpflege im strengen Sinne des Wortes ab; diese Klöster, Hospitäler, Vereine und Orden mit ihrem verschiedenartigen Wirken können wohl als Surrogat einer Armenpflege angesehen werden, aber nicht als solche selbst. Dazu mangelte ihnen schon das erste Erfordernis, nämlich die Einheit, die Centralisation, die Organisation. Jedes Hospital, jedes Kloster gab und unterstützte jeden, der sich meldete, keine einheitliche Hand regelte die Unterstützungen. Dadurch aber . . . war auch jede Überwachung unmöglich gemacht und die natürliche Folge davon war, daß eine Anzahl von Landstreichern, Vagabunden und Strolchen im Lande herumlungerten, daß der Bettel trotz der strengsten Gesetze eine Ausdehnung annahm, wie nie zuvor."

Eine neue geschichtliche Epoche beginnt mit der Reformation. Zwischen dem Mittelalter und der Reformation, zwischen dem katholischen und dem evangelischen Bekenntnis bestehen Grundverschiedenheiten der Anschauung nicht blos dogmatischer, sondern auch ethischer Art. Verschieden ist die Auffassung von Ehe, Familie, Stand, Beruf, Arbeit, Besitz, Armut, Reichtum, Nächstenliebe.

Die Reformation hat die christliche Nächstenliebe „im Anschluß an den Apostel durchaus auf den rechtfertigenden Glauben bezogen und eben damit von einer Verknüpfung mit einem zu erwerbenden Verdienst befreit. Nicht als ein Werk, das die eigene Seele versorgen soll, sondern als freie Erwiderung der empfangenen Rechtfertigungsgnade hat das Liebeswerk Notwendigkeit im Christenleben". In der Liebe zum Nächsten muß nach der Lehre der Reformatoren der Glaube an den Herrn, die hingebende Aufnahme der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit sich bewahrheiten und bewahren. „Ein Christenmensch lebt nicht ihm selber," sagt Luther, „sondern in Christo und in seinem Nächsten: in Christo

durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe." „So wenig das Feuer ohne Hitze und Rauch ist, so wenig ist der Glaube ohne Liebe." „Wenn Tempel und Arme sich in gleicher Dürftigkeit befinden, gehen die Tempel vor" — so dachte man im Mittelalter. Kirchen bauen, Klöster gründen hatte einen höheren Wert als die Unterstützung des dürftigen Bruders. Anders war die Anschauung der Reformation. Der alleredelste Gegenstand der Liebesübung ist ihr der Nächste. „Wir Alle," sagt Luther, „sind unter einander Nächste, sonderlich aber sind es die, so unsers Rats und Hilfe bedürfen." Die Nächstenliebe hat demnach auch die von Gott gewiesene Ordnung und Schranke zu beobachten. Dürftigen, mit denen uns Gott auf unserm Berufsweg zusammenführt, sollen wir die Nächsten sein und zu helfen suchen. Der von der mittelalterlichen Kirche aufgestellte Unterschied zwischen dem allgemeinen „Gebot" und dem „evangelischen Rat" in Betreff der Liebesübung konnte nicht stehen bleiben; schon 1516 hat Luther die Lehre bekämpft, geboten sei nur, dem Nächsten zu helfen, wenn er „in äußerster Not" sei, alle weitere Hilfsleistung sei nur, „ein evangelischer Rat". Kein Gottesdienst ist nach Luther größer, als die christliche Liebe, die den Dürftigen hilft und dient. Die Barmherzigkeitsübung hat aber keine Sünden tilgende Kraft, sie begründet kein Verdienst vor Gott. Das Motiv der Liebesübung ist das evangelische: „von Verdienst, Belohnung, Minderung der Pein im Fegfeuer ist nicht mehr die Rede; eine für die Gnade Gottes dankbare Liebe soll das Werk der Barmherzigkeit an den Dürftigen thun." Auf dieser wahrhaft evangelischen Liebeslehre baute die Reformation die Organisation des Armenwesens auf.

Die ersten Versuche zur Reform des Armenwesens wurden in Kursachsen gemacht: in Wittenberg 1522 auf Betreiben von Karlstadt in Abwesenheit Luthers und in dem Städtchen Leisnig 1523. Nach diesen Armenordnungen sollte ein „gemeiner Kasten" errichtet werden, der alle kirchlichen Einnahmen vereinigen und dann alle Ausgaben für Unterhaltung des Cultuspersonals und der Cultusgebäude wie auch für die Versorgung der Armen bestreiten sollte. Kirchenfond und Almosenfond waren da noch ungeschieden. Ohne Sonderung der beiden Gebiete ist aber eine gedeihliche Entwicklung des Armenwesens nicht möglich. Die in Wittenberg und Leisnig angestellten Versuche erwiesen sich als verfehlte. Einen besseren Erfolg hatten die Kastenordnungen von

Digitized by Google

Nürnberg, Augsburg, Magdeburg, Breslau, Stralsund, Hamburg, Braunschweig. Es war besonders dem eifrig thätigen Dr. Bugenhagen zu danken, daß die Scheidung des Kirchenfonds und des Armenfonds durchgeführt wurde. Auch die reformierten Gemeinden hatten eine gesonderte Verwaltung des Armenwesens. Großartig waren besonders die Erfolge von Calvins Bemühungen um die Weckung und Pflege des Sinnes für Barmherzigkeitsübung und um geordnete Gestaltung des Armenwesens im evangelischen Sinn. Zur Gründung des Armenkastens wurden alle alten Stiftungen sowie auch die Gefälle der Klostergüter verwendet. In jeder Kirche wurde „ein Geldstock" („Tröglein") aufgestellt zur Aufnahme von Geldgaben, welche die Liebe spendete. Als besondere Anlässe, bei denen in diesen Stock geopfert werden sollte, wurden die Hochzeiten und Begräbnisse bezeichnet. In manchen Gebieten wurden an gewissen Sonn- und Festtagen noch besondre Sammlungen vorgenommen. Außer den Geldstöcken fanden sich in den Kirchen auch sogenannte „Almuskisten" zur Aufnahme von Naturalgaben, „Brot, Käse, Eier, Fleisch, andere Speise und Vorrat", von welchen das leicht Verderbliche noch am nämlichen Tag, das „Wehrhaftige" aber später, je nach Bedürfnis, verteilt werden sollte. In manchen Gegenden wurde jährlich nach der Ernte eine Sammlung von Haus zu Haus vorgenommen. In Württemberg mußten sogar etliche der Verordneten jeden Mittwoch ausziehen, „in der Hand eine beschlossene Büchs, das Geld darin zu empfahen, auf dem Rücken ein Korb oder Butten, das Brot oder anderes darin zu sammeln, und in der andern Hand eine Glocke oder Schelle, damit männiglich vermahnt sei, das Almosen zu reichen". In Württemberg wie in Basel wurden auch in den Wirtshäusern verschlossene Armenbüchsen angebracht. Herzog Ulrich sorgte ächt väterlich für die Armen. Den Pfarrern wurde teilweise „bei Verlust der Pfarr" zur Pflicht gemacht, den Gemeinden die Fürsorge für die Armen immer und immer wieder zu empfehlen. Sollten die erwähnten Einnahmsquellen den Armenkasten noch nicht genugsam speisen, so sollte „entweder der Schatzkasten, d. h. das Kirchengut oder die eigentlichen Staatsmittel oder aber für die ärmeren Gemeinden und Ortschaften das Gemeindegut der Vermöglicheren zu Hilfe gezogen werden". Hier sehen wir also die kirchliche Armenpflege in Verbindung mit der staatlichen und gemeindlichen. Das Gemeindeamt des Diakonats, das seit

der Mitte des 5. Jahrhunderts in ein Kirchenamt am Altar verwandelt worden war, wurde wieder hergestellt, durchweg in den reformierten, teilweise wenigstens auch in den lutherischen Gemeinden. Die nächste Aufgabe der Diakonen (Armenpfleger, diacres-procureurs, Leviten, Almosenherren) war die Ausfindigmachung und das Besuchen der Hausarmen in ihrem Bezirke. Von allen Almosengenössigen verlangten sie, daß sie „das heilig göttlich Wort zu hören geflissen" seien. Die in die Armenliste Aufgenommenen und nicht wegen schlechten Betragens Gestrichenen wurden an verschiedenen Orten auf verschiedene Weise unterstützt. In Basel und Zürich fand sich die tägliche Handreichung: beim Klang der „Mues-Glocke" wurde den Armen Mus und Brot verabreicht. An den hohen Festtagen wurde ihnen ein Pfund Fleisch beigegeben, „damit sie sich der hohen Feste mit den andern Christen auch zu freuen hätten". Anderswo erhielten die Armen eine wöchentliche Unterstützung, bald in Geld, bald in Naturalgaben. Auf Abstellung des Bettels wurde von allen Reformatoren mit allem Ernst gedrungen. Die arbeitsfähigen Bettler sollen durch die Polizei zu nützlicher Arbeit angehalten werden. In der hessischen Ordnung von 1526 wurden die Armenpfleger beauftragt, für Arbeitsnachweis Sorge zu tragen. Eltern, die ihre Kinder zum Betteln anhalten, sollen bestraft werden. Verwaiste und verwahrloste Kinder sollen eine christliche Erziehung erhalten und eine nützliche Arbeit erlernen; solche, die zum Studium taugen, sollen aus dem Armenkasten Stipendien erhalten mit der Verpflichtung, dereinst zunächst der Gemeinde zu dienen, welche die Unterstützung geleistet, und das Empfangene zurückzuerstatten, „wo ihnen ihre Hand so lang wurd". Redliche Handwerksgesellen, arme ehrbare Töchter und unbemittelte junge Wittwen sollen mit einer ziemlichen Steuer „zum Ehestand beraten" werden. Jungen Eheleuten und Handwerksanfängern, die sich mit Gott und Ehren durchbringen möchten, denen es aber an ausreichendem Anlagekapital oder vorerst noch an der genügenden Zahl Kunden fehlt, ferner Bauern, welchen der hohen Wucherzinsen wegen der Notverkauf droht, „soll der Armenkasten, ohne zu warten, bis es zu spät und das Dach eingestürzt ist, entweder unverzinslich oder doch zu keinem höheren Zinse als vier vom Hundert, das Nötige leihen"; allein nie mehr als 4 Schock; denn nichts leiste der Verarmung so sehr Vorschub, als leichtsinniges Schuldenmachen und blühendes

Digitized by Google

Hypothekenwesen". Der armen Kranken nahm man sich mit besonderer Liebe an. Die Spitäler wurden einer regelmäßigen Aufsicht unterstellt. Auch sorgten unsre Väter dafür, daß die Bewohner der Armenhäuser und Spitäler geistliche Speise und Pflege erhielten. Morgen-, Abend- und Tischgebet wurden angeordnet, sowie auch geistliche Inspection. Auch dafür wurde Sorge getragen, daß arme Verstorbene anständig beerdigt wurden.

Die Armenpflege war von den Reformatoren zu einer Sache der ganzen Gemeinde gemacht und nicht der individuellen Liebesthätigkeit überlassen worden. Doch wurde nicht unterlassen, auch die Privatwohlthätigkeit als Ergänzung der öffentlichen Armenpflege anzuregen. In Straßburg wurden die Armenpfleger ermächtigt, die Häuser sehr bedürftiger Familien mit einem roten Schilde zu versehen, damit die Wohlhabenden wußten, wo eine weitere Unterstützung besonders gut angelegt sei. Capito konnte schon 1524 einem Gegner der Reformation zurufen: „Hier zu Straßburg siehst du brüderliche Liebe. Unsere Armen, in so gewichtiger Zahl, werden von den Gläubigen erhalten und dürfen nicht mehr, wie in deiner Kirche, auf den Gassen verfaulen." Der Vorwurf, die Reformation sei ein Evangelium für die Selbstsucht gewesen, ist nach den gemachten Mitteilungen unbegründet.

Viele Gegner der Reformation, wie z. B. Cochläus, müssen die Opferwilligkeit der Evangelischen zugestehen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde eine große Anzahl von Hospitälern, Armenhäusern und andern Stiftungen gemacht. Im Laufe des 16. Jahrhunderts brauchten denn auch, mit Ausnahme von England, keine eigentlichen Armensteuern erhoben zu werden. In allen den Ländern, in denen die Reformation Eingang gefunden und die nicht durch große Kriege in ihrer Entwicklung gehemmt wurden, wird ein rasches wirtschaftliches Aufblühen constatiert.

Das Armenwesen der Reformation ist ein großer Fortschritt gegenüber jenem des Mittelalters.

Die Reform der Armenpflege in der evangelischen Kirche erweckte in der katholischen Kirche eine heilige Eifersucht. Das Tridentinische Concil verpflichtete die Bischöfe zur Wiederherstellung der kirchlichen Armenpflege, zur Aufsicht über die Hospitäler und Vereine. Diesem Befehl kam indeß nur Ein Bischof nach: Karl Borromeo, Erzbischof von Mailand, der in der katholischen Kirche als das Ideal eines Seelsorgers gilt. Ein anderer Held

der Liebe ist der Pfarrer Vincentius von Paulus mit dem Ehrennamen: „der Unerreichte in allen Landen". Er ist der Gründer des Ordens der Barmherzigen Schwestern. Außer diesen zwei großen Männern suchten noch drei andere die Armen- und Krankenpflege neu zu beleben: Philipp Neri, Franz von Sales, Scipio de Ricci. Doch trotz aller Anstrengungen und Leistungen dieser Männer und der von ihnen begründeten Vereine konnte die katholische Kirche während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts der Armut nicht Herr werden.

Von der evangelischen Kirche kann ebenfalls nicht gesagt werden, daß sie der Armut Herr geworden wäre. Die reformatorischen Anweisungen zur Reform der Armenpflege wurden nicht durchweg in den Gemeinden ins praktische Leben eingeführt. Ein großer Schade war es, daß man die in der Gemeinde vorhandenen geistlichen Kräfte, die doch „zum gemeinen Nutzen" (1 Kor. 12, 7) dienen sollen, nicht genug pflegte und mit dem Pfarramt in Verbindung brachte. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts ist überall ein Sinken des charitativen Lebens zu constatieren. In der Zeit des Orthodoxismus, wo es war, als hätte unser Heiland nur Dogmen zu bewahren geboten und über das Leben und den Wandel keine Vorschriften gegeben, war die Liebe und ihre Werke vielfach vernachlässigt worden. Die schrecklichen Verwüstungen des 30jährigen Krieges ließen eine geordnete geistliche Pflege nicht aufkommen, zumal da die breite wirtschaftliche Grundlage fehlte. Vielfach wurde aber in der trüben Zeit von Pfarrhäusern aufopferndste Liebe geübt. Eine Hebung des charitativen Lebens beginnt mit Spener. Derselbe hat die Christenheit mit heiligem Ernst wieder daran erinnert, daß das Christentum „in der praxi bestehe und zwar vor Allem in der Übung der Liebe". Noch größer wurde die Einwirkung A. H. Francke's in Bezug auf die Liebesthätigkeit. Welch ein Segen ging allein von seinem Waisenhaus in Halle aus, wo noch zu seinen Lebzeiten täglich 3600 arme Schüler gespeist wurden und mit der leiblichen Nahrung zugleich geistliche empfingen. Manches Waisenhaus, das im 18. Jahrhundert gebaut wurde, verdankt der Anregung von Francke seine Entstehung. Der Pietismus führte indeß mehr nur ein Stillleben in der Kirche. So anerkennenswert auch das charitative Wirken desselben ist, es ist doch fast nur wie ein Tropfen am Eimer. Die Not wurde immer größer. Bei der großen Teuerung insbesondere,

von der Deutschland in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wiederholt heimgesucht wurde, zogen ganze Schaaren von Bettlern umher im Gefolge von gewerbsmäßigen Dieben und Räubern, besonders in Süddeutschland und in den Rheingegenden. Köln hatte damals unter seinen 40 000 Einwohnern nicht weniger als 10—11 000 Bettler. In Bayern mußten um die gleiche Zeit 4 Regimenter Cavallerie aufgeboten werden, um die Bettler aufgreifen zu lassen. Räuberbanden unter der Führung von Hiesel, Hannikel und Schinderhannes gefährdeten in Süddeutschland und am Rhein die öffentliche Sicherheit noch bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Anders stand es im preußischen Staat, wo durch ein Gesetz vom Jahre 1715 der Bettel streng verboten und jede Gemeinde zur notdürftigen Unterhaltung der Armen angehalten war.

Da die beiden christlichen Bekenntnisse der Armut machtlos gegenüberstanden, so war der Staat genötigt, das Armenwesen selbst in die Hand zu nehmen. Er suchte anfangs durch amtliche Erlasse die Übung der Liebe zu empfehlen. Vom Empfehlen mußte er bald zum Befehlen übergehen, vom Einsammeln freiwilliger Gaben zur Anordnung einer ordentlichen Armensteuer.

Deutschland war übrigens nicht der erste Staat, wo die Zwangspflicht zur Unterstützung der Armen ausgesprochen wurde. Schon Heinrich VIII. von England, der das enorme Kirchenvermögen für sich eingezogen, teilweise auch den Baronen überwiesen, legte diese Pflicht den Ortsgemeinden auf. Die ungeheuere Zahl von Bettlern veranlaßte die Königin Elisabeth, ein Comité mit der Ausarbeitung eines Armengesetzes zu beauftragen. Dasselbe kam 1601 zu Stande und blieb in seinen wesentlichen Grundzügen bis zum Jahre 1834 in Kraft. Die wichtigsten Bestimmungen desselben sind: Das Recht jedes Arbeitsunfähigen auf den nötigen Unterhalt, das Recht des Arbeitslosen auf Arbeit, die Pflicht der Gemeinden, die Kosten der Armenpflege durch eine Armensteuer aufzubringen. „Zum Besten der ärmeren Klassen Englands — namentlich der dienenden Klasse aus den Handwerken hat besonders der Umstand beigetragen, daß in England seit Ende des 16. Jahrhunderts die Sonntagsfeier sehr streng gehandhabt wurde. Gerade die abhängigen arbeitenden Klassen, also Dienstboten, Tagelöhner, Fabrikarbeiter, Gesellen, gewinnen durch strenge Sonntagsfeier Muße und Ruhe, um Kraft

Digitized by Google

zu neuer Arbeit zu sammeln.“ In Frankreich wurde im Jahr 1536 die öffentliche Unterstützung der Armen und nicht lange nachher die allgemeine Erhebung einer Armensteuer befohlen. Durch die Zwangsarmenpflege war den Armen das Recht auf Unterstützung gewährleistet.

Über die nachteiligen Wirkungen einer auf den zwei falschen Grundsätzen des Unterstützungsrechtes der Armen und der Unterstützungspflicht der Gemeinden beruhenden Armenpflege besteht unter allen einsichtsvollen Kritikern keine Meinungsverschiedenheit. Dankbarkeit gegen den Geber ist in einem solchen System von vornherein ausgeschlossen. Die Unterstützung, die er empfängt, sieht der Arme als eine Schuldigkeit seitens des Staates an. Das Bewußtsein vom Recht auf Unterstützung läßt auch keine Bescheidenheit aufkommen, kehrt vielmehr den Trotz heraus und steigert die Ansprüche auf die Armenkasse. Die sichere Aussicht auf die Unterstützung schwächt den Trieb zur Sparsamkeit und verleitet zur Unvorsorglichkeit, zur Verschwendung, Bequemlichkeit und Trägheit. Die staatliche Zwangspflicht zur Unterstützung der Armen wird dadurch eine Armutspflege, eine furchtbare Quelle der Verarmung, „die Hebamme und der Taufpate des Pauperismus“, wie die Statistik unwidersprechlich nachweist. In England betrug die Ausgabe der officiellen Armenpflege im Jahre 1770 noch 12 Millionen Mark, 2 Mark per Kopf, jetzt beträgt sie über 200 Millionen Mark, etwa 8 Mark per Kopf. Auch in Deutschland ist eine fortschreitende Zunahme der Armensteuer zu bemerken. Eine allgemeine Armenstatistik haben wir allerdings noch nicht, eine solche wird erst im Laufe dieses Jahres vorgenommen werden. In den Gebieten aber, wo eine solche hergestellt ist, läßt sich das Wachstum der Armut genau nachweisen. In Dortmund z. B. kam 1871: 1 öffentlich Unterstützter auf 47 Einwohner, 1879: 1 auf 33; in Hannover 1871: 1 auf 44, 1875: 1 auf 39, 1877: 1 auf 34. Die staatliche Zwangsarmenpflege hat nicht blos eine fortschreitende Zunahme der Verarmung, sondern auch eine fortschreitende Verschlechterung des sittlichen Zustandes der Armen im Gefolge. Bei der staatlichen Armenpflege ist der Dürftigkeitsnachweis die Hauptsache, die Dürftigkeitsursache ist Nebensache. Dem wirtschaftlichen Ruin von überaus Vielen liegen aber gerade sittliche Verirrungen zu Grunde. Wo Trägheit, Trunksucht, Liederlichkeit, Verschwendung die Ursachen der Armut sind, da kann diese durch bloße Darreichung von Unterstützungen nicht geheilt werden, da bedarf es zu ihrer Heilung der Anwendung von sitt-

Digitized by Google

lichen Mitteln, die aus der Sünde heraushelfen. Solche stehen aber der staatlichen Zwangsarmenpflege nicht zu Gebot, darum ist sie auch in der weitaus größten Zahl von Fällen zur Heilung der Armut unfähig. Das staatliche Armenwesen „kennt nur die Summe und die Masse der leiblichen Not, und diese Masse verteilt auf so und so viele Nummern, die nach rein äußerlichen Gesichtspunkten abgeteilt werden: für die ewigen und durch Christi Blut erlöseten Seelen, die in diesen hilfsbedürftigen Leibern wohnen, hat das Armenwesen keinen Blick und kann ihnen auch nicht nahe kommen". Jeder Einzelne ist eine bloße Nummer in der Liste der Armen. Der verschuldete Arme ist eine gleichwertige Nummer mit dem unverschuldeten Armen. Der große Unterschied zwischen verschuldeter und unverschuldeter Armut kommt bei dem mechanischen Geschäftsbetrieb der officiellen Armenpflege nicht in Betracht. — Die staatliche Armenpflege stumpft auch das Pflichtgefühl der nächsten Anverwandten in Ansehung ihrer verarmten Familienglieder ab, sie verleitet jene dazu, die ihnen von der Schrift 1 Tim. 5, 8 u. 16 zugewiesenen Pflichten von sich auf die Gemeinde abzuwälzen. So wirkt die staatliche Zwangsarmenpflege moralisch und ökonomisch verpestend.

Man kann nicht leugnen, daß die staatliche Zwangsarmenpflege notwendig wurde, man kann aber auch ihre nachteiligen, die Armut vermehrenden und so das Staatsganze gefährdenden Wirkungen nicht leugnen. Jede Reform unsrer gesellschaftlichen Zustände muß damit anfangen, die staatliche Zwangsarmenpflege durch das System persönlich-individueller Armenpflege zu ergänzen. Der Mann, der zuerst in unserm Jahrhundert diese Notwendigkeit nachgewiesen, war Dr. Chalmers, anfangs Pfarrer an der St. Johanniskirche in Glasgow, später Professor in Edinburgh. Er verdient mit vollem Recht den Namen eines Reformators auf dem Gebiet der Armenpflege. Sein System ist nicht etwas durchaus Neues, sondern vielmehr nur eine Wiederherstellung der altkirchlichen Armenpflege.

Chalmers war ganz durchdrungen von der Überzeugung: wo es an der Freiwilligkeit der Liebe, an dem aus der Liebe erzeugten persönlichen Verkehr mit den Armen, an der Verbindung der materiellen Unterstützung mit der geistigen, sittlichen fehlt, da wird die Armenpflege zu einer Armutspflege. Der Schwerpunkt der fruchtbringenden Armenpflege liegt nicht in einer gefüllten Kasse, sondern in den Persönlichkeiten, die auf die Armen sittlich hebend und erneuernd

Digitized by Google

einzuwirken fähig sind. Not measures, but men — war Chalmers' Wahlspruch. Ein Hauptanliegen war ihm daher die Erneuerung des Diakonats und die Wiederherstellung der **Hausarmenpflege**. Es gelang ihm, ehrbare Männer aus verschiedenen Berufsarten und Altersstufen zu Diakonen zu gewinnen. Seine 10 000 Seelen umfassende Pfarrei teilte er in 25 Bezirke unter ebenso viel Diakonen für je 50 Familien oder 400 Seelen. Die Diakonen hatten die ihnen zugewiesenen Familien persönlich zu besuchen. Aggressiv und lokal muß nach Chalmers das System einer rechten Armenpflege sein. Aggressiv, insofern man die Armen aufzusuchen und nicht abzuwarten hat, bis sie sich melden. Lokal, insofern die Wirksamkeit der Armenpfleger nur innerhalb scharf abgegrenzter Gebiete sich zu bewegen hat. Die Notwendigkeit und den Segen der Hausbesuche konnte Chalmers nicht dringend genug hervorheben. Die unerläßliche genaue Erforschung der Ursachen der Armut, die ja so mannigfacher Art sind, wird ja nur durch persönlichen Verkehr mit den Armen in ihrem Haus möglich. Wie die Ursachen der Armut verschieden sind, so sind auch verschiedene Mittel zur Linderung oder Beseitigung derselben in Anwendung zu bringen. Die rechte Armenpflege erheischt eine casuistische Behandlung. Der verschämte Arme ist anders zu behandeln als der freche Bettler; der arbeitswillige, aber arbeits- und verdienstlose Arme anders als der arbeitsscheue, verkommene Stromer; der arbeitsunfähige Greis anders als das verwilderte und verwahrloste Kind. Auch zur Kontrolierung der Verwendung der gereichten Unterstützung sind die Hausbesuche notwendig. Wie wenig Arme wissen mit dem Geld umzugehen und zu sparen. „Wenn der Arme Geld kriegt, geht er um Mitternacht mit dem Sonnenschirm aus," sagt ein altindisches Sprüchwort. Die meisten Armen müssen erst wie unmündige Kinder zum Sparen und ordentlichen Haushalten angeleitet und gewöhnt werden. Und wie zur Sparsamkeit, so auch zur Ordnung. Welch eine Quelle der Verarmung ist die Unordnung! Wie oft sind Verluste an Zeit und Geld, bedeutend verringerte Leistungsfähigkeit die Folgen der Unordnung! Rat, Unterweisung, Anleitung ist darum den Armen oft noch weit notwendiger, als Geldunterstützung. Vor Allem aber ist nötig, daß man ihnen ein Herz voll teilnehmender Liebe entgegenbringt. „Der Arme braucht in seinem Elende, wenn seine Leidenschaften nicht gestachelt und sein Groll gegen die Reichen nicht erweckt werden soll,

Digitized by Google

etwas mehr als Geld und Brot, das ihm als Abschlagszahlung zukommt, damit er nicht revoltiere. Er braucht eine menschliche Stimme, die mit ihm spricht, ein wohlthätiges Herz, das ihn liebt, ein Auge, das für seine Leiden empfindlich ist. Nur wenn er sieht, daß er nicht verlassen dasteht in der Welt, daß seiner ein freundlicher Blick gedenkt, daß es viele Reiche gibt, die ihm nicht bloß ihr Geld, sondern auch ihre Gefühle und ihr Herz schenken, nur dann fühlt er sich getröstet und glücklich inmitten allen Elends und aller Not". Die aufsuchende Diakonenliebe ist zu einer rechten Armenpflege unentbehrlich.

Auch in der katholischen Kirche sind schöne Anfänge der Rückkehr zur altkirchlichen Armenpflege zu erkennen. Der katholischen Kirche wird eine Vereinigung zu persönlicher Armenpflege leicht ermöglicht durch ihre Orden. Von hervorragender Bedeutung wurde der im Jahre 1833 zu Paris gegründete Vincentiusverein. Der Verein, der sich den Vincenz von Paulus zum Schutzpatron gewählt hat, übrigens ein Verein von Laien ist, nahm einen unscheinbaren Anfang: er wurde in einem ärmlichen Zimmer des Quartier latin von 8 Studenten gegründet. Nach 20 Jahren konnte Ozanam, einer der 8, sagen: „Wir sind statt 8 in Paris allein 2000 und wir besuchen 5000 Familien, d. h. ungefähr 20 000 Personen. Nach 30 Jahren gab es schon über 4000 Vincentiusvereine. Ein französischer Bischof nennt sie eines der Wunder unsers Jahrhunderts. Sie haben sich über alle Nationen bis zu den fernsten Grenzen der Erde verbreitet, „es hört die Sonne nicht auf, über dies glänzende Werk zu scheinen". Der Besuch der Armen im Hause bildet auch bei dem Vincentiusverein den Mittelpunkt der Armenpflege.

In Deutschland trieb die Not der Napoleonischen Kriegszeit an vielen Orten zur freiwilligen Arbeit an den Armen. Von kirchlicher Armenpflege waren nur noch vereinzelte Spuren vorhanden. Von großem Segen wirkte der im Jahre 1817 von der Königin Katharina von Württemberg gegründete Centralwohlthätigkeitsverein. Ein Centralwohlthätigkeitsverein für Bayern sollte der in den fünfziger Jahren gegründete St. Johannisverein sein. Von Pastor Fliedner in Kaiserswert wurde das altchristliche Diakonissenamt 1836 wieder aufgerichtet. In Hamburg wurde 1832 von Amalie Sieveking (Hamburger Tabea) ein weiblicher Verein für Armen- und Krankenpflege gegründet,

der wie die Chalmers'sche Armenpflege auf christlichen Grundsätzen ruht. Verwandt mit den Chalmers'schen Principien sind die Grundsätze der in Straßburg und in einigen französischen Städten eingerichteten „Besuchsvereine" und der in Leipzig im Jahre 1848 ge-gegründeten „Gesellschaft der Armenfreunde". Die Mitglieder dieser Gesellschaft haben „mit denjenigen Armen, welche ihrer besonderen Pflege anvertraut sind, einen persönlichen Verkehr zu unterhalten und sich dabei von folgenden Grundsätzen leiten zu lassen: 1. die Sorge für die äußere und für die innere Wohlfahrt der Armen ist untrennbar; 2. die Unterstützung darf den Armen nicht als ein ihnen zustehender Anspruch, sondern nur als Ausfluß freier christlicher Liebe, bedingt durch beständige Würdigkeit, erscheinen; 3. Sorglosigkeit und Trägheit, welche in den Armen so leicht aus dem Vertrauen auf vereinsmäßig geregelte Beihülfe erscheinen, sind zu bekämpfen; 4. bei jeder Pflege ist als Ziel im Auge zu behalten, daß der unterstützten Familie wo möglich wieder zu selbstständigem Fortkommen verholfen werde". Die Chalmers'sche Armenpflege wurde in mehreren Städten Deutschlands nachgeahmt, zuerst in Kreuznach, dann von Bachmann und von Kober in Berlin, später von Feldner in Elberfeld, am konsequentesten in Erlangen vom Stadtvikar Dr. Schunk. Dem geheimen Kommerzienrat Daniel von der Heydt in Elberfeld gebührt das Verdienst, die bürgerliche Gemeinde für die Annahme des Chalmers'schen Systems begeistert und sie zur unentgeltlichen Ausübung der Hausarmenpflege bestimmt und die bei der Übertragung der Chalmers'schen Grundsätze auf die bürgerliche Armenpflege erforderlichen Modificationen angebracht zu haben.

Die Stadt Elberfeld wurde in 280 Quartiere eingeteilt. Jedes hat seinen Armenpfleger. 14 dieser Quartiere bilden einen Bezirk. Es gibt also 20 Bezirke, von denen jeder einen Vorsteher hat. Die Armenpfleger und Bezirksvorsteher werden auf drei Jahre gewählt. Die Bezirksvorsteher stehen unter der städtischen Armenverwaltung, die sich aus einem Vorsitzenden, vier Stadtverordneten und vier von der Stadverordneten-Versammlung auf drei Jahre gewählten Bürgern zusammensetzt. Jeder Bezirksvorsteher versammelt alle 14 Tage seine Armenpfleger um sich. Ebenso oft halten die Bezirksvorsteher mit der Armenverwaltung eine Beratung. In der Regel hat ein Armenpfleger nur vier Armen seine Fürsorge zuzuwenden, in Wirklichkeit hat er selten mehr als zwei

zu pflegen. Alle Gesuche um Unterstützung aus städtischen Mitteln sind an den Armenpfleger zu richten, der dann persönlich über die Verhältnisse des Bittstellers genaue Erhebungen macht. Der Armenpfleger hat sich u. a. auch darüber Gewißheit zu verschaffen, ob nicht zunächst unterstützungspflichtige, vermögende Verwandte da sind. Thut unverzügliche Hülfe not, so darf er dieselbe sofort eintreten lassen. Im andern Falle ist das Gesuch mit Gutachten der nächsten Bezirksvorsteherversammlung vorzulegen. Diese bewilligt eine Unterstützung nur auf die Dauer von 14 Tagen. Die Centralbehörde, die aus den zwanzig Bezirksvorstehern und der städtischen Armenverwaltung zusammengesetzt ist, nimmt die Berichte der einzelnen Bezirksvorsteher entgegen, revidiert nötigenfalls die Beschlüsse der Bezirksversammlungen, und teilt je nach Bedürfnis der Bezirke Geld und Naturalien aus. Die Unterstützung kann geschehen durch Aufnahme in eine der Armenanstalten der Stadt oder in Zuwendung von Naturalien (Suppe, Bekleidung, Bettwerk, unentbehrliches Hausgerät), oder in unentgeltlichem Schulunterrichte, in ärztlicher Hilfe, kostenfreiem Begräbnis oder endlich in Geldspenden, für die indes Normalmaxima festgesetzt sind. Der Erfolg der Elberfelder Armenenordnung ist nach der Statistik ein außerordentlich günstiger. Die Kosten der Armenpflege betrugen nämlich vor der Einführung des neuen Systems auf den Kopf der Bevölkerung

im Jahr	1847 . . .	ℳ 3,32
	1849 . . .	ℳ 2,84
	1851 . . .	ℳ 2,68
	1852 . . .	ℳ 3,55.
Im Jahr der Gründung des Vereins		
	1853 . . .	ℳ 1,78
	1857 . . .	ℳ 1,43
	1862 . . .	ℳ 1,40
	1869 . . .	ℳ 1,48.

Die finanzielle Vortrefflichkeit des Elberfelder Systems trat noch in andrer Weise deutlich heraus.

In den Jahren 1838—45 wurden je 5—6 von je 100 Einwohnern, 1852 sogar 8, im Jahr 1878—79 nur 2,95 unterstützt.

Über die charakteristischen Vorzüge der ganzen Einrichtung, die so günstige finanzielle Ergebnisse erzielt, bemerkt Emminghaus: „Bei dieser Individualisierung der Pflege wird durch

Mehranwendung von Verstand und Teilnahme nicht nur eine Menge Geld erspart, sondern was unendlich wichtiger ist, die Hilfe des Augenblicks (d. h. die nur auf Hebung der augenblicklichen Not berechnete Hilfe) verdunkelt nicht wie bei plumper, nackter Almosenwirtschaft die Aussichten auf die Zukunft. Hunger und Durst werden gestillt, Blößen bedeckt, ohne daß die unschätzbare Fähigkeit des Sichselbstaufrichtens in dem Gesunkenen geknickt würde. Die Not arbeitsfähiger Leute wird nicht als ein unheilbares Übel behandelt. . ., sondern wird als Ausnahmezustand angesehen, dessen Kur sorgfältig und gewissenhaft auf die Wiederkehr der Regel des Sichselbsterhaltens berechnet werden muß." Es ist nicht zu verkennen, daß die schon so oft berührten Mängel der bürgerlichen Armenpflege durch eine solche Organisation, wie sie von der Heydt in Elberfeld durchgeführt, bedeutend gemildert werden können. Eine ziemliche Anzahl Städte — Barmen, Crefeld, Düsseldorf, Solingen, Köln u. a. — hat denn auch die Elberfelder Armenordnung nachgeahmt. Weit über die Grenzen Deutschlands, ja selbst Europas hat sich der Ruf des „Elberfelder Systems" verbreitet.

Trotz der guten Organisation der öffentlichen Armenpflege in Elberfeld machte sich auch dort noch das Bedürfnis nach einer Ergänzung fühlbar. Diesem Bedürfnis suchte der „Elberfelder Frauenverein zur Unterstützung Hilfsbedürftiger" abzuhelfen. Derselbe will der Mittelpunkt der privaten Wohlthätigkeit sein, durch sein Dasein der verderblichen Almosenverschleuderung an den Hausthüren entgegentreten, die Gaben der Wohlthätigkeit sammeln und in zweckmäßiger Organisation, nach wahrem Bedürfnis verwenden. Er will für stille und verschämte Not eine Zuflucht und für manche tief einschneidende Schäden unseres sozialen Lebens eine Abhilfe sein. Aus der Natur der öffentlichen Armenpflege wird sich immer die Notwendigkeit einer organisierten Privatarmenpflege ergeben.

Die Organisation und Leitung der Privatarmenpflege betrachtet die von David Nasmith in Glasgow (1826) gegründete und auch in mehreren Städten Deutschlands ins Leben gerufene Stadtmission als eine ihrer Aufgaben. Der Schwerpunkt der Wirksamkeit der Stadtmissionare liegt in dem persönlichen Besuchen der Armen und Kranken, der leiblich und sittlich Heruntergekommenen. Mit der Rettung aus der leiblichen Not suchen sie die

Digitized by Google

Rettung aus der geistlichen und sittlichen zu verbinden. In Berlin hat die unter der Leitung des Hofpredigers Stöcker stehende Stadtmission mit dazu beigetragen, die kirchlichen und religiös-sittlichen Verhältnisse zu heben. Sie hat in einem Jahr 5700 Familienbesuche gemacht, 300 Versammlungen des Jünglingsvereins und 160 Männervereinszusammenkünfte abgehalten, 60000 Traktate, 161000 Predigten verteilt, über 5000 Bestellungen auf Blätter vermittelt. „Die Barmherzigkeit für die Seele ist die Seele der Barmherzigkeit" — die Wahrheit dieses schönen Wortes der frommen Quäkerin Elisabeth Fry lernt man immer mehr einsehen. Wo die erbarmende, heilige Liebe fehlt, da fehlt der Schlüssel, der die Herzen der Armen und Heruntergekommenen aufschließt; wo der religiös-sittliche Faktor in der Armenpflege fehlt, da wird die Armut nicht gemindert, sondern vermehrt.

Von dieser Erkenntnis geleitet, ging man 1880 in Dresden an eine neue Organisation der städtischen Armenpflege. Man hat die Grundsätze des Elberfelder Systems aufgenommen und alle in der Armenpflege thätigen Vereine unter ausdrücklicher Betonung der sittlichen Bedeutung der kirchlichen Armenpflege mit der städtischen Armenbehörde in Verbindung gebracht. „Der Verein gegen Armennot und Bettelei" in Dresden hat in Anlehnung an die 41 Pflegebezirke der Gemeinde-Armenverwaltung ebensoviele Helferbezirke gebildet und aus der Reihe seiner Vereinsmitglieder in jedem Bezirke eine genügende Anzahl freiwilliger Helfer und Helferinnen gewonnen, welche die in ihrer Nähe vorkommenden Unterstützungsfälle zu untersuchen, die bewilligten Gaben zu verteilen, die bedürftigen Familien zu überwachen und zu beraten haben. Auf einen Helfer sollen in der Regel nicht mehr als zwei Unterstützungsfälle kommen. Bei Prüfung der Würdigkeit der Armen ist besonders auf Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Wahrhaftigkeit und Erziehung der Kinder zu sehen. Bei der Art und Höhe der Unterstützung kommen in Betracht: Arbeitsnachweis, Beschaffung von Werkzeug und Arbeitsmaterial, Speisemarken, Holz- und Kohlenanweisungen, Kleidung, Bettzeug, Marken zu unentgeltlicher Benützung von Kinderbewahr- und anderen Anstalten, Bezahlung von Schulden, Auslösung von Pfändern, oder endlich auch bare Geldunterstützungen und Darlehen. Den Helfern wird besonders ans

Herz gelegt, den ihnen überwiesenen Armen dauernde Fürsorge zuzuwenden und das Vertrauen derselben zu erwerben, sie zu wöchentlichen Einzahlungen in die vom Vereine eingerichteten Mietzinssparkassen zu veranlassen, um sie so zur wirtschaftlichen Ordnung erziehen zu helfen.

Ein Zusammenwirken der drei Gestaltungen der Armenpflege — der bürgerlichen, freiwilligen und kirchlichen — findet sich auch in Duisburg. Neben der städtischen Armenverwaltung besteht da ein freiwilliger Armenverein, der sich in einen Männerverein und in einen Frauenverein spaltet. Die 87 Pflegebezirke desselben fallen mit denen der bürgerlichen Armenverwaltung zusammen, wodurch das Zusammenwirken erleichtert wird. Außerdem besteht da noch eine evangelisch-kirchliche Armenpflege mit drei Gemeindeschwestern, deren Arbeit eine Diakoniecommission leitet, die den Präses des Presbyteriums zu ihrem Vorstand hat. Derselbe ist zugleich rechtliches Mitglied der städtischen Armenverwaltung: die städtische und die kirchliche Armenpflege bleiben dadurch schon miteinander in Fühlung. Der Vorsitzende der freiwilligen Armenpflege ist als städtischer Beigeordneter zugleich mit der Leitung der bürgerlichen Armenverwaltung betraut. Die dreigliederige Armenpflege ist so durch ihre Vorsteher enge verbunden. Von keinem der drei Pflegekreise wird eine Unterstützung gereicht ohne sorgfältige Erhebung alles dessen, was von den beiden andern schon geschehen ist oder noch geschehen soll. Die städtische Armenverwaltung hat ein Hauptbuch, in welches allmonatlich die in den letzten vier Wochen sowohl von der bürgerlichen, als von der freiwilligen Armenpflege bewilligten Unterstützungen eingetragen werden. Die Namen der verschämten Armen nicht zu veröffentlichen, ist zur Pflicht gemacht. Aus pädagogischen Gründen läßt die kirchliche Armenpflege die Namen ihrer Pfleglinge in jenes Hauptbuch nicht eintragen. Die Führung eines solchen Hauptbuches aber ist von einem hohen praktischen Wert. Man wird dadurch rasch und genau darüber orientiert, was der Einzelne überhaupt an Unterstützung bisher empfangen hat und ob man es im einzelnen Fall mit einer acuten oder chronischen Hülfsbedürftigkeit zu thun hat. Auch in Stuttgart besteht ein harmonisches Zusammenwirken der drei Arten der Armenpflege. Es ist ein unberechenbarer Schade, wenn die drei Pflegekreise keine Fühlung unter sich haben, wenn jede auf eigene Faust arbeitet ohne Rücksichtnahme auf die andern. Es ist vollkommen

zutreffend, wenn man gesagt: „Der bekannte Grundsatz unsers großen Strategen: Getrennt marschieren, aber vereint schlagen, muß auch von der Armenpflege adoptiert werden". Die drei Arten der Armenpflege bedürfen einander, sie ergänzen sich. Selbst wenn die Hoffnung in Erfüllung gehen sollte, daß die kirchliche Armenpflege und die Liebesthätigkeit der freien Vereine zu einer „in freiem Liebesgeiste ordnungsmäßig verfaßten kirchlichen Armenpflege" verschmelzen, so wird doch neben dieser die staatliche Armenpflege fortbestehen müssen. Die staatliche Armenpflege ist ein Zeugnis dafür, daß wir einem christlichen Staat angehören; sie ist aus dem christlichen Geist herausgeboren. Ohne das Christentum gäb' es bei uns ebenso wenig eine staatliche Armenpflege, als in Griechenland und Rom eine solche zu finden war. Die kirchliche und die staatlich-bürgerliche Armenpflege dürfen aber doch nicht miteinander vermischt werden, jede hat besondere Aufgaben zu erfüllen.

Mehrere Kirchenbehörden haben bereits den Gemeinden ans Herz legen lassen, daß die Kirche die heilige Verpflichtung habe, Armenpflege zu üben. „Es gilt praktisches Christentum zu treiben." In der Kirche der ersten Jahrhunderte galt die Barmherzigkeitsübung als ein integrierender Teil des Gottesdienstes, die Fürsorge für die Armen als bleibende Liebespflicht der ganzen Gemeinde. Gerade das praktische Christentum der Kirche der ersten Jahrhunderte hat wesentlich beigetragen zur Überwindung des Heidentums, wie allein schon der berühmte Brief Julians an den heidnischen Oberpriester Arsacius zeigt. Die Kirche verzichtet zum großen Teil auf ihren socialen Beruf, wo sie ihre Verpflichtung versäumt, Armenpflege zu üben. Noch jedesmal hatte der Verzicht der Kirche auf ihren socialen Einfluß einen Verfall des kirchlichen Lebens im Gefolge. Je mehr aber die Kirche für die Herstellung der Liebe als des Regulators des Lebens Sorge trug, desto mehr Eingang fand sie zu den Herzen. Es ist eine häufige Beobachtung, daß unter den Nöten des Lebens verbitterte Herzen erst durch das Innewerden von teilnehmender und mitteilender Liebe wieder dem Evangelium zugänglich wurden. Von einer Armenpflege, deren Motiv die heilige Liebe ist, wird jeder Einsichtsvolle zugestehen, daß sie „mehr als jede Staatseinrichtung geeignet ist, die geistige Wiedergeburt unsers Zeitalters zu bewirken und dadurch auch die materielle Not zu heben".

Das geborene Mitglied der von der Kirche geübten Armenpflege ist der Pfarrer. Er hat vor allen den Beruf, das wirksamste Armengesetz den Herzen nahe zu bringen: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ In diesen Worten „liegen mehr Kräfte für die Verbesserung der Lage des Armen als in allen Kapitalien, die vorhanden sind und noch entstehen werden“. Auch die Predigt wider die vielgestaltige Sünde kommt der Armenpflege zu gut. Mit der Bekämpfung der Trägheit, der Hoffart, der Vergnügungssucht, der Wollust, der Trunksucht und andrer Sünden, welche den Menschen arm und elend machen, arbeitet der Prediger und Seelsorger an der Entfernung der moralischen Ursachen der Armut. Wo die Sünde weicht, da weichen viele Übel von selbst. Die Pflanzung und Pflege der Tugenden der Selbstverleugnung, des Fleißes, der Genügsamkeit, der Sparsamkeit rentiert sich auch in wirtschaftlicher Beziehung. Das religiös-sittliche Leben und das wirtschaftliche Leben stehen in einem engen Zusammenhang. Eben deshalb gibt es kein wirksameres Mittel, die Armut zu verhüten oder zu entfernen, als die Pflanzung und Pflege einer religiös-sittlichen Gesinnung. Ein rechter Pastor treibt übrigens sein Amt nicht einseitig ethisch-spiritualistisch.

Der Pfarrer kann indeß nicht allein die Armenpflege übernehmen, er würde sonst seine ersten Berufspflichten versäumen oder unter der Last von zwei Ämtern zusammenbrechen. Diakonen müssen ihm zur Seite stehen. Jedem Diakon ist für seine Wirksamkeit ein genau abgegrenztes Gebiet zuzuweisen mit der Verpflichtung, die Armen in demselben persönlich zu besuchen. Für die Diakonen müssen auch Frauen beigezogen werden. Das Frauenelement ist in der Armenpflege gar nicht zu entbehren; es gibt Leiden und Übelstände, die nur durch weibliche Augen erkannt und nur durch weibliche Hände behandelt werden können. Von Seiten der Presbyterien ist auf Anstellung von Diakonissen hinzuwirken. Die Diakonie ist auch in den Landgemeinden zur Einführung zu bringen. Wo technisch ausgebildete Diakonissen fehlen, da müssen Frauen und Jungfrauen gewonnen werden, die nach Art der Amalie Sieveking neben ihren häuslichen Pflichten sich der Armenpflege in beschränktem Maße widmen.

Die Pfarrer müssen sich's weit mehr als bisher angelegen

sein lassen, Jungfrauen und kinderlose Wittwen zum Eintritt in die Diakonissenarbeit zu ermuntern, und dahin wirken, daß die ganze Gemeinde wieder Ausgangspunkt und Gegenstand der Diakonie werde, wie das in der altkirchlichen Zeit der Fall war. Zu dieser altkirchlichen Diakonie zurückkehrend hat Pastor Rinck das Diakonissenheim Bethlehem an der St. Anscharkapelle in Hamburg als Mittelpunkt für die dortige Gemeindediakonie eingerichtet. Die Schwestern sind sämtlich aus der Anschargemeinde hervorgegangen und dienen lediglich der Gemeinde Hamburg. „Aus der Gemeinde und durch die Gemeinde, im Namen der Gemeinde und an der Gemeinde", das ist mit kurzen Worten die Eigentümlichkeit des Diakonissenheims Bethlehem. Alle Schwestern gehen des Morgens vom Mutterhause aus an ihre Arbeit und kehren am Abend dahin zurück. Durch ihre Thätigkeit wird der Dienst der übrigen Gemeindeglieder nicht überflüssig, sondern erst recht möglich gemacht: durch die Schwestern werden die einzelnen Armen und Kranken mit den Wohlhabenden in persönliche Berührung gebracht und deren Hilfeleistung aufs wirksamste organisiert.

An der Beschaffung der Mittel für die Armenunterstützung soll sich die ganze Gemeinde beteiligen, wie das in den ersten Jahrhunderten der Kirche der Fall war. Die Einlagen in den Kirchen an den Sonn- und Festtagen sollen ganz als Opfer für die Armen verwendet werden. Außer den gewöhnlichen Einlagen beim Gottesdienst werden in Fällen besonderer Not noch Sammlungen von freiwilligen Gaben in den Häusern vorgenommen werden müssen. Die Gemeinde der ersten Jahrhunderte sammelte nicht blos Geld, sondern auch Lebensmittel, Kleidungsstücke, Haushaltungsgegenstände für die Armen; sie hatte bei dem Gotteshaus einen eigens für die Aufbewahrung dieser Gegenstände bestimmten Raum. Der gleichen Einrichtung begegneten wir in der Reformationszeit. Sie sollte wiederhergestellt werden. Die Unterstützung in Naturalien ist die zweckmäßigste Art der Armenunterstützung. Naturaliensammlungen erzielen in der Regel auch eine höhere Wertsumme als Geldsammlungen.

Die Mittel der kirchlichen Armenpflege sind in erster Linie für die Armen der Kirchengemeinde zu verwenden. Die kirchliche Armenpflege will aber in seelsorgerlichem Geist geübt werden. Die Seelenpflege ist die Seele der kirchlichen Armenpflege. Solche Armen, die der religiös-sittlichen Einwirkung sich entziehen, die in

einem lasterhaften Leben beharren und zur christlichen Ordnung sich nicht wollen zurückführen lassen, muß die kirchliche Armenpflege aus ihrer Behandlung entlassen und der bürgerlichen Armenpflege übergeben.

Mit der bloßen Wiederherstellung der altchristlichen Diakonie und mit der bloßen Unterstützung der Dürftigen ist es aber noch nicht gethan. Die Zeichen der Zeit beachtend muß sie sich durch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfe der Gegenwart aufgefordert fühlen, „die unchristlichen und widerchristlichen Mächte, welche sich in der modernen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung auswirken, aufzudecken und ihnen gegenüber die religiös-sittlichen Grundsätze des Christentums in ihrer besonderen Anwendung auf die heutige Gestalt des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens zu bezeugen und zur thatsächlichen Geltung zu bringen suchen". Sie muß auf Grund des Wortes Gottes bezeugen, daß auch für das Erwerbsleben das Gottesgebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" beachtet sein will. Das Christentum würde sich selbst aufgeben, wenn es nicht mit aller Energie die heidnische Weltanschauung bekämpfte, die für das Erwerbsleben den Ausschluß der Liebe proklamiert. Es heißt die Selbstsucht sanctionieren, wenn man sagt: „Als Wirtschaftsprincip, als Grundlage zur Ordnung und Regelung des Haushalts, des Erwerbslebens der Menschen, da können wir die Brüderlichkeit unmöglich aufstellen. Die Grundlage für diese Beziehungen ist die Gegenseitigkeit. Nicht ohne Entgelt, Leistung für Leistung! Die Brüderlichkeit mit ihren Geboten, wie sie uns die Stimme in der eigenen Brust zuruft, gehört in den Bereich der freien Sittlichkeit". Darnach ist die Selbstsucht die Cardinaltugend für das Erwerbsleben, Geschäft und Gewissen gehen einander nichts an. Damit wird die christliche Weltanschauung, die den Egoismus schlechterdings verurteilt und die Liebe zum Alles beherrschenden Princip erklärt, bei Seite geschoben. Leider steht es im Großen und Ganzen so, daß der Egoismus das Erwerbsleben beherrscht. Man denke an die Ausbeutung der Arbeiter in Fabriken, an die Auswucherung des Handwerkerstandes durch die Confectionsgeschäfte, des Bauernstandes durch die Geldausleiher und ihre Makler.

Die Kirche hat die Pflicht, für den Schutz der arbeitenden Klasse und für Übung der Gerechtigkeit und Liebe gegen dieselbe

einzutreten. Vernachlässigen die Besitzenden diese ihre Verpflichtung gegen die Besitzlosen, so bleibt die Nemesis nicht aus. Den Arbeitgebern wie den Arbeitnehmern muß die Kirche, die nicht einseitig für diese oder jene Partei ergreift, sondern das Wohl aller in gleicher Weise will, das Bewußtsein wecken, daß auch die wirtschaftlichen Gemeinschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse „durch Bethätigung der Bruderliebe zu sittlichen Verhältnissen gestaltet werden müssen". „Jedem Arbeitgeber erwächst daher aus dem Arbeitsverhältnis, soweit der Einfluß desselben auf das Loos der von ihm beschäftigten Arbeiter reicht, eine über die Rechtspflicht hinausgehende besondere Verantwortlichkeit nicht nur für das leibliche, sondern auch für das geistige und sittliche Wohl derselben. Jeder Arbeiter übernimmt mit dem Eingehen eines Arbeitsverhältnisses die besondere sittliche Verpflichtung, in dem Bereiche dieses Verhältnisses seinem Arbeitgeber auch über die Grenze der Rechtspflicht hinaus zu dienen." „Den höheren Klassen muß es ins Gewissen geschoben werden, daß kein Unterschied des Standes, des Besitzes und der Bildung eine Verschiedenheit in dem sittlichen Werte des Menschen begründet, daß jeder Vorzug auf diesem Gebiete, er mag auf Ererbung oder Erarbeitung beruhen, nur das Maß der Verantwortlichkeit des Bevorzugten erhöht und zu einem unter Gottes Gericht fallenden Raube wird, wenn er, statt im Dienste der Brüder, in selbstsüchtigem Interesse ausgenutzt wird. Ebenso ist den niederen Klassen vorzuhalten, daß die verschiedene Verteilung der irdischen Gaben und Güter eine der wesentlichen Gleichheit der Menschen nicht widerstreitende Ordnung Gottes ist, daß das geringere Maß des Vermögens und der Kräfte ebenso wenig von der Möglichkeit ihrer Verwendung im Dienste der Gemeinschaft, wie von der Verantwortlichkeit dafür ausschließt, und daß neidisches Begehren der irdischen Güter unter das gleiche Gericht fällt, wie selbstsüchtiger Mißbrauch derselben." „Den Dienstherrschaften in Stadt und Land muß ihre Verantwortlichkeit dafür eingeschärft werden, daß sie als treue Haushalter ihren Dienstboten nicht blos ihren Lohn und ihre leibliche Versorgung unverkürzt gewähren, sondern sie auch des Segens eines geordneten Familienlebens teilhaftig machen und in dem Dienstverhältnis die Fortsetzung der elterlichen Erziehung finden lassen. Ebenso muß bei Meistern und Lehrherren das Bewußtsein lebendig gehalten werden, daß sie in ihren Gesellen und Lehrlingen nicht lediglich

die unentbehrlichen Hilfskräfte für den erfolgreichen Betrieb ihres Gewerbs sehen dürfen, vielmehr die Verantwortlichkeit dafür tragen, daß dieselben durch ernste und wohlwollende Zucht, sowie durch sorgfältige technische und wirtschaftliche Anleitung für die künftige selbständige Ausübung ihres Berufs ausgebildet werden. Auf der andern Seite muß die lernende und dienende Jugend durch Einschärfung des vierten Gebots wieder mehr zu pietätvoller Achtung der Autorität erzogen und zur Erkenntnis des Segens und der Ehre des Dienens angeleitet werden."

Bei den gegenwärtigen Verhältnissen kann die Kirche große Kreise unsres Volkslebens nicht erreichen. Da muß die innere Mission als Gehilfin ihr zur Seite stehen und alle Mittel und Wege benützen, die christliche Weltanschauung auch in die der Kirche entfremdeten Kreise hineinzutragen und „sie mehr und mehr zum Inhalte der herrschenden öffentlichen Meinung zu machen, welche auch die innerlich nicht Überzeugten und Widerwilligen zwingt, ihr praktisches Handeln darnach einzurichten". Indem die Kirche im Bunde mit der inneren Mission alle Kreise des Volkslebens mit dem Sauerteig des Evangeliums zu durchdringen und den religiös-sittlichen Grundsätzen Anerkennung und Geltung zu verschaffen sucht, stellt sie sich als eine die socialen Verhältnisse heilsam umbildende Macht dar. Jeder Versuch, die sociale Frage ohne Mitwirkung der christlichen Religion zu lösen, erweist sich als Sisyphusarbeit. Ist die christliche Religion auch nicht die einzige, so ist sie doch der mächtigste Faktor bei der Lösung der socialen Frage.

Die christliche Religion hat auch den Trieb, mit ihren Principien das Staatsleben zu durchdringen, die staatliche Gesetzgebung zu christianisieren. Der christliche Staat hat „praktisches Christentum" zu treiben und die christlichen Ideen von der Gerechtigkeit und Liebe zu realisieren. Das will auch die Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, die darauf abzielt, durch christlich-sociale Reformen der socialen Revolution vorzubeugen, dem Armen und Schwachen Schutz und Hilfe angedeihen zu lassen, den socialen Frieden herzustellen und dauernd zu befestigen. Das Unfallversicherungs- und Krankenkassengesetz ist schon eine überaus große Wohlthat. Eine weitere wesentliche Wohlthat würde die gesetzliche Zwangsversicherung aller Lohnarbeiter sein — eine Zwangspflicht „ähnlich der Beitragspflicht der Beamten zur Pensions- und Wittwenkasse". Man nimmt an, daß im Deut-

schen Reich alljährlich 21 000 Todesfälle von Lohnarbeitern eintreten, deren Wittwen und Waisen zu versorgen bleiben. Diese Zahl spricht beredt für die Notwendigkeit der Zwangsversicherung. Solch ein Sparzwang ist eine Wohlthat wie der Schulzwang.

Eine bedeutende Besserung ihrer Lage würde den Fabrikarbeitern, Tagelöhnern und Dienstboten aus dem Verbot der Sonntagsarbeit erwachsen. Auch die Socialdemokratie hat die Sonntagsruhe auf ihr Programm geschrieben. Ein Mann wie Proudhon tritt energisch für die Sonntagssache ein. Jeder Mensch, der ein Herz hat für den Arbeiter, muß das thun. Die Sonntagsruhe ist eine Sache des ächten Socialismus. Nur stumpfe Gleichgiltigkeit oder schmutzige Gewinnsucht kann die Bemühungen um Herstellung der Sonntagsfeier bekritteln. Es ist nachgewiesen, wie die Sonntagsarbeit in physischer, ethischer, socialer und wirtschaftlicher Beziehung verderblich wirkt, die Sonntagsheiligung dagegen in all diesen Beziehungen Segen bringt. Es ist eine Versündigung am Volksleben, wenn nicht ein durchgreifendes Gesetz die Sonntagsruhe sichert. Ein solches besteht in unserm deutschen Vaterland noch nicht[1]), trotz § 105 der Gewerbeordnung und den dazu gehörigen §§ 126, 136, 139 a, 139 b. Jeder Christ hat die Verpflichtung, an der Herstellung der Sonntagsfeier mitzuwirken. Überall sollten sich Vereine zur Beförderung der Sonntagsfeier bilden.

Wie die Sonntagsentheiligung durch die Arbeit, so müssen alle der Sittlichkeit nachteiligen Institutionen durch die Gesetzgebung beseitigt werden. Entsittlichung führt zum wirtschaftlichen Ruin. Zunehmende Entsittlichung und zunehmende Verarmung gehen Hand in Hand. Eine Hauptursache der Verarmung ist die Trunksucht. Es ist Pflicht des Staates, die Trunksucht zu bestrafen und die Schankwirtschaften zu beschränken. Alle Gemeindevorstände sollten beantragen, daß die Concession zum Kleinhandel von Spirituosen auf Grund des § 53 der Gewerbeordnung allen denen entzogen werde, welche die Völlerei fördern durch Verabreichen von Branntwein an Personen, welche infolge des übermäßigen Genusses in ihren Erwerbsverhältnissen zurückgekommen sind und den Er-

---

[1]) Ganz neuerdings sind hierauf abzielende Anträge sowohl von den Conservativen, als dem Centrum und den Socialdemokraten im Reichstage eingebracht worden. D. R.

nährungsverpflichtungen ihren Angehörigen gegenüber nicht nachkommen. Für den „Verein gegen die Trunksucht" sollte in allen Gemeinden Propaganda gemacht werden. Nach den Mitteilungen des schweizerischen Mäßigkeitsvereins, der vom 17.—19. November 1883 in Genf tagte, bestehen in der Schweiz 89 organisierte Sektionen mit ca. 3860 Mitgliedern, wohnhaft in 206 Ortschaften.

Auch der Bettel, der nicht blos auf den Bettler, sondern auch auf die im Streben nach Selbsternährung begriffene Menge entsittlichend wirkt, ist mit aller Energie zu bekämpfen. Ein chronisch gewordenes sociales Übel ist die Bettelei der Handwerksburschen, die Landstreicherei. Eine wesentliche Förderung derselben ist der wirkliche Mangel an Arbeit. Fast alle Berufsstände mit Ausnahme der ländlichen Arbeiter und der Theologen sind übersetzt. Zu einer Schreiberstelle in Berlin mit 60 Mark Monatsgehalt meldeten sich nicht weniger als 2370 Bewerber! „Wer arbeiten will und kann, wird auch sein Brot verdienen" — dies Wort läßt sich für unsere Zeit nicht mehr aufrecht erhalten. Auch wirklich tüchtige und arbeitswillige Leute können in Elend kommen. Bei unzähligen „Reisenden" ist freilich ihr Elend nur die Frucht ihrer Gottlosigkeit, Trägheit, Trunksucht, Lüderlichkeit. Welch hohe Steuern legt die Irreligiosität und Immoralität den Menschen auf! Welch enorme Summen verschlingt die Landstreicherei in unserm deutschen Vaterland! Man schätzt die Zahl der „armen Reisenden" in Deutschland auf 2—300 000. Betrüge die Zahl der Bettelnden nur 100 000, so würde die jährliche Unterhaltung derselben — nach der allergeringsten Schätzung nimmt der bettelnde Reisende der Bevölkerung 1 M. täglich ab — wenigstens 36½ Millionen M. kosten.

Dem Überhandnehmen des Landstreichertums suchte man u. A. zu begegnen durch Gründung von Vereinen gegen den Bettel. Sie brachten indeß nicht den gewünschten Erfolg. Den Vereinsmitgliedern wurden die Bettler wohl vom eigenen Haus fern gehalten, der Vereinskassier reichte diesen eine kleine Unterstützung. Diese war ihnen vornweg ein Zuschuß zu den Gaben, die sie an den Thüren der Nichtvereinsmitglieder abholten. Der Bettel wird also nicht überwunden. Da die Antibettelvereine fast nur in den Städten entstanden, so wurde das Land um so mehr ausgesogen. Die Antibettelvereine reichen Allen ohne Unterschied eine Unterstützung,

auch denen, die selbst noch Mittel haben. Die Fälle sind nicht selten, wo „die armen Reisenden" in der Lage sind, den Herbergsvätern 20, 30, 40, 60, 80 und noch mehr Mark zur Aufbewahrung zu geben. Nach den gemachten Beobachtungen bedurfte nur die Hälfte oder auch nur ein Drittel der Wanderer wirklich der Unterstützung. Fast überall mußte die Unterstützung von Seiten der Antibettelvereine auf 30—20 Pfg. herabgesetzt werden. Für wirklich arme Wanderer war diese Unterstützung ungenügend und sie wurden genötigt, ein Kleidungsstück nach dem andern zu versetzen und zuletzt doch zum Betteln ihre Zuflucht zu nehmen. Die Antibettelvereine reichen nur denen ein Geschenk, die Papiere haben. Den geriebensten Vagabonden fehlen solche nicht: sie stehlen sie den besseren Handwerksburschen oder sie bekommen sie von gewissenlosen Wirten, die solche einhalten, falls arme Wanderer die ihnen aufgedrungene Schnapszeche nicht bezahlen können.

Die Beobachtung, daß die Handwerksburschen die Geldgeschenke meist in Schnaps umsetzen, veranlaßte die Einführung der Naturalverpflegung. Solange indeß nur jede Gemeinde für sich ihre Bons für Frühstück, Mittags- und Abendbrot ausgab, wollte auch diese Einrichtung zur Unterdrückung des Bettels nicht ausreichen. Die einzelnen Gemeinden mußten sich zusammenschließen zur Einrichtung von Naturalverpflegungsstationen. In Württemberg wurde die Anregung dazu von dem Oberamtmann Huzel in Blaubeuern gegeben. Die Naturalverpflegungsstationen bilden die unerläßliche Grundlage zur Bekämpfung der Wanderbettelei. Um ihre Zwecke zu erreichen, müssen sie durch ganz Deutschland und nach möglichst einheitlichen Grundsätzen eingerichtet werden. Die Einrichtung der Naturalverpflegungsstationen geschieht am zweckmäßigsten durch nicht zu kleine Communalverbände (Kreise, Oberämter, Amtshauptmannschaften, Bezirksverbände), welche miteinander in Verbindung stehen müssen. Die Stationen sind in solchen Entfernungen anzulegen, daß der mittellose Wanderer keine Veranlassung zum Betteln hat, aber auch die Stationen nicht mißbrauchen kann. Die Stationsverpflegung muß ausreichend sein, so daß der Wanderer marsch- und arbeitsleistungsfähig bleibt. Die Verpflegung ist, wenn nur irgend möglich, von einer Arbeitsleistung abhängig zu machen. Niemand soll unterstützt werden, der selbst ausreichende Mittel zu seiner Verpflegung besitzt, worüber jeder die Unterstützung in Anspruch Nehmende, mit Hinweis auf die gesetz-

Digitized by Google

lichen Strafen wegen Betrugs, zu unterrichten ist; dagegen ist jeder andere wirklich Unterstützungsbedürftige, welcher in angemessener Weise Hilfe sucht, ohne irgend welche andere Bedingungen zu unterstützen. Liegen Gründe zur Verweigerung der Unterstützung vor (Trunkenheit, Frechheit, Arbeitsverweigerung u. s. w.), so ist der betreffende Reisende nicht lediglich fortzuschicken, sondern gegen ihn die Mitwirkung der Polizei in Anspruch zu nehmen. Dem zu unterstützenden Wanderer ist Sonntagsruhe zu gewähren, wofür eine größere Arbeitsleistung am Sonnabend oder Montag gefordert werden kann. Wenn irgend möglich, ist die Einrichtung einer Gastwirtschaft als Station zu vermeiden. Die Verabreichung von Branntwein ist unter allen Umständen auszuschließen. Die bestehenden „Herbergen zur Heimat" und ähnliche Anstalten sind in erster Linie zu benutzen. Mit der Verpflegungsstation ist möglichst eine Arbeits-Nachweisestelle zu verbinden. Jede Verpflegungsstation sollte unter der Obhut einer Anzahl von Männern stehen, welche die Station beaufsichtigen und für die religiös-sittliche Einwirkung auf die Wanderer Sorge tragen.

In Württemberg sind Naturalverpflegungsstationen in ausreichender Zahl vorhanden, ebenso in der Provinz Westphalen. In Pommern sucht man in allen Kreisen solche einzurichten, desgleichen im Regierungsbezirk Kassel. In der Provinz Brandenburg bestehen solche bereits in mehreren Kreisen. In dem zu dieser Provinz gehörigen Kreise Ruppin sind sie einstimmig durch Kreistags-Beschluß vom 23. August 1883 eingeführt worden. Für dieselben wird eine besondere Kreis-Communal-Steuer von 2% der Klassen- und Einkommen-Steuer und 1% der Grund-Gebäude- und Gewerbe-Steuer erhoben. Dieser Beschluß wurde von den Kreisinsassen mit ungeteilter Freude aufgenommen.

Der Erfolg der Naturalverpflegungsstationen ist durchweg ein günstiger in sittlicher wie in ökonomischer Beziehung. „Die sind unser Ruin," sagen die eigentlichen Vagabonden von denselben. Überall wo die Naturalverpflegungsstationen eingeführt sind, hat denn auch die Landstreicherei fast gänzlich aufgehört. Die Naturalverpflegungsstationen sind nicht blos den eigentlichen Vagabonden ein Dorn im Auge, sondern auch den Wirten der schlechten Herbergen.

Die gewöhnlichen Herbergen sind Hochschulen des Lasters,

Digitized by Google

„einem Sumpfe ähnlicher, als einer friedlichen Heimat". Die Wirte derselben sind die planmäßigen Beförderer der Landstreicherei. Auf Anregung von dem Professor der Jurisprudenz **Clemens Perthes** in **Bonn** hat die innere Mission sich's zur Aufgabe gemacht, „christliche Herbergen zur Heimat" zu gründen. Es sind bereits über 180 gegründet. Das Netz der Herbergen zur Heimat sollte über unser ganzes Vaterland ausgedehnt werden.

Die Bekämpfung der Landstreicherei und die Rettung und Hebung der arbeitslosen Wanderer bezwecken auch die **Arbeiterkolonieen.** Die Mutterkolonie ist **Wilhelmsdorf** in Westphalen. Sie wurde am 17. August 1882 vom Pastor Dr. th. v. **Bodelschwingh** gegründet und steht unter dem Protektorat des Kronprinzen des Deutschen Reiches. Inzwischen sind weitere Arbeiterkolonieen entstanden oder in der Bildung begriffen. Der **Centralvorstand deutscher Arbeiterkolonieen** hat für dieselben folgende Grundsätze aufgestellt: „Die Kolonieen sind Sache der freien, auf Barmherzigkeit gegründeten Vereinsthätigkeit. Naturalverpflegungsstationen sind in erster Linie Sache der Communalverbände, denen jedoch die Unterstützung der Vereinsthätigkeit zu gewähren ist. Aufnahme in die Kolonie finden arbeitsfähige, arbeitslose Männer ohne Unterschied des Standes, der Religion und der Würdigkeit. Auch entlassene Gefangene finden in derselben bereitwilligst Aufnahme. Ihr Ziel geht vor allen Dingen auf dauernde sittliche Hebung der Kolonisten. Sie müssen eine christliche Grundlage haben und auf die confessionellen Bedürfnisse ihrer Angehörigen gewissenhaft Rücksicht nehmen. Hauptsache bleibt Landbau, Industrie nur im Notfalle. Alle Kolonieen nehmen der Hauptsache nach eine gemeinsame Hausordnung an. In Bezug auf Obdach und Verpflegung der Kolonisten sind möglichst einheitliche Grundsätze aufzustellen. Dieselben sollen in keinem Falle über das Notdürftige hinausgehen. Die Kleidung soll nicht das Gepräge einer gleichmäßigen Uniformierung haben. Jeder Kolonie bleibt hierin Freiheit. Doch ist Grundsatz, nur gute und solide Sachen anzuschaffen und zum Selbstkostenpreis abzugeben. Die Arbeitszeit ist nach den ortsüblichen Verhältnissen derart zu bemessen, daß die Arbeitskraft der Einzelnen angemessen ausgenützt wird. Die Arbeitsvergütung muß unter allen Umständen niedriger sein, als der ortsübliche Arbeitslohn. Es ist ratsam, dieselbe in der Winterzeit nicht über 25 Pf., in der Sommerzeit nicht über 40 Pf. zu nor-

Digitized by Google

mieren; nur bei Akkordarbeit kann eine etwas höhere Vergütung gereicht werden. Auch können besondere Arbeitsbelohnungen als Auszeichnung gewährt werden, doch nicht über 10 Pf. für den Tag. Arbeits-Kontrakte und Kleider-Quittungen sind nach einheitlichem Formular anzufertigen. Als Strafe besteht für den Kolonisten der Regel nach kein anderes Mittel als die Entlassung, welche ganz besonders erfolgt, wenn ein Kolonist Branntwein in die Kolonie einführt. In Ausnahmefällen kann zwar die fernere Belassung in der Kolonie gestattet werden, jedoch ist in solchen Fällen während einer bestimmten Zeit Arbeitsvergütung nicht zu gewähren. Alle diejenigen, welche mit unbezahlten Kleidern, sei es aus der Kolonie selbst, sei es aus auswärtiger Arbeit, wohin sie gesendet, davon gehen, sind unnachsichtlich strafrechtlich zu verfolgen. Die Entlassungsscheine werden wahrheitsgetreu einzeln nach dem Betragen ausgefertigt. Wer nicht wenigstens 6 Wochen fleißig gearbeitet hat, bekommt kein Zeugnis, falls er nicht in bestimmte Arbeit eintritt. Die Beamten sind mit großer Sorgfalt so auszuwählen, daß sie einen sittlich-religiösen Einfluß auf die Kolonisten üben und sich in allen Stücken ihnen zum Vorbild stellen. Sie sollen ihren Beruf aus Liebe zu Gott und dem Nächsten ausüben. Kolonisten, welche wegen schlechten Betragens aus einer Kolonie entlassen sind, oder dieselbe in strafbarer Weise ohne Abverdienung der Kleidungsstücke verlassen haben, dürfen in einer andern Kolonie nur aufgenommen werden, wenn die erstere ihre Zustimmung erteilt. Zu dem Ende und zur Verhütung einer mißbräuchlichen Ausnützung der Arbeiter-Kolonien wird jeden Monat an das Central-Büreau eine Liste sämtlicher, aus der betreffenden Kolonie ausgeschiedenen Arbeiter mit Angabe des Grundes eingeschickt, welche von hier aus sofort vervielfältigt sämtlichen Kolonien zugeht."

Es existieren bis jetzt außer Wilhelmsdorf folgende Kolonien: Kästorf in Hannover, Ricklingen in Schleswig-Holstein, Friedrichswille in Brandenburg, Seyda in der Provinz Sachsen, Dornahof in Württemberg, Dauelsberg in Oldenburg, Wunscha in Schlesien, Meierei in Pommern. Baden, West-Preußen, Ost-Preußen, Hessen-Darmstadt mit Nassau und Frankfurt, Posen, Königreich Sachsen, Kassel, Unterfranken (Schweinfurt) sind im Begriff, Arbeiter-Kolonien zu gründen oder vorzubereiten. Die Zahl der in den Kolonien aufgenommenen

Digitized by Google

Arbeitslosen beträgt bis Ende August 1883 4769, wovon weitaus die meisten nach einiger Zeit durch Vermittlung der Kolonien in Arbeit untergebracht wurden. Die Führung der Kolonisten ist nach einem Bericht des Ober-Staatsanwaltes Stellmacher eine sehr gute. Es liegt kein Makel auf denen, die einer Kolonie angehört und sich da die Mittel zum Wiedereintritt in das bürgerliche Leben erworben, es gereicht ihnen vielmehr der Aufenthalt daselbst zur Ehre. Nicht selten laufen Anträge von Fabrikanten und andern Industriellen ein, die sich eine Anzahl von Kolonisten erbitten. Die alte Kirche hat frühe Xenodochien (Fremdenherbergen) gegründet, eingedenk des Wortes des Herrn: „Ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich beherbergt." Sind die Arbeiterkolonien, in denen die arbeitslosen Wanderer Aufnahme und mit der leiblichen Versorgung auch geistliche Pflege finden, nicht auch eine Art Xenodochium?

Eine Art Xenodochium wäre auch die Errichtung von christlichen Kost- und Logierhäusern für die nicht auf der Wanderung befindlichen Gesellen, Lehrlinge und andere alleinstehende Leute. Ein großer Teil derselben ist der Billigkeit wegen auf gemeinsame Schlafstellen und Kosthäuser angewiesen, wo sie großen sittlichen Gefahren ausgesetzt sind. In Berlin gab es im Jahr 1875 ca. 45 000 Haushaltungen mit Schlafstellen; sogenannte Schlafburschen zählte man 60 574, Schlafmädchen 18 124. Davon nächtigten 26 716 zu 2, 17 490 zu 3, 7340 zu 4, 2690 zu 5, 1542 zu 6 und mehr. In den nur aus Einem heizbaren Zimmer bestehenden Wohnungen nächtigten 24 555 Schlafleute, 93 691 Kinder der Haushaltungsvorstände und 8827 Verwandte derselben. Es kam vor, daß ein Ehepaar mit einer Verwandten, einem Pflegekind, einem Schlafburschen und 3 Schlafmädchen in Einem Zimmer hausten oder ein Ehepaar mit Sohn und Tochter, einem Verwandten, einer Einmieterin und 3 Schlafburschen. Muß so eine Haushaltung nicht ein Pandämonium werden? Dürfen diese Dinge so fortgehen? In mehreren Städten hat man mit der „Herberge zur Heimat" ein Kost- und Logierhaus eingerichtet, wo einzelstehende Leute gegen eine mäßige Entschädigung gute Beköstigung, reinliche Wohn- und Ruhestätte finden und vor Unsittlichkeit und Verführung gesichert sind. Sehr nachahmenswert für christliche Fabrikanten ist das Beispiel des Herrn von Wunster zu Andelfingen in Württemberg. Derselbe baute an seiner Fabrik ein geräumiges

Logierhaus und stellte seine 170 Arbeiterinnen unter geistliche, geistige und körperliche Pflege.

Die von der Poesie so viel besungene „traute Heimat“ ist für Hunderttausende von Armen ein nie empfundenes Gut. In Berlin lebten im Jahr 1875 von den 940 571 Einwohnern in Wohnungen ohne heizbaren Raum ca. 10 000; in Wohnungen mit Einem heizbaren Raum 426 000; in solchen mit zwei heizbaren Zimmern ca. 250 000; in solchen mit drei ca. 100 000; mit vier ca. 50 000; mit fünf bis sieben ca. 70 000; mit acht und mehr 26 304 Personen. Mit den 42 230 Personen, welche in der Luisenstadt in Wohnungen mit nur Einem heizbaren Zimmer wohnten, sah es folgendermaßen aus. 670 Menschen haben dasselbe für sich allein; 2628 wohnen zu zweien zusammen, 7746 zu drei, 8588 zu vier, 7815 zu fünf, 5952 zu sechs, 3437 zu sieben, 2104 zu acht, 783 zu neun, 77 zu elf, 24 zu zwölf, 26 zu dreizehn. Ja eine ungeheure Zahl von Menschen hat von der Kindheit an bis ins Greisenalter überhaupt kein Obdach, keine Zufluchtsstätte für die Stunden der Nacht und für die Unbilden des Wetters. London zählt ungefähr 100 000 Heimatlose, die kein Plätzchen wissen, wo sie des Abends ihr Haupt niederlegen können, darunter Kinder, Mütter, Greise; in Paris wird die Zahl der „Wilden“ auf 300 000 geschätzt. So hat denn auch unser übercivilisiertes Europa seine Troglodyten wie die Märchenwelt der Vorzeit. Läßt man es geschehen, daß mitten in der Christenheit eine Pariaskaste sich bildet, dann darf man sich nicht wundern, daß sie für ihre grausame Vernachlässigung mit Petroleum und Dynamit an der egoistischen, lieblosen Gesellschaft Rache nimmt. „In einem Sturme wird sich nicht blos die Wildheit der irregeleiteten, sondern auch die Rache der vernachlässigten Volksklasse offenbaren und die höheren Klassen werden den vollsten Anteil an der Verantwortlichkeit für alle Gewaltthätigkeiten und Greuel haben.“ Der Golddurst der nondonnants wird durch den Blutdurst der Parias gestraft. Wo die Solidarität der Liebe fehlt, da bildet sich die Solidarität des Hasses. Der Egoismus ist die antisociale, trennende, zerstörende Macht, die Liebe dagegen die sociale, verbindende, erhaltende Macht. Die christliche Liebe durfte sich auch der Sorge um die Wohnungsverhältnisse der Armen nicht entschlagen. Eine gesunde, behagliche, trauliche Heimstätte ist eine wesentliche Sicherung der Gesittung. Der menschenfreundliche Bankier Peabody, der den heimatlosen

Digitized by Google

Armen in London Wohnungen verschaffte, hat damit sehr wesentlich zur Verminderung der Trunksucht und zur Förderung der Sittlichkeit beigetragen. Würde mehr bedacht, daß schlechte, unwürdige Wohnungen moralischen Typhus erzeugen, so würde mit größerem Eifer für Beschaffung von gesunden traulichen Wohnungen für die armen und geringen Leute Sorge getragen. Anfänge sind von der barmherzigen Liebe allerdings schon gemacht. In einer Reihe von Städten hat sie Asyle für Obdachlose gegründet und sie werden von Hunderten jede Nacht aufgesucht. In England, Frankreich, Holland und Deutschland wurden gemeinnützige Baugesellschaften gegründet. Mit verhältnismäßig geringer Miete verzinsen sich die Kapitalien noch jedenfalls zu 4 Prozent. Der für seine Arbeiter so treu besorgte Fabrikherr Dollfuß in Mühlhausen verausgabte für jedes Haus in seiner Arbeiterstadt — dieselbe zählte zu Anfang des Jahres 1870 830 Häuser — durchschnittlich 1440 bis 2240 Mark. Die Miete wird wöchentlich erhoben und so eingerichtet, daß der Arbeiter nach Ablauf von 15 Jahren Eigentümer des Hauses ist. In Birmingham wurden 9000 Arbeiterfamilien in 17 Jahren Eigentümer der ihnen gebauten und vermieteten Wohnungen. In Berlin, Bremen, Altona, Dresden, Nürnberg, Stuttgart, Elberfeld und andern Städten ermöglichen es Bauvereine, den Mietbewohnern nach 15 bis 20 Jahren durch Annuitätenzahlungen in Besitz der Häuser zu kommen. Welch großen Einfluß hatte der Baron von Kottwitz in Berlin auf viele von den Armen, denen er Wohnungen gerade zu dem Zweck vermietete, um in leiblicher und geistlicher Beziehung Diakonie an ihnen üben zu können.

Eine Art Diakonie ist es auch, wenn Frauen und Jungfrauen einen „Feierabend" einrichten, an dem sie arme Mädchen im Stricken, Nähen, Flicken unterrichten. Viele Familien kommen deshalb auf keinen grünen Zweig, weil die Hausfrau von diesen weiblichen Arbeiten und überhaupt von der Haushaltung nichts versteht. Unordnung im Haus treibt manchen Mann zum Haus hinaus und ins Wirtshaus hinein. Die innere Mission muß es sich angelegen sein lassen, armen Mädchen Gelegenheit zu geben zum Unterricht in den weiblichen Handarbeiten und in der Haushaltungskunde. Es würde sich gut rentieren, wenn jede Gemeinde für die Mädchen solchen Unterricht erteilen ließe, wie es z. B. seit Jahren zu Rappoltsweiler in der Arbeitsschule von Maria Rebe geschieht.

Einen Dienst der helfenden Liebe wollen auch die Sparvereine leisten. Die Sparsamkeit ist eines von den gottgeordneten Mitteln der Selbsthilfe. Wie Viele, die nach Hilfe rufen, könnten bei Sparsamkeit sich selbst helfen! Noch mehr als unter dem Geldmangel leidet die heutige Gesellschaft unter der Geldverschwendung. In guten Zeiten wird der reichliche Verdienst leichtfertig verthan. Kein Wunder, daß in verdienstlosen Zeiten sofort das Elend sich einstellt. Die sog. guten Zeiten sind oft die, in denen am wenigsten gespart wird. Als die Maurer und Steinträger in Berlin 1872 der Mann täglich 9—12 Mark verdienten, tranken sie auf dem Bau Champagner und fuhren von der Arbeit in Droschken nach Haus. So erweisen sich die guten Zeiten sehr oft als die am wenigsten guten von allen Zeiten. Es bilden sich zudem in derselben schlechte Gewohnheiten und dann werden sie beibehalten. Wie viele Millionen verschlingt alljährlich der „blaue Montag"! Durch das unordentliche Wesen, durch Nachgiebigkeit gegen die schlechten Begierden und Leidenschaften legen sich die Menschen die höchsten Steuern auf.

Die Flamme, die den Menschen elend macht,
Wird von ihm selbst ernährt und angefacht.

Die Hauptursachen des Elendes der meisten Menschen liegen in ihnen selbst. Die religiöse und sittliche Verkommenheit ist vielfach die Quelle des materiellen Elendes. Zur Überwindung desselben reicht Geld nicht aus; die Quelle muß verstopft werden. Das ist nur durch religiös-sittliche Erneuerung möglich. Die sociale Erneuerung ist nur auf der Grundlage religiös-sittlicher Erneuerung möglich. Religiös-sittliche Erziehung, die auch Gewöhnung an Fleiß, Genügsamkeit und Sparsamkeit einschließt, ist das beste Vorbeugungsmittel gegen materielles Elend. Wer sich an dieser Erziehungsarbeit beteiligt, fördert damit das Gemeinwohl. „Das einzig wahre Geheimnis bei der Unterstützung der Armen liegt darin, daß man sie zu Mitwirkenden bei der Verbesserung ihrer Lage macht" — dieser Ausspruch sollte von Allen, denen die Armenpflege wirklich am Herzen liegt, wohl beachtet werden. Die Erziehung der Armen zur Selbsthilfe ist eine Hauptaufgabe der Armenpflege. Ein wesentliches Stück der Selbsthilfe aber ist die Sparsamkeit. Diese will aber gelernt sein; sie ist kein natürlicher Trieb; sie erfordert Selbstverleugnung, Verzicht auf Genuß. Der erste gesparte Pfennig kann der Anfang zur Selbstverleugnung

sein. Man muß aber armen Leuten Gelegenheit geben, kleine Ersparnisse vor sich selbst zu retten. Tausende von Menschen hätten nie daran gedacht, einen Pfennig zurückzulegen, wenn es ihnen die Sparkassen nicht nahe gelegt hätten. In Deutschland wurde von einer wohlthätigen Gesellschaft in Hamburg schon 1778 die Errichtung von Sparkassen angeregt. Zwanzig Jahre nachher wurde die erste Sparbank in England von einem Fräulein Namens Priscilla Wakefield errichtet. Sie wollte arme Kinder in ihrem Dorfe zur Genügsamkeit erziehen.

Die allererste Schulsparkasse wurde in unserm deutschen Vaterlande gegründet und zwar im Jahr 1833 durch den Volksschullehrer Richter in Apolda. Warm empfohlen wurden die Schulsparkassen vom Pädagogen Friedrich Hofmann. Die Verbreitung derselben ließ sich der Pfarrer Sendel in Hohenwalde sehr angelegen sein. Eine neue Art von Sparkassen sind die Pfennigsparkassen. Die Anregung dazu wurde zu Darmstadt im „Verein gegen Armut und Bettelei“ von Herrn W. Schwab gegeben. Mit dem 2. Oktober 1880 wurde die erste Pfennigsparkasse daselbst gegründet. In Anlehnung an die städtische Sparkasse wurden Agenturen in der ganzen Stadt gebildet, wo Samstagabends kleine Ersparnisse von 5 Pfennig an entgegengenommen werden, die, sobald sie die Höhe von 1 Mark erreichen, in der städtischen Sparkasse verzinslich angelegt werden. Am Ende des ersten Geschäftsjahres waren von 4355 Einlegern 48 545 Mark erspart worden. Das ist eine hohe Summe, noch mehr aber sind die sittlichen Erfolge der bewiesenen Sparsamkeit anzuschlagen. Dem Beispiel von Darmstadt folgte bald eine ganze Reihe von Gemeinden in vielen Gebieten Deutschlands. In ganz Deutschland gab es am Schlusse des Jahres 1883 schon 336 Pfennigsparkassen, welche die Summe von 1 300 733 Mark 10 Pf. als Spareinlagen erzielten. Im Jahr 1884 ist die Zahl der Pfennigsparkassen noch mehr gestiegen. Es sind vielfach Pfarrer, welche die Einführungen derselben anregen. Erfahrungen in der Seelsorge treiben dazu.

Ein nicht geringes Stück Barmherzigkeit ist die Gründung von Unterstützungskassen, die sich zur Aufgabe machen, hilfsbedürftige Familien, die noch nicht der Armenpflege anheimgefallen, durch unverzinsliche Darlehen vor Verarmung zu bewahren und sie in einer selbstständigen Existenz zu erhalten. Viel könnte in der

Beziehung durch wohlhabende Private geschehen. Den Grundsatz, die rechte Wirtschaftlichkeit dürfe sich keine Zinsen entgehen lassen, darf ein Jünger Christi sich nicht aneignen. „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn."

Der Besitz ist ein Lehen Gottes und der Besitzende darf darum nicht sagen, ich kann mit dem Meinen machen, was ich will, er darf damit nur machen, was Gott will. Jede Gabe stellt dem Menschen eine Aufgabe. „Dienet einander als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes, ein jeglicher mit der Gabe, welche er empfangen hat." Wie viel könnte von den reichen Leuten zur Lösung der socialen Frage beigetragen werden, wenn sie ihren Besitz in den Dienst der helfenden Liebe stellen würden! Es fehlt Gott Lob! auch in unsrer Zeit nicht ganz an solch edlen Leuten. Der 1883 verstorbene Buchhändler Karl Tauchnitz hat nach Abzug einiger Legate für seine Verwandten, Freunde und treue Diener sein ganzes mehr als vier Millionen Mark betragendes Vermögen der Stadt Leipzig vermacht mit der Bestimmung, daß die Zinsen für wohltätige Zwecke verwendet werden sollen. Die Familie Hösch schenkte der Stadt Düren für eine Kinderkrippe, ein evangelisches Realgymnasium, Waisenhaus und andere wohltätige Zwecke gegen eine Million Mark. Heinrich Hilgard, genannt Villard, gründete mit einer Summe von mindestens 100 000 Mark das neue Diakonissenhaus in Speier.

Wem auch nur ein bescheidenes Maß von irdischen Gütern zugeteilt ist, der übe Diakonie nach seinen Kräften, die kleinste Gabe, die Siegel und Träger der persönlichen Liebe des Gebers ist, hat eine Macht über das Herz des Empfängers. Die Liebesschuld besteht für alle Jünger Christi ohne Ausnahme. Nur den vereinten Kräften kann die Minderung der Armut und die Einschränkung und Beseitigung des Pauperismus gelingen.

„Gott ist die Liebe." „Werdet Gottes Nachfolger!" — dies Wort reicht aus zur Erneuerung der Welt, wenn es beachtet wird. Die Liebe, die nicht das Ihre sucht, ist das eigentliche Societätsprincip.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band X. Heft 5.

Das Weltgericht

in der

bildenden Kunst.

Von

Gustav Portig.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1885.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Sr. Magnificenz

Herrn Dr. jur. Cornelius Anthony Hermann Weber
z. Z. erstem regierenden Bürgermeister von Hamburg

und

Herrn Arnold Otto Meyer
dem „königlichen Kaufmann“ ebendaselbst

den treuen Freunden der bildenden Kunst.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Einleitung.

Unter den zahlreichen Stoffen, welche die bildende Kunst der Bibel entnommen hat, ist das Weltgericht einer der großartigsten: nach biblischer Vorstellung vollzieht die wichtigste Person der Geschichte den für die ganze Menschheit bedeutungsvollsten Akt, nachdem sie einst in derselben die wichtigste Handlung vollbracht hat; eine Fülle symbolischer Gestalten veranschaulicht den Schlußakt einer Tragödie, welche Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit umfaßt. Während die Kunst bei der Darstellung Gottes oder der Dreieinigkeit in ein schlechthin übersinnliches Reich hineingriff und deßhalb auf freie Erfindung der betreffenden Typen angewiesen war, so kam ihr bei der Schilderung des Weltgerichts die Erfahrung wenigstens theilweise zu Hülfe: die künstlerische Charakterisirung der Seligen und der Verdammten darf ihre Gestalten herausbilden aus Beobachtungen des wirklichen Lebens und der dramatischen Kunst, doch so, daß auch an diesen Partien eines Weltgerichtsbildes die künstlerische Phantasie das Beste thun muß und den geheimnißvollen Bannkreis der Schönheitslinie niemals überschreitet. Darstellungen dieses Stoffes ergreifen aber auch darum mehr als viele andere das Gemüt des Beschauers, weil hier die Kunst, ohne der lehrhaften oder erziehenden Tendenz der Kirche dienstbar zu werden, doch ein Zukunftsbild von eminent praktischer Wichtigkeit symbolisirt und unwillkürlich die Mahnung predigt: Bedenke das Ende. Wirkt doch das Weltgericht gewissermaßen als einheitliches Sinnbild aller derjenigen inneren und äußeren Gerichtsakte, welche sich bereits im Leben, ganz besonders aber nach dem Tode jedes Einzelnen vollziehen; wird es doch gedacht als das umfassendste und am tiefsten eingreifende Gericht unter allen ähnlichen Scenen der Weltgeschichte.

Es ist hochbedeutsam, daß die Kunst der Alten wohl ein Gericht kennt, welches nach dem Tode über jede einzelne Seele ergeht, nicht aber ein solches, welches sich über die ganze Menschheit erstreckt; die religiöse Weltanschauung der Alten besaß eben noch nicht den Begriff der Menschheit und wußte nichts von einer göttlichen Pädagogik der Universalgeschichte. Wenn nun aber auch die christliche Kunst nach dieser Seite hin die antike überragt, so sind doch auch der ersteren Schranken gezogen, welche sie niemals überschreiten darf. Sie kann wol die Idee veranschaulichen, daß es eine allumfassende und erschöpfende göttliche Gerechtigkeit giebt; sie vermag wol in ihren allgemeinen Grundzügen die im Gericht sich offenbarenden Gegensätze des Guten und des Bösen abzuschatten. Diejenige göttliche Gerechtigkeit aber, welche unter Abwägung aller Momente jeden einzelnen Fall besonders beurteilt, kann menschliche Phantasie nicht mehr umspannen.

Die Notwendigkeit eines Endgerichts drängt sich besonders denen auf, welche irgendwo und irgendwie in einem lebendigen Kampfe für wahrhaft ideale Güter drin gestanden haben; bei ihnen wenigstens darf die symbolische Sprache der Kunst auf ein persönliches Verständniß rechnen. Soll nämlich die Geschichte auf Erden sich nicht vollziehen als ein ewiger Kreislauf, sondern als die in einer Spirale sich fortsetzende Hinanbewegung zu einem anfänglich schon feststehenden Ziele: so muß sie auch ein allen Betheiligten offenbar werdendes Ende haben. Dieses aber wäre der erklärte Bankerott der göttlichen Weltregierung, wenn nicht voll und ganz diejenige Eigenschaft sich bethätigte, welche bis dahin zu Gunsten der menschlichen Freiheit sich beschränkte, soweit die einzuhaltenden Grundlinien des göttlichen Erziehungsplanes dies zuließen: nämlich die Gerechtigkeit. Mag diese Gerechtigkeit auch noch so sehr mit Gnade gesättigt sein, so muß sie doch die Majestät des göttlichen Gesetzes im Gericht aufrecht erhalten. Wol ist der Proceß der sittlichen Vervollkommnung hier auf Erden nur ein beginnender und erst drüben sich vollendender; wol erfolgt er im Einzelnen wie in der Gesammtheit nicht durch äußere Machteinwirkung, sondern als geistige und geistliche Selbstentwicklung. Eben weil er aber ein solcher, weil er wesentlich ein Akt der Freiheit ist, muß nach Erschöpfung aller sittlichen Mittel die göttliche Gerechtigkeit sich auch als abschließende Macht durchsetzen. Alle einzelnen in der Geschichte vorkommenden Gerichtsakte sind ja doch der Zeit, dem Raum und der

Digitized by Google

Kraftentfaltung nach beschränkte; sie alle weisen über sich hinaus auf ein erschöpfendes, endgiltiges Gericht, auf eine ewige Reinigung des Guten von allen unlauteren Beimischungen, auf einen vollständigen Sieg der Wahrheit über den Schein. Die Weltgeschichte ist nicht das Weltgericht, sondern erweckt nur allzuoft den Klageruf nach einer wahren und allumfassenden Gerechtigkeit; der in ihr waltende Wechsel zwischen Sieg und Niederlage des Rechts erregt immer schmerzlicher das Verlangen, daß alle jene qualvollen Kämpfe aufhören möchten, für welche es keine zureichende Erklärung giebt; daß Gott selbst einmal jene große Geisterschlacht schlage, welche mit dem ewigen Sieg des Guten endet. Sind die Grundgedanken des Christenthums wirklich die treibenden Ideen der Weltgeschichte, so muß auch deren vollständiges Durchdringen das Ziel der letzteren sein; ist Christus wirklich der Mittelpunkt der Menschheit, so muß er auch erwiesen werden als der Herr derselben; denen, welche ihn nicht anerkennen wollten, muß er so erscheinen, daß sie seine Herrschaft als unentrinnbare Macht fühlen müssen. Die Wahrheit darf nicht blos im Reich der Gedanken herrschen, sondern sichtbar in allen Ordnungen der Gemeinschaft; der inneren Herrlichkeit des Guten muß auch die äußere entsprechen, die zahllosen Mängel der menschlichen Rechtspflege müssen durch eine unfehlbare und nach dem höchsten Maßstabe richtende Gerechtigkeit ausgeglichen werden. Allerdings soll zuletzt alles von dem beurteilt werden, welcher geglaubt wird als die persönliche Ausgleichung von Gerechtigkeit und Gnade; gleichwol weissagt Christus diese Gerechtigkeit als eine sehr strenge in Aussprüchen wie Matth. 5, 26; 7, 21—23, 12,36 u. s. w.

Es genügt nun schwerlich, Lohn und Strafe nur als Zustände des Gewissens zu denken. Wol sind sie das zunächst und hauptsächlich; was aber soll denn mit denen werden, welche das Gewissen ertödtet haben und eines andern rein geistigen Schmerzes als des Ingrimms nicht mehr fähig sind? Allerdings redet der Heiland von einem Wurm, der nicht stirbt, aber doch auch von einer äußersten Finsterniß, von einem Ort der Qual, von einem höllischen Feuer. Es giebt Verworfene, an welche das Weh doch auch irgendwie von außen herantreten muß; und darum kann die Kunst gar nicht anders, als daß sie die Zustände des Jenseits symbolisirt durch Analogien des irdischen Lebens. So lange man daran festhält, daß Gott an sich wol die Seligkeit aller Menschen

bezweckt, aber diesen seinen Willen nicht als Machtwillen durch Zwang erreicht, sondern als reinen Liebeswillen an seinen sittlich freien Ebenbildern bethätigt: so lange muß man auch die Möglichkeit eines beharrlichen Widerstandes gegen Gottes heilige Liebe und darum auch eines endlichen völligen Aufgebens der Abgefallenen durch Gott zugeben. Wenn es nun auch am wahrscheinlichsten ist, daß die göttliche Liebe die völlig Verlornen nicht in alle Ewigkeit zu deren Qual erhält, sondern sie in sich selbst verlöschen läßt, so hat doch die Kunst mit der Frage nach der Ewigkeit der Höllenstrafen nichts zu schaffen; ihr ist es nur darum zu thun, die göttliche Gerechtigkeit als die allgemeine, endgiltig abschließende und gnadenvolle zu feiern. Was jedes ächte Drama in Bezug auf einen kleinen Ausschnitt der Geschichte erweisen soll: das überträgt hier die bildende Kunst auf den Schlußakt der ganzen großen Welttragödie. Darum besteht auch das Ideal eines Gerichtsbildes darin, daß es nicht episch erzähle, sondern dramatisch darstelle, natürlich nur in dem Sinne, daß das epische und das lyrische Element sich der allbeherrschenden dramatischen Einheit zwar unterordnen, aber doch als relativ selbständige Momente des Ganzen gewahrt bleiben. Es ist besonders für den Maler eine großartige und dankbare Aufgabe, die Abstufungen der Seligkeit und heiligen Schönheit einerseits, diejenigen des Bösen andrerseits zu schildern; eine ganze Welt von Charakteren und Situationen thut sich hierbei der Kunst auf, und die ganze, diese Gruppen durchwogende Bewegung muß in Beziehung stehen zum Mittelpunkte des gewaltigen Vorganges. Es giebt unter allen Stoffen, welche die christliche Kunst der Bibel und der Kirchengeschichte entnommen hat, wohl keinen, welcher in diesem Grade den ganzen Menschen ergriffe. Andere mögen noch mehr zum Herzen oder zur Phantasie sprechen: das Packen des Willens, das Reinigen durch Erschüttern, die Umspannung der größten Gegensätze, das unmittelbare Nebeneinander der seligsten Freude und des namenlosesten Leides, die Majestät der göttlichen Weltregierung und der menschlichen Freiheit werden hier in überwältigender Weise geschildert. Hierbei liegt auf der Hand, daß die bloße Aneinanderreihung von Symbolen nur die Anfängerschaft der Kunst bezeichnet; ebenso daß Hypernaivetät und lächelnde Züge noch nicht die Seligkeit der Kinder Gottes, das Fratzenhafte noch nicht das grausige Elend der Verlornen ist. Mag nun aber auch die Schöpfung eines solchen Riesen=

gemäldes noch so sehr auf die Kraft von Meistern ersten Ranges berechnet sein: die Kunst hat es sich doch nicht nehmen lassen, länger als ein Jahrtausend an der Bewältigung dieser grandiosen Aufgabe sich zu versuchen. Allerdings hat sie dabei lange genug im Dienst einer Kirche gestanden, welche durch die Lehre vom Fegefeuer und der Ewigkeit der Höllenstrafen ihre Heerde nöthigen wollte, sich in den Schutz der großen Mutter zu flüchten. Da aber, wo die Kunst mit ihren Mitteln nur den reinen Geist des Christenthums ausspricht, da ist eine solche Schöpfung in Farben nicht blos eine künstlerische, sondern zugleich eine sittlich-religiöse That. Zwar ist noch kein Genius erschienen, welcher den architektonischen Aufbau eines Fra Bartolommeo, die seelische Tiefe eines Fra Angelico, die himmlische Farbenfreudigkeit eines Memling, die dramatische Gedankengewalt eines Michelangelo, die Linienreinheit eines Rafael, die dämonische Wucht eines Rubens und die heilige Schönheit eines Cornelius zu einem unvergleichlichen Ganzen vereinigt hätte. Als Summe aber der bisherigen kunstgeschichtlichen Entwicklung des Weltgerichtstypus wissen wir doch, daß nur die Freskomalerei an heiliger Stätte berufen ist, das typisch-symbolische Wesen dieses Stoffes entsprechend wiederzugeben; unsere Künstler alle würden hinfort unwillkürlich dem Grundgedanken einen Ausdruck geben, daß nicht die Stellung zur Kirche, sondern zu Gott in Christo, nicht die Werke als solche, sondern nur in Einheit mit ihrem sittlich-religiösen Motiv gerichtet werden; sie werden alles Zusammenschweißen von Symbolen, alles Wuchern einer üppigen Phantastik meiden, und die ethischen Grundgedanken des Weltgerichts nicht blos illustriren, sondern sie aus der Schönheit oder Häßlichkeit, aus dem seelischen und körperlichen Ausdruck der handelnden Personen herausscheinen lassen.

Ihre Motive zur Auffassung des Weltgerichts entnahm die Kunst natürlich den bezüglichen Stellen des neuen Testaments; doch darf man nicht vergessen, daß schon im alten Testament „der Tag des Herrn" als der große Gerichtstag geweissagt ist, welcher anbricht unter Wunderzeichen im Himmel und auf Erden, für die Heiden sowie für die bundesbrüchigen Israeliten ein „Tag des Zorns" sein, den Frommen aber den Übergang zur vollkommenen Gottesherrschaft bringen wird. Bei einigen Propheten und in spätjüdischen Schriften tritt der Glaube an die Auferstehung der Todten auf, Elias wird als Vorläufer des Messias

verkündigt, ein neuer Himmel und eine neue Erde als Folge des Jüngsten Tages geweissagt. Das neue Testament lehrt ein Kommen des verherrlichten Menschensohnes auf den Wolken des Himmels zum Weltgericht, eine ewige Scheidung der Guten und Bösen, eine allgemeine Auferstehung der einen zum Leben, der andern zur Verdammniß, eine Verwandlung der Überlebenden und endlich eine Verklärung der sichtbaren Welt. Die älteste Kirche dachte sich diese Wiederkunft des Herrn sehr nahe und schöpfte aus dieser Hoffnung den Muth zu ihren Leiden. Insofern nun im neuen Testament der Tag des Herrn als ein plötzlich hereinbrechender bezeichnet und das Gericht offenbar als ein relativ kurzer Akt gedacht wird, hatte die Kunst allerdings Veranlassung, alle nach einander folgenden Scenen zur Einheit eines einzigen Bildes zu verknüpfen; dennoch übte sie in der Auswahl der verwendbaren Schriftstellen unwillkürlich eine gewisse Kritik in Bezug auf den religiösen und ästhetischen Werth derselben. Überall da, wo es sich um selbständige und allumfassende Gemälde des Weltgerichts handelte, hat sie die in Matth. 25, 31—46 enthaltene Weissagung bevorzugt vor der in Offenb. 20, 10—15 gegebenen. Nur der Genialität des jugendlichen Dürer gelang es, den spröden phantastischen Bilderstoff der Apokalypse in einer Reihe von Holzschnitten zu bewältigen; aber er that dies auch nur zum Zwecke der Illustration, nicht um eine originale malerische Schöpfung hervorzubringen. Während im Evangelium Christus auf das schärfste betont, daß er nicht nach den Werken als solchen richten wird, kennt das prophetische Buch nur ein Gericht auf Grund der Werke, und läßt diese ziemlich mechanisch in den Rollen des Lebens nachgeschlagen werden. Wenn nun auch die dem Propheten Daniel (7, 9 u. 10) nachgebildete Vision nicht in allen ihren Zügen, wie z. B. im Fliehen von Himmel und Erde, bildlich darstellbar war, so hat doch vorzugsweise die byzantinische Kunst das Buch des Lebens, die Auferstehung der Todten und den Thron des Weltrichters beibehalten. Es war ferner ein glücklicher Griff, aus dem 24. Kapitel des Matthäus diejenigen Züge herüberzunehmen, welche sich augenscheinlich nicht auf die Zerstörung Jerusalems, sondern auf die Wiederkunft Christi zum Endgericht beziehen, z. B. das Zeichen des Menschensohnes am Himmel (das Kreuz), das Rufen der Engel zum Gericht mit Posaunen (V. 30 und 31). Wenn es auch sprachlich zweifelhaft blieb, ob die Matth. 19, 28 und 1 Kor. 6, 2 enthaltenen Ver-

Digitized by Google

heißungen sich auf die Theilnahme am Weltgericht bezogen, so bildeten doch die Apostel als Beisitzer und die Heiligen als Zeugen des Richters eine zu dankbare Staffage, als daß die Kunst sich hätte dieselbe sollen entgehen lassen. Obwohl schon der byzantinischen Epoche angehörig, wird doch erst von der niederländisch deutschen Kunst die Gestalt des Erzengels Michael typisch herausgearbeitet, wie er die Seelenwage hält[1]) und die Scheidung der Auferstandenen im Auftrage des meist ruhig thronenden Weltrichters vollzieht. Diese Symbolik schließt sich an Hiob 31, 6: Man wäge mich auf rechter Wage, so wird Gott erfahren meine Frömmigkeit; an Dan. 5, 27: Man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht erfunden. Als Engel der Auferstehung erscheint Michael auch Dan. 12, 1. Nach dem 9. Verse des Judasbriefes lehrte die Kirche, daß Michael die Seelen zum Paradies geleite; bis auf Cimabue trägt dieser Erzengel nur ein langes Gewand, erst die Niederländer lassen ihn als jugendlichen Ritter auftreten (altflandrische und brabantische Schule).

Die typisch wichtigste Gruppe aber auf den meisten Weltgerichtsbildern sind die rechts und links vom Weltrichter knieenden oder stehenden Gestalten der Maria und Johannes des Täufers. Wenn irgendwo, so dachten sich die Gläubigen der alten Kirche die Fürbitte der Mutter in diesem wichtigsten aller Akte von Einfluß. Johannes der Täufer wird herbeigezogen entweder nach Matth. 11, 11 als vornehmster aller Propheten und demnach als männliches Seitenstück zur Maria, oder auch als Zeuge der an die Unbußfertigen ergangenen Predigt.

Zu diesem Grundstock von Motiven, welche die Kunst der Bibel entnahm, traten dann Stellen aus den Schriften der Kirchenväter; doch ist es auffallend, wie verschwindend gering der Einfluß derselben sich zeigte. Hätten nun die Künstler nur aus ihrer eigenen Tradition und aus den Berathungen mit Theologen die Auffassung

[1]) Auch die alten Ägypter glaubten, daß das Herz ihrer Verstorbenen nach dem Tode in der Unterwelt von der Göttin der Wahrheit gewogen werde; Osiris mit 42 Beisitzern fälle den Spruch, nachdem die Seele betheuert habe, die 42 Todsünden nicht begangen zu haben. Ward die Seele gerecht erfunden, so wurde sie selig gesprochen und ging an den Ort der Seligen, wurde sie aber verurteilt als straffällig, so mußte sie die Leiber von Thieren durchwandern, bis sie endlich in ihre Mumie zurückkehren und das irdische Leben von neuem beginnen durfte.

ihres Stoffes geschöpft, so würden wir ihre Vertrautheit mit demselben nicht völlig begreifen können. Wir müssen uns daher an eine nach der Reformation zumeist nicht mehr fließende Quelle erinnern, d. h. an die bezüglichen Stellen der Liturgie, an gewisse lateinische Kirchenlieder und ganz besonders an den Einfluß der geistlichen Schauspiele. Es ist uns überliefert, daß schon im 11. Jahrhundert im Gleichniß von den klugen und den thörichten Jungfrauen die letzteren durch Teufel auf der Bühne geholt wurden, und daß 1298 und 1304 in Cividale die Geistlichkeit das Weltgericht im Gotteshause theatralisch vorführte. Großen Einfluß hat jedenfalls auch der im Mittelalter weit verbreitete, aus alten Bruchstücken erwachsene Hymnus des Thomas von Celano: Dies irae, dies illa etc. auf die dramatische Ausgestaltung von Weltgerichtsscenen und solche wiederum auf die bildende Kunst ausgeübt.

I. Das Weltgericht in der Plastik.

Noch ehe die Mosaikmalerei ausgestorben war, bemächtigte sich die Plastik des Weltgerichts. Wenn diese mit wenigen Figuren und dürftigen Andeutungen sich begnügen mußte, so arbeitete sie mit Verleugnung ihrer eigenen Interessen im Dienst der Kirche. Schon in der romanischen Bildnerkunst begegnen wir dem Gericht häufiger und im 13. Jahrhundert erscheint es fast regelmäßig als das letzte Glied der von der Kunst geschilderten Erlösungsgeschichte. Wie der Kreuzestod Christi als der Mittelpunkt der Weltgeschichte, so wurde das Weltgericht als der höchste Triumph des verherrlichten Christus gefaßt. Damals brachte man letzteres an der Vorderseite der Kirche an, zumeist im Giebelfelde des Haupteinganges; man setzte das Ende an den Anfang, weil dort in der Vorhalle die im Kirchenbann befindlichen Gemeindeglieder stehen mußten. Auch im Innern der Kirche und zwar an der Westwand der Ausgangsthür wurde das Jüngste Gericht angebracht. Christus zeigt gewöhnlich seine Wundenmale in den erhobenen Händen und ohne Zuthun von Gerichtshelfern spendet er Lohn und Strafe; nebenher tragen Engel die Marterwerkzeuge. Um das Jahr 1200 tritt zu der bis dahin üblichen Symbolik noch ein neues Zeichen hinzu, nämlich das Schwert, welches von Christi Munde ausgeht.

Digitized by Google

Das kunstgeschichtlich werthvollste Weltgericht aus der **romanischen** Periode, außer demjenigen der Abteikirche zu Conques, findet sich im Bogenfeld des Hauptportals an der Kathedrale von Autun; es rührt her von einem gewissen Giselbert aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Inmitten des Rundbogens thront der kolossale Christus innerhalb einer Mandorla; ihm zur Rechten befinden sich die Apostel und das Paradies, ihm zur Linken die Seelenwage und die Hölle, darunter im Fries des Thürsturzes die Auferstandenen, natürlich viel kleiner als der Richter. Eine innere Bewegung ist an diesem nicht wahrnehmbar; er verharrt in absoluter Majestät in seiner von vier schmächtigen Engeln gehaltenen Glorie. Petrus schließt einem der Gerechten die Pforte des Himmelshauses auf, welches links als Burg sichtbar wird. Rechts von Christus steht, nur viel kleiner als er, die Maria, links zwei jugendliche Heilige (derjenige mit dem Buch wol der Apostel Johannes); an den äußersten Enden blasen Engel. Rechts unter Christus hängt die große Wage, von einer Hand gehalten; die eine Schale mit einem Geretteten hat sich schon gesenkt und wird von einem Engel geschützt, weil ein langer Teufel den Wagebalken emporzuschnellen sucht; in der andern Schale hockt ein Ungeheuer, wol eine Verkörperung der Sünde. Im Hintergrunde wartet ein Engel mit dem Buche der Gerechtigkeit. Ganz rechts sieht man das Höllenhaus, aus welchem der Höllenhund herausbellt; zugleich guckt ein Teufel heraus, welcher sich mit einer eisernen Zange die Verdammten hereinlangt oder sie mit den Haaren zusammenbindet. Außerdem ist bemerkenswerth ein Riese mit einem Thierkopf, welcher einen König in einen brodelnden Kessel wirft. Ganz unten in einem breiten Fries stehen die Auferstandenen, welche der in der Mitte befindliche Michael scheidet. Unter den Seligen verhalten sich einige frohlockend, andere still demütig, darunter auch zwei Bischöfe und zwei Kreuzfahrer (Templer?); die auf ewig Verworfenen winden sich im tiefsten Jammer, die Hände ringend, oder die Ohren sich zuhaltend oder am Boden sich krümmend.

Die Gestaltungskraft des Erfinders muß eine ziemlich bedeutende gewesen sein, denn fast jeder seiner Figuren verleiht er einen andern Ausdruck. Zwar sind die übermäßig schlanken Formen oft herb, aber er weiß ebenso das Diabolische der Teufel und die Angst der Verdammten, wie die Milde der Engel anschaulich zu machen. Noch wichtiger aber ist der Umstand, daß er die Merkmale

des byzantinischen Stiles so ziemlich fallen läßt und sich fast allein an die Weissagung des Weltgerichts bei Matthäus hält. Interessant ist der Zug, daß nur die Bösen gewogen werden, gewissermaßen um ihnen die Gerechtigkeit des Urteils recht augenscheinlich zu machen; ganz köstlich aber ist ein Einfall, wie sie der kindliche Humor des Mittelalters allerdings mehr im Norden als im Süden, so oft hervorgebracht hat: hoch oben aus dem Himmelshaus guckt ein kleines Figürchen auf die an der Pforte neu ankommenden Gerechten, anscheinend weiblichen Geschlechts.

Aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammt ein Weltgericht im Giebelfeld des Hauptportals der Kirche zu St. Gilles bei Arles in der Provence, desgleichen aus der Mitte des 12. Jahrhunderts ein solches an der reichen Faſſade von St. Trophime zu Arles, in welchem Christus von den Symbolen der vier Evangelisten umgeben ist. Dagegen sind an der Kathedrale von Angoulême die Gestalten über einen weiten Theil der Faſſade zerstreut. Wie sehr übrigens französische Künstler schon damals zu Geschmacklosigkeiten sich neigten, beweist der Umstand, daß sie den ganzen Kreis der letzten Dinge zuweilen auf einem einzigen Säulenknauf zusammendrängten, z. B. in St. Nectaire des Departements Puy de Dôme, in St. Révérien der Diözese Nevers, in St. Benoit-sur-Loire u. s. w.

Aus der romanischen Zeit stammt auch ein Weltgericht an der Galluspforte des Münsters zu Basel. Dort sitzt Christus im Bogenfeld als Weltrichter, umgeben von fürbittenden Heiligen; darunter ist in einem Fries das Gleichniß von den klugen und den thörichten Jungfrauen angebracht, darüber aber blasende Engel und Gruppen von Auferstandenen. In Nischen bemerkt man die Standbilder der vier Evangelisten, Johannes des Täufers und eines Apostels. Auf den Vorsprüngen, welche das Portal einrahmen, erblickt man in Reliefs die sieben Werke der Barmherzigkeit als Schutzmittel im Gericht. Endlich ist hervorzuheben die berühmte Goldene Pforte des Domes zu Freiberg. Dort sieht man in dem äußersten Kreis den Engel des Gerichts und die auf seinen Ruf aus den Gräbern erstehenden Todten, in dem innersten Kreise Christum von Engeln umgeben und den Auserwählten die Krone des Lebens reichend. Ein Engel trägt eine Seele in Abrahams Schooß; noch andere Heilige, Apostel und Propheten sind in den

Digitized by Google

Archivolten verteilt. Hier ist also der Zusammenhang ein möglichst lockerer, doch ist die Komposition trostvoll und poetisch zugleich.

In der **gothischen Periode** wird das Weltgericht meist am Westportal angebracht. Christus sitzt auf einem festen Thron, Michael im Engelsgewand hält die Wage mit eigener Hand, die Seligen werden von Engeln geleitet oder gekrönt, die Verdammten aber an einer langen Kette von Teufeln gezogen. Auch sind jetzt die verschiedenen Arten der Sünde an äußeren Zeichen kenntlich; die Geizigen z. B. tragen einen Beutel um den Hals. Die Haltung der Seligen ist eine edle und weihevolle, die Unseligen werden nur durch wenige sprechende Züge markirt. Das Stilgefühl ist oft auffallend fein und der Schönheitssinn groß; der Phantasie der Betrachtenden wird nicht haarklein alles Mögliche vorerzählt, sondern Raum gelassen zu eigener Bethätigung.

Wir nennen zuerst die hauptsächlichsten Werke dieser Art in Deutschland.

Unter dem Hauptgesims des Südportals am Dom zu Bamberg befindet sich eine sehr einfache Darstellung des Weltgerichts: in der Mitte thront Christus, zu dessen Füßen Maria und der Täufer knieen; links werden Selige von Engeln in Empfang genommen, rechts sieben Verdammte von einem Teufel an einer Kette hinweggeführt. An letzteren werden die Stände unterschieden, erstere aber zeigen noch das herkömmliche steife Lächeln. Die 12 Apostel stehen auf den Schultern der Propheten. Maria hilft einem der Seligen aus dem Grabe, Abraham aber hält vier Figuren in seinem Schooß. Das Hauptportal der Lorenzkirche zu Nürnberg enthält ein Weltgericht, worin Christus die Auferstandenen in Selige und Verdammte scheidet. Der Heiland sitzt auf einem Regenbogen und nimmt Sonne und Mond zu Schemeln seiner Füße. Rechts und links von ihm knieen mit flehender Gebärde Maria und der Täufer. Die alle nach ihrem Stande gekleideten Seligen führt Petrus in den Himmel, die mit einer Kette zusammengebundenen Verdammten zieht ein Teufel in den offenen Höllenrachen. Ebenso das südliche Seitenportal von St. Sebald. Letztere Komposition ist von so hoher rhythmischer Kunst, daß sie dem Adam Krafft zugeschrieben wird. Johannes und Maria, ja sogar Christus, sind mild und weich aufgefaßt; die Verzweiflung der Verdammten ist leidenschaftlich, aber doch dramatisch stilvoll gehalten. Im Giebelfelde des Westportals des Domes zu Meißen erscheint Christus

zwischen Maria und Johannes unter Baldachinen, sodann die 12 Apostel auf Sitzen, welche von Engeln getragen werden. Der Lettner der Marienkirche zu Gelnhausen enthält Scenen des Jüngsten Gerichts. Abraham hat dort fünf Selige im Schooß. Die Salvatorkirche zu Nördlingen enthält im Giebelfelde des Nordportals ein Jüngstes Gericht, desgl. in einem Schnitzaltar den hl. Michael mit der Wage zwischen Johannes dem Täufer und St. Stephan. Die Ratsbibliothek daselbst besitzt ein Epitaph mit dem Jüngsten Gericht (1470, von Fritz Herlin d. ä.?). Die Liebfrauenkirche zu Eßlingen enthält an den zwei Portalen der Südseite das Weltgericht in zwei Abtheilungen: bemerkenswert ist ein possirlicher Teufel, welcher den Höllenrachen mit einem Balken weit aufgesperrt hält. Ähnliche Darstellungen des Weltgerichts finden sich an der Liebfrauenkirche zu Würzburg, am Münster zu Ulm (wo die Seligen in eine große Sonne als Sinnbild des Himmelreichs einziehen und der Engelsturz als besondere Scene erscheint), an der Martinskirche zu Kolmar. Das südliche Seitenportal des Straßburger Münsters enthält im Bogenfeld eine Schilderung des Jüngsten Gerichts, darunter aber die Statuen der klugen und der thörichten Jungfrauen. Der Dom zu Eichstädt enthält ein Jüngstes Gericht im Bogenfeld eines alten Portals, die Kreuzkirche zu Gmünd im Portal der Südseite, die Kilianskirche zu Corbach im Bogenfeld des Südportals, die katholische Pfarrkirche zu Kitzingen am Westportal. Der Freiburger Münster zeigt in der Spitze des Bogenfeldes der Vorhalle den thronenden Christus, umgeben von Johannes, Maria und Engeln. Dann folgen in lebhafter Bewegung begriffen die Apostel, auf Wolken sitzend; weiterhin eine Schaar von Seligen und Verdammten, beide durch den Gekreuzigten getrennt; endlich eine Gruppe von Auferstandenen, mit der Seelenwage in der Mitte. Darüber sind in den Archivolten die himmlischen Schaaren (Engel, Propheten, Könige, Patriarchen) und auf deren Schlußsteinen die Dreieinigkeit dargestellt. Am Bogenfeld des Hauptportals des Münsters zu Bern herrscht regellose Willkür. Es ist ein Werk des Erhard Kunz aus dem Jahre 1483.

In Deutschland kommt das Jüngste Gericht auch auf Grabmälern vor, z. B. auf einem marmornen Sarkophag des Bischofs Georg III. von Limburg († 1522) im Dom zu Bamberg, wo

Digitized by Google

die Gruppe des Weltrichters mit Maria und Johannes angebracht ist. Ebenso enthält die Stiftskirche in Tübingen das Grabmal Ludwig des Frommen († 1593), worauf sich unter anderen Reliefs auch ein solches des Endgerichts findet; desgleichen auf einem marmornen Grabstein (c. 1570?) in der Pfarrkirche zu Baden bei Wien. Auch auf Kanzelbrüstungen kommt es vor als Relief. So enthält die Kanzel des Doms zu Lübeck sieben Alabastertafeln mit Scenen der Heilsgeschichte, darunter auch das Jüngste Gericht.

In Frankreich führt die Kathedrale von Amiens das Weltgericht im Giebelfeld des Hauptportals (1. Hälfte des 13. Jahrh.). In dessen Archivolten sind Selige, auf dem Mittelpfeiler die Figur Christi, wie er nach Ps. 19, 13 den Löwen und den Drachen, die Schlange und den Basilisk zertritt. An den beiden schrägen Seiten sind die 12 Apostel, unter ihnen in Medaillons Tugenden und Laster, neben den äußersten Thürpfosten in je fünf Reliefs übereinander die zehn Jungfrauen. Das Hauptportal von Notre Dame in Paris enthält gleichfalls das Weltgericht. An der Kathedrale von Chartres (Südseite) thront Christus in feierlicher Strenge, von Maria, Johannes und Engeln mit Marterwerkzeugen umgeben; darunter sieht man einen Zug von Seligen und Verdammten. Die Kathedrale zu Rheims hat zwei große Portale an der nördlichen Fassade des Querschiffs, in deren Bogenfeldern Reliefs das Jüngste Gericht in fünf Abtheilungen darstellen. Christus thront feierlich und zu ihm erheben Maria und Johannes fürbittend die Hände. Auf zwei Streifen entwickeln die Auferstehenden eine große Mannichfaltigkeit der Bewegungen und Empfindungen; die Todten gehen fast alle nackt aus ihren Gräbern hervor und blicken erwartungsvoll nach oben. Auf den beiden untersten Reliefstreifen tragen Engel die Gläubigen in Abrahams Schooß, während Teufel Vertreter aller Stände in das höllische Feuer schleppen. An der Kathedrale von Bourges enthält das mittlere Portal gleichfalls eine ausführliche Darstellung des Endgerichts. Auch hier thront Christus feierlich und die herrlich modellirten Auferstehenden besitzen lebendige Empfindung; dagegen sind die Höllenscenen allzu grell aufgetragen. Ein Relief des Endgerichts im Bogenfeld der Vorhalle von St. Mailou in Rouen ist nur ein Wirrwar von Gestalten. Auch an der Kathedrale von Dax kommt ein Weltgericht vor.

Spaniens Gothik liefert gleichfalls werthvolle Beiträge. In der Kirche zu Santiago de Compostella (1168—88) sind die obereren Teile der Portale, das Tympanon des mittleren und die Archivolten zur Darstellung des Jüngsten Gerichts in eigenthümlicher Anordnung verwendet. Im mittleren Bogen thront Christus, seine Wundenmale aufweisend und umgeben von den vier Evangelisten und Engeln mit Marterwerkzeugen. Die 24 Aeltesten der Apokalypse (4, 4) umringen ihn wie ein Kranz; über den Deckplatten der Säulen wie in den Archivolten der Seitenportale sind zahlreiche Engel angebracht, welche teils Posaunen blasen, teils die Seelen der Erlösten halten. An der Kathedrale zu Burgos (Bogenfeld des Portals des nördlichen Seitenschiffs) thront Christus als Weltrichter; rechts und links nahen sich ihm bittend Maria und Johannes, während Engel oben die Marterinstrumente herbeitragen. Unter dieser Hauptabtheilung befindet sich im Relief eine Kapelle, an welcher zwei Mönche rechts von Teufeln gezwickt werden, während ein Engel drin steht. In der Laibung des Spitzbogens sieht man in drei Reihen Engel und Auferstandene, erstere als Jünglinge mit sechs Flügeln.

In Italien findet sich ein Weltgericht an der Fassade des Domes von Orvieto, welches um das Jahr 1325 von einem unbekannten Meister gearbeitet ist. Es ist am vierten Pfeiler angebracht, enthält Paradies und Hölle, darüber die Sinnbilder der vier Evangelisten in Erz. Ebenso am Portal des Domes zu Ferrara. Niccolo Pisano hat 1260 auf der Kanzel des Baptisteriums zu Pisa auch das Weltgericht gebildet, ebenso Giovanni Pisano an der Kanzel von St. Andrea in Pistoja, sowie an derjenigen des Domes zu Pisa. Ueberhaupt hat die Schule von Pisa diesen Gegenstand vorzugsweise gern behandelt an Kanzeln, Fassaden u. dergl. Vor der gothischen Periode hatte man in Italien den Triumphbogen der Kirchen mit dem Weltgericht geschmückt, bisweilen in voller Ausführung wie in der Basilika zu Toscanella, noch öfter aber mit dem Kreuzesthron als Sinnbild der göttlichen Gerechtigkeit.

Im Giebelfeld des westlichen Portals des Münsters zu Moosburg thront Christus als Weltrichter mit Maria und dem h. Castulus als Kirchenpatron; neben diesen knieen Kaiser Heinrich II. (als Heiliger) und der Bischof Albert von Freising.

Im 15. Jahrhundert wurden übrigens auch die Altäre mit

Digitized by Google

Weltgerichtsbildern geschmückt und zwar Seitenaltäre mit dem ganzen Bild an der Vorderseite, Hauptaltäre aber an der Rückseite, damit die Blicke der Abendmahlsempfänger darauf fielen, wenn sie von der Brodseite des Altars nach der Kelchseite gingen. An den Schnitzaltären befanden sich die Zeugen des Weltgerichts gewöhnlich am obersten Giebel, so z. B. an dem berühmten Hochaltar zu Blaubeuren, im Dom zu Schleswig an dem Altar des Hans Brüggemann u. s. w. Die Staffel des Schnitzaltars der gothischen Stiftskirche zu Tiefenbronn enthält das Jüngste Gericht, dessen Malerei wahrscheinlich von Lukas Moser herrührt. Desgleichen war auf der Staffel des weltberühmten Flügelaltars der Brüder van Eyck zu Skt. Bavo in Gent in Wasserfarben die Hölle gemalt, deren Bewohner die Knie beugten vor dem Erlöser. — Die Rückseite des Choraltars (1466) von Friedrich Herlen in der Stadtkirche zu Rothenburg a. d. T. enthält das Jüngste Gericht; ebenso in flüchtiger Temperamalerei die Rückseite des Schnitzaltars in der Marienkirche zu Zwickau (von Wolgemut), der Stadtkirche zu Schneeberg von Lukas Cranach d. Ä. Ferner ist es auf der Rückseite des spätgothischen Hochaltars der Pfarrkirche zu Heiligenstadt, auf der Rückseite des Hochaltars in der Frauenkirche zu Ingolstadt (darüber noch in Schnitzwerk Christus als Weltrichter). In der Stadtkirche zu Schwäbisch Hall befindet sich ein geschnitzter Altarschrein, welcher in der Mitte das Standbild des Erzengels Michael in goldener Rüstung enthält, wie dieser den Satan überwindet. Die Flügel stellen auf den inneren Seiten ebenfalls in Schnitzwerk rechts oben Gottvater, Christus und Maria mit den Seligen vor, unten aber die Teufel, welche die Verdammten quälen (Ende des 15. Jahrh.). Wahrscheinlich rührt der Altarschrein in der Kapelle des Landauer Klosters von A. Dürer her. Er enthält Christum als Weltrichter mit Maria und Johannes; Maria betet still in sich versunken, Johannes nach oben gewendet. Der auf dem Regenbogen thronende Christus macht nach links eine herrliche majestätische Bewegung des Abweisens, während die Rechte segnend sich ausstreckt. Auf der Seite der Seligen empfängt Gottvater Adam und Eva im Himmel, auf der Seite der Verdammten werden einige Todsünden gräßlich bestraft. Ferner hat Dürer am Rahmen seines Allerheiligenbildes (jetzt im Germanischen Museum) den Weltrichter ausgeschnitzt, wie er zwischen den knieenden Für-

bittern auf dem Regenbogen und der Weltkugel sitzt. Ueber ihm hält ein Engel das Kreuz, Maria senkt demütig das Haupt, während der Täufer hoffnungsvoller aufschaut. Auf dem unter dem Giebelfelde befindlichen Fries führt Petrus die nackten Erwählten in den Himmel, die Teufel aber ziehen die Verdammten in die Hölle an einer einzigen Kette.

In der Ulrichskirche zu Halle a. S. bewahrt man einen Wandelaltar vom Jahre 1488, welcher in vergoldetem Schnitzwerk die Gruppen enthält: Christus sitzt als Weltrichter auf dem Throne, neben ihm Maria, auf jeder Seite ein Bischof.

In der Stadtkirche zu Wittenberg befindet sich ein Steinrelief, welches Christum auf dem Regenbogen in der Mandorla darstellt. Er thront mit hoch erhobenen Händen, aus seinem Munde geht rechts eine Lilie, links ein Schwert hervor; oben in den Ecken sieht man zwei blasende Engel (c. 1150—80?).

In der Liebfrauenkirche zu Tongern bei Lüttich befindet sich der Elfenbeindeckel eines Evangeliars aus dem Ende des 9. oder 10. Jahrh. mit folgender Komposition. Christus (ohne Bart) hängt am Kreuz, über ihm halten zwei Engel mit den Leidenswerkzeugen eine Krone, zu beiden Seiten stehen die allegorischen Gestalten der Kirche und der Synagoge. Unter dem Kreuz stehen die Todten auf, in den oberen Ecken sind Sonne und Mond, in den unteren Meer und Erde personificirt. Desgleichen enthält das Grüne Gewölbe zu Dresden ein elfenbeinernes Diptychon aus dem 11. Jahrh. in byzantinischer Arbeit, welches die Auferstehung Christi und die Befreiung der Vorväter aus der Vorhölle darstellt. Das Museum zu Cassel besitzt ein großes Relief aus grauem Alabaster mit einer Darstellung des Jüngsten Gerichts, ebenso das Vereinsmuseum zu Dresden ein steinernes Relief vom Johanniskirchhof (2. Hälfte des 16. Jahrh.) mit dem Jüngsten Gericht.

Das gothische Rathaus zu Rothenburg a. d. T. birgt im Sitzungssaale ein großes bemaltes Schnitzwerk mit der Darstellung des Jüngsten Gerichts. Christus als Weltrichter ist eine bemalte Statue in der Begräbnißkapelle der sächsischen Churfürsten im Dom zu Freiberg. Dort ist Christus umgeben von zehn Engeln, welche teils die Marterwerkzeuge halten, teils posaunen; auch der h. Michael mit der Wage ist angebracht. In der Stiftskirche zu Stuttgart befindet sich ein steinernes spätgothisches

Votivbild, welches Christum als Weltrichter darstellt. Zu seinen Füßen sind sichtbar die 14 Nothelfer, darunter die klugen und die thörichten Jungfrauen. In der Ratsstube zu Lüneburg befindet sich als Holzarbeit das Jüngste Gericht auf einem Renaissance-Schrank von Albert von Soest (aus der Zeit 1566—68). Ueber der Thür desselben Zimmers kommt noch das Jüngste Gericht als Relief vor. Die entsetzliche Freude und der Grimm der Teufel, die Verzweiflung der Verlornen und die selige Freude der Erlösten sind ergreifend dargestellt. Im Palazzo Colonna zu Rom steht ein großer Schrank mit Elfenbeinschnitzereien von Franz und Dom. Steinhard; diese stellen das Jüngste Gericht nach Michelangelo dar. Die Höllenfahrt Christi kommt vor am Fuße eines Crucifixes von vergoldetem Kupfer, welches sich im Dom zu Hildesheim befindet. An einer sogen. Predigtsäule (13. oder 14. Jahrh.) vor dem Petersthore in Regensburg veranschaulichen 24 Reliefs die letzten Dinge, darunter auch das Jüngste Gericht. In einer Kapelle der Peterskirche zu München befindet sich ein Relief von Sandstein, welches das Jüngste Gericht mit Himmel und Hölle darstellt.

Im Kloster zu Lichtenthal bei Baden ist erhalten eine Reliquienkapsel von vergoldetem Silber in Form einer runden Dose. Darauf befindet sich in erhabener Arbeit das Jüngste Gericht, während auf der Rückseite die h. Ursula mit ihren 11 000 Jungfrauen eingravirt ist. — Ein Taufkessel von Messing (13. Jahrh.) in der Sankt Peter und Paulskirche zu Liegnitz enthält unter vielen anderen Scenen auch „Christum als Weltrichter". — Auf einer silbernen Schüssel im Rathaus zu Lüneburg befindet sich in erhabener Arbeit „Christus als Weltrichter". Desgleichen auf zwei bronzirten Reliefs an der Emporen-Brüstung der Annakirche zu Annaberg (1522), eine Arbeit von Theophilus Ehrenfried. — Verwandt hiermit ist die Erzgruppe, Kampf des heil. Michael mit dem Satan, am Lettner des Doms zu Tournai, eine Arbeit von Lecreux. Dieselbe Gruppe am Eingang der Jesuitenkirche St. Michael in München; endlich im Zeughaus zu Augsburg (Arbeit von Johann Reichel). Auch kommt Christus als Weltrichter oft auf Epitaphien vor.

Bei Schwäbisch Hall liegt das ehemalige Benediktinerkloster

Komburg, dessen Kirche ein Antependium enthält, d. h. eine Altarbekleidung aus Gold mit sehr künstlich getriebener Arbeit. Christus thront in der Mitte als Weltheiland, umgeben von einer in Email ausgeführten Glorie in Form einer Mandorla, welche in den Zwickeln die vier evangelischen Zeichen hat. Daneben in zwei Reihen je sechs Apostel, deren jeder eine Rolle (Buch) hält (1. Hälfte des 13. Jahrh.).

Im Dom zu Ulm befinden sich die berühmten Chorstühle von Jörg Syrlin d. Ä. (1469—74), an denen auch Christus als Weltrichter vorkommt (am Querstuhl ganz oben in der Nische).

II. Das Weltgericht in der Malerei.

Mosaikmalerei.

Wie die älteste christliche Kunst überhaupt die Personen und Scenen der h. Geschichte symbolisch andeutete, so that sie dies erst recht bei einem so schwierigen Stoffe wie das Weltgericht war. So ließ der Bischof Paulinus von Nola in Campanien († 431) ein Bild dieser Art anbringen: Christus steht auf einem Felsen und unter ihm sind die Guten und die Bösen als Schafe und Böcke geschieden (nach Matth. 25, 33). In ihrer Naivetät und Unfertigkeit schaltet die Kunst hier ebenso frei wie auf einem Mosaikbild in S. Apollinare nuovo in Classe (5. Jahrh.). Dort sitzt Christus auf einem Rasenhügel; die Schafe werden durch weiße und schwarze Farbe als Gute und Böse kenntlich gemacht, die Begleitung des Weltrichters besteht in zwei Engeln.

Das Malerbuch vom Berge Athos berichtet uns auch die byzantinische Auffassung des Weltgerichts; mit derselben stimmt überein ein Mosaik an der Westwand des Domes der Insel Torcello bei Venedig (7. Jahrh. erbaut). Dieses neuerdings wieder hergestellte Mosaikgemälde aus dem 12. Jahrhundert umfaßt Opfertod Christi, Auferstehung und Weltgericht. Letzteres ist geteilt in fünf wagerechte Streifen; die in denselben angebrachten Symbole, Personen und Scenen geben natürlich nur ein episches Bild und wiederholen die ganze Starrheit des byzantinischen Typus. Diese durch Streifen abgetheilten Schichten stehen so völlig neben- und außereinander, daß die Phantasie des Betrachters deren inneren Zusammenhang ergänzen muß. Der oberste breiteste Streifen be-

Digitized by Google

ginnt mit „Christus im Limbus“ (Ort der vorchristlichen Heiligen und der ungetauften Kinder). Dann folgt das Weltgericht selbst: in der Mitte sitzt Christus in einer ovalen Glorie auf einem doppelten Regenbogen und zeigt an seinen gleichmäßig ausgebreiteten Händen die Wundenmale. Der Körper ist von einem Gewand bedeckt, welches die Nägelmale der Füße noch sichtbar bleiben läßt. Rechts und links vom Heiland stehen die typischen Gestalten der Maria und des Täufers als der vornehmsten Heiligen: beide strecken fürbittend dem Richter die Hände entgegen. Getrennt von ihnen durch je einen Engel reihen sich jedem Fürbitter sechs Apostel an, deren innerer Antheil an dem hochwichtigen Akt noch nicht ausgedrückt ist. In der zweiten Schicht liegt auf dem Throne des Weltrichters das Buch des Lebens aufgeschlagen; zu beiden Seiten halten Engel Wache, davor aber knieen Adam und Eva, gewissermaßen die ganze Geschichte der von ihnen verursachten Erlösung daraus entnehmend. Rechts und links stoßen je zwei große Engel in das Horn, ein anderer hält den sternenbesäeten Himmel wie ein aufgewickeltes Buch, Erde und Meer geben ihre Todten heraus. Man sieht, wie die byzantinische Kunst nicht davor zurückschrickt, im Anschluß an die Offenbarung Johannis buchstäblich genau zu berichten; ja, die geistlose Häufung aller nur möglichen biblischen Momente geht noch weiter. Im dritten Streifen hält der Erzengel Michael die Wage, auf welcher er die Seelen wägt, während rechts Teufel die Schale des Verderbens mit ihren Haken herabzuziehen suchen. Diese Scene ist gebildet nach Hiob 31, 6, wie bereits oben erwähnt. Seitwärts stehen die Schaaren der Erwählten in vier Haufen, darunter Petrus und ein Engel, welche jene zum Eingang in die geöffnete Himmelspforte einladen; unter den Gerechten befindet sich auch der Schächer mit dem Kreuz (nach Luk. 23, 43) und ein anbetendes Weib (Maria Magdalena?). (Auf die hierin sich kundgebende dogmatische Anschauung einzugehen, würde uns zu weit führen.) Links sitzt auch Abraham mit einer Seele im Schooß (nach Luk. 16, 22). In der von einem Feuerstrom umgebenen Hölle thront der Satan auf zwei Schlangen, welche Sünder verschlingen, während er selbst noch einen solchen auf seinem Schooße hält. Zwei Teufel treiben mit Lanzen immer wieder die Bösen in die Flammen zurück, aus welchen jene nur mit ihren Köpfen sich erheben können, darunter einige, welche Kronen oder geistlichen Schmuck tragen. Am Rundbogen endlich über der Thür, also

Digitized by Google

zwischen Paradies und Hölle, ist Maria noch einmal angebracht als Halbfigur; schwerlich hat sie hier noch eine Beziehung zum Weltgericht, sondern dient nur zur Ausfüllung einer leergebliebenen Stelle.

Da um das Jahr 1000 das Weltende erwartet wurde, so mögen mehr Weltgerichtsbilder in jener Zeit entstanden sein, als wir wissen. So enthält die 1075 eingeweihte Kirche S. Angelo in Formis bei Capua noch heute ein in Schichten abgetheiltes Mosaikgemälde an der Eingangswand der Vorhalle. Hoch oben rufen Engel mit Posaunen zum Gericht, während unter ihnen auf einem schmalen Fries die Todten auferstehen. In der Mitte sitzt der kolossale Christus auf einem goldenen, gepolsterten Thron innerhalb einer Mandorla, und streckt die Hände mit den Wundenmalen aus. Zu seinen Seiten neigen sich die Engel anbetend, etwas tiefer als er sitzen die Apostel. In der Mitte des nächsten Streifens erblickt man drei Engel mit Schriftrollen, von denen der mittlere die seinige mit beiden Armen vor sich hinhält. Hier zerfällt also das Buch des Lebens in mehrere Abtheilungen. Den Engeln zur Seite stehen die Seligen, unter ihnen auch Bischöfe und Fürsten; auf der andern Seite ziehen die Verworfenen erschrocken zur Hölle, wo Satan sie packt, unter ihnen auch den Judas. Lucifer sitzt in Ketten geschlossen im feurigen Pfuhl; auch hier hält er einen Sünder auf dem Schooß und greift mit seinen Klauen nach einem andern. So giebt sich denn auch in diesem Gemälde griechischer Einfluß kund in der architektonischen schichtenweisen Gliederung, in der typischen Veranschaulichung biblischer Stellen, in den Motiven der Bewegung; dennoch ist die ganze Komposition poetisch freier und einfacher gehalten als diejenige im Dome von Torcello.

Erwähnung verdient noch ein Mosaik des Weltgerichts von Andrea Tafi († 1320) über dem Eingang zur Tribuna des Baptisteriums in Florenz, sowie das Mosaik „Christus als Weltrichter" an der südlichen Außenwand des Domes zu Prag. Es befindet sich (auf Goldgrund) über dem vermauerten Portal im südlichen Kreuzarm und ist zwischen 1369 und 1371 von italienischen Künstlern gefertigt. Als Spezialität dieser Komposition sind hervorzuheben die sechs Schutzheiligen von Böhmen, sowie der Stifter Kaiser Karl IV. mit seiner Gemahlin. Im Übrigen hat es den gewöhnlichen Typus. Ein Gerichtsbild befand sich auch in

der Kirche des Klosters Donna Regina zu Neapel, welches wir aus einer Beschreibung kennen. Endlich befindet sich ein Mosaik des Weltgerichts (aus dem Jahre 1836) über dem Haupteingange von San Marco in Venedig.

Tafelmalerei.

Die frühesten Darstellungen des Weltgerichts in der **Tafelmalerei** verdanken wir den altdeutschen und altflandrischen Meistern. So hat Stephan Lochner († 1451?) ein Jüngstes Gericht voll Phantasie und Bewegtheit gemalt, welches noch jetzt im Kölner Museum sich befindet. In der Darmstädter und der Berliner Gemäldesammlung besitzt man Gerichtsbilder, welche wahrscheinlich von Heinrich Aldegrever (1502—58) herrühren; auf dem einen knieen sogar voran zwei Geistliche mit Schutzheiligen nach Art der Madonnenbilder. Desgleichen wird im Berliner Museum ein aus der Kathedrale von Burgos herstammender Altarflügel aufbewahrt, welcher wahrscheinlich von einem Meister der altflandrischen Schule herrührt, weil unter dem thronenden Weltrichter der Erzengel Michael Hölle und Tod im leuchtenden Panzer eben dieser Schule bekämpft. Dirk Bouts († 1475) hat für den Rathaussaal in Löwen ein Triptychon gemalt, welches aber jetzt verschollen ist; immerhin war er mit dieser Idee ein Vorläufer Hans Holbein d. J., welcher 1521 den Rathaussaal von Basel mit Bildern der waltenden Gerechtigkeit schmückte. Auch ein von Gerard David in den Jahren 1488—98 für den Rat zu Brügge gemaltes Gerichtsbild ist verloren gegangen. Das Jüngste Gericht des Hieronymus Bosch (1464?—1516) im Belvedere zu Wien verdient hier nicht eine eingehendere Berücksichtigung. Eine veränderte alte Kopie davon befindet sich im Berliner Museum. Von Lukas van Leyden (1492—1533) giebt es ein großes Weltgericht in krasser Auffassung im städtischen Museum zu Leyden.

Petrus Christus (wahrscheinlich ein Schüler des Jan van Eyck, jedenfalls erst nach 1472 gestorben) hat 1452 eine Tafel gemalt, welche noch jetzt im Berliner Museum aufbewahrt wird. Den unteren Theil nimmt hier die Hölle ein, den mittleren die Erde, den obersten das himmlische Tribunal. Zwischen dem Pfeiler der Geißelung und dem Kreuz sitzt der Heiland auf dem Regen-

Digitized by Google

bogen, der nackte Körper ist theilweise in einen rothen Mantel gehüllt, beide Hände mit den Wundenmalen hoch erhoben. Vier Engel in seiner Nähe blasen die Posaune. Zwei Gruppen von Heiligen stehen unter ihm, die männlichen angeführt vom Täufer, die weiblichen von Maria. Rechts und links von ihm sitzen die ausdruckslosen Apostel auf zwei Bänken, teilweise als Mönche gekleidet, zu seinen Füßen stehen die herkömmlichen Fürbitter und Heiligen, alle so hausbacken trocken wie die Apostel. Unterhalb dieser Gruppe auf einer grünen Wiese steigen Todte aus ihren Gräbern, über der Hölle breitet der Tod seine großen Fledermausflügel aus, die Hölle selbst sperrt ihren großen Rachen auf, aus welchem ein Teufel hervorglotzt. Das Hauptgewicht ist auf den Erzengel Michael gelegt, welcher (in dunkler Rüstung) den Satan niederkämpft; Michael ist fast häßlich, ebenso die Madonna gewöhnlich. Der Satan ist als Gerippe gedacht, dessen Knochenarme den quer über den Vordergrund sich hinziehenden Höllenrachen umspannen. Aus der Tiefe desselben strömt Feuer, welches sich über die Verdammten ergießt. Demselben Maler werden zugeschrieben zwei Altarflügel in der Eremitage zu Skt. Petersburg, welche die Kreuzigung und das Endgericht enthalten.

Roger van der Weyden (1400—1464) hat als seine umfangreichste Schöpfung den Flügelaltar im Hospital zu Beaune gemalt in den Jahren 1443—47. Die breite innere Fläche des Altars stellt das Weltgericht selbst dar, während die beiden Flügel den Aufgang zur Seligkeit und den Absturz zur Hölle enthalten. Der Grund der oberen himmlischen Regionen ist golden, derjenige der unteren irdischen Scene zeigt dunkelbläuliche Luft. Oben in der Mitte thront Christus auf dem Regenbogen, die Rechte segnend erhoben, mit der Linken eine abweisende Bewegung machend. Seine durchbohrten Füße ruhen auf der goldnen Weltkugel, vom Munde gehen rechts und links eine Lilie und ein Schwert aus als Sinnbilder seines bald begnadigenden, bald verdammenden Richterspruches. Sein Kopf hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Gottvater auf dem Genter Altarbild. Die Gestalt des Heilandes hebt sich ab von einem glühend goldenen Himmel. Ganz oben halten vier kleine Engel knieend die Marterwerkzeuge. Zu beiden Seiten rufen vier Engel in langen purpurroten Kleidern zum Gericht. Etwas tiefer als Christus knieen Maria und der Täufer, welchen sich sitzende Gruppen von Aposteln und Heiligen anschließen. Gerade unter

Digitized by Google

dem Richter steht auf dem Erdboden der Erzengel Michael in Riesengröße, die Seelenwage vor sich hin haltend. Er erscheint hier noch in der alten Engelstracht: in weitem priesterlichen Gewande. Dem Michael zur Seite schweben posaunende Engelchen; auf deren Ruf gehen die Erwählten demütig dankbar aus ihren Gräbern hervor, während aus den Grüften der Verdammten Flammen schlagen. Drei betende Seelen nähern sich auf der linken Seite der gothischen Himmelspforte, vor welcher sie ein freundlicher Engel empfängt. Die Passionsengel sind weiß gekleidet, Michael trägt eine weiße Tunika unter dem brokatenen Chorrock. Am Schluß der beiden Reihen von Heiligen befinden sich Herzog Philipp der Gute von Burgund, Papst Eugen IV., Johann Rollin (Bischof von Autun), Isabella von Portugal 2c. Das durch ruhige Größe sich auszeichnende Bild fesselt zugleich durch Farbenpracht.

Aehnlich an Werth ist der Altar der sieben Sakramente desselben Meisters, ein Triptychon im Museum zu Madrid. Die Flügel desselben enthalten die Vertreibung aus dem Paradiese und das Jüngste Gericht.

Dieses Triptychon gehörte früher einem Altar in Cambrai an. Es enthält den Sündenfall, den Kreuzestod und das Weltgericht, letzteres auf dem linken Flügel. Christus im roten, von der nackten Brust zurückgeschlagenen Mantel, thront auf dem Firmament, die Weltkugel unter seinen Füßen. Rechts und links gehen von seinem Haupte Lilienstengel und Schwert aus und blasen kleine Engel die Posaunen des Gerichts. Johannes der Täufer und Maria sitzen etwas tiefer auf Wolken und blicken zu Christus empor. Kleine nackte Figuren auf dem untersten Plan vertreten die Auferstandenen. Drei von ihnen führt ein Engel in das Paradies, drei andere wandern wehklagend, aber von keinem Teufel getrieben, in die Hölle; in der Mitte erheben sich zwei Gestalten aus ihren Gräbern.

Gerard David malte zwischen 1488 und 1498 ein Jüngstes Gericht für den Rathaussaal in Brügge (Oelbild), Lukas von Leyden ein solches für das Zimmer des Bürgermeisters im Rathaus zu Leyden. In der Gallerie zu Dresden und (mit einigen Veränderungen) im Louvre befindet sich ein Bild von Benvenuto Tisio (1481—1559), worauf ein Engel über das schlafende, von Maria knieend verehrte Kind die Dornenkrone und das Schweißtuch hält. Oben in den Wolken schweben Engel mit den anderen Leidenswerkzeugen. Der Louvre enthält ein Bild von

Digitized by Google

Luca Giordano (1632—1705): Christus, umgeben von Maria und Joseph, empfängt von Engeln die Leidenswerkzeuge, darüber Gottvater in der Herrlichkeit. Desgleichen ein Bild von Guercino (1590—1666): der heil. Hieronymus wird vom Schrecken ergriffen, weil er die Posaune des Jüngsten Gerichts zu vernehmen glaubt. Franz Floris (1520—70 in Antwerpen) hat das Jüngste Gericht gemalt für die Kirche Maria zum Sand in Brüssel; auch das Museum zu Basel besitzt ein solches von ihm. Von Peter Breughel enthält die Ambraser Sammlung eine Hölle, das Museum zu Berlin ein Jüngstes Gericht von Pieter Christophsen (1452), das Museum zu Antwerpen von Crispin van den Broeck (1571), die Akademie zu Brügge von Jean Prevost († 1529), der Dom zu Antwerpen (im Chorumgang) von de Bakker. Von B. von Orley rührt her ein Jüngstes Gericht in der 3. Kapelle des nördlichen Seitenschiffes der Jakobikirche zu Antwerpen. Derselbe Maler hat auch das Bild: Christus in der Vorhölle begonnen, welches sich an der westlichen Wand des nördlichen Seitenschiffes der Liebfrauenkirche zu Brügge befindet; dasselbe wurde nach dem Bildersturm von Fr. Porbus d. J. 1589 restaurirt.

Von Italienern sind hier noch zu nennen Guido Reni, welcher einen h. Michael gemalt hat (S. Maria della Concecione in Rom), und Christ. Allori, dessen „Christus in der Vorhölle" sich in der Gallerie des Palazzo Colonna befindet. Der Spanier Antonio Pareda (1599—1669) malte den h. Hieronymus, wie dieser in Betrachtung des Jüngsten Gerichts versunken ist (Museum zu Madrid).

Nächst dem weltberühmten Genter Altarbild wol das bedeutendste Werk der altniederländischen Schule ist das große Triptychon des Jüngsten Gerichts in der Marienkirche zu Danzig, welches höchstwahrscheinlich von Hans Memling (gest. vor 1495 zu Brügge) herrührt. Nach Crowe und Cavalcaselle ist es jedenfalls vor dem April 1473 (1467?) gemalt; nach Anderen stammt es aus dem Jahre 1478. Die Mitteltafel, ein wenig überhöhtes Rechteck, ist halb für den Himmel, halb für die Menschen bestimmt; die beiden Flügel, gleich hoch und halb so breit, sind für Paradies und Hölle verwendet. Oben am goldenen Firmament sitzt Christus auf dem Regenbogen mit unbeweglichem Blick. Herabwallendes blondes Haar und ein dünner, spitz zulaufender Bart umrahmen das länglich-ovale, knochige und trübe Gesicht; die durchbohrten

Digitized by Google

Füße ruhen auf der ehernen Weltkugel, der unter dem Hals geschlossene Purpurmantel läßt die Seitenwunde des hageren Leibes offen; die Rechte ist ruhig segnend, die Linke würdevoll abweisend erhoben. Der allerdings meisterhafte schwermutsvolle Gesichtsausdruck des Michael kann nicht entschädigen für den Mangel an hoheitsvoller Schönheit bei Christus und der Madonna. Zu beiden Seiten sitzen je sechs Apostel, welche sich durch charakteristisch edle Köpfe, sowie durch maßvolle Bewegung der Mienen und Hände auszeichnen. Merkwürdigerweise sind die knieenden Gestalten der Maria und des Täufers an die äußersten Enden verwiesen; doch sind sie entschädigt durch einen Strahlenkranz, welcher den Aposteln fehlt. Uebrigens ist die alte und bleiche Madonna fast ganz eingehüllt in einen weißen Schleier. Christus hat seine blasenden Engel schon nach unten gesendet, wo Michael als eigentliche Hauptperson bereits thätig ist. Als ein riesengroßer Ritter in strahlender goldener Rüstung hält er die Wage; trotzdem trägt er über den mächtigen Pfauenflügeln noch den purpurnen Mantel. Während die rechte Schale sinkt mit einem Gerechten, schnellt in der linken ein Sünder empor; Michael aber stößt ihn mit seinem Kreuzesstabe zurück[1]). Zu beiden Seiten gehen die Todten aus den Gräbern hervor. Rechts vom Richter steigen die Seligen mit stiller Heiterkeit zum Himmel empor, welcher als gothischer Pallast gedacht ist; Petrus empfängt sie an der Himmelspforte, Engel werfen ihnen priesterliche Gewänder über, oben auf der Zinne des Gebäudes wird Musik gemacht. Die nackten Gestalten sind mager, aber geschickt modellirt; sie sind nur nach dem Geschlecht unterschieden und schämen sich ihrer Nacktheit. Die Verdammten ringen verzweifelnd die Hände oder raufen sich die Haare; sie werden in finstere Felsenklüfte hinabgestoßen, in denen der Schwefelpfuhl brennt. Die Seligen sind fast puppenhaft steif, die Verdammten hingegen blos exaltirt, ohne eigentlich dämonische Größe. Trotz des hohen Werthes, welchen dieses Bild hat, muß man doch gestehen, daß der Schwerpunkt der Memling'schen Begabung auf dem entgegengesetzten Ge-

[1]) Merkwürdigerweise kommt Michael mit Panzer, Helm und Lanze auch auf einem Madonnenbild des Luca Signorelli (1441—1523?) in der Akademie zu Florenz vor; auch dort hält er die Seelenwage, in deren beiden Schalen sich je ein Verdammter und ein Seliger befindet. Als Ritter haben ihn auch Andrea del Sarto (Akademie zu Florenz) und Rafael (Louvre) gemalt.

Digitized by Google

biet des Ausdrucks liegt; Größe des Gedankens, Kühnheit der Phantasie, Leidenschaft der Bewegung gehen diesem Meister der Farbe und der Lieblichkeit ab.

Fra Angelico da Fiesole (1387—1455) hat das Jüngste Gericht auf zwei großen und mehreren kleinen Tafeln gemalt (letztere im Besitz des Lord Dudley zu London). Der ihm eigene Charakter der Milde, des seelisch-innigen Glaubens tritt auch hier hervor: sein Heiland ist ein weicher, segnender Richter, welcher sich freundlich zu den Seligen wendet. Natürlich wird Christus von einer strahlenden Glorie umflossen und von zahllosen Cherubim und Seraphim umgeben. Auf einem der größeren Bilder (Akademie zu Florenz) gehören Maria und der Täufer zu den zwanzig Beisitzern, welche auf beiden Seiten in vier schmalen Reihen übereinander thronen. Der Erzengel Michael fehlt, und nur mehrere kleine Engel schweben auf lichter Wolke über offenen Gräbern. Da der Maler ein Mönch ist, so bevölkert er auch seinen Himmel vorzugsweise mit Mönchen und Nonnen, welche in Gemeinschaft mit den Engeln auf blumiger Wiese in Verzückung beten, sich umarmen oder der Himmelspforte entgegentanzen. Ein Engel führt einen Heuchler, welcher sich unter die Gerechten geschlichen, zurück unter die Verdammten. Die Verdammten, teils nackt, teils bekleidet, werden von gräßlichen Teufeln in die Hölle gejagt, doch sind in dieser alle Stände vertreten: Könige, Krieger, Mönche, Bischöfe, Päpste, Bürger. Man sieht, daß selbst die frömmsten Mönche im Mittelalter die Hölle demokratisch auffaßten. Bei Fra Angelico öffnet sie sich als weites Thor, in welches die Verworfenen von Teufeln hinabgezogen werden. Auch hat Fiesole in San Marco zu Florenz die Höllenfahrt Christi gemalt; bei ihm ist die Vorhölle eine Felsengrotte, deren vom Heiland geöffnete Pforte am Boden liegt und einen Teufel bedeckt; hinter Christus kommen Adam und Eva, Abel, Moses, David u. a. heraus, während zwei andere Teufel sich scheu zurückziehen.

Weltberühmt sind die Bilder im Camposanto zu Pisa. Der Gottesacker daselbst ward 1180 bis 1200 vom Erzbischof Ubaldo gegründet; dieser Kirchenfürst ließ in 53 Schiffen Erde vom Calvarienberg dorthin bringen, um darin die Todten zu begraben. Das den Kirchhof umgebende Gebäude wurde 1278—83 durch Giovanni Pisano in gothischem Stile errichtet. Es bildet ein großes Rechteck von 134 m Länge, 52 m Breite und 15 m

Digitized by Google

Höhe; im Innern besteht es aus vier Hallen, welche sich in hohen Arkaden gegen den innern Hof öffnen und an ihren Rückenwänden Raum für große Bilder darbieten. Die allmähliche Ausmalung dieser Wände verzögerte sich Jahrhunderte lang, weil sie erst auf Grund von Privatstiftungen und nachher auf Bestellung des Pisaner Senates erfolgte.

An der Südwand befinden sich „der Triumph des Todes“ und „das Weltgericht“. Die Angabe des Vasari, daß beide den Andrea Orcagna und speciell die Hölle dessen Bruder Bernardo angehörten, hat die neuere kunstgeschichtliche Forschung als unhaltbar erfunden. Man schreibt sie jetzt den Brüdern Pietro († 1348?) und Ambrogio Lorenzetti († 1348?) aus der Sienesischen Schule zu. (Uebrigens hat auch Crescenzio um 1490 einen „Triumph des Todes“ in der Caserma della Trinità zu Palermo gemalt.) Hier werden die Schrecken des Todes und die Seligkeit der Gläubigen im Dienst der scholastischen Symbolik und Moral geschildert. Auf dem ersten Bilde erblickt man links die im Mittelalter oft erwähnte „Geschichte von den drei Todten und den drei Lebenden“ dargestellt. Durch eine Felsenschlucht kommt ein Jagdzug heran: drei Könige mit ihrem Gefolge zu Fuß und zu Pferde. Da stutzen plötzlich die Rosse, sich sträubend bellen die Hunde, die Reiter wenden das Haupt ab und halten sich die Nasen zu: die Gesellschaft ist auf drei offene Särge gestoßen, in welchen verweste, von Schlangen umwundene Leichen offen da liegen, deren königliche Abzeichen teilweise noch erkennbar sind. Zu gleicher Zeit steigt ein alter Einsiedler vom Felsen herab, um seine Mahnungen über die Eitelkeit alles Irdischen an die reichen Herren zu richten. Das Glück des stillen Eremitenlebens tritt diesen anschaulich entgegen, denn mehrere Gefährten des Sprechenden weilen oben vor ihrer Klause, still lesend oder die Hirschkuh melkend.

Diese linke obere Scene ist von der rechts befindlichen durch Felsen getrennt. Der Tod saust als ein gewaltiges Weib durch die Lüfte daher, mit gealterten, dämonisch dräuenden Gesichtszügen, mit fliegenden Haaren, aber mit einer Gewandung angethan, aus welcher die Krallenfüße hervorragen. Mit seiner Sense hat er Könige und Krieger, Päpste und Mönche, Männer und Frauen aller Stände niedergemäht; nur an den Krüppeln und Bettlern ist er vorbeigestürmt, obwol gerade diese die Arme flehentlich nach ihm ausstrecken. Die Seelen der vom Tode dahin gerafften

Menschen werden bald von Engeln, bald von Teufeln in Empfang genommen; doch tragen letztere eine reichere Beute davon als jene. Ganz rechts sitzt eine Gesellschaft von Männern und Frauen im Garten. Sie musiciren oder spielen mit Vögeln und Hündchen; über ihnen flattern erotenartige Engel und weiter hinauf hält ein Engel eine gerettete Seele in Gestalt eines Kindes im Arm; doch sucht auch hier so mancher zottige Teufel den Engeln ihre Beute abzujagen.

Endlich befindet sich ein Weltgerichtsbild aus jener Zeit im Elisabethhospital zu Antwerpen von der Hand des Valentin van Orley (c. 1490—1541), an welchem bemerkenswert sind die mittelalterlichen sieben Werke der Barmherzigkeit als Hilfen im Gericht. Verwandt hiermit ist auch ein Triptychon zu Wien von Gerard David († 1523), den Kampf des Michael mit dem Satan darstellend, ein Stoff, welchen noch behandelt haben: Martin Schongauer (Dom zu Ulm), Memling im Hospital der schwarzen Schwestern zu Brügge, Fra Angelico (Akademie zu Florenz), Signorelli (in San Gregorio zu Rom), Innocenzo da Imola (Pinakothek zu Bologna), Spinello Aretino († 1408) für die Kirche degli angeli in Rom, Guido Reni (Kapuzinerkirche zu Rom), Rafael (Louvre). (Der Erzengel erscheint bei Rafael in voller Rüstung und geflügelt, mit dem roten Kreuz auf seinem Schild. Er tritt auf den Hals des Teufels und schwingt das Schwert hoch in der Luft. Im Hintergrunde sind nackte Gestalten von Schlangen umwunden, Sünder werden von Teufeln verfolgt.) Vor allen ragt hervor P. P. Rubens, dessen 13 Fuß hohe und 9 Fuß breite Komposition lebensgroße Figuren enthält und eine Perle der Münchener Pinakothek bildet. Es giebt in der Münchener Pinakothek noch einen zweiten „Sturz der Verdammten“ von Rubens (8 Fuß 11 Zoll hoch, 6 Fuß 10 Zoll breit). Auch ein „Sturz der gefallenen Engel“ (1554, Museum in Antwerpen) von Frans Floris (1516—1570) gehört hierher, ein Bild, worauf die Teufel Tierköpfe haben. Im Escorial befindet sich ein Sturz der Engel, ein Triumph des Todes, sowie eine Allegorie auf die Eitelkeit der Welt von Hieronymus Bosch (1460 oder 64—1516); auch eine Federzeichnung (1789) von J. A. Carstens zeigt den Sturz der Engel. Aus der Neuzeit läßt sich noch hierher zählen ein bedeutendes Gemälde von Eugène Delacroix (1799—1863) „Dante und Virgil in der Vorhölle bei den Zornigen“, sowie der

Digitized by Google

„Kampf des Michael mit dem Teufel um den Leichnam des Moses“ von Bernhard Plockhorst (geb. 1825) im Museum zu Köln, eine einfache aber großartige Komposition. Der bis zur Brust hinauf bedeckte Körper des entschlafenen Moses wird von drei Engeln zum Himmel emporgetragen. Michael schützt den Heros mit dem Schild in der Linken und dem gezückten Flammenschwert in der Rechten gegen den zähnefletschenden, die Schlange als Waffe brauchenden Satan, welcher Ansprüche auf die Seele des Gesetzgebers erhebt, weil dieser einst im Zorn einen Aegypter erschlagen. Uebrigens hat A. Kiß (1802—1865) den Michael auch plastisch als Drachentödter dargestellt als Sinnbild der 1849 zu Boden geworfenen Revolution.

Eine besondere Erwähnung verdient hier noch Tintoretto (1512—1594), welcher einen „Engelsturz“ mit Figuren in Lebensgröße gemalt hat (Dresdener Gallerie), auf welchem oben in einer Glorie Gottvater und — die Madonna zuschauen. Desgleichen ein 50 Fuß hohes Jüngstes Gericht von phantastischer Erfindung in der Kirche S. Maria dell' Orto in Venedig. Ganz besonders aber ist von ihm hervorzuheben das größte Oelbild der Welt, 30 Fuß hoch und 74 Fuß breit, an der östlichen Wand des Senatssaales zu Venedig. Dasselbe soll das Paradies darstellen, zerstreut sich allerdings in Wolken von Gruppen, in Licht- und Farbeneffekte, enthält aber viele vorzügliche Köpfe.

Drei Tafelbilder des Fra Angelico mit Darstellungen des Jüngsten Gerichts übergehen wir hier.

Weiter sind von Darstellungen des Jüngsten Gerichts noch zu nennen: „Christus in der Vorhölle“ auf einem Epitaphium von H. Burgkmair in der Annenkirche zu Augsburg und auf einem Tafelbild aus Grünewald's Schule in der Marienkirche zu Aschaffenburg. Ein Jüngstes Gericht von Johann Rottenhammer in der alten Pinakothek zu München und in der königl. Gemäldegallerie zu Stuttgart, von Michael Wolgemut in der Burg zu Nürnberg, welches er in seiner Jugend für die Ratsstube daselbst gemalt hatte; von einem unbekannten Meister im Ferdinandeum zu Innsbruck, welches wahrscheinlich aus der Gerichtsstube zu Hall stammt; von Hugo van der Goes und von Lanzelot Blondeel im Museum zu Berlin; ebendaselbst aus der Schule des Meisters Wilhelm von Köln 34 Darstellungen von der Verkündigung bis zum Jüngsten Gericht;

endlich aus der kölnischen Schule aus der Zeit um 1480 (vorn kniet der Stifter nebst Familie und Schutzheiligen). Auf einem Jüngsten Gericht von Heinrich Aldegrever (ebendaselbst) knieen zwei Geistliche mit Schutzheiligen; auf den Flügeln einer „Kreuzigung" von Jarenus (ebendaselbst) kommt auch das Jüngste Gericht vor. Das Antependium des Hauptaltars in der Kirche S. Maria zur Wiese zu Soest enthält: Christus auf dem Regenbogen thronend, umgeben von den Evangelistenzeichen, an den Seiten vier Heilige. Ein großes Triptychon im Provinzialmuseum zu Münster (westphälische Schule) enthält das Jüngste Gericht. Ein Triptychon in der Frauenkirche zu Oberwesel (16. Jahrh.?) schildert in 15 Scenen das Jüngste Gericht und dessen Vorzeichen. Ein Triptychon im Stadtmuseum zu Köln aus der letzten Zeit der kölnischen Malerschule (zwischen 1450 u. 1460) enthält ein Jüngstes Gericht von entschieden realistischem Gepräge. Im Provinzialmuseum zu Münster befindet sich das Hauptbild des westphälischen Malers Ludger zum Ring d. A. (1. Hälfte des 16. Jahrh.). Dort erscheint Gottvater als Weltrichter, von himmlischen Heerschaaren umgeben. Ebenso kommt Gottvater mit dem Engel des Jüngsten Gerichts vor auf einem Gemälde von Georg Pezolt, welches sich im erzbischöflichen Residenzschloß zu Salzburg befindet. —

Oelmalerei.

Die bedeutendsten Darstellungen des Weltgerichts in der **Oelmalerei** besitzen wir von P. P. Rubens (1577—1640). Für dessen Natur waren ja das Weltgericht und die verwandten Stoffe sehr geeignet und darum hat er sie mehr als einmal ausgeführt. Der Sturz der bösen Engel, der Kampf des Michael mit dem Drachen, der Sturz der Verdammten boten ihm ja Gelegenheit, zwar nicht eine Tizian'sche Farbensymphonie, wol aber einen Farbenrausch zu malen. Hierbei ist ihm die Arbeit im Dienste des streng katholischen Dogmas Hauptsache, die ästhetisch-religiöse Erbauung aber Nebensache. Er hat Christum dargestellt, wie dieser mit dem Blitzstrahl die sündige Welt zerschmettern will, aber sich — durch die Fürbitte der Madonna und des h. Franciskus zurückhalten läßt (Franciskanerkirche zu Gent); jedoch malt er auch Christum auf dem Regenbogen, wie er die Seligen durch Engel zu sich emporzieht.

Mehr als einmal hat Rubens seine Kraft an das Jüngste Gericht gesetzt. Das sogenannte Große Jüngste Gericht in der Pinakothek zu München (48 Fuß 9 Zoll hoch, 14 Fuß breit) ist wahrscheinlich von Schülern ausgeführt. Dieses Weltgericht ist fast ein einziger großer Sturm, die architektonische Strenge des Aufbaues ist einer schrankenlosen malerischen Freiheit geopfert, die Darstellung des Nackten die Hauptsache. Die aufsteigenden zahlreichen Seligen und die stürzenden Verdammten sind nackt, doch ist die Rubens'sche Fülle des Fleisches noch erträglich und die Haltung nicht verletzend. Tiefere psychologische Charakteristik und ideale Schönheit darf man freilich nicht erwarten. Die oben befindlichen Gruppen (Christus in der Mitte, Maria und der Täufer sammt den übrigen Heiligen des Himmels, besonders die die Marterwerkzeuge heranschleppenden Engel) sind unbefriedigend: dem Ganzen fehlt die innere Einheit und die wahre Beseelung. Das Bild war ursprünglich gemalt für die Jesuitenkirche zu Neuburg in der Pfalz. Viel bedeutender ist das Kleine Jüngste Gericht ebendaselbst. Die Seligen nehmen blos eine Ecke im Hintergrunde ein, der ganze übrige Raum wird vom Sturz der Verdammten ausgefüllt: während die Teufel die Verworfenen in den Abgrund ziehen, schleudert Michael von oben den Blitz auf sie. Nur mit Mühe vermag man in dem Gewirr der Stürzenden einzelne Gruppen zu unterscheiden; Michael ist ein Zerrbild des heilig schönen Engels; die nackten Gestalten, besonders der Weiber, bewegen sich in ausgesucht verschrobenen Stellungen; die kühnsten Kürzungen werden gewagt, und bis zum Ueberdruß wird das Motiv der an langen Haaren gezerrten Weiber wiederholt. Die Teufel im Verein mit allem möglichen widerwärtigen Schlangengezücht und absurden Viehzeug haben nicht die Spur dämonischer Größe, Qualen der sinnlich gemeinsten Art malt der Pinsel des Rubens mit Hochgenuß und hohlste Aufgeblasenheit beherrscht diesen Veitstanz von Fleischstücken. Wenn man buchstäblich an die Orgien des Blocksberges erinnert wird, so hat man gegenüber dieser Entweihung der Kunst kein anderes Gefühl als das des Bedauerns über so viel Verschwendung von Farbe; man lernt hier nicht das Grauen vor der Hölle, sondern vor einer jede wahre Größe verschmähenden Kunst. Allerdings will Rubens den Gedanken verkörpern, daß die gefallenen Engel auch äußerlich häßlich geworden sind. Die vielfach zu Knäueln zusammengeballten Gestalten drücken

in ihren Bewegungen und Mienen alle Abstufungen von Angst, Verzweiflung und Raserei aus und der stürmisch hereinbrechende Vorgang wird phantastisch geschildert. Dieses Bild ist eben gemalt im Dienst und im Geist einer Kirche, welche durch die Schrecken der Hölle die gläubige Heerde einschüchtern will; es ist das künstlerische Spiegelbild eines Katholizismus, welcher durch seine gewaltsame Gegenreformation die Nerven an alles Grausige gewöhnt hat.

Mehr die Licht- als die Schattenseiten des Rubens'schen Genius treten hervor an dem Jüngsten Gericht der **Dresdener Gallerie**. Sowie Michelangelo trotz des gewaltigsten dramatischen Lebens und des malerisch freiesten Stiles doch eine gewisse architektonische Gliederung und einen symmetrischen Aufbau durchscheinen läßt, so auch hier Rubens. Das war freilich schon darum nöthig. weil der Schwerpunkt dieses Gemäldes in das Verhältniß Christi zu den auferstehenden Gerechten fallen sollte. Die Rubens eigene blühende und gesunde Farbe, seine Schönheit des Colorits, seine Meisterschaft in der Behandlung des Fleisches ordnen sich hier ungleich mehr der das Gemälde beherrschenden Idee unter; der malerische Gesammteindruck und die leidenschaftlich bewegte Darstellung des religiösen Stoffes stehen hier fühlbarer in Harmonie als auf anderen Bildern. Freilich beeinträchtigt der specifisch katholische Charakter des Bildes den Genuß desselben; denn um die Herrlichkeit der Kirche so recht augenscheinlich auszuprägen, läßt Rubens oben in den Wolken die Dreieinigkeit (Christus, Taube und Gottvater übereinander) handelnd auftreten, deren Erscheinen den vielköpfigen und prachtvollen himmlischen Hofstaat rechtfertigen soll, welcher rechts und links amphitheatralisch die Gottheit umgiebt. Alle diese Heiligen beiderlei Geschlechts sind bekleidet, mit Ausnahme des Hiob, welcher links hinter dem Herrn von seinem Weibe eine Zuflüsterung empfängt; im Uebrigen ist das Nackte nur vertreten durch eine Anzahl Damen mit tief ausgeschnittenen Kleidern. Christus selbst schwebt mit stark vorschreitendem linken Bein auf einer Wolke heran und ladet durch seinen Blick wie durch die machtvoll erhobene rechte Hand die Gerechten zu sich ein. Rechts von ihm stehen die neutestamentlichen Frommen, an ihrer Spitze die Madonna und Petrus, ein Theil der anderen Apostel, Kirchenfürsten, Märtyrer, Kriegshelden 2c.; links vom Richter die alttestamentlichen Frommen, an ihrer Spitze Moses, David, Propheten und Hiob. Noch über

Digitized by Google

dem himmlischen Hofstaat schwebt das Heer der himmlischen Heerschaaren; die nonnenhaft gekleidete Maria steht als Jungfrau von griechisch idealer Schönheit zur Rechten ihres Sohnes, faltet aber nicht die Hände, sondern rafft mit denselben ihr Obergewand empor, und trägt im Uebrigen ihre Fürbitte in Form einer vornehm graziösen Verneigung vor. Der Kopf Christi scheint eine malerische Romantisirung des Zeus von Otricoli zu sein, die Wundenmale spielen keine Rolle. Rechts von Christus werden nun die Gerechten durch Engel mit Palmen und Kränzen zum Himmel emporgezogen, wohin sie Petrus mit seinen Schlüsseln weist. Diese Partie ist die schönste des ganzen Bildes. Allerdings sind auch hier wol zu viel nackte Gestalten von Auferstandenen ineinander geschlungen, aber sie sind durchweg decent gehalten; allerdings wird auch da eine Auferstehung des Rubens'schen Fleisches und nicht von verklärten Leibern gefeiert, aber allen Gestalten ist doch durch Stellung, Bewegung und Mienen ein menschlich wahrer Ausdruck von Freude verliehen. Besonders wohlthuend berührt es, daß der Maler dieses Entzücken hauptsächlich sich beziehen läßt auf den leiblich erschauten Heiland. Begleitet von Posaunenengeln, mit Panzer, Schild und Flammenschwert bewaffnet, unterstützt von anderen Engeln treibt er die Verworfenen in die Arme von Teufeln, welche ihre Beute in die grausige Tiefe schleppen. Dieser tiefdunkle Sturz der Verdammten ist maßvoll gehalten; die eigentlichen Höllenstrafen deutet Rubens nur an durch einen Drachen, welcher einen soeben Auferstandenen verschlingt.

Von **Rubens** besitzt die Gemäldesammlung in Brüssel noch ein Bild: Christus schleudert im Zorn Blitze, während die h. Jungfrau und Sankt Franciskus Fürbitte einlegen. Ferner war früher im Dom zu Regensburg, jetzt ist in der Pinakothek zu München ein Altargemälde: Maria mit dem Kinde wird von dem Engel Michael gegen den siebenköpfigen Drachen beschirmt. Ebendaselbst ein kleineres Bild (3 Fuß 9 Zoll hoch, 2 Fuß 11 Zoll breit): die Seligen werden von Engeln emporgetragen zu dem auf dem Regenbogen thronenden Erlöser. Die Motive dieser Komposition sind wohlthuend, die Farbe von schönem goldigen Ton.

Die Großartigkeit des Höllensturzes der Verdammten haben zum bloßen Sittenbild herabgedrückt und mit den ausgesuchtesten Martern ausstaffirt die Familie der **Breughel**. Der ältere

Peter († 1569) und besonders der jüngere Peter Br. haben eine solche Zahl von gröberen und feineren Höllenbildern gemalt, daß der zweite sich den Beinamen des Höllenbreughel erwarb. Gleich stark in Darstellung von Teufeleien war auch David Teniers d. A. (1582—1649), doch sehen wir von einer Angabe des Inhalts dieser Bilder aus ästhetischen Rücksichten ab.

Erwähnung unter den Oelbildern verdient aber noch ein Werk des Peter von Cornelius, genannt „Christus in der Vorhölle". Der Künstler hatte im Bildercyklus der Ludwigskirche in München das Fegefeuer als specifisch katholisch weglassen wollen, dafür aber die Höllenfahrt Christi in dem tiefen protestantischen Sinne als Karton entworfen. Da König Ludwig I. die Ausführung dieses Kartons als Freske nicht gestattete, so schätzte es sich der Graf Raczinski in Berlin zur Ehre, den Entwurf von dem Erfinder selbst in Oel malen zu lassen. Nach 1 Petr. 3, 19 veranschaulicht die Höllenfahrt die Idee, daß die Erlösung Christi auch eine rückwirkende Kraft habe und die Frommen des Alten Bundes umfasse, welche erst durch Christus der eigentlichen Paradieseshherrlichkeit theilhaftig werden können. Sehr gelungene Gestalten auf dem auch coloristisch werthvollen Gemälde sind diejenigen von Debora, David, Judith, der Mutter der Makkabäer; ganz rührend ist die Gruppe bethlehemitischer Mütter, welche ihre Kinder dem Heiland zum Segnen hinhalten.

Delacroix (1799—1863) hat den Kampf des Michael mit dem Satan in der Kirche St. Sulpice in Fresko gemalt; Ary Scheffer (1795—1858) aber (in Oel) Christum als Richter und Vergelter, wie er die Guten von den Bösen scheidet.

Freskomalerei.

Aus der romanischen Zeit stammt ein Weltgericht in der Kirche St. Savin in Poitou, welches im Anschluß an die Offenbarung Johannis gebildet ist. Desgleichen in der (westlichen) Apsis der Klosterkirche zu Oberzell auf der Insel Reichenau (11. Jahrh.). Ungleich wichtiger sind die Wandmalereien in der dreischiffigen Kapelle zu Ramersdorf im Siebengebirge, welche aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammen. Das westliche Gewölbequadrat, dem Eingange zunächst, enthält den richtenden Christus. Dieser thront

mit erhobenen Händen, von seinem Munde gehen zwei Schwerter aus als Sinnbild seines Wortes als eines zweischneidigen Schwertes (Offenb. 1, 16), neben ihm stehen zwei Engel mit Kreuz und Lanze, etwas tiefer knieen in den Ecken die Fürbitter Maria und der Täufer. Unter Christus rufen Engel mit Posaunen die Todten zur Auferstehung; seitwärts stehen die Seligen, denen ein Engel die Pforte des Paradieses öffnet, desgleichen die Verdammten, welche ein Engel mit dem Schwert zurücktreibt, während der Teufel als eine wilde Bestie auf sie losspringt. Als Seitenbild hierzu erblickt man Christum oder Abraham mit den Seligen im Schooß, desgleichen den Satan mit Sündern — im Schooß. Bezeichnend ist das Verhältniß der irdischen Stände zu Himmel und Hölle auf diesem Gemälde. Unter den Seligen befindet sich zwar ein Bischof, doch sonst nur Handwerker mit ihren Werkzeugen und ein Bauer mit einem Dreschflegel; die Verworfenen hingegen sind ausschließlich vornehme Leute: ein König, zwei Nonnen, zwei gekrönte Frauen und ein Mönch. So beweist die Kunstgeschichte, daß der Geist der Reformation schon Jahrhunderte vor dem Durchbruch derselben sich regt.

Weltgerichtsfresken in der Stadtkirche zu Nördlingen und in der Kirche des Benediktinerklosters zu Weilheim unter Teck sind späteren Ursprunges. Letztere über und neben dem Triumphbogen gemalte Freske enthält eins der ausführlichsten Gerichtsbilder in Deutschland. Eine solche in der ehemaligen Schloßkapelle zu Forchheim in Franken stammt aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts; desgleichen aus dem 14. Jahrhundert ein Christus auf dem Regenbogen als Weltrichter im Chor der Kirche zu Schützingen (Würtemberg); endlich aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts ein Gericht im Dom zu Freising (Bayern), letzteres mit der häßlichsten aller Teufelsfratzen ausgestattet. In Frankreich findet sich aus gothischer Zeit ein bedeutendes Wandgemälde in der Kirche zu Tournus.

Das Jüngste Gericht in der Stadtkirche zu Wimpfen am Berge wurde gemalt im Anfange des 16. Jahrhunderts von einem unbekannten Meister und ist ebenso trefflich restaurirt, wie dasjenige im Ulmer Münster. Auf einer Fläche von 33 Fuß Höhe und entsprechender Breite enthält es oben den hoheitsvoll thronenden Weltrichter im wallenden Mantel, zu dessen Rechten Maria und Johannes der Täufer. Diese Gruppe samt den Posaunenengeln

Digitized by Google

zur Seite wird nach unten abgeschlossen durch Engel mit Blumengewinden. Darauf erst folgt die Gruppe der Heiligen und der Engel mit den Leidenswerkzeugen; die Stirnen aller sind mit Siegeskränzen geschmückt. Als charakteristische Züge heben wir nur noch hervor, daß Maria zweimal auf demselben Bilde erscheint: nicht blos zur Seite ihres Sohnes als Fürbitterin, sondern auch da, wo die Seligen zu Petrus als dem Himmelspförtner wallen. Es ist eine specifisch deutsche Gemütsäußerung, daß da die Gnadenreiche über den Erwählten schützend ihren Schleier ausbreitet. Weiter ist bemerkenswert, daß im Höllenrachen sogar ein Papst sitzt, desgleichen das große Weib aus Babylon (Offenb. Joh. 18, 2 ff.), d. h. Rom, welches die Verdammten in ihr Verderben gelockt hat. Hier reitet sie noch auf dem siebenköpfigen Ungeheuer, während auf dem ähnlichen Bilde des Peter v. Cornelius sie abgeworfen am Boden liegt. Jedenfalls predigt dieses Bild nicht mehr blos vorreformatorische Regungen, sondern athmet den ganzen sittlichen Zorn über das Verderben der Kirche, wie es damals das deutsche Volk erfüllte. Das war freilich nur in einer Kapelle der Deutschherren möglich.

Wol die umfangreichste deutsche Weltgerichtsfreske befindet sich im Münster zu Ulm. Sie wurde 1817 auf Befehl des Consistoriums übertüncht, seit 1879 aber trefflich erneuert durch Leopold Weinmayer; höchste Würde ist hier mit Anmut geeint, Bewegung und Ruhe stehen in richtigem Verhältniß zu einander. Aus dem Jahre 1471 stammend und wahrscheinlich von Hans Schühlein herrührend, enthält das Bild auf einer Fläche von 136 Quadratmetern nicht weniger als 213 Köpfe. Es ist angebracht an der Stelle des alten Triumphbogens auf der mächtigen Mauer zwischen dem hohen Mittelschiff und dem viel niedrigeren Chor. Hoch oben in der Mandorla thront der Richter, groß und mächtig, aber gnädig im Ausdruck. Sein Haupt neigt sich mild zur rechten Seite, mit der erhobenen rechten Hand segnet er die Guten, mit der gesenkten linken weist er die Gottlosen ruhig und fest zurück. Etwas tiefer knieen als Fübitter ihm zugewendet rechts die gekrönte Maria und links Johannes im kameelhärenen Gewand. Ihnen schließen sich an die Apostel, je sechs auf zwei langen Bänken sitzend; rechts von Christus zunächst Petrus mit einem Schlüssel, an ihren Attributen ebenso erkennbar Jakobus d. Ä., Philippus, Matthäus, Thomas und Simon von Kana; hinter ihnen Moses, die zehn Gebote an den

Fingern herzählend, Aaron, Melchisedek, Josua oder Gideon, Hiskias (?), die vier großen Propheten. Links von Christus sitzen Andreas, Johannes, Paulus, Bartholomäus, Jakobus d. J., Matthias; hinter und über ihnen Noah, Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, David, die h. drei Könige. Unter dieser oberen Gesammtgruppe werden die Heiligen repräsentirt durch drei Gruppen von Märtyrern, deren mittlere aus sieben heiligen Jungfrauen besteht. Noch tiefer rufen Posaunenengel zur Auferstehung: die Erwählten steigen auf einer Wendeltreppe zum Himmel empor, rechts vom Beschauer werden Sünder von Teufeln geholt. Alle Figuren sind nackt, auch die einzelnen Arten der Sünder erkennbar gemacht. Ein feister Papst, ein Kaiser mit seiner Frau werden von einem fünfköpfigen Teufel in Empfang genommen. Auch unter den Seligen befindet sich ein gekröntes Haupt; Pförtnerdienste aber thut nicht Petrus selbst, sondern ein Papst.

In St. Martin zu Hildesheim (um 1466) befindet sich an der Holzdecke des Langhauses: Christus als Weltrichter, zu seinen Seiten 18 Propheten und Patriarchen mit Spruchbändern. In der Martinskirche zu Bommel bei Herzogenbusch kommt nicht blos das Jüngste Gericht, sondern auch die mittelalterliche Legende von den drei Todten vor. Das Jüngste Gericht erscheint über dem Haupteingang im Schiff zu St. Gereon in Köln. Die in Schwarz-Rheindorf am Rhein 1151—57 entstandenen romanischen Wandmalereien am Kreuzgewölbe enthalten auch die Chöre der Seligen, welche um Christus und Maria herumgruppirt sind. In der Kirche des Benediktinerklosters zu Weilheim (Nordwand) befindet sich ein ebenso lieblicher wie großartiger Rosenkranz. Die in der Mitte befindliche Maria mit dem Kind ist umgeben von drei Rosenkränzen mit je fünf Medaillonbildern. Der dritte Kranz besteht aus goldenen Rosen, darin unter anderen Bildern auch das Jüngste Gericht.

Der Artushof zu Danzig enthält ein kolossales Jüngstes Gericht, welches Anton Möller aus Königsberg 1602 dort malte. Im Dom zu Frankfurt a. M. befand sich ein Wandgemälde des Jüngsten Gerichts an der Westseite des Turmes, jetzt übertüncht. Zu Brauweiler am Rhein ist im Kreuzgang der Kirche ein fragmentirtes Weltgericht in roten Umrißzeichnungen. Der Dom zu Freising enthält ein solches (Ende des 13. Jahrh.) auf blauem Grunde über der Orgel, die Veitskirche zu Mühl-

Digitized by Google

hausen a. N. ein solches an den Wölbungen der Kirche (1428?); desgleichen der Dom zu Riga, welches aber 1786 übertüncht wurde. Die Doppelkapelle zum heil. Michael in Xanten zeigt ein Jüngstes Gericht am Gewölbe aus dem Jahre 1528. Im Dom zu Gurk befindet sich auf dem Nonnenchor ein Jüngstes Gericht, auf welchem Engel die Zornesschalen ausgießen, andere wieder posaunen, andere Spruchzettel und Symbole halten, welche auf Strafen hindeuten. Die Dorfkirche zu Pechüle bei Treuenbrietzen enthält ein Jüngstes Gericht aus der Zeit um 1500; desgleichen die alte Schloßkapelle zu Nürnberg, sowie die Jakobikirche daselbst; das Münster zu Ueberlingen enthält über dem Triumphbogen ein Jüngstes Gericht aus dem 16. Jahrh. In der östlichen Apsis der Stiftskirche Obermünster zu Regensburg befinden sich Reste eines Jüngsten Gerichts vom Ende des 12. Jahrh.; dort kommen noch der Papst, Bischöfe, Mönche und Fürsten vor.

Die eigentliche Heimat der Freske ist freilich Italien und dort erreicht sie denn auch die künstlerische Durchbildung. Ein eigenthümliches Gemisch von frei erfundenen und hergebrachten Zügen, von evangelischen und katholischen Typen findet sich in einem Werk des Giotto (1276—1337). Von diesem stammt eine Freske in der Scrovegni-Kapelle der Kirche S. Maria dell' Arena zu Padua, welche er daselbst an der Westwand im Jahre 1306 malte. Christus thront vollständig bekleidet in einer ovalen, von Engelsköpfen umrahmten Glorie, die rechte Hand und das Antlitz kehrt er einladend den Seligen entgegen, welche er mild anblickt, mit der Linken weist er die Verdammten zurück. Christus ist sowol kolossal wie jugendlich dargestellt, was seine Macht und ewige Schönheit bedeuten soll; er ist angethan mit roter Tunika und blauem Mantel, welcher von den Schultern herabgesunken ist. Rechts und links über ihm schweben zahllose Engel, deren Köpfe noch symmetrisch angeordnet sind; an ihrer Spitze diejenigen mit Schwert, Lanze und Kreuzesfahne. Gerade unter dem Heiland halten zwei Engel ein aufrecht stehendes kolossales Kreuz (das Zeichen des Menschensohnes), welches die Kraft hat, die Auferstehenden in Selige und Verdammte zu scheiden, also hier die Seelenwage des Michael ersetzt. Am Fuße des Kreuzes empfangen drei Frauen (die theologischen Tugenden?) das Modell der Kirche aus den Händen des Stifters Enrico Scrovegni und eines Begleiters. Um den Welt-

richter herum sitzen auf fester Unterlage je sechs Apostel in steifer Haltung und mit strengen Zügen, alle individualisirt, doch viel kleiner als Christus. Rechts von diesem sind die Erwählten in zwei Gruppen getheilt; zunächst stehen die Märtyrer, Heiligen und Kirchenväter der alten Kirche, dann die neu erwählten. Selige Wonne spiegelt sich in ihrem Antlitz. Der streng kirchliche Zug des Bildes tritt sowol in der grausigen Schilderung der Hölle wie in folgender Gruppe heraus. Der Täufer fehlt, Maria aber steht als eine ihrem Sohne ebenbürtige Gestalt in einer riesigen Strahlenglorie, trägt das Diadem, ist umwallt von goldener Tunika und weißem Mantel, und führt an der Spitze der Heiligen (vorzugsweise Mönche und Bischöfe) dem Herrn ihre Mutter, die heilige Anna, zu. Die Hölle ist gedacht als ein feuriger Strom, in welchem der kolossale Lucifer mit borstigen Haaren und dreifachem, gehörntem Kopfe auf zwei Drachen sitzt. Einen der Sünder frißt er selbst, zwei andere werden von den seine Ohren umwindenden Schlangen verzehrt; doch packt er bereits mit seinen Fäusten und Krallenfüßen neuen Fraß. Rings um ihn sind seine Gesellen mit ihrem grausigen Handwerk beschäftigt: sie henken oder zersägen Verdammte, zermalmen sie in Mörsern, gießen ihnen glühendes Blei in den Hals u. s. w. Wahrscheinlich sind diese Höllenscenen von Schülern ausgeführt.

Nach diesem Vorbild hat ein Schüler des Giotto ein Weltgericht gemalt am Triumphbogen der Kirche von Toscanella (zwischen Viterbo und dem Meere). Von Giotto selbst soll noch herrühren eine Freske im vierten Saal des Nationalmuseums zu Florenz.

Ein ausgezeichnetes Weltgerichtsbild von originaler Haltung befindet sich auch in der Capella Strozzi im Querhause von San Maria Novella zu Florenz. Dieselbe wurde 1357 von Andrea (Bernardo?) Orcagna ausgemalt; an der Fensterwand ist der Gerichtsakt selbst, an der rechten Seitenwand die Hölle, ihr gegenüber das Paradies. Im Mittelbild ragt die majestätische Halbfigur des Herrn aus Wolken heraus. Er trägt die Krone, die rote Tunika und den blauen Mantel, und ist gleichfalls jugendlich gehalten. Allerdings macht er mit der Rechten die übliche segnende Handbewegung und weist mit der Linken die Verdammten ab; doch ist es eben so genial wie kühn gedacht, daß er sein Antlitz in mildem Schmerz zu den Unglücklichen hin wendet. Streng

symmetrisch geordnet schweben etwas tiefer die Engel mit den Marterwerkzeugen oder auf Posaunen blasend. Unter ihnen knieen in zwei Reihen je sechs Beisitzer; an ihrer Spitze, aber getrennt von diesen, kniet in weißem Gewande Maria in innigem Gebet, während der Täufer die Arme in großer Erregung emporhebt. Durch Wolken geschieden sind rechts und links die Seligen und die Verdammten. Unter den ersteren bemerkt man eine Gruppe von tanzenden Frauen, unter den letzteren aber eine andere von Weibern, welche still vor sich hinbrüten. Neben diesem sinnigen Zuge verdient es Anerkennung, daß überhaupt die Hölle sehr maßvoll geschildert ist. Bernardo Orcagna hat sie je nach den Sündern in viele Abtheilungen zerlegt. Eine Gruppe wird von Schlangen umschlungen, die Trunkenbolde werden von Teufeln gefressen, die Simonisten in Kesseln gekocht mit dem Kopfe nach unten, Andere werden in einen feurigen Pfuhl gestürzt. Auch Könige und Bischöfe finden dort ihren Lohn; in der tiefsten Tiefe verschlingt der Satan Sünder mit allen ihren Schlangenköpfen auf einmal. Diese Hölle ist nun augenscheinlich im Anschluß an Dante erfunden. An der linken Seitenwand hat Andrea Orcagna das Paradies in großartigster Weise geschildert. Christus und zu seiner Rechten die Maria thronen über zahllosen Heiligen, während zu den Füßen Beider zwei holdselige Engel knieen. Maria ist als Nonne gekleidet und trägt die Krone auf dem Haupte; doch hält sie demütig die Arme über die Brust gekreuzt. Ungeheuere Wonne erfüllt die Gemeinde der zahllosen Paradiesesbewohner; zum Zeichen dafür sind sie nicht im Profil auf Christus hin gerichtet, sondern wenden ihr volles Antlitz dem Beschauer zu. Trotzdem hat der Maler den Hauch feierlicher Größe über diese Gestalten ausgegossen und das Glück der Seligen hinreißend schön geschildert.

Die Fresken im rechten Seitenschiff des Domes von Orvieto, und zwar in der Kapelle der Madonna di San Brizio daselbst, sind gemalt von Fra Angelico da Fiesole im Jahre 1447, welcher an der Decke Christum in der Glorie als Weltrichter (mit der Weltkugel auf dem Schooß) und die Propheten dargestellt hat, und von Signorelli im Jahre 1499, welcher die Apostel und Kirchenlehrer, Märtyrer und heilige Jungfrauen hinzufügte, zum Theil nach Zeichnungen des ersteren. An der Eingangswand verkünden Sibyllen und Propheten unter Feuerregen das Weltende, während an der Fensterwand Engel zum Gericht rufen. Links

Digitized by Google

sieht man die Ankunft des Antichrist. Die Seligen werden im Himmel von musicirenden Engeln begrüßt und mit Kronen geschmückt; zwar sind sie nackt, doch um die Lenden gegürtet, und blicken betend nach oben. Rechts sieht man die Auferstehung oder eigentlich nur den Höllensturz der Verdammten, welche zu einem dichten Knäuel zusammengeballt sind. Mit allen nur möglichen Geberden des Entsetzens sträuben sie sich, sich fesseln oder würgen oder in das höllische Feuer werfen zu lassen; aber Engel, voran Michael und Uriel, treiben sie wieder zurück. Die Teufel haben nicht alle Fledermausflügel, wol aber sämmtlich thierisch behaarte Lenden, bald zwei, bald drei Hörner auf dem Kopfe; wenn sie im Uebrigen menschenähnlich gebildet sind, so ist das für damalige Zeiten die ästhetische That eines großen Meisters. Diese Komposition hat um ihrer leidenschaftlichen Bewegung und wilden Größe willen sich Michelangelo zum Vorbild genommen; auch wol darum, weil ihm hier zum ersten Mal nackte Gestalten in höchst energischer Modellirung und Farbe entgegentraten. Er hat in genialer Weise die Massen aufgelöst, aber die Grundidee beibehalten: nicht die einzelnen körperlichen Qualen selbst, sondern nur den Uebergang zwischen Auferstehung und Höllenpein zu schildern. Auf diese Weise vermied die Kunst, das abstoßend Gräßliche und Gemeine raffinirter Foltereien zu malen, und gewann freie Bahn, ihre Größe in der Darstellung aller möglichen Seelenqualen zu entfalten. Dem Signorelli aber bleibt der Ruhm, in diesem Werke nicht blos die reichste Phantasie bethätigt, sondern auch das Böse in grausiger Erhabenheit, also echt künstlerisch gezeichnet zu haben.

Das folgende Bild enthält das Jüngste Gericht und die Hölle, eine geradezu geniale Leistung. In sternbesäeten Mänteln thronen Christus und Maria in einer Mandorla neben einander. Maria hat die eine Hand auf das Herz, die andere auf ein Knie gelegt; Christus macht nicht die hergebrachten beiden Handbewegungen, sondern entläßt eine Gruppe von Posaunenengeln. Die Wundenmale zeigt er mit so drohendem Ernst, daß ein Engel voll Schreck über die verhängten Strafen sein Antlitz verhüllt — ein von Michelangelo auf die Madonna übertragenes Motiv. Rechts und links thronen auf Wolken in tiefem Ernst die Apostel, über welchen Engel mit Marterwerkzeugen schweben. Unmittelbar unter Christus und Maria halten vier Engel Schriftrollen mit einem teils strengen, teils zornigen Ausdruck. Unterhalb zur Rechten

Digitized by Google

des Heilandes sind in fünf Reihen die Erzväter und die Seligen gruppirt, alle andächtig nach oben blickend, in voller Gewandung und nach ihren Ständen erkennbar. Unten vollziehen fünf Engel in Rittertracht das Weltgericht. Ein Jüngling wird zu den Seligen hinübergeführt, Verdammte werden zu ihres Gleichen gestoßen, darunter auch ein aus dem Grabe hervorkriechender Mönch. Die Hölle ist in Schichten abgetheilt, durch welche alle der Satan emporragt als ein mit dem Eisenpanzer bedeckter Riese. Rings um ihn hat jede der sieben Todsünden ihr besonderes Feld; er selbst verschlingt mit seinen drei Rachen auf einmal drei Sünder, während er noch andere in den Fäusten hält. Die Ketzer tragen den eigenen Kopf in der Hand, den Wahrsagern verschließen Schlangen die Augen, die Simonisten liegen da mit herausquellenden Eingeweiden, die Neidischen stecken im Eis, den Geizigen wird glühendes Gold in den Hals gegossen. An einer Stelle kauern Unselige bei einander und nagen aneinander; anderwärts wieder wollen Frauen Mitschuldige mit sich fortreißen, werden aber von Teufelsfäusten selbst gepackt. Alle Grade der Verzweiflung sind hier dargestellt. Während also das erstgenannte Bild noch in rein epischer Weise erzählte, so schreitet hier der unbekannte Meister zu dramatischer Gestaltung fort; doch ist es begreiflich, daß die Kunst zuerst die Verdammten und die Seligen, sodann die Engel, Apostel und Fürbitter und erst ganz zuletzt den Richter selbst in die Aktion zu ziehen wagte. Während die Byzantiner zuerst die Weltgerichtsbilder in wagerechte Schichten geschieden und mit möglichst viel Symbolen ausgestattet hatte, welche dann Giotto in lockere Schichten auflöste; während Orcagna, Signorelli und Fra Angelico das Paradies und die Hölle aus dem Hauptbilde herausrückten, so schuf der Meister von Pisa zuerst eine in sich einheitliche Handlung, deren Betheiligte sich durch ihr Pathos selbst charakterisiren.

Die architektonische Symmetrie seiner Vorgänger steigerte Fra Bartolommeo (c. 1475—1517) zur plastisch vollendeten Gliederung. Er malte das Endgericht als Wandbild im Klosterfriedhof von S. Maria novella in Florenz 1498—99, zwar etwas arm an Gestalten und vielleicht allzu ängstlich in den Grenzen des Schönheitsideales sich haltend, aber erhebend durch großartige Einfachheit des Aufbaues und hinreißenden Adel der Gestalten. Oben sitzt Christus in einer Glorie von Engelsköpfen; die Linke hat er auf die vom Gewand offen gelassene Seitenwunde gelegt, die Rechte

Digitized by Google

aber segnend erhoben. Rechts und links von ihm sitzen die herrlichen Gestalten der Apostel. Wol nehmen sie lebendigen Antheil an dem erschütternden Vorgang, aber sie bewahren dabei die klassische Ruhe von vollendet schönen Seelen. Rechts voran verharrt die Maria in fürbittender Stellung. Gerade unter Christus hält ein Engel das mit der Dornenkrone umflochtene Kreuz in der rechten Hand, in der linken aber die heilige Lanze; zu beiden Seiten blasen Engel in ihre Tuba. Unten in der Mitte waltet Michael an offenen Gräbern seines Amtes. Die Verdammten sind nackt, doch noch mit einem Lendentuch bekleidet. Der hohe Werth dieses Gemäldes besteht darin, daß es vollendet schön im engeren Sinne des Wortes und doch von sittlich religiösem Gehalt durchweht ist: der Künstler will wol überzeugen, aber nicht locken oder schrecken; der von ihm geschilderte Vorgang ist eine Tragödie, welche mit himmlisch erhabener Ruhe, mit göttlicher Naturnothwendigkeit sich vollzieht und das großartigste Ineinander von göttlicher Gerechtigkeit und menschlicher Freiheit aufweist.

Die Krone aller Gerichtsbilder Italiens ist dasjenige des Michelangelo[1]). Er stand bereits im hohen Alter, als er am Weihnachtsfest 1541 es enthüllte, nachdem er acht Jahre lang daran gearbeitet hatte. Schon Clemens VII. (1523—34) hatte ihm den Auftrag dazu ertheilt, Paul III. (1534—49) denselben energisch wiederholt trotz alles Sträubens des Meisters. So bedeckte denn das fertige Gemälde die Chorwand der Sixtinischen Kapelle in Rom; es nahm die ganze Breite derselben und eine Höhe von 60 Fuß ein, sodaß es mit seinen ungefähr 300 Figuren eines der umfänglichsten Bilder der Welt wurde. Obwol das Bild viel mehr männliche als weibliche Gestalten enthielt, so nahmen doch Viele an der völligen Nacktheit derselben solchen Anstoß, daß Paul IV. (1555—59) es wieder herunterschlagen lassen wollte. Die dringende Fürsprache von Kunstfreunden rettete es zwar vor diesem Schicksal; gleichwol erhielt Daniello Ricciarelli aus Volterra (1509—1566) den Auftrag, die so sehr angefeindeten Blößen zu übermalen. Er that dies so schonend als möglich, zog sich aber dennoch den Spottnamen des Hosenmalers zu. Heutzutage sind die Gestalten

[1]) Eine Copie dieses Riesengemäldes hat noch vor der durch Daniele da Volterra stattgefundenen Uebermalung der Maler Marcello Venusti gemalt (jetzt im Museum zu Neapel).

und Farben kaum noch zu unterscheiden, weil das Riesenwerk des Michelangelo Jahrhunderte lang von Weihrauchdampf und Kerzenqualm arg gelitten hat. Erst Leo XIII. soll den Befehl gegeben haben, keinen Gottesdienst mehr in der Sixtinischen Kapelle zu halten, um den letzten Rest der dortigen Fresken zu schützen.

Ganz oben schleppen Engel zur Rechten und zur Linken die Marterwerkzeuge herbei: das riesige Kreuz, die Kreuznägel, die Dornenkrone, die Geißel. Andere tragen den Schandpfahl (die Säule), an welchem der Heiland gegeißelt wurde; alle aber bilden dichtgedrängte Gruppen in hastiger Bewegung. Diese Symbole sollen erinnern an das größte Liebesopfer, welches einst zur Errettung der Menschheit gebracht wurde: wer dadurch sich nicht für Christus gewinnen ließ, der ist auch verloren im Gericht. In weitem Bogen umrahmt von jenen Engelgruppen steht Christus hoch oben in der Mitte des Bildes, sofort erkennbar als die Hauptfigur des ganzen ungeheuren Gewoges. Er ist eingehüllt in ein Lichtmeer, welches sich verliert in einen Kranz von Engeln und Märtyrern; aus dem apollinisch gehaltenen Kopf tritt ein bartloses schönes Antlitz heraus, der gewaltige muskulöse nackte Leib ist nicht von einem über der Brust geschlossenen, sondern von einem regellos flatternden Mantel bedeckt. Christus ist aufgesprungen und bebt vor innerer Erregung; nicht blos mit beiden Händen, sondern mit seinem ganzen Menschen macht er eine drohend abwehrende Bewegung. In dem nächstverwandten Bilde zu Pisa legt er die Linke auf die Brust und erhebt nur die Rechte drohend; doch sind in beiden Händen noch die Wundenmale erkennbar. Alle drängen sich scheu an den Weltrichter heran und lauschen gespannt seinem vernichtenden Wort; Maria zur Rechten ihres Sohnes stehend und mit ihm eine einzige Gruppe bildend, ist erschüttert zurückgewichen und verhüllt ihr Antlitz in grauenvollem Schmerz. Weder sie noch ihr Sohn trägt eine Krone, vielmehr hat sie demütig und angsterfüllt die Hände über die Brust gekreuzt, die Apostel und Heiligen aber bilden eine dichte Corona um den Herrn. Zu dessen Füßen insbesondere halten Märtyrer die Symbole ihrer einst erlittenen Qualen hoch empor, gewissermaßen um den Richter zu erinnern an das, was sie einst in seiner Nachfolge erduldet, und zugleich dessen Zorn gegen die Verworfenen recht anschaulich zu begründen. Man erkennt deutlich den h. Laurentius mit dem Rost, den h. Bartholomäus, welcher mit der einen Hand das Messer,

mit der andern die ihm abgezogene Haut zeigt, den h. Sebastian mit dem Pfeil, die h. Katharina mit dem Rad, den h. Blasius mit der Hechel, den Apostel Simon Zelotes mit der Säge 2c. So sind diese Märtyrer eine nur allzu deutlich sprechende Erinnerung, wie zu allen Zeiten der Kirche gerade die treuesten Anhänger des Herrn am heftigsten verfolgt wurden, wie das Haupt selbst gehaßt worden ist in den Gliedern. Darf es uns da Wunder nehmen, wenn endlich, nachdem die duldende Langmut und die tragende Liebe erschöpft sind, in Christo zwar nicht der Trotz eines Titanen, wol aber jenes Ergrimmen im Geiste hindurchbricht, welches er einst als Menschensohn auf Erden gegenüber allen Greueln der Verwüstung empfand?

Man hat es getadelt, daß der Körper des Weltrichters förmlich hünenhaft gebildet sei; wir unsrerseits deuten dies anders. Michelangelo hat Christum darstellen wollen als das Urbild ewiger göttlicher Schönheit und Kraft zugleich: und wer möchte nicht diesem Gedanken begeistert zustimmen? Wenn alle seine Vorgänger die geistige Bedeutung des Richters durch kolossale Körperformen ausdrücken wollten, so hat Michelangelo diese Grundidee mit Recht beibehalten; aber indem er die Körperdimensionen Christi einschränkte auf das künstlerisch zulässige Maß, hat er dieser Gestalt erst eine glaubhafte Naturwahrheit verliehen. Viel wichtiger aber ist uns die echt evangelische Auffassung, daß Christus hier geistig alles in allem ist. Die Madonna hat allen Einfluß verloren und weicht als ein schwaches Weib zurück; die stolze Bescheidenheit der Apostel und Heiligen, welche mit Christo sonst ihres Gleichen zu richten gekommen sind, ist in die Schranken einer ängstlich zuwartenden Stellung verwiesen. Das ist geradezu eine heldenkühne reformatorische That in Farben, welche, an dieser Stelle ausgeführt, um so schwerer ins Gewicht fällt. Das großartigste Wagniß aber besteht darin, daß Michelangelo selbständig einen völlig neuen Christustypus geschaffen hat. Wenn er zu seiner genialen Erfindung des Gottvater-Typus an der Decke der Sixtina nun auch denjenigen des Sohnes hinzufügte, jenen als Urbild der Willenskraft, diesen als Urbild heiliger Schönheit sich denkend; wenn er zur Erreichung seines Ideals den Apollokopf in das Christliche übersetzte: so hat er das Einzigrichtige gethan, was eine christliche Phantasie hier thun mußte. Man weiß in der That nicht, ob man mehr den Muth oder die Leistungsfähigkeit bewundern

soll, welche Michelangelo hier entwickelte, und durch welche er sich sowol als Künstler wie als Christ der ganzen Tradition seiner Zeit entgegenstellte. Wahrlich! Da die Menschen schwiegen in dieser Kapelle, so redeten — die Steine die Sprache des reinen Evangeliums.

In der mittleren Zone des Bildes erwecken die sieben Engel mit ihren Posaunen die Todten und bereiten durch die aufgeschlagenen Bücher den Richterspruch für die Einzelnen vor. Ihnen reihen sich rechts und links die Gruppen der Seligen und der Verdammten an. Rechts von Christus erheben sich die Geretteten in das Reich der Vollendung mit einem großartigen Ausdruck des Triumphes, während von oben Engel mit der Kreuzesfahne herabschweben, um die Aufsteigenden dorthin zu geleiten. Einzelne umarmen sich in der Freude des Wiedersehens, andere tauschen ihre Gedanken aus, einer trägt auf seinem Rücken einen Erwählten gen Himmel, ein Engel zieht ein Paar an einem Rosenkranz in die Höhe, und wie die Scenen seliger Freude alle heißen mögen. Rechts aber werden die Verdammten durch Engel mit Gewalt zurückgedrängt und von Teufeln nach unten gerissen. Mit dem Kopfe voran stürzen viele Verdammte in die Tiefe; ganz unten aber entsteigen immer neue Schaaren den Gräbern als Gerippe, um erst mit bloßer Haut, dann mit Fleisch bekleidet zu werden. Die psychologisch überwältigende Schilderung der Verzweiflung aller Grade überschreitet nirgends die Grenzen einer auch im Grausigen noch erhabenen Schönheit. Der von Schlangen umwundene feiste Minos als Fürst der Unterwelt mustert mit kaltem Blick die sich nahenden Opfer; der Todtenfährmann Charon treibt mit seinem Ruder die Seelen aus der Barke hinaus, wo sie von satyrähnlichen Teufeln in Empfang genommen werden.

Um diese Auffassung des Michelangelo zu verstehen, muß man den Grundgedanken kennen, von welchem er sich leiten ließ. Der Künstler offenbarte das höchste Feingefühl, indem er weder blos die Wiederkunft Christi zum Gericht, noch auch die Folgen des Gerichts, sondern nur den Gerichtsakt selbst schildern wollte. Er warf den hergebrachten kirchlichen Typus über Bord und malte nicht die Seligkeit selbst, nicht als ruhiges Sein und dauernden Besitz, um nicht durch diesen dem menschlichen Pinsel unerreichbaren Stoff in Langweiligkeit zu verfallen. Er malte ebensowenig die Qualen der Verdammten selbst, um nicht das Erhabene in das

Pikante verwandeln zu müssen. Nein, er entfesselte nur den Sturm des Entzückens, mit welchem die Seligen in den Himmel eingehen; er entrollte nur die Brandung des Entsetzens, welche die Verdammten an das uferlose Meer einer qualvollen Ewigkeit hinüberspült. Wahrlich! es war eine Riesenaufgabe, durch alle dreihundert Figuren den einen Gerichtsakt selbst hindurchzittern zu lassen; Michelangelo aber hat sie gelöst und in der ganzen einheitlichen Bewegung die Beziehung auf den Mittelpunkt festgehalten. Es war eine ganz eminente Leistung, den Schluß der Welttragödie auch malerisch als dramatische Aktion durchzuführen; nur erforderte das Wesen des Kunstwerks, daß es zu dieser ungeheuern Bewegung einen Ruhepunkt als Gegengewicht enthielt. Freilich brachte es der Stoff selbst mit sich, daß der Genius der Kunst hier nur im Erbrausen des höchsten Pathos, nicht aber im stillen, sanften Säuseln der Verklärung an uns vorüberzieht. Wenn Michelangelo in die Fresken der Decke der Sixtina ungleich mehr von der olympischen Klarheit eines Fra Bartolommeo hineingelegt hat als in sein Gerichtsbild an der Chorwand, so nöthigte ihn dazu die streng architektonische Gliederung jenes Gewölbes; andrerseits klingt sein Zorn über das Scheitern der Reformation durch die Weltgerichtsfreske hindurch. Als ein Künstler von Gottes Gnaden weissagt er hier im Allerheiligsten des Hohenpriesters der Christenheit, daß einst der himmlische Herr der Kirche eine Reinigung vollziehen werde, welche menschliche Macht und List nicht mehr hindern könne.

Man hat es an Michelangelo getadelt, daß er fast alle seine Gestalten nackt gebildet habe. Wir unsrerseits sehen uns nicht gemüßigt, den großen Mann zu vertheidigen durch den Hinweis auf die meisterhafte plastische Modellirung der angezweifelten Figuren. Wir bedauern auch nicht, daß er uns die Möglichkeit genommen hat, verschiedene Stände auf seinem Bilde zu unterscheiden: da wo alles allein auf die psychologischen Zustände ankommt, sind die früheren irdischen Stände Nebensache. Obendrein ist es unendlich schwerer, in dieser Fülle von Gestalten die zahllosen Abstufungen der seelischen Verfassung der Gerichteten unmittelbar aus Antlitz und Körper, aus Bewegung und Haltung derselben herausscheinen zu lassen, als durch angehängte Zuthaten lesbar zu machen. Michelangelo aber hat die ungeheuere Aufgabe gelöst, allemal aus dem g a n z e n Menschen die kaum übersehbare Mannichfaltigkeit der Charaktere sprechen zu lassen; dabei aber sank er nie zu angequälter

Großheit herab, sondern verkörperte das natürliche Pathos wirklicher Leidenschaft. Nicht um zu schwelgen in der Bethätigung seiner künstlerischen Virtuosität bildete er diese grandiose Woge von Gestalten nackt: nein, wie vor dem alldurchdringenden Auge des Weltrichters alle Hüllen des Geistes fallen, so steht der Mensch auch leiblich in seiner ganzen Blöße vor ihm da im Gemälde. In diesem urgewaltigen Moment an die Geschlechtsunterschiede zu denken, wäre Prüderie; obendrein ist es biblisch, daß in der allgemeinen Auferstehung das ethische und das physische Sein, der sittliche Zustand und die äußere Erscheinung in noch viel schönerer Durchdringung ausgeprägt sein werden, als jemals hier auf Erden. Uebrigens erscheinen bei Michelangelo nur die Gerichteten völlig nackt; die dem Gericht entnommenen heiligen Himmelsbewohner tragen eine Gewandung: Maria ist völlig bekleidet, Christus hat einen Mantel umgeworfen, Johannes der Täufer ist gegürtet mit einem über der Schulter sich schließenden härenen Gewand, Petrus ist halb eingehüllt in ein Obergewand, mehrere Frauengestalten im Chor der Himmlischen sind der Madonna ähnlich. Der Meister folgte also einem bewußten Princip.

Man könnte ferner noch an Michelangelo rühmen, daß seine Teufel zwar dämonisch furchtbar, aber nicht von abstoßender Häßlichkeit sind; seine Heiligen lächeln nicht als spiritualistisch verklärte Gestalten, sondern bewahren in all ihrer Wonne noch die Haltung von echten Menschen; seine flügellosen Engel bilden nicht eine himmlische Ordnung für sich, sondern schmelzen mit den Erwählten zusammen. Mit alledem aber würde man noch nicht das Höchste ausgesprochen haben, was zum Ruhme des Michelangelo gesagt werden muß. Er hat ein in sich selbständiges Kunstwerk geschaffen, welches sich selbst auslegt; man versteht diese Gestaltenwelt auch ohne kirchlichen Kommentar. Wie Rafael in der „Schule von Athen" die Geschichte der (griechischen) Philosophie in lauter Gruppen vertheilt und doch als eine einzige große intellektuelle Geistesbewegung dargestellt hat: so schildert Michelangelo das Weltgericht als die höchste ethische Geistesbewegung. Wie der Urbinate in der Sixtinischen Madonna unter Aufgebung aller äußeren Attribute allein die innere Geistesmacht von Mutter und Sohn sich aussprechen ließ: so hat auch Michelangelo das Weltgericht als eine göttliche Nothwendigkeit erwiesen, welche mit der Majestät eines Naturgesetzes sich vollziehen muß.

Nur an einer Schwierigkeit ist Michelangelo gescheitert, weil diese überhaupt Niemand lösen kann: es ist unmöglich, die beiden Seiten des Gerichts in der Person Christi zu vereinigen. Thut man dies in der hergebrachten Weise, so schwebt Christus nur als die abstrakt typische Einheit von beseligender und verdammender Gerechtigkeit über dem ganzen Vorgange, und man könnte an seine Stelle fast noch besser das Kreuz als Zeichen der Scheidung von Guten und Bösen rücken. Es muß vielmehr die gleichzeitige, aber entgegengesetzte Handbewegung in zwei verschiedene Gestalten Christi mit entsprechend verändertem Ausdruck übersetzt werden. Der Weltrichter des Michelangelo ist nur der Richter der Verdammten, welcher zu seiner Ergänzung Christum als brüderlichen Herrn der Guten bedarf. Die Einheit eines Kunstwerkes wird nicht zerstört, wenn es aus zwei getrennten, aber innerlich zu einander gehörigen Hälften besteht. Soll Christus sowol den Seligen wie den Verdammten gegenüber nicht blos symbolisch, sondern individuell sich verhalten, so müssen seine segnende und seine strafende Gerechtigkeit auch auf zwei verschiedene Bilder vertheilt werden. Ob ein Genius einst kommen wird, welcher beide Aufgaben mit gleicher Meisterschaft löst? Wer kann das wissen?

Ein Jüngstes Gericht kommt ferner vor über dem Hauptportal von S. Angelo in Formis zu Capua, sowie ein Engelsturz von Giovanni Odassi in S. Apostoli zu Rom. Die Kathedrale von Toledo enthält ein solches von Pedro Berruguete (Anfang des 16. Jahrh.). Dort sitzt Christus mit erhobenen Armen auf dem Regenbogen, rechts und links von ihm Maria und Johannes; daran schließen sich die 12 Apostel und über diesen wieder die 10 Ordnungen der Engel. Unter Christus glänzt das Kreuz, in einer Glorie blasen zwei Engel zur Auferstehung und zum Gericht. Zur Rechten Christi knieen die Seligen, unter ihnen Auferstehende, gegenüber aber sind die Verdammten nach ihren Lastern gruppirt. — Am oberen Bogen der Chornische der alten Kathedrale zu Salamanca tritt der Heiland in stark bewegter Stellung hervor und ist nur leicht mit einem flatternden Gewand um die Hüften bedeckt. Zu seinen Seiten stehen Maria und Johannes, weiter unten posaunende Engel, auf deren Ruf die Todten auferstehen. Endlich befindet sich eine sehr werthvolle Arbeit, wahrscheinlich von Luis de Vargas (1502—1568) herrührend, im Hof des Hospitals La Misericordia zu Sevilla.

Digitized by Google

Während Léon Bonnat (geb. 1833) für den Sitzungssaal des Justizpalastes in Paris nur den Gekreuzigten naturalistisch gemalt hat, brachte Jules Ziegler (1804—1856) in der kolossalen Chorwölbung der Madeleinekirche daselbst „die Ausbreitung des Christenthums" an. Eine große Zahl von historischen Gruppen naht in feierlichem Aufzuge dem Weltrichter auf seinem Throne. Neben den Kreuzfahrern Gottfried von Bouillon und Richard Löwenherz sieht man die Griechen der Neuzeit, neben den ersten Märtyrern der Kirche den ewigen Juden, neben der Jungfrau von Orleans den Dante, Michelangelo und Rafael. Die Mitte der Komposition nehmen die französischen Herrscher ein: Heinrich IV., Ludwig XIII., Napoleon I.; letzterer nimmt vom Schooß des Papstes Pius VII. die Kaiserkrone.

Nur ein einziger der späteren Maler hält den Vergleich mit Michelangelo aus: Peter von Cornelius. Er schuf ein Weltgerichtsbild an der Chorwand der Ludwigskirche zu München, woselbst es den Sieg des von dem dreieinigen Gotte vollbrachten Erlösungswerkes bedeuten soll. Dem Flächeninhalt nach ist es das größte aller Gemälde überhaupt, denn es bedeckt 2500 Quadratfuß; leider bringt ihm die Bauart der Kirche ein höchst ungünstiges stetes Halbdunkel. Diese Komposition von nahezu 130 Figuren hat Cornelius in vier Jahren eigenhändig ausgeführt, während Michelangelo auf einem Raum von 1800 Quadratfuß Malfläche etwa dreimal soviel Köpfe in sieben Jahren anbrachte. Cornelius legte auch hier alles Gewicht auf die Zeichnung und Modellirung im Dienst einer großen Gedankengebung; den Farbenglanz betont er schon darum nicht, weil die Komposition als eine monumentale den Stempel einer gewissen Herbigkeit tragen sollte, welche durch abgedämpfte Farbe am besten wirksam wurde. Freilich bedingte das stete Halbdunkel der Altarwand eine zu große Häufung der gelbroten Töne, sowie eine seltsame Behandlung der Schatten.

Oben in der Mitte sitzt Christus voll majestätischer Würde auf hohem Wolkenthron, umflossen von himmlischem Licht; der Oberkörper ist entblößt und der schmale Bart gespalten, das lange Haupthaar fließt strähnenartig vom ovalförmigen Haupte herab, die Augen künden weder Zorn noch Liebe, sondern nur ein tief innerliches Leuchten; der ganze Kopf spricht die ruhige, sich selbst gleiche Erhabenheit eines veredelten byzantinischen Typus aus. Mit der offenen erhobenen Rechten ladet Christus die Frommen

Digitized by Google

zu sich ein, mit der abweisenden Linken stößt er die Bösen zurück. Ueber ihm schweben drei Engel mit den Marterwerkzeugen und erinnern in diesem feierlichen Augenblicke daran, wie Christi Richterwürde auf seinem Erlöserleiden beruht. Rechts von ihm kniet die jugendlich schöne, gekrönte Madonna, in fürbittender Haltung zum Sohne emporblickend; links aber Johannes der Täufer, die Hände über der Brust gekreuzt. Rechts und links in gemessenem Abstand von dieser Gruppe schließen sich in perspektivischer Verkürzung die Apostel und die Heiligen des alten Bundes an, unter deren meisterhaften Köpfen ganz besonders derjenige des Moses fesselt. Unter Christus sitzt in finsterem Ernste der Cherub mit dem aufgeschlagenen Buch des Lebens und des Todes, während rings um ihn vier Engel mit Posaunen nach allen Himmelsgegenden zum Gericht rufen. Die untere Hälfte des Bildes wird vom Paradies und Hölle eingenommen. Rechts von Christus steigen die Seligen empor unter Führung von Engeln mit meistens weiblichen Zügen, darunter Greise und Jünglinge, Geistliche, Könige und Bettler. Unverkennbar wird Dante von Beatrice emporgeleitet und unter den Auferstehenden König Ludwig I. von seinem Schutzengel in Empfang genommen — eine Huldigung für den Stifter des Bildes, welche uns moderne Menschen unangenehm berührt. Luther und Goethe befinden sich nicht unter den Verdammten oder den Seligen, wie man oft gefabelt hat; wol aber hat sich Cornelius bereit erklärt, Luthern eine Stelle unter den Himmelsbewohnern anzuweisen, als man den protestantischen unter den drei geistlichen Heuchlern in der Hölle auf den großen Reformator deutete. Ein glücklicher Gedanke war es, weiter hinauf auch den frommen Malermönch Fra Angelico da Fiesole mit seinem Engel schweben zu lassen als Repräsentanten der auch im Himmel fortlebenden gläubigen Kunst.

Auf der andern Seite findet die entgegengesetzte Bewegung statt: die Schwere ihrer eigenen Sünde zieht die Verlorenen in die Tiefe. Auch unter ihnen befinden sich Könige und Geistliche: ein gekröntes Haupt wird von zwei Teufeln geradezu nach unten gestoßen und gerissen. Gute Engel, mit Schild, Schwert und Lanze bewaffnet, weisen die Verworfenen von der Pforte des Himmels zurück und Teufel zerren die Unglücklichen in den Abgrund. In der Hölle selbst thront der physisch gewaltige Satan, von den Opfern der Todsünden umringt. Der Neid erscheint in Gestalt eines Verdammten, welcher einen Genossen seiner Qual nicht los-

Digitized by Google

lassen will; die Schwelgerei als nackter Schlemmer, welcher vor dem Satan auf den Knieen sich windet, der Geiz als ein abgezehrter Wucherer, welcher seinen Beutel noch jetzt vor dem Höllenfürsten zu verbergen sucht. An den Knieen des Schlemmers blickt der Kopf eines Zornigen hervor, über ihm wird der Busen einer Wollüstigen mit spitzen Haken zerrissen, noch höher schleppt ein Teufel den Trägen herbei. Die Heuchelei endlich wird durch zwei Inquisitionsrichter und einen protestantischen Geistlichen charakterisirt, deren Züge den Versuch andeuten, ob die Herren selbst den Satan noch täuschen können. Als Fußschemel benutzt Lucifer die Häupter von zwei Verräthern: des Judas Ischarioth und des Segestes. Der treulose Jünger hält noch in der einen Hand den abgerissenen Strick, in der andern den Beutel mit den 30 Silberlingen. Die Henkersknechte des Satans warten ihres grausigen Amtes: ein Teufel geißelt einen der Verdammten mit Schlangen, ein anderer reißt Ehebrecher von einander, ein dritter schleppt einen Mann fort an Schlangen, welche dessen Füße knebeln. So sind die Sinnbilder der Höllenstrafen durch den Geist echter Kunst veredelt; geradezu grausig schön ist besonders der Ausdruck der Verzweiflung in den Zügen jenes Weibes, welches ihren Geliebten noch am Haar festhalten möchte.

Ganz unten in der Mitte endlich vollzieht Michael die Scheidung der Auferstandenen. Er hält mit der Linken seinen mächtigen Schild gegen die Hölle und zückt in der Rechten das Schwert. Ueber dem Panzer trägt er das Gewand der Engel, das Haupt ist von einem Glorienschein umflossen und so ist er die strahlendste Verklärung des aus der Sophienkirche in Konstantinopel stammenden Typus. Rührend sind zwei Scenen, welche sich unter den Auferstandenen abspielen: ein Engel setzt einem Paar den Kranz der Vereinigung auf, welcher den Beiden anscheinend im irdischen Leben versagt geblieben ist; ein anderer Engel schützt mit Schild und Schwert ein bildschönes, vor ihm knieendes Weib, welches ein Teufel als Beute davontragen möchte. Wenn so der Erzengel Michael in der unteren Partie des Bildes den Vollzug der göttlichen Macht, der strengblickende Engel mit dem Buch des Lebens über ihm aber die Stimme des Gewissens repräsentirt, und endlich über beiden in gerader Verlängerung Christus thront: dürfte man dies dahin deuten, daß im Gericht die Macht der Heiligkeit untergeordnet ist; und beide wiederum stehen unter der Gnade?

Jedenfalls ist diese Komposition nicht mehr dramatisch im Sinne des Michelangelo, sondern in ihrer Symmetrie und kirchlichen Symbolik eine wunderbare Vermählung von epischer und lyrischer Malerei, was natürlich einzelne dramatische Motive nicht ausschließt. Soll durchaus das ganze Weltgericht in ein einziges Bild zusammengedrängt werden, wie dies allerdings bei einer Freske der hinteren Altarwand von selbst sich ergiebt: so ist allerdings diese Art der Darstellung die richtigste in einem dem Gottesdienste geweihten Raume. Als Kunstwerk vom Standpunkte der Aesthetik aus gewürdigt steht die Leistung des Michelangelo höher, der religiös erbauliche Eindruck aber ist größer bei Cornelius. Dabei liegt ein Hauch von antiker Strenge über dem Werke des letzteren, der streng architektonische und doch freie Aufbau erreicht die vollendete Durchsichtigkeit eines idealen Organismus, eine wohlthuende Ausgleichung von Bewegung und Ruhe. Cornelius hat die Grundstimmung einer innerlichen Ueberweltlichkeit bewahrt, und dennoch innerhalb derselben das Allgemeinmenschliche mit überzeugender Wahrheit am gehörigen Orte ausgeprägt. Den heiligen Gestalten hat er vielfach eine hinreißende Schönheit und die unendliche Tiefe eines himmlischen Seelenadels verliehen, ganz besonders der Beatrice und dem Michael, den man geradezu als die Durchdringung von männlicher Kraft und weiblicher Milde bezeichnen kann. Das menschlich Böse hat der Meister wol zur Häßlichkeit, aber nie zum Fratzenhaften herabgedrückt: er hat ihm also die unverwischbaren Züge des einstigen göttlichen Ebenbildes noch gelassen. Soweit aber das Böse als thierisch roh und wild sich äußert, hat es Cornelius auch durch entsprechende thierische Merkmale versinnlicht. Satan wird charakterisirt als Urquell aller dämonischen Gewalt im physisch-ethischen Sinn des Wortes; die Brust entblößt sitzt er da in ruhigem Trotz, seiner Opfer gewiß. Er hat keine Krallenfüße und Hände; er besitzt Fledermausflügel und thierische Ohren mit darum geführten Hörnern. Ein mächtiger Bart umrahmt das derbe Antlitz; der Kopf ist umflossen von einem zackigen, unruhig flackernden Feuerschein, dem höllischen Gegenstück der himmlischen Glorie. So ist allerdings dieser Satan viel großartiger gefaßt als seine ihm dienstbaren Spießgesellen; doch erreicht er an Genialität der Erfindung noch lange nicht den urbösen Engel der Camposanto-Kartons.

Ein Mangel des Bildes bleiben übrigens einige katholisirende

Digitized by Google

Züge, wie sie ja an einem gläubig katholischen Maler und in einer rein katholischen Kirche wol begreiflich sind. Die fürbittende gekrönte Maria ist ebenso gedacht wie die schmerzensreiche Mutter in der berühmten Pietà des Michelangelo: als die kaum erblühte Jungfrau, welche nur einmal geboren und auch in ewiger Jungfräulichkeit neben ihrem Sohne im Himmel regiert. Darum spricht auch nicht aus ihren Zügen die Weichheit innigen Bittens, sondern nur ein abstrakter bis zum Aeußersten verdünnter Idealismus. Noch weniger hält sich dieser Christus auf der Höhe der modernen Kunst. Obwol die Wundenmale alle sichtbar sind und der Richter einen furchtbar ernsten Akt vollzieht, verrät doch sein Antlitz und seine ganze Haltung keine innere Bewegung; die geistestiefen Augen blicken hinaus in unbegrenzte Ferne und bekunden keine Beziehung zu dem da unten sich abspielenden Vorgange. Ein derartig starrer Herrscher bedarf allerdings, daß er durch die Fürbitter rechts und links erweicht wird; aber auch diese sind keine wahrhaft beseelten Gestalten, sondern verharren in einer gewissen kalten Klassicität. Wenn die Maler der altchristlichen und der mittelalterlichen Kirche es oft genug nicht hinausbrachten über einen mehr oder minder belebten byzantinischen Typus Christi, so sind sie entschuldigt durch die Schwäche ihres Könnens und durch die Schranke des Dogmas: ihr Heiland ist eben nur der von der Kirche zur Ruhe in seinen Himmel verwiesene Logos, welcher seine Stellvertreter auf Erden regieren läßt. Wenn aber ein Cornelius das strähnenartige, dünne, gescheitelte Haar, die lange Nase und besonders den geschmacklos dünnen Flaum des Jünglings im 19. Jahrhundert wiederholt: so erscheint uns dieser archaisirende Idealismus ebenso schwächlich, wie umgekehrt der mit archaisirenden Elementen versetzte Realismus eines Ed. von Gebhardt. Diesen Mangel hat die Kunst schon vor Jahrhunderten gefühlt und deßhalb die bei Christus mangelhafte Aktion, sowie den Ausdruck düsteren Ernstes in die Person des Michael verlegt; unser modern christliches Empfinden kann sich aber damit nicht zufrieden geben, daß der Weltrichter gewissermaßen nur als stummer Wächter und Zeuge da oben thront, daß er eine abstrakt göttliche, aber menschlich unwahre Ruhe in diesem furchtbaren Akte bewahrt, als rollten sich da vor ihm nur die Stifte einer Spielwalze ab. Nein! da wo die ganze Welt der Kreaturen ein einziges großes Zeugniß für die sie durchwaltende sittliche Freiheit ist; da wo die vor den Thron des Richters Gerufenen erzittern

in allen Lebenstiefen: da muß auch die ewige Liebe selbst erglühen, sei es als die Lebenssonne, welche hinfort im Himmel den Geretteten leuchtet, sei es als der Vulkan, welcher sich öffnet, um die Mörder ihres Glückes zu verschlingen. Im Uebrigen aber wollen wir uns dankbar freuen, daß wir das großartige Werk von Cornelius besitzen; vom Geist einer wahrhaft göttlichen Kunst ist es jedenfalls beseelt.

Als Kunstwerke zweiten Ranges unter den deutschen Weltgerichtsbildern der Neuzeit verdienen noch Erwähnung: ein solches von E. Deger in der kaiserlichen Schloßkapelle zu Stolzenfels am Rhein. Oben kommt Christus in den Wolken des Himmels, begleitet links und rechts von je zwei Paaren blasender Posaunenengel. Ihm zur Rechten und Linken fungiren als Fürbitter Maria und der Täufer, denen sich die Apostel anreihen, voran Petrus und Paulus. Diesen wiederum schließen sich Vertreter des Alten und des Neuen Bundes an: rechts vom Richter der h. Joseph, Stephanus und andere, links Moses, Melchisedek, Abraham mit dem Knaben Isaak, Jakob mit seinen Frauen u. A. Ueber dieser ganzen Gruppe schweben zwei Engelgruppen aus je drei Engeln bestehend, welche die Marterwerkzeuge tragen. Das ist aber auch alles, so daß man das Bild wol nur als „Wiederkunft zum Gericht" bezeichnen kann. Ebenso ist in der Apollinariskirche bei Remagen im Hauptgemälde über dem Hochaltar Christus als Weltrichter dargestellt. In der Altlerchenfelder Kirche zu Wien hat Joseph Führich links vom Haupteingange den Engelsturz und rechts gegenüber das Weltgericht dargestellt. Auf ersterem stürzt Michael den Lucifer samt dessen Thron in die Tiefe, in der Rechten das Flammenschwert, in der Linken den Schild haltend. Der Leuchter, das Attribut des Lichtträgers Lucifer, ist gestürzt und seine Flammen fahren mit den Geistern nach abwärts. Aus dem Weltgerichtsbilde heben wir als eine originale Scene hervor, daß Kaiphas entsetzt zu Christus emporstarrt, während Judas sich an ihn schmiegt und nach oben deutet.

Miniaturmalerei.

Es wirkt fast wie ein Widerspruch in sich selbst, daß sogar die Miniaturmalerei sich dieses gewaltigen Stoffes bemächtigt hat. So kommen z. B. schon im 8. Jahrhundert leise Anfänge vom Weltgericht vor in einem irischen Evangeliar zu Skt. Gallen; auch in dem großen Evangelistar, welches Kaiser Heinrich II.

c. 1014 für den Dom zu Bamberg stiftete (jetzt in München), sind die Auferstehung der Todten und das Weltgericht abgebildet. Während beide sich dem byzantinischen Typus anschließen, bricht eigene Gedankengebung hindurch in einem Bilde des Weltgerichts vom Jahre 1194, welches sich in einem lateinischen Evangeliarium zu Wolfenbüttel findet. In einem Psalter des Landgrafen Hermann von Thüringen († 1216) (jetzt zu Stuttgart) ist ein Endgericht gemalt, in welchem die grüngekleidete Maria sanftflehend dargestellt ist; die freudigen Geberden der Seligen sind sehr ausdrucksvoll. Abrahams Schooß (am Ende des Buches) enthält Figuren, welche Blumen und Früchte tragen. Das Passionale des Klosters Zwiefalten auf der schwäbischen Alp enthält auch den Sturz der bösen Engel, sowie Michael als Sieger über den Drachen.

Das Jüngste Gericht kam vor in dem berühmten Hortus deliciarum der Aebtissin Herrad von Landsperg († 1159), welcher sich auf der Straßburger Bibliothek befand. — Es existirt in einem Psalter (1. Hälfte des 14. Jahrh.) in der Ambraser Sammlung zu Wien, welches in Federzeichnungen die Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht umspannt. — In einem Psalter der königl. Bibliothek zu Bamberg hat das Jüngste Gericht folgende Gestalt. Der vor dem Kreuz thronende Christus, das Richterschwert im Munde, zeigt seine Wundenmale in den ausgebreiteten Händen. An jeder Seite trägt ein Engel Marterwerkzeuge. Unten sieht man vier Auferstehende, welche ein Engel zur Seligkeit leitet; gegenüber der Erzengel Michael, welcher eine größere Anzahl Verdammter mit dem Schwerte fortscheucht. Diese umschlingt ein großer, aus dem Höllenrachen hervorschauender Teufel mit einer Kette. — Das sogenannte Zittauer Hungertuch von 1472 (Dresden) enthält auch das Jüngste Gericht unter seinen 108 Bildern. Es ist dies ein Fastentuch, welches zum Andenken an eine überstandene Hungersnot von dem Gewürzkrämer Jakob Gorteler zu Zittau in die dortige Johanniskirche gestiftet wurde. — Die königl. Bibliothek zu Berlin enthält das Manuskript des deutschen Gedichtes vom Leben der Maria von Werinher von Tegernsee (1173). Darin kommt vor eine ausgezeichnete Gruppe von Seligen und von Verdammten; trotz der geringen Mittel ist der dramatische Ausdruck besonders in der Haltung der Figuren sehr groß.

Digitized by Google

Glasmalerei.

Schon berechtigter ist das Weltgericht in der Glasmalerei. So enthält die Kathedrale von Nantes in einer Fensterrose der frühgothischen Zeit die sogenannten Apokalyptischen Bilder, d. h. Scenen des Weltgerichts, welche der Offenbarung Johannis nachgebildet sind. Desgleichen befindet sich das Weltgericht in der großen Rose der Westseite der Kathedrale von Chartres, in Sainte Radegonde zu Poitiers u. s. w., während es in der Kathedrale von Bourges auf ein ganzes Fenster vertheilt ist. Am berühmtesten ist ein Weltgericht, welches Jean Cousin (1501 bis 1590) auf Glas in der Kirche zu St. Romain herstellte. Jetzt gehört es dem Louvre zu Paris. Oben thront Christus in der Herrlichkeit des Paradieses; unter ihm links vom Beschauer steigen die Todten aus ihren Gräbern und schweben langsam gen Himmel empor, rechts aber werden die Verdammten zur Hölle hinabgestoßen. Die Barke des Todtenfährmanns ist vollgepfropft von Verdammten und wird gerudert von Gerippen, deren Schädel nach hinten gebogene Hörner tragen. Die Verdammten beiderlei Geschlechts sind nackt; einige brüten in stiller Verzweiflung, andere schreien fürchterlich. Am Ufer sind noch drei Seelen zurückgeblieben, welche sich auf das Aeußerste wehren; aber drei Gestalten — der Tod und zwei Teufel mit Löwen- und Hundsköpfen zerren sie in den Kahn. Der eigentliche Fährmann trägt einen Bund Schlüssel, womit er wahrscheinlich das Gefängniß der Verdammten auf- und zuschließt. Im Hintergrund schauen Verdammte hinter eisernen Gittern hervor auf die neu ankommenden Genossen.

Das Kloster Rathhausen in der Schweiz enthielt ein jetzt im Privatbesitz zu St. Gallen befindliches Glasgemälde des Kreuzganges, worauf das Jüngste Gericht mit allen möglichen Martern dargestellt war. Eine Stiftung der streng katholischen Stadt Luzern aus dem Jahre 1598, legte es alles Gewicht auf die Martern, mit welchen die Teufel die Verdammten heimsuchen. Die Bösen stehen auf mit den Merkmalen ihrer Leidenschaften, z. B. mit Spielkarten oder gefüllten Pokalen. Kulturhistorisch aber am interessantesten ist, daß Luther und Zwingli in dem weit geöffneten Höllenrachen sitzen und über der aufgeschlagenen Bibel miteinander streiten, während ein hundsköpfiger Teufel sie mit den Köpfen zusammenzustoßen sucht.

Das westliche Portalfenster des Langhauses im Dom zu

Digitized by Google

Brüssel enthält ein Jüngstes Gericht nach Franz Floris aus dem Jahre 1528. Zu Niederhaslach (Rheinlande) befindet sich ein Jüngstes Gericht aus dem Ende des 14. Jahrhunderts.

In einem Rosettenfenster des Münsters zu Basel thront Christus als Weltrichter zwischen posaunenden Engeln. Das Jüngste Gericht kommt ferner vor in einem Fenster des südlichen Seitenschiffes im Dom zu Straßburg; diese und andere Malereien jenes Schiffes rühren her von dem um 1348 blühenden Maler Hans von Kirchheim.

Emailmalerei.

Im Museum zu Granada befindet sich ein französischer kleiner Hausaltar (1 Fuß 9 Zoll hoch, aus 6 Tafeln in Kupfer bestehend). Oben in der mittleren Tafel sitzt Christus als Weltrichter, rechts und links Maria und der Täufer, darunter die Auferstehung. Auf der Weltkugel zu Christi Füßen, welche in drei Theile getheilt ist, werden die Welttheile Asia, Europa, Africa genannt. Auf der einen seitlichen Tafel führt Petrus die Erlösten zur Himmelspforte ein; auf der andern bildet der Rachen eines kolossalen Ungeheuers den Eingang zur Hölle, in welche die Verdammten gestürzt werden. Die überaus feine Arbeit ist in der Art von Jean Penicaud d. Ä. gehalten († 1590).

Der Schrein der heil. drei Könige zu Köln (Dom) enthält in der Abtheilung der schmaleren Vorderseite Christum, als Weltrichter auf einem Throne sitzend. Mit der Linken faßt dieser das auf dem linken Knie liegende Buch des Lebens, die Rechte hat er nicht segnend, sondern richtend erhoben. Vier Engel (zwei in voller Figur neben ihm, zwei in Halbfigur in je einem Rund über ihm) tragen die Leidenswerkzeuge. Auf einer Patene des Mainzer Domes findet sich in Email: Christus als Weltrichter, zu seinen Seiten Maria und Johannes (Anfang des 14. Jahrh.). Im Archiv der Lambertikirche zu Düsseldorf befindet sich der Deckel eines Evangelienbuches aus Skt. Trou in Luxemburg (Anfang des 13. Jahrh.); derselbe enthält das Jüngste Gericht, am Rande die Brustbilder der Apostel, sowie die Evangelistenzeichen.

Stickerei und Weberei.

Eine ausgezeichnete Leinenstickerei aus dem 14. Jahrhundert, welche sich im Besitz des Fürsten Solms zu Braunfels befindet,

enthält nur Christum als Weltrichter mit zwei Schwertern. Derselbe erscheint auch in Goldstickerei auf dunkelblauer Seite auf der sog. Kaiserdalmatika, welche die deutschen Könige als Chorherren von St. Peter in Rom seit der Hohenstaufenzeit trugen, und zwar während der Messe, welche jedesmal der Krönung voranging. Dieses ausgezeichnetste Werk der byzantinischen Schule auf dem Gebiete der mittelalterlichen kirchlichen Stickerei enthält auf der Vorderseite die Wiederkunft Christi zum Gericht. In der Mitte eines großen Strahlenkreises thront der bartlose Heiland in jugendlicher Schönheit auf dem Regenbogen; die Rechte ist erhoben, die Linke hält ein geöffnetes Buch. Darüber schweben das Kreuz und die anderen Marterwerkzeuge, um dasselbe herum die vier Evangelistenzeichen. Zu Seiten Christi stehen Maria und Johannes, dahinter im Halbkreis die Chöre der Engel, alle geflügelt, die Mehrzahl in der ausschließlich byzantinischen Tracht der Erzengel. Zu Füßen des Heilandes sieht man Schaaren von Männern und Frauen, Geistliche, Fürsten, eine Kaiserin, alle ohne Nimbus. Außerhalb des Kreises sitzt rechts von Christus ein Greis, welcher ein Kind auf dem Schooße hält (Abraham?); auf der linken Seite noch einmal der Täufer, blos mit dem Schurz bekleidet, hier also wol als Bußprediger in der Wüste, auf die Verdammten hinweisend. Auf einem Teppich im Dom zu Halberstadt (1. Hälfte des 12. Jahrh.) ist „Christus auf dem Regenbogen" sichtbar.

Der Krönungsmantel der ungarischen Könige ist von der Königin Gisela, Gemahlin des Königs Stephan und Schwester des Kaisers Heinrich II., im Jahre 1031 selbst angefertigt und der Kirche zu Stuhlweißenburg als Casula zum Geschenk gemacht worden. Der Stoff ist dunkelviolette Seide, worauf die Stickerei in Goldfäden ausgeführt ist. Auf dem Rücken des Gewandes befindet sich zweimal die Gestalt Christi: das einemal segnend, das andremal den Drachen (das Böse) mit Füßen tretend.

Holzschnitte, Kupferstiche, Kartons &c.

Während der byzantinische Typus des Weltgerichts ebenso viele Züge der Offenbarung Johannis entlehnte wie dem Evangelium des Matthäus, und während die ganze nachfolgende Fresko- und Tafelmalerei sich möglichst frei machte von der künstlerisch so schwer zu bewältigenden und undankbaren Apokalypse, so steht A. Dürer (1471—1528) mit seiner Illustration dieses Buches durch den

Holzschnitt einzig da in der ganzen Kunstgeschichte. 1498 veröffentlichte er „Die heimliche Offenbarung Johannis", mit 15 großen Holzschnitten geziert; obwol er einzelne Bilderversuche schon in der Kölnischen und der Koburger Bibel vorgefunden hatte[1]), so ist das Ganze doch eine originale Schöpfung ersten Ranges und bildet ein in einzelne Blätter auseinandergelegtes Weltgericht. Wenn man bedenkt, wie der schon an sich so spröde Stoff in der Apokalypse oftmals hart an der Grenze des Phantastischen steht; wenn man ferner erwägt, daß Dürer hier ähnlich frei erfinden mußte wie Rafael in seinen Tapetenkartons: so muß man sagen, daß dieser Bildercyklus vielleicht seine kühnste und freieste Leistung ist. Die harten Formen haben allerdings eher alles andere als etwas Einschmeichelndes; man übersieht sie aber um der tiefernsten Religiosität willen, von welcher offenbar diese Illustrationen getragen sind.

Das erste Bild enthält das Märtyrerleiden des Evangelisten Johannes vor dem Kaiser Domitian, das zweite die Berufung des Johannes durch Christus. Hier rollen die Augen des Herrn buchstäblich wie Feuerflammen und dem Munde entragt ein scharfes Schwert; beide Gestalten sind von Wolken und den sieben Leuchtern umgeben, Johannes ist nach vorn gebeugt in die Kniee gesunken und Christus hält in der Rechten die sieben Sterne.

3) Oben am Himmel steht von Lichtglanz umflossen in einer goldenen Mandorla der Stuhl Gottes, worauf das Buch mit den sieben Siegeln liegt, welche das Lamm lösen wird. Das mit Augen und Hörnern bedeckte Lamm hält Christus auf seinem Schooß, über dem Thron brennen sieben Lampen, ringsum die 24 Aeltesten, mit Harfen und mit Kronen auf dem Haupt oder in der Hand.

4) Die apokalyptischen Reiter. Alle drei blicken zornig nach vorwärts auf ihren dahinstürmenden Rossen: Der vorderste mit gespanntem Bogen, der zweite mit gezücktem Schwert, der dritte mit einer nach hinten geschwungenen Wage und gekleidet in die Tracht der Dürer'schen Zeit. Als vierter Reiter unten am Rand erscheint der Tod mit dem höllischen Dreizack auf einer sich mühsam fortbewegenden Mähre. Der Tod ist gedacht als vertrockneter Greis mit starren, wimperlosen Augen; hinter ihm verschlingt der offene Höllenschlund

[1]) Wie weit der Dürer jedenfalls unbekannte Kommentar zur Apokalypse aus Kloster Silos bei Burgos (jetzt im Brit. Museum) mit seinen Miniaturen vorangegangen ist, können wir z. Z. nicht angeben.

einen König, vor ihm stürzen die Opfer dahin, welche er sich holen will: eine nürnberger Hausfrau, ein feister Kaufherr, ein schreiender Bauer, ein Bürger, ein Mönch.

5) Die Vertheilung der weißen Kleider an die Märtyrer des Glaubens oben über den Wolken und darunter die Verdunkelung von Sonne und Mond, sowie das Herabfallen der Sterne. Die Seelen der Märtyrer werden von Engeln getröstet und die Erschlagenen unter dem Altar Gottes werden bekleidet. Der untere Theil enthält das Strafgericht Gottes am großen Tage seines Zornes; da verkriechen sich Kaiser und Kaiserin, da jammert der Papst und der Kardinal, die Bischöfe und die Mönche, verflucht von einer Mutter mit ihren Kindern.

6) Die vier Engel, welche den vier Winden wehren, und die Versiegelung der 144 000 Heiligen. Die Würgengel sind hagere, bartlose Männer mit riesigen Geierflügeln und lang herabfallenden Gewändern, die Faust am Schwerte ruhend; am Himmel aber bringt ein Engel das Kreuz und das Zeichen desselben schreibt ein anderer Engel auf die Stirnen der zur Rechten Knieenden.

7) Christus vertheilt die Posaunen an die sieben Engel; darunter die Plagen, welche die fünf ersten von ihnen verursachen.

8) Die Loslassung der vier Engel, welche gebunden liegen am großen Wasserstrom Euphrat. Oben schaut Christus zu, wie sie unten den dritten Theil der Menschen tödten, d. h. fast nur Männer. In diesem fürchterlichen Vertilgungskrieg werden Papst, Kaiser und Bischöfe ebenso geschlagen wie die andern; über den Engeln schweben Ritter, welche auf feuerspeienden Löwen reiten.

9) Johannes verschlingt das Buch, welches ihm ein Engel reicht.

10) Das mit der Sonne bekleidete gekrönte Weib steht auf der Mondsichel, daneben der ihre Kinder bedrohende siebenköpfige Drache, welcher auf seinen sieben Hörnern Kronen trägt; von ihr tragen zwei Engel ein nacktes Knäblein auf einem Tuch empor zu Christus, welcher segnend aus den Wolken herniederblickt.

11) Kampf des Michael und drei anderer Engel mit dem Satan und seinem Drachen, und Sturz der letzteren. Michael steht auf dem Bauch der alten Schlange und bohrt ihr den langen Speer in die Kehle; Michael ist vollständig gewaffnet und bekleidet, trägt aber große Flügel.

12) Die Anbetung der beiden dem Meer entstiegenen Ungeheuer. Vor dem siebenköpfigen Drachen knieen andächtig die ge-

krönten Häupter der Erde; oben aber schaut Gott herab, mit der Krone auf dem Haupte, angethan mit dem Pallium, aber mit der Sichel in der Hand.

13) Der Triumph der Auserwählten, welche in ungeheuerm Gedränge Palmen tragen und ein Triumphlied anstimmen. Dabei beten sie das Lamm an, welches mit den Vorderpfoten die Siegesfahne hält und, auf dem Regenbogen stehend, sein Blut in einen Kelch fließen läßt, worin es ein Bischof auffängt.

14) Die Geschichte der großen babylonischen Hure, welche auf einem Drachen reitet; sie trägt eine ungeheuere Frisur und die linke Schulter entblößt.

15) Die Racheengel haben einen riesigen Schlüssel und ein Schloß in Bereitschaft, um den Drachen auf tausend Jahre in dem Abgrund zu verschließen, indeß oben ein anderer Engel dem Johannes das neue Jerusalem zeigt.

Wir besitzen übrigens noch einen besonderen Holzschnitt des Weltgerichts von Dürer, auf welchem die Scheidung in Selige und Verdammte nicht stattfindet und an die Stelle der Posaunenengel die Engel mit den Marterwerkzeugen treten. Christus hat die Rechte zum Segnen erhoben, während die Linke abzuweisen scheint. Das letzte Bild der „Kleinen Passion“ enthält Christum, wie er im Königsgewand auf der Weltkugel sitzt. Mehr von seinem Haupte als von seinem Munde gehen rechts die Lilie, links das Schwert aus. Zu seinen beiden Seiten rufen Posaunenengel zum Gericht, rechts und links knieen Maria und Johannes in fürbittender Haltung, etwas tiefer werden die nackten Gerechten von Engeln in den strahlenden Himmel geführt, während links von Teufeln die Verdammten in den offenen Höllenrachen getrieben werden. Ganz unten erblickt man die allgemeine Auferstehung angedeutet. Erwähnung verdient auch noch die Scene „Christus in der Vorhölle“ in der Kleinen Passion. Christus mit der Siegesfahne holt den Moses, Johannes den Täufer, Adam und Eva (?), besonders aber den Hiob aus einem unterirdischen Verließ, auf dessen Brüstung ein Teufel zetert über seinen Verlust. Auf einem Kupferstich von 1512 ist dieselbe Scene dahin erweitert, daß mehrere Höllenungethüme den Heiland beißen wollen und ein krötenartiger Teufel von oben auf Adam und Eva sticht. Ganz ähnlich ein Holzschnitt in der Großen Passion. Auch in den Randzeichnungen Dürers zum Gebetbuch Maximilian I. kommen

Gerichtsscenen vor, endlich auch ein Holzschnitt „Kampf des Michael mit dem Satan“.

Ein schon vor Dürer in geschrotener Manier ausgeführter Stich eines unbekannten Meisters zeigt Christum auf doppeltem Regenbogen thronend, umwallt von einem über der Brust zusammengehaltenen Mantel, beide Hände gleichmäßig ausbreitend, Lilie und Schwert von seinem Munde ausgehen lassend. Rechts und links in den oberen Ecken hält je ein Engel Kreuz und Dornenkrone, während gerade unter Christus noch ein Engel die übrigen Marterwerkzeuge hält. Auf einer Wolkenschicht sitzen rechts und links je sechs Apostel als Beisitzer, ohne die üblichen Symbole, doch mit individualisirtem Ausdruck der Züge und Hände. Rechts und links knieen in fürbittender Stellung Maria und Johannes der Täufer, erstere mit der Krone auf dem Haupt und lang herabwallendem Haupthaar. Von beiden Fürbittern gehen Posaunenengel aus. Auf der unteren Hälfte des Bildes vollzieht sich die Auferstehung. Alle entsteigen nackt ihren Gräbern, die betenden Frommen werden von Engeln in Empfang genommen, während die Bösen mit Geberden der Verzweiflung, von Schlangen umwunden, von Teufeln fortgeschleppt oder in den Feuerpfuhl gestürzt werden. Hinter einem Fenster sehen Höllenbewohner hervor auf die neuen Ankömmlinge. Ganz unten verschlingt der Höllenrachen eine Unmasse von Verdammten, während links ein Engel die nackten Seligen zu Petrus führt, welcher ihnen das Himmelsthor aufschließen soll.

Während ein Holzschnitt von Wohlgemuth (1434—1519) aus dem Jahre 1490 nur als überaus geschmacklos bezeichnet werden muß, artet ein solcher von Heemskerck (1498—1574) aus dem Jahre 1569 geradezu in Gemeinheit aus. Das Weltgericht des letzteren zerfällt in zwei Halbkugeln, von denen die eine die Seligkeit des Himmels, die andere die Qualen der Hölle schildert. Auf dem ersten Bilde sitzt Gottvater mit der dreifachen Krone und hält den nackten Christus auf dem Schooße, während über beiden die Taube schwebt. Diese Dreieinigkeit wird angebetet von zahllosen Engeln und Heiligen, welche auf ihren Knieen liegend dem Beschauer nur ihr Hintertheil zukehren. Darunter sitzen nackte Menschen, welche dasselbe freche Spiel wiederholen. Noch schlimmer geht es in der Hölle zu. Der Satan reitet auf dem Höllenhund, dieser aber sitzt auf dem Rachen eines Thieres, dessen „zierliche Fresse“ (R. Wagner) und Augen Feuer sprühen. Weiter reitet

inmitten des feurigen Pfuhles ein anderer Teufel auf einem Knäuel von Verdammten; ein Mann wird an den Haaren in das Feuer geschleppt, ein Weib auf eine nicht wiederzugebende Art hineingestoßen, einem am Boden liegenden Höllenbewohner aber wird von einem Teufel ein Schwedentrunk beigebracht auf eine Art, welche sich selbst der Andeutung entzieht.

Giovanni Battista Fontana (1528?—1570) hat ein Weltgericht gestochen, auf welchem die Trinität vorkommt. Oben in der Mitte erscheint in einer unendlichen Glorie von Seraphim die Halbfigur von Gottvater. Dieser ist gedacht als vollbärtiger Greis, umschlossen von wehendem Mantel, in der Rechten das Scepter, in der Linken die Weltkugel haltend. Von ihm geht aus nach unten die von einer Lichtfülle umflossene Taube des h. Geistes, unter welcher Christus auf einer Wolke thront, mit der Rechten segnend, mit der Linken abweisend. Unmittelbar zu seinen Seiten halten nackte kleine Engel Lorbeerzweig und Schwert, dann folgt rechts die Maria mit den weiblichen Heiligen, links der Täufer und die Apostel. Hoch oben rechts und links schleppen Engel die Marterwerkzeuge herbei. Christus sendet vier Posaunenengel zur Erde; rechts von ihm gehen die Seligen nackt zum Himmel ein, von Engeln geleitet und nur von hinten sichtbar; in der Mitte schleppen Teufel die Verdammten in den Höllenrachen, wo sie die Foltern der Erde erwarten. Die untere Hälfte der Komposition ist dürftig, die obere schablonenmäßig.

Erwähnung verdienen noch mehrere Kupferstiche von Martino Rota aus dem Jahre 1576; als Schöpfer des Originals wird Tizian angesehen. Jedenfalls muß der ursprüngliche Meister das Werk des Michelangelo gekannt haben; sein Werk enthält eine ungeheuere Fülle von Köpfen und Gestalten, ist in rein malerischer Weise vielfach auf Glanz der Farbe berechnet und bekundet die eklektische Zusammenstellung und Symbolik eines persönlich indifferent dem religiösen Stoffe gegenüber stehenden Künstlers. Der nackte Christus thront auf dem Regenbogen, das Haupt umgeben von einer dreieckigen vollen Lichtglorie, welche sich in mächtigem Strahlenglanze verliert und in einen dreifachen Kranz von Engelsköpfen übergeht. Diese in regelmäßigen Perlenschnuren angeordneten Köpfe werden um so größer, je weiter sie abstehen. Daran schließen sich rechts und links freier bewegte, zum Theil heranfliegende, zum Theil sitzende Engel, welche auf mannichfaltige Weise ihren Antheil

an dem ernsten Vorgange kund geben. In weiteren Abständen von Christus sitzen rechts und links die Apostel in malerischen Stellungen und erkennbar an ihren herkömmlichen Attributen. Christo zunächst stehen die Madonna mit fürbittend erhobenen Händen und Johannes der Täufer; links auf feurigem Wagen Elias und Elisa. In der mittleren (äußerlich nicht markirten) Schicht befindet sich eine Schaar von Märtyrern, welche ihre Marterwerkzeuge vorzeigen; vor ihnen halten Engel die Bücher des Lebens aufgeschlagen; darunter sind erkennbar die alttestamentlichen Frommen, Adam und Eva, Noah, Moses, David, Hiob, Daniel, außerdem eine große Menge von Kirchenlehrern. Noch tiefer, fast in der Mitte des Bildes schwebt der Erzengel Michael, mit der Rechten das Schwert schwingend, mit der Linken die Wage haltend. Auch er steht in einer Glorie von Engelsköpfen, und wird in seinem Amte unterstützt von Engeln, welche auf Posaunen blasen, oder solchen, welche die Seligen in den Himmel weisen. Letzterer wird angedeutet durch das Auge Gottes im Dreieck. Die Verdammten werden vom Tode, einem Gerippe mit der Sense und von schlangenbewaffneten Teufeln in den feurigen Pfuhl getrieben; die Teufel tragen kleine Hörner an der Stirn, sind aber im Uebrigen ganz menschenähnlich gebildet. Ganz unten endlich stehen die Todten auf. So ist denn der Grundzug des Bildes ein epischer und die Anordnung trotz der ungeheuern Fülle von Gestalten eine harmonische, der Höllensturz nimmt verhältnißmäßig einen kleinen Raum ein und Christus ist überwiegend als der gnädige Richter gefaßt.

Auf einem Kupferstich des Andrea Mantegna (1431 bis 1506) findet sich folgende Darstellung. Christus wird vom Rücken gesehen, zu seiner Linken steht der schon befreite gute Schächer mit einem großen Kreuz, rechts zwei Vorväter und eine Frau; in der Luft drei Teufel, welche in Hörner stoßen. Christus in voller Gewandung trägt die Siegesfahne hinein in ein Verließ, dessen eisenbeschlagene Thüren zerbrochen am Boden liegen. — Im königl. Kupferstichkabinet zu Dresden finden sich drei sehr frühe Blätter des niederdeutschen Meisters der Schöpfungstage. Darauf ist der angeblich am zweiten Schöpfungstage stattfindende Sturz der Engel in roher Arbeit der Zeichnung und des Grabstichels sichtbar. Im Kupferstichkabinet zu Berlin desgleichen ein Blatt „Erzengel Michael im Kampf mit dem Drachen. Interessant sind zwei Kupferstiche dadurch, daß auf ihnen das Weltgericht nicht

Christus allein, sondern von der Dreieinigkeit vollzogen wird: der schon erwähnte von J. B. Fontana (Mitte des 16. Jahrh.) und von Marius Kartarus (Rom, Mitte des 16. Jahrh.).

Aus der Neuzeit gehören hierher noch eine Anzahl von Kartons und Zeichnungen. So hat Peter von Cornelius in Deckfarben ein Gemälde ausgeführt, welches er „Erwartung des Jüngsten Gerichts" nannte. Es befindet sich jetzt in der Nationalgallerie zu Berlin und war ursprünglich für den von Friedrich Wilhelm IV. geplanten protestantischen Dom in Berlin bestimmt. Nach der Idee des Stifters sollte es an Umfang und Höhe die Freske der Ludwigskirche übertreffen; es muß gedacht werden als ein Altarbild für eine Kirche im alten Basilikenstil und wird durch Wolkenschichten in parallele Streifen getheilt. Ganz oben in der Mitte schweben Engel mit den Marterwerkzeugen, etwas tiefer rechts und links bringen die 24 Aeltesten in weißen Gewändern dem Heiland ihre Kronen dar. Dieser thront in imponirender Hoheit auf den Symbolen der vier Evangelisten; angethan mit einem weißen Mantel, innerhalb des von Cherubim umgebenen goldenen Himmels sitzend, doch die Füße auf Wolken mit Engeln setzend, erhebt er die Hände segnend nach beiden Seiten. Rechts von ihm erscheint die Maria, links der Täufer als Fürbitter, hinter ihnen sitzen in zwei Reihen etwas höher die Märtyrer, tiefer die Erzväter und Apostel. Unter der Glorie, welche Christum umschließt, ruht der Engel mit dem Buch des Lebens, umgeben von vier Posaunenengeln. Unter ihnen zieht sich die Gruppe der Kirchenväter und Einsiedler hin, auf den Stufen rechts der Erzengel Michael mit dem Schwert und der Engel des Gerichts mit der Wage herabsteigend, links Paradiesesengel, welche Selige nach oben führen. Unten auf der Erde wenden sich vier Engel zu den Menschen und bringen ihnen die Dornenkrone als Zeichen irdischen Leidens, den Oelzweig als Sinnbild des Friedens und die Palme als Sinnbild der Seligkeit. Auf der andern Seite befinden sich Engel, welche die Menschen schützen vor Verführung und auf ihre guten Werke achten. Auf dem Erdboden knieen die Glieder des preußischen Königshauses, voran der König Friedrich Wilhelm IV. und dessen Gemahlin Elisabeth, hinter ihnen Gruppen von hervorragenden Männern der Kunst und Wissenschaft: sie alle blicken gläubig empor zu dem Kreuz am Altar und warten auf den Ruf der Posaunen.

Digitized by Google

Man darf dem Künstler keinen Vorwurf daraus machen, daß er auf diesem koloristisch tüchtigen Gemälde die königliche Familie in preußischer Generalsuniform angebracht hat. Der König hatte dies ausdrücklich vorgeschrieben und wollte damit seinen Wahlspruch ausdrücken: ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Auch er will sich dem Erlöser gegenüber nur als armer Sünder fühlen, und um dieses Grundgedankens willen darf man die allerdings störenden Uniformen wol übersehen. Wenn aber Herm. Riegel in seinem „Peter Cornelius" (1. Aufl. S. 251) dieses Bild höher stellt als alle andern Schöpfungen des Meisters, weil Cornelius darin den Gedanken des Weltgerichts zu dem der Welterlösung erhoben habe: so vermögen wir dieser Ueberspannung des christlichen Humanitätsgedankens nicht zu folgen. Wol aber schließen wir uns gern der Deutung Riegels an, welche er dem Bilde giebt: das ganze Leben des Christen ist ein stilles Warten auf das Ende und das Gericht.

Mit Cornelius konkurrirten damals in den vierziger Jahren Steinle und Veit, deren Kartons sich noch jetzt in der Nationalgallerie zu Berlin befinden. Bei Steinle thront auf dem Regenbogen am goldenen Himmel Christus, umgeben von den vier Evangelisten und die Hände zum Segnen erhebend. Links kniet Maria und rechts stehen die sieben Engel mit Posaunen, harrend auf den Befehl des Herrn. Ueber Christo schweben aus dem Himmel herab die Cherubim, rechts und links Schaaren von Heiligen, unter ihnen die Erzväter und Propheten des Alten Bundes, rechts Adam und Eva knieend. Unter Christus und zu ihm emporweisend steht Johannes der Täufer inmitten der sitzenden Apostel, darunter in längerer Reihe Schaaren von Märtyrern und Heiligen der Kirche, unter denen links die Kirchenväter Gregor, Hieronymus, Ambrosius und Augustin sichtbar werden. Auf den tieferen Wolkenschichten sind Engelchöre, welche die Menschen zum Gericht rufen. Auf einer Erhöhung des Erdbodens kniet Friedrich Wilhelm IV., neben ihm seine Gemahlin, weiter zurück die übrigen Glieder des Königshauses, woran sich die Gemeinde der Gläubigen reiht.

Bei Veit erhebt der auf Wolken thronende Christus segnend seine Hände, zu seinen Füßen die Zeichen der Evangelisten und um ihn sieben Seraphim, hinter diesen Schaaren von Engeln, darunter vier mit den Marterwerkzeugen. Rechts von ihm kniet Maria mit der Krone, links der Engel des Gerichts mit der Posaune, vor ihm Johannes der Täufer, zu Christus emporweisend, unter

Digitized by Google

ihm Adam und Eva, rechts und links die Schaaren der Erzväter und Propheten, Heiligen und Märtyrer. Aus dem Himmel schweben sechs Engel mit den Symbolen des christlichen Lebens zur Erde herab, unterhalb auf hohem Thronbau sitzend und gläubig die Blicke nach oben gerichtet Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin, umgeben von Prinzen und Prinzessinnen ihres Hauses. Rechts von ihnen stehen vor einem gothischen Dom Geistliche der verschiedenen christlichen Konfessionen, links vor den sich aufthürmenden Mauern einer preußischen Festung Vertreter des preußischen Heeres. Auf dem Unterbau des Thrones erblickt man Vertreter der Kunst und Wissenschaft, während auf dem vordersten Plan des Bildes ein Säemann Saatkörner als Sinnbild der Hoffnung ausstreut. Von links nahen Leidtragende mit einem Sarge, zu welchen ein Greis die Gruft aushebt; rechts dagegen naht ein vom Volke geleiteter Brautzug.

Endlich befindet sich in der Nationalgallerie noch ein Karton „Christus als Weltrichter", gemalt 1865 von A. Baur. Auf Wolken thront in einer mandelförmigen Glorie Christus, geradeaus blickend und die Wundenmale seiner Hände zeigend; neben ihm rechts Moses mit den Gesetzestafeln, links der Prophet Elias, unterhalb die Engel mit den Posaunen des Gerichts und dem geöffneten Buch des Lebens. Zur Linken fliegt der Erzengel Gabriel mit den Zeichen der Passion herzu, hinter ihm, um Petrus geschaart, Adam und Eva, David und Magdalena mit dem durch einen Engel in den Schooß des Vaters zurückgeführten verlorenen Sohn. Hinter dieser Gruppe ist der reuige Schächer, welchen zwei Engel vom Kreuze lösen; auf der rechten Seite der Erzengel Michael mit drohend erhobenem Schwert, vor ihm die Verdammten von Teufeln gepeinigt und gefesselt, unter ihnen der unbußfertige Schächer, von zwei Teufeln gequält. Dieser Karton ist für den Schwurgerichtssaal zu Elberfeld als Freske von Baur ausgeführt worden. Auch Friedrich Overbeck hat den oberen Fries seines Kartons „Die letzte Oelung" ausgefüllt durch „Christus als Weltrichter", umgeben von den Aposteln. Die Seitenleiste links enthält die Auferstehung des Fleisches, die Seitenleiste rechts den Sturz der Verdammten, der Sockel endlich die Erwählten, von Engeln geführt, paarweise zum Himmel emporfliegend. Desgleichen enthält der Karton „Die Buße" am Sockel Gottvater, wie er Adam und Eva auf die Erlösung, d. h. auf Maria und Christus (!)

hinweist. Beide Werke befinden sich in der Berliner Nationalgallerie. Kulturhistorisch interessant ist die Thatsache, daß in den zwanziger Jahren die Decke des Assisensaales zu Koblenz durch drei Schüler des Peter von Cornelius (Stilke, Stürmer und Anschütz) mit dem Jüngsten Gericht geschmückt werden sollte. Wahrscheinlich weil Luthern eine Stelle im Himmel angewiesen war, wurde die Arbeit eingestellt; angeblich 1842 vollendet, existirt sie jetzt nicht mehr.

K. G. Pfannschmidt (geb. 1819) hat acht Blätter gezeichnet: „Das Wehen des Gerichts“, welche zumeist Gleichnisse des Herrn darstellen. Das Gericht selbst ist durch das Gleichniß von den zehn Jungfrauen angedeutet: Christus erscheint als Bräutigam mit dem rufenden und dem zum jüngsten Tag posaunenden Erzengel. Pfannschmidt arbeitet stets künstlerisch trefflich und zugleich religiös weihevoll. Hierher gehören endlich auch noch einige Scenen aus den Camposanto-Kartons von Peter von Cornelius. An erster Stelle nennen wir die weltbekannten „Apokalyptischen Reiter“. Voran stürmt ein Reiter mit der Krone auf weißem Pferde, welcher mit seinen Pfeilen die Pest bringt; dann ein Reiter auf rotem Roß, welcher den Aufruhr im eigenen Lande verursacht; dazu bricht Theuerung und Hungersnoth herein, welche der Reiter auf schwarzem Pferd mit der Wage herbeischleppt; nach all diesem Elend stürmt endlich auf fahlem Rosse der Tod dahin und die Hölle folgt ihm nach.

Das zweite Hauptbild enthält die Auferstehung. Auf hohem Felsen ruht in leisem Schlummer der Engel des Weltgerichts, erkenntlich am Schwert in der Rechten. Ein Hauch von Wehmuth lagert auf seinem Antlitz, die Rechte hat das Schwert nachlässig sinken lassen, das Buch des Lebens liegt noch verschlossen auf dem Schooße. Im Vordergrunde weilen Gruppen von Auferstandenen, welche erwartungsvoll nach oben blicken, wie geblendet von der Fülle des auf sie einströmenden Lichtes. Die demüthig Zögernden werden von einem mild lächelnden Engel ermuthigt, während auf der andern Seite eine Gruppe voll Entsetzen zu Boden stürzt, darunter besonders auffallend ein imponirend schönes Weib. In der Mitte findet ein Elternpaar sich und seine beiden ungefähr fünfjährigen Kinder wieder, deren wonnevolles Wiedersehen wunderbar ergreift. Zugleich nimmt ein Engel selige Frauen in Empfang. Alle Auferstandenen sind nackt, doch ist bei allen eine leichte Gewandung

sehr ansprechend vertheilt. Bemerkenswert dürfte sein, daß nur fünf Personen zur Verdammniß aufstehen, also viel weniger als die Zahl der Guten auf der Seite beträgt. Die Geberde der Verzweiflung ist hier grandios: alle diese Unglücklichen kommen erst jetzt zur vollen Erkenntniß ihrer Schuld und ihres Verderbens. Aehnlich großartig sind auch auf einem andern Bilde die sieben männlichen und weiblichen Engel mit den Schalen des Zornes.

Das dritte Hauptbild ist der Untergang von Babylon. Voran rechts auf einem Felsen steht die markige Gestalt des Engels mit dem Schwert, welcher die Hand gegen die sündhafte Stadt ausstreckt: es ist Michael im Panzer, darüber das Engelsgewand, aus welchem die Flügel hervorragen. Mit hoch erhobener Linken spricht er den Fluch über die brennende Stadt, aus welcher die Bewohner mit ihrer Habe flüchten, alle Grade der Angst kundgebend. Die Fürsten schauen verzweiflungsvoll dem hereinbrechenden Verderben zu, sich auch jetzt noch trotzig abwendend oder in ohnmächtigem Verzagen die Hände ringend. Im Vordergrunde aber packt uns der fürchterlichste Jammer. Hier ist das Weib von Babylon, welches alle diese Elenden verführt hat, von ihrem siebenköpfigen Thier todt herabgestürzt: noch im Verlöschen Züge und Gestalt von dämonischer Schönheit entwickelnd. Der Hand ist der Becher entfallen, welcher so Viele ins Verderben gelockt, eine Reihe ihrer Opfer liegt um sie her gebrochen am Boden und zähnefletschend kehren sich noch die Köpfe des fürchterlichen Thieres nach ihr um. Der Oberkörper dieses Weibes ist entblößt und das reiche Haar dient ihr als Unterlage. Die Köpfe der Männer, welche mit ihr gebuhlt haben, sind von einem Adel, wie ihn die Kunst nur selten hervorgebracht hat. Das Haupt des einen nimmt tieftraurig, aber verzeihend sein Weib in ihre Arme; eine andere aber starrt samt ihrem Kinde verzweifelnd auf ihren Gatten, rauft sich das Haar aus und verhüllt ihr Antlitz.

Von ähnlicher Größe des Stils ist „Satans Sturz". Das Haupt des urbösen Engels ist von Schlangen umwunden, den Schultern entragen Geierflügel, der Mund ist zum qualvollen Stöhnen geöffnet. Mit der Linken hält Satan einen Apfel, mit der Rechten wehrt er verzweifelnd den Engel ab, welcher ihn fesselt. Die Züge des ohnmächtig am Boden liegenden Lucifer sind weiblich, der Unterkörper aber läuft aus in Bocksfüße, deren linker von einer Schlange gebissen wird.

Digitized by Google

Die Seligkeit läßt Cornelius als etwas Unaussprechliches nur ahnen: das neue Jerusalem senkt sich als ein himmlisch schönes Weib mit der Siegesfahne, getragen von ähnlich schönen Engelsjungfrauen, hernieder zur Erde, um diese zum Himmel selbst für die erwartungsvollen Gläubigen zu machen.

Hoch charakteristisch ist endlich „Christus als Weltrichter" auf der vierten Wand. Dort trägt zwar der halb entblößte Heiland die Krone auf dem Haupt und die Sichel in der Hand; aber tiefbekümmert stützt er den Kopf in die Hand, seiner traurigen Aufgabe harrend. So handelt selbst im Weltgericht nur der Schmerz der Liebe, nicht aber der Zorn des Beleidigten!

Die vorstehende Uebersicht dürfte ergeben haben, daß bis auf den heutigen Tag die bildende Kunst nicht davor zurückgeschreckt ist, einen so gewaltigen Stoff wie das Weltgericht zu bemeistern. In einigen ihrer Schöpfungen hat sie zwar nicht den Gipfel der möglichen Vollendung erstiegen, aber doch Großartiges geleistet; die Vermählung von vollendeter Technik und gläubiger, aber freier Verwerthung der neutestamentlichen Andeutungen bleibt der Zukunft vorbehalten.

Digitized by Google

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band X. Heft 6.

Die neue deutsche Rechtschreibung.

Von

Dr. G. A. Saalfeld.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
Schiller, Wilhelm Tell 4, 2.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1885.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Unlängst ist von berufener Feder den Lesern unserer „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ die deutsche Schule in ihren verschiedenen Formen und Abstufungen und ihrer Stellung zur christlichen Kirche eingehend und sachgemäß beleuchtet worden. In der deutschen Schule selbst aber giebt es augenblicklich ein Gebiet, welches, vielfach verkannt, ja sogar verleumdet, das Interesse des christlichen deutschen Hauses in hervorragendem Maße zu beanspruchen berechtigt ist: die s. g. neue deutsche Rechtschreibung.

Die so genannte! Denn gerade darin besteht der verhängnisvolle, von vielen geteilte Irrtum, daß die nunmehr glücklich amtlich geordnete Rechtschreibung ihren wesentlichen Bestandteilen nach ein Erzeugnis allerneuster Willkür sei. Es soll die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen sein, das Wagnis zu unternehmen, das Irrige jener Anschauung zu beseitigen[1]).

Noch vor ganz kurzer Zeit war es eine Art Modelaune, daß auf diese Rechtschreibung von Unberufenen Rückenangriffe unternommen wurden. Besonders zu Anfang des Jahres 1883 hatten sich in verschiedenen Wochen-, bezw. Monatsschriften Stimmen hören lassen, welche mit wenig Verständnis, dafür aber mit desto größerem Kraftaufwand den Versuch gemacht, die segensreiche Bedeutung dieser längst als nötig erkannten Neuerung oder vielmehr Festsetzung der richtigen Schreibweise lächerlich zu machen und nach Willkür herabzusetzen. Den Versuch! Denn niemand unter den wahrhaft Gebildeten, die sich wirklich ernsthaft um die orthogra-

[1]) Verfasser citiert im folgenden teilweise seinen Aufsatz: „Ein Kapitel aus der s. g. neuen Orthographie, eingesandt von einem Schulmann.“ Sonntagsbeilage der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Nr. 14. Sonntag, 8. April 1883.

phische Frage und ihre schließliche glückliche Lösung gekümmert haben, dürfte darüber im Zweifel sein, daß nur — absichtliche oder unabsichtliche — Unkenntnis mit dem wirklichen Sachverhalt z. B. einen Satz als nach der neuen Orthographie geschrieben hinstellen kann, wie:

„Nun get zu Euern vererten Lerern und tut, was sie Euch befelen!“[1])

Denn: „Nun geht zu Euern verehrten Lehrern und thut, was sie Euch befehlen!“

verlangen die Regeln der jetzigen Rechtschreibung gerade so gut, wie früher. Auf die mehr groben und plumpen, als witzigen Angriffe gegen die neue Rechtschreibung, wie sie aus jener Feder flossen, hier näher einzugehen, verbieten Raum und Höflichkeit.

Aber auch eine andere Stimme, freilich eine ganz andere, wissenschaftlich beachtenswerte, die sich anläßlich „einiger Bemerkungen über unser Gymnasialwesen“ hören ließ[2]), spricht von der „unnützen Pein, welche die neue Orthographie der mißhandelten Jugend bereitet hat.“ — Ja, wer litt denn aber am meisten unter den widersprechendsten Regeln der früheren, ungeeinigten Rechtschreibung? Etwa wir Erwachsenen, die wir schrieben und druckten, wie wir wollten? Nein und aber nein! Die Schuljugend war es, sie ganz allein. Konnte es doch vorkommen, daß ein Schüler, was er das eine Jahr als orthographisch richtig gelernt hatte, im nächsten Jahre in einer andern Klasse als orthographisch unrichtig angestrichen sehen mußte, nur weil er bei einem andern Lehrer Unterricht hatte, welcher andere, an sich durchaus unverwerfliche Grundsätze der Rechtschreibung für richtiger hielt. Nun stellten wohl die meisten Unterrichtsanstalten, besonders die höheren, eine Art Richtschnur, jede für sich, auf; diese paßte aber dann nicht zu der einer anderen Schule manchmal derselben Stadt, häufig genug derselben Provinz, so daß Unzuträglichkeiten verdrießlichster Art erwachsen mußten.

Und wohin sollte es denn mit uns überhaupt noch kommen?

---

[1]) Ein Gespräch mit meinen Kindern. Von Wilhelm Jensen. Gegenwart Nr. 2 (13. Januar 1883). — Abgedruckt u. a. auch im Buchhändler-Börsenblatt Nr. 17 (22. Januar 1883). —

[2]) v. Treitschke, Preußische Jahrbücher. Berlin 1883. 53. Band. Februarheft. S. 170. —

Digitized by Google

Bei den Italienern herrscht eine wesentlich phonetische Rechtschreibung, welche mit dem Lautbestand des 17. Jahrhunderts nicht mehr ganz mit dem jetzigen stimmt; bei den Engländern herrscht das historische, bei den Franzosen ergänzt sich das historische und phonetische Prinzip; nur bei uns Deutschen ist das phonetische Grundprinzip von dem historisch-grammatischen und dem Deutlichkeitsprinzip mehrfach und in verschiedener Weise verändert worden, ohne daß es früher jemals zu einem sicheren Abschluß gekommen wäre. Eines jeden Volkes Orthographie hat ihre eigene Geschichte, welche der Entwicklung der Sprache schneller oder langsamer nachfolgt; die jeweilige Orthographie ist eine Art stillschweigender Übereinkunft, eine Modesache, nur daß wiederum bei uns Deutschen die Mode hierin bisher noch nie eine allgemeine geworden war.

Man werfe doch einmal einen Blick nach Frankreich hinüber, wo die Akademie in Paris von Zeit zu Zeit eine Richtschnur aufstellt, wie geschrieben werden soll; danach richtet sich alsdann jedermann, ohne sich sonst in seiner Freiheit im geringsten stören zu lassen. Heißt es doch in derselben Sprache nach Büffons Ausspruch:

„Les ouvrages bien écrits seront les seuls qui passeront à la postérité: la quantité des connaissances, la singularité des faits, la nouveauté même des découvertes, ne sont pas de sûrs garants de l'immortalité; si les ouvrages qui les contiennent ne roulent que sur de petits objets, s'ils sont écrits sans goût, sans noblesse et sans génie, ils périront, parce que les connaissances, les faits et les découvertes s'enlèvent aisément, se transportent, et gagnent même à être mises en œuvre par des mains plus habiles. Ces choses sont hors de l'homme, le style est l'homme même: le style ne peut donc ni s'enlever, ni se transporter, ni s'altérer." —

Also le style c'est l'homme, und nicht etwa „les lettres" oder dergl. mehr. So hat die französische Akademie vor beinahe 50 Jahren aus phonetischem Prinzip das ä lautende **oi** durch **ai** ersetzt; ähnlich ersetzte vor ungefähr 20 Jahren die spanische Akademie zu Madrid das **x**, welches völlig aus der Sprache ausgemerzt wurde, durch den Buchstaben **j**, so daß es dort jetzt Alejandro, Mejico, Jenil, Jerez de la Frontera, Jucar u. s. w. heißt, ohne daß irgend jemand diese vernünftige Beseitigung eines

Digitized by Google

alten Zopfes auch nur im stillen beklagt oder gar öffentlich bejammert hätte.

Und wir? Wenn wir die Originalausgaben der Werke in neuhochdeutscher Sprache, seitdem die letzte Lautverschiebung ungefähr abschloß, also die Werke unserer Schriftsteller von Luther bis Gustav Freytag verfolgen, so tritt uns die Verschiedenheit der Rechtschreibung nicht nur der verschiedenen Zeiten, sondern auch der gleichzeitigen Schriftsteller und selbst der einzelnen Werke eines Schriftstellers geradezu erschreckend entgegen; entsprach doch auch ihre Buntscheckigkeit den politischen Verhältnissen unseres Vaterlandes und der jedem innewohnenden Lust an Eigenart[1]).

Über diese „rechtschreibungslose, schreckliche Zeit" sind wir nun glücklich hinaus; wird es auch keinem Verständigen einfallen, die im Jahre 1880 veröffentlichte Orthographie als die Verwirklichung eines Ideals anzusehen, so bezeichnet sie doch nach dem Zugeständnis aller unparteiischen Gelehrten und Fachmänner einen Fortschritt auf richtiger Bahn, denn sie sichert eine übereinstimmende Behandlung der Rechtschreibung in allen Schulen und verbürgt für die Zukunft eine gedeihliche und einheitliche Entwicklung unserer ganzen Schrift.

Doch bedarf es, um die Notwendigkeit einer durchgreifenden Neuerung bezw. Festsetzung auf dem Gebiete der Rechtschreibung voll und ganz zu würdigen, noch ehe wir der s. g. neuen Orthographie näher treten, eines geschichtlichen Überblicks über die orthographische Bewegung in der neueren Zeit. Wir geben denselben im folgenden, uns gern der Führung eines kundigen Meisters der Jetztzeit anvertrauend, dessen wissenschaftlich fest begründete Bedeutung ihn auch bei der Abfassung der orthographischen Feststellung zu reger Thätigkeit berufen erscheinen ließ[2]).

[1]) Man vgl. den beherzigenswerten Aufsatz: „Zur neuen Orthographie. Von Dr. O. Kohl (Kreuznach)." Buchhändler-Börsenblatt Nr. 64, 19. März 1883, S. 1230—1232. — Es wäre zu wünschen gewesen, daß mehr derartige mannhafte Erwiderungen, wie diese auf Jensens unberechtigte Angriffe ergangenen, die wohlverdiente Veröffentlichung erfahren hätten. Daß die Schriftstelle der „Gegenwart" jeder Entgegnung ihre Spalten verschloß, darf uns freilich weniger wunder nehmen, da dieselbe ja durch Aufnahme des oben genannten Jensenschen Aufsatzes ihre Übereinstimmung mit demselben deutlich genug an den Tag gelegt hatte. —

[2]) Professor Dr. W. Wilmanns in Bonn in seinem „Kommentar zur preußischen Schulorthographie". Berlin, Weidmann. 1880. —

Digitized by Google

Wer ältere Werke der deutschen Litteratur, Bücher des 16. und 17. Jahrhunderts, durchblättert, gewahrt in Sprache und Rechtschreibung nicht nur einen **erheblichen** Abstand von unserem jetzigen Gebrauch, sondern er sieht auch, daß diese älteren Werke unter sich eine viel größere Verschiedenheit zeigen, als die Bücher unserer Zeit; ja daß selbst innerhalb desselben Buches seltsame Ungleichheiten vorkommen. Die frühere Mannigfaltigkeit macht allmählich einem übereinstimmenden Gebrauch platz, die Unregelmäßigkeit und das Schwanken der älteren Zeit wird durch Maß und Regel beschränkt. Das Gleichmaß und die Einheit, deren wir uns heute freuen, ist in der Hauptsache das Ergebnis der Sprachentwicklung, zum Teil aber auch der Entwicklung der Schrift.

Das 16. Jahrhundert fand schon eine über den Dialekten stehende Schriftsprache vor; Luther, dem wir unter den Bildnern der neuhochdeutschen Schriftsprache die erste Stelle einräumen, hat sie nicht geschaffen; er benutzte, wie er selbst ausspricht[1]), das Erbteil früherer Geschlechter.

> „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürsten, Höfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzeley, darum ists auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen 2c. haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen."

Freilich war diese Sprache noch im hohen Grade in Lauten, Wortbiegungen und im Wortschatz von den Mundarten abhängig. Luther selbst hat mit diesen mundartlichen Einflüssen zu kämpfen, nicht nur, daß die Setzer seine Schriften „falsch und schändlich zurichteten", sondern er selbst geriet zuweilen in eine andere Bahn, als er wollte:

---

[1]) **Wilmanns**, a. a. O. S. 1 f. — **Luthers Tischreden**, Ausg. von **Förstemann** und **Bindseil**, Abtlg. IV, S. 569. — **Raumer**, **Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften** (**Frankfurt** und **Erlangen** 1863), S. 197.

Digitized by Google

„im corrigieren muß ich oft selbs endern, was ich in meiner Handschrift hab übersehen und unrecht gemacht, daß auf meiner Handschrift Exemplar nicht zu trauen ist“ [1]).

Manches, was Luther schrieb, war in anderen Gegenden Deutschlands unverständlich. Dies geht unter anderm aus einem kleinen Wörterverzeichnis hervor, welches ein Baseler Nachdrucker im Jahre 1523 der Lutherischen Übersetzung des Neuen Testamentes anhängte. Er wollte darin etliche Wörter,

„weil sie nicht jeder Mann verstehen mag, und weil doch dieselbigen Wörter nicht ohne Schaden hätten mögen verwandelt werden, auf unser Hochdeutsch lassen auslegen,“

d. h. auf das Hochdeutsch, wie es in Basel als Gemeinsprache verständlich war [2]); darunter sind Wörter, die bei uns ganz gangbar sind, wie:

bang, beben, fühlen statt empfinden, Gevätz, Gerücht, Götze, Hügel u. a.

Über den allgemeinen Zustand am Ende des 16. Jahrhunderts spricht sich Sebastian Helber, Kaiserlicher Notar zu Freiburg im „Breißgew“, in seinem Syllabierbüchlein aus [3]). Er kennt viererlei deutsche Sprachen,

„in denen man Teutsche Buecher druckt, die Cölnische und Gülichische, die Sächsische, die Flämmisch oder Brabantische, vnd die Ober- oder Hochteutsche.“

Diese Hochdeutsche teilt er wiederum in drei Mundarten:

„Unsere gemeine Hoch-Teutsche wirdt auf drei weisen gedruckt; eine möchten wir nennen die Mitter-Teutsche, die andere die Donawische, die dritte Höchst-Reinische; dan das Oberland nicht mehr breuchig ist. Die Drucker, so der Mitteren Teutschen aussprach, als vil die Diphthongen ai, ei, au ꝛc. belangt, halten, verstee ich die von Meinz, Speier, Frankfurt, Würzburg, Heidelberg, Nörnberg, Straßburg, Leipsig, Erdfurt vnd andere, denen auch die von Cölen volgen, wan sie das Ober-Teutsch verfertigen. Donawische verstee ich alle in den

---

[1]) Rückert, Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache (Leipzig 1875), 2, 43.

[2]) Rückert, a. a. O. 2, 94 ff.

[3]) Gottsched, Vollständigere und neuerläuterte Sprachkunst. 6. Aufl. Leipzig 1776. S. 66. —

Digitized by Google

Alt Baierischen und Schwebischen Landen, den Rhein vnberürt. (Alt Baierische sind die, so vorzeiten all vnder ein Fürsten waren, nämlich jeziges Herzogthumb Beiern, Ost- oder Oesterreich, nid vnd ob der Enns, Kärnten, Steier, Tirol, Krain, Saltzburgerland, samt der Ambergischen oder Obernpfalz, mit ihren Anstößen). Höchst Reinische letzlich, die so vorjezigen Jahren gehalten haben in Drucken, die Sprach der Eidgenossen, oder Schweitzer, der Walliser vnd etlicher Beigesessener im Stifft Costanz, Chur und Basel."

Schon in den vorangegangenen Jahrhunderten war manches geschehen, was diesen mittleren Mundarten eine Bedeutung verlieh, die sie in der Blütezeit der mittelhochdeutschen Litteratur noch nicht gehabt hatten; Luthers bahnbrechende Thätigkeit entschied für immer. Er selbst sagt von seiner Sprache u. a.:

„Ich hab' mich dessen geflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar deutsch geben möcht'."

Wochenlang hat er oft gesucht, das wissen wir, um das echt deutsche, schlagende, verständliche Wort zu finden. Es waren viel „Wacken und Klötze" aus dem Wege zu räumen. Und daß er, ein Mann aus dem Volke, volkstümlich schreiben konnte?[1]).

„Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen red't."

Aber das Bewußtsein auch, daß er es that

„zu Dienst den lieben Christen und zu Ehren Einem, der droben sitzt",

gab dem glaubensstarken Manne eine Begeisterung, die der Quell einer großen Schöpfung wurde. Nun weht ganz der kräftige, gesunde, volkstümliche, tiefe, deutsche Geist Luthers in dieser Sprache; er schuf eine neue Spracheinheit, er vertiefte und bereicherte sie aus sich heraus. Gute Wörter wurden wieder aufgefrischt,

[1]) Vgl. Ph. Diez, Wörterbuch zu Dr. M. Luthers deutschen Schriften, 1. Band, Leipzig 1870. Vorwort. — Laas, Der deutsche Aufsatz in den oberen Gymnasialklassen. Berlin 1877. S. 551 ff.

Digitized by Google

grammatische Überreste gerettet, neue Worte im Geist der Sprache gebildet; dabei sorgte der große Reformator ebenso für Wohlklang als für gleichmäßige, einfachere Schreibung.

Daß diese Sprache sich allgemein durchsetzte, erklärt sich zum Teil aber auch aus Luthers anderweit gegründeter Bedeutung; man fand ferner sich selbst wieder in dieser vom Volksgeist selbst eingegebenen Sprache; endlich war es gerade die zur Glaubensunterlage gemachte Bibel, in der die Sprache den Menschen nahe trat. Das Buch ward, in Norddeutschland wenigstens, Volksbuch.

Bald konnte Luther sagen, daß seine Feinde ihm seine Sprache entwendeten, „davon sie zuvor wenig gewußt". Er gönnt es ihnen, obwohl sie es ohne Dank thun: thut es ihm doch sanft, daß er seine Feinde hat reden gelehrt.

Ja, Luthers Bibelübersetzung, seine Kirchenlieder, seine Katechismen, seine Erbauungsschriften, seine Streitschriften wurden in ganz Deutschland und in allen Schichten des Volkes gelesen, seine Art wurde mustergültig, nachgeahmt, absichtlich und unabsichtlich.

Wie wohlthuend muß uns aber die Ansicht des Grammatikers Johannes Clajus berühren — er schrieb 1578 eine deutsche Grammatik in lateinischer Sprache —, der da meinte, ohne innere Eingebung wäre es nicht möglich gewesen, so rein, so eigentümlich und so fein zu reden!

Das Übergewicht des mittleren Deutschlands ging in der folgenden Zeit nicht verloren; alle die Hauptlebenspunkte Deutschlands in geistlicher und stofflicher Beziehung gehörten diesem Gebiete an. Mit Recht kann daher Gottsched in seinem Beweise für die Vorzüglichkeit des meißenschen Dialektes hervorheben, daß Obersachsen seit der Glaubensreinigung der Sitz der Gelehrsamkeit sei: drei Hochschulen lägen dort bei einander — Wittenberg, Jena und Halle; die meisten Bücher erschienen in diesem Kreise, und Leipzig sei der Büchermarkt für ganz Deutschland; zwischen Weimar, Köthen und Halle sei der Sitz des Palmenordens oder der Fruchtbringenden Gesellschaft gewesen, die sowohl durch ihr Alter als wie durch ihre vornehmen und geistig bedeutenden Mitglieder den Vorrang vor den übrigen Genossenschaften ähnlicher Art habe; endlich habe seit dem Jahre 1727 die Deutsche Gesellschaft in Leipzig — an deren Spitze er selbst gestanden hatte — unbestreitbar ihren Einfluß auf ganz Deutschland ausgedehnt.

Digitized by Google

Gestützt auf die Kanzleisprache, hatte Luther die breite Grundlage geschaffen, auf der unter günstigen Verhältnissen sich unsere neuhochdeutsche Schriftsprache entfaltet hat; die Blütezeit, welche die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts für unsere Litteratur brachte, fand diese Schriftsprache in allem Wesentlichen und dem meisten Unwesentlichen feststehend vor und führte sie auch in die Gegenden Deutschlands, die bis dahin, getrennt durch die Unterschiede des Glaubensbekenntnisses, noch widerstanden hatten[1]).

Diese ganze Entwicklung der Sprache vollzog sich nur in der Schrift und durch die Schrift. Aus der Schrift wurden die mundartlichen Wörter, Formen und Laute verdrängt, und damit verschwanden sie aus der Sprache des höheren Lebens, das die Schrift als Muster anerkannte. Aber außer dieser im Leben der Sprache begründeten Bewegung unterliegt die Schrift noch einer andern, die das besondere Gebiet der Orthographie ist. Die Schrift ist gleichsam das Gewand, in welchem die Sprache dem Auge sichtbar wird; Maß und Form des Gewandes werden nach dem Leibe bestimmt, aber wie der Leib wächst und sich ändert, wird das ursprüngliche Verhältnis gestört, es paßt hier nicht und da nicht und bedarf der Änderung oder Erneuerung; am häufigsten in den Jahren der Jugend: im Mannesalter hält es schon länger.

Doch ehe wir weiter gehen, bedarf es einer kurzen Umschau über Wesen und Entstehung unserer s. g. deutschen Schrift.

Auf den germanischen Runen unserer Vorfahren beruht unsere jetzige deutsche Schrift nicht[2]). Als die Deutschen mit der christlichen Religion und mit der Kultur des römischen Reiches bekannt wurden, gaben sie die alten unbequemen Runen auf und nahmen die Buchstaben in der Form an, die sie im Schreibgebrauch der Römer erhalten hatten. Der eigentümliche Geschmack des Mittelalters gestaltete diese Zeichen allmählich mannigfach um. Aus den reinen einfachen und geschmackvolleren Formen des lateinischen Alphabets wurde die verschnörkelte Frakturschrift gemacht, die bis auf den heutigen Tag bei uns in Deutschland mit Vorliebe ange-

---

[1]) Vgl. Wilmanns, a. a. O. S. 5 f. — Erwähnen wollen wir hier auch die vom ziemlich entgegengesetzten Standpunkte geschriebene Zeit- und Streitfrage „Zur orthographischen Frage. Von H. Paul" (hgg. von Franz v. Holtzendorff, Jahrgang IX, Heft 143. Berlin 1880), eine sonst beachtenswerte Leistung, deren Anschauung wir jedoch nicht zu teilen vermögen. —

[2]) Wilmanns, Deutsche Grammatik ꝛc. Berlin 1877. S. 194 ff.

wandt wird. Man nennt diese Schrift wohl die gotische Schrift, aber mit den alten Goten hat sie gar nichts zu thun. Auch darf man sie keineswegs als eine eigentümlich deutsche Erfindung, als ein volkstümliches Gut betrachten; sie ist vielmehr ein Rest mittelalterlicher Geschmacklosigkeit, von der sich die anderen Völker fast alle wieder befreit haben. Und in der That giebt unsere s. g. deutsche Schrift für den Ausländer der Versuchung, an unserer deutschen Wissenschaft vorbeizugehen, eine besondere Stärke. Es dürfte aber in mehr als einer Hinsicht lehrreich sein, den gebildeten Ausländer hierüber einmal zu hören[1]).

„Die deutschen Druckbuchstaben sind knorrig, verzwickt, spitzig und abstoßend. Jeder hat eine Familienähnlichkeit mit irgend einem andern, und viele sind so vollgespickt mit kleinen Dornen, daß sie dem Auge wirklich wehe thun. Das kleine k zum Beispiel ist so zackig, wie die Kriegskeule eines Südsee-Insulaners. Das kleine s und f kosten dem Ausländer, der Deutsch lernt, manche mühselige Reise durchs Wörterbuch, B und V führen zu verhängnisvollen Verwechslungen. Natürlich lernt durch beständige Übung der Fremde seinen Weg im Abece, aber aufkosten seiner Zeit, seiner Augen und wohl auch seiner guten Laune. — Im ganzen ist anzunehmen, daß die augenscheinlichste Schuld der Schwäche und Kurzsichtigkeit bei den Deutschen in ihrem schwierigen spitzigen Abece liegt."

Die genannten englischen Blätter gehen alsdann zu den Einwürfen über, die gegen den Verbesserungsvorschlag ins Feld geführt wurden, und suchen den „patriotisch-teutonischen" Einwand mit sachlichen Gründen zu widerlegen.

„Die Schreiber des 13. und 14. Jahrhunderts waren bewunderungswürdige Künstler; sie sparten weder Zeit noch Arbeit, weder Ultramarin noch Goldblatt. Die von ihnen hinterlassenen Handschriften sind Kunstwerke in ihrer Art; doch waren sie nicht darauf berechnet, daß der gemeine Mann sie ohne Beschwerde lesen könnte. Um herauszufinden, was ihre Anfangsbuchstaben bedeuten, muß man aufhören, die Vögel, Engel, Teufel und Ungeheuer zu bewundern, die in ihren Ranken und Gittern wohnen; man muß vielmehr den Wort-

[1]) Die nachfolgenden Betrachtungen stammen zum Teil aus der englischen Zeitschrift: Daily News, London 1876.

Digitized by Google

laut selbst zu entziffern suchen. Ein Alphabet, welches in dieser Weise mit abenteuerlichen Spitzfindigkeiten überladen worden ist, verliert alle seine Schönheit und gewinnt geringe Klarheit, wenn es in bleierne Druckbuchstaben umgesetzt wird. Die meisten übrigen Völker des Nordens machten diese Wahrnehmung und kehrten sehr bald von den spitzigen s. g. gotischen Buchstaben, die man noch in den frühesten englischen Drucken findet, zu der lateinischen Schrift zurück. Das civilisierte Europa verharrte, Rußland seinem Bastardgriechisch überlassend, von nun an zufrieden bei seinem lateinischen Alphabet. Zugegeben nun, daß die deutschen Buchstaben schwer zu lesen sind, und daß sie nicht so deutliches Zeugnis ablegen von dem Bildungsgang des Volkes, wie das russische Alphabet, so würde es doch schon etwas sein, wenn sie schön in gutem Druck aussähen. Diese Entschuldigung der Schönheit für mangelhafte Brauchbarkeit kann bei manchen morgenländischen Alphabeten geltend gemacht werden. So macht das arabische Alphabet einen reizenden Eindruck; es sieht aus, als wäre es bestimmt, mit Gold eingelegt oder auf den Säbelscheiden von Damaskus emailliert zu werden. Das persische hat denselben Grundzug, während das Sanskrit selbst noch mehr Festigkeit wie eine Steinschrift in den bewundernswürdig einfachen Buchstaben der Römer hat. Andere Alphabete und Aufzeichnungsarten, ursprüngliche oder verwilderte, wie Bilderschrift, wie die geknoteten Bindfäden der Peruaner u. dgl. m., können als Zeugnis dienen bei der schwierigen Untersuchung über den Ursprung und die Entwicklung der Schrift. Sind die Buchstaben, wie wir sie haben, die ursprünglichen Gestalten, zurückbehaltene Züge aus mehr ausgeführten Bilderschriften? Und wenn dies der Fall wäre, wie sind die Alphabete der Welt so merkwürdig verschieden geworden? Wo sind die Schriftzeichen hergekommen, die man in den Grotten von Syrakus findet, die ihren Ursprung vor aller karthagischen oder griechischen Kultur haben? Besteht irgend eine Beziehung zwischen den halb hieroglyphischen Einmeißelungen von Yukatan und denen der indischen Tempel? Dieses sind einige der vielen Fragen, die dem Forscher begegnen, wenn er die Geschichte der Menschen in den Spuren ihres Ganges durch die Zeiten verfolgt, wie der Pfadsucher im Walde sich nach den Merkzeichen der Bäume richtet. Bei

Digitized by Google

solchen Untersuchungen ist jedes Alphabet brauchbar, das deutsche ausgenommen, welches seine Eigentümlichkeiten dem Umstande verdankt, daß Deutschland in den schönen Wissenschaften etwas zurückgeblieben war, da es in dem Jahrhundert, welches auf die Erfindung der Buchdruckerkunst folgte, andere Arbeit zu thun hatte. Jetzt hat es Muße genug, um zu überlegen, ob es nicht besser wäre, die Augen der studierenden Menschheit zu schonen und lieber ein altes Herkommen aufzugeben."

Nun, unsere deutsche Sprache ist sicherlich national und auch schwer genug, ohne daß sie noch durch veraltete Schriftzeichen verdunkelt zu werden brauchte. Wir glauben kein gewichtigeres Beweismittel für die innere Berechtigung jener Forderung anführen zu können, als wenn wir in dem Satz unseres Jakob Grimm: „Die Sprache ist nichts von heute"[1]) für das Wort „Sprache" Schrift einsetzen.

Wie steht es nun aber mit dem Werte unserer Lautschrift überhaupt? Eine vollkommene Lautschrift würde ein treues Abbild der Sprache sein, so daß jeder, der die Bedeutung der Zeichen wüßte, imstande wäre, das Niedergeschriebene richtig zu lesen, auch wenn er die Sprache nicht verstände. Eine solche Schrift müßte für jeden Laut ein bestimmtes Zeichen haben, sie müßte die Dauer der einzelnen Laute bezeichnen, sie müßte die Lautgruppen, die wir beim Sprechen bilden, d. h. die Silben, unterscheiden; sie müßte endlich die Betonung und die Pausen wiedergeben[2]).

Man hat kunstreiche Schriftsysteme erfunden, um wenigstens in einzelnen Punkten diesem Ideal möglichst nahe zu kommen. Für wissenschaftliche Zwecke können dieselben vonnutzen sein; aber für den gewöhnlichen Gebrauch sind sie nicht geeignet, weil ihre Handhabung durch die große Zahl der Zeichen und die Feinheit der Unterscheidungen schwierig und umständlich ist. Die Betonung des Satzes und die Pausen deuten wir nur höchst unvollkommen durch die Interpunktion an, die Zeitdauer der einzelnen Laute, der Selbst- wie der Mitlauter, lassen wir im allgemeinen unbezeichnet; die Silben bleiben ungetrennt, der Wortton wird in der Regel nicht

---

[1]) Näher hier auf die s. g. Grimmsche Schreibweise einzugehen, verbietet der Zweck dieser Schrift. —

[2]) Wilmanns, Deutsche Grammatik ꝛc. S. 194 ff. —

Digitized by Google

bezeichnet, auf feinere Lautunterschiede leistet die gewöhnliche Schrift Verzicht. In einem Worte wie betreten hat das zweite e einen andern Klang als das erste und dritte, in Kirsche klingt das i anders als in Biene, in gegolten ist das erste g dem zweiten g nicht ganz gleich u. s. w., aber wir wenden für die verschiedenen Laute dieselben Zeichen an. Einem Worte wie herein kann man es nicht ansehen, daß das erste e kurz ist, daß das r zur zweiten Silbe gezogen wird, daß der Ton auf dem ei ruht, und daß ei den Doppellaut, nicht zwei getrennte Selbstlauter bedeutet; man würde das alles bezeichnen, wenn man hĕ-réin schriebe. Diese Schreibweise wäre deutlicher, aber sie wäre nicht besser; sie würde durch ihre Umständlichkeit den Zweck der Schrift, ein Mittel der Mitteilung zu sein, mehr behindern als fördern. Denn der Wert einer Schrift ist nicht nur nach ihrer Genauigkeit zu bemessen, sondern auch nach der Leichtigkeit ihrer Anwendung.

Aber unsere deutsche Schrift — und dieser Mangel trifft nicht etwa bloß die s. g. gotische, sondern das gesamte deutsche Schriftsystem — bleibt auch in manchen Punkten hinter den Forderungen einer vollkommenen Lautschrift zurück, ohne daß ihr daraus ein Gewinn für ihre Anwendung erwüchse. Sie leidet an manchen Eigentümlichkeiten, die ebensowohl als Mängel erscheinen, wenn man den idealen Maßstab einer vollkommenen Lautschrift anlegt, als wenn man die Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Gebrauchs walten läßt. Diese Mängel sind verschiedener Art und durch mancherlei Umstände veranlaßt.

Eine vollkommene Lautschrift müßte für jeden Laut ein bestimmtes Zeichen haben. Denn wenn sie weniger Zeichen als Laute hätte, so würde dasselbe Zeichen für verschiedene Laute angewandt werden müssen und dadurch die Bedeutung der Zeichen unsicher sein. Wenn sie aber mehr Zeichen als Laute hätte, so würden verschiedene Zeichen demselben Laut entsprechen und dadurch die Schrift mit einem schädlichen Überfluß behaften. Im ersten Fall käme der Lesende in Verlegenheit, denn das Zeichen ließe ihn ungewiß über den Laut; im andern Fall der Schreibende, denn er müßte zwischen gleichartigen Zeichen wählen. Die deutsche Schrift leidet an beiden Fehlern.

Schon mit dem fremden Alphabet wurden einige Zeichen aufgenommen, die zur Bezeichnung der deutschen Laute überflüssig waren: f neben v; k, c und q, ja selbst x und z. An diesem Über-

Digitized by Google

fluß leidet unsere Rechtschreibung noch immer und zwar hoffnungslos. Zwar bereitet die Unterscheidung von z und tz, von k und q keine großen Schwierigkeiten, weil ihr Gebrauch in den deutschen Wörtern durch leicht faßliche Regeln bestimmt ist; auch c ist, soweit es sich um die Rechtschreibung deutscher Wörter handelt, ziemlich unschädlich, denn es behauptet sich nur in der stehenden Verbindung ck; x fällt nicht lästig, weil es in deutschen Wörtern fast ungebräuchlich ist: aber den richtigen Gebrauch von v kann man nur dadurch lernen, daß man eine Reihe einzelner Wörter, in denen dieses Zeichen üblich ist, dem Gedächtnis einprägt; in Fremdwörtern freilich streiten k und c, c und z immer noch um die Herrschaft.

Anderseits bietet das fremde Alphabet zu wenig Zeichen. Die lateinische Schrift hatte keine Zeichen für die Laute ch und sch, weil die lateinische Sprache diese Laute nicht kannte. Die deutsche Schrift hätte hier neuer Buchstaben bedurft, sie behalf sich aber mit der Verbindung vorhandener Zeichen.

Andere Mängel erklären sich jedoch nur aus der Geschichte der Sprache. Da die Lautgestalt der Wörter sich im Laufe der Zeit änderte, so mußte sich natürlich auch ihre Schreibung ändern, wenn anders das Band zwischen Sprache und Schrift nicht gelöst werden sollte. Im allgemeinen ist die deutsche Schrift der sprachlichen Entwicklung gefolgt; aber in manchen Wörtern sind Zeichen beibehalten, die nur einem früheren Sprachbestand entsprachen. So erklärt sich die Schreibweise **und**, **Magd**, **Vogt**; denn wir sprechen es mit t: früher hieß es aber unde. Das e ließ man fallen, das d hielt die Schreibgewohnheit fest, unbekümmert darum, daß es jetzt sinnlos und unpassend geworden war.

Unser sch ist ein gar unbescholtenes Zeichen für einen einfachen Laut; das Mißverhältnis hat sich auf natürliche Weise ergeben. Früher bezeichnete es einen Doppellaut s-ch, wie dieser noch jetzt in Westfalen gesprochen wird: Fleis-ch, S-chinken, S-chulte. Als dann die Sprache den Laut zusammenzog, hielt doch die Schrift an ihrem Zeichen fest; es schob sich von selbst diesem Zeichen eine andere Bedeutung unter, als es ursprünglich gehabt hatte. Nun fing man weiter an, in gewissen Verbindungen, wo früher s gesprochen war, den Sch-laut zu sprechen; statt Snider, wie es noch heutzutage im Plattdeutschen heißt, sprach man Schneider, und das sch wurde für den so veränderten Laut gebraucht. Hingegen hielt man in Stein, Sprung, wo dieselbe Veränderung

eintrat, an dem alten Zeichen ſ feſt. Alſo die ſprachliche Entwicklung führte dahin, daß man den urſprünglichen Wert des Zeichens vergaß, ſie führte weiter dahin, daß es in Worten platz fand, denen es nach ſeinem urſprünglichen Werte nicht zukam, aber doch nicht in allen, die einen gleichen Anſpruch gehabt hätten.

Gerade die Grenze zwiſchen dem hochdeutſchen und niederdeutſchen Sprachgebiete zwiſchen Rhein und Elbe iſt in den letzten Jahren Gegenſtand gründlicher Unterſuchungen geweſen; freilich ſind die nach Maßgabe unſerer Quellen zu erzielenden Ergebniſſe noch nicht in jeder Beziehung als feſtgeſetzt zu betrachten[1]). Wichtig iſt es feſtzuſtellen, daß das Niederdeutſche dort vor dem überlegenen Mitteldeutſch mehr und mehr zurückweicht. Es iſt alſo durchaus unrichtig zu behaupten, die Ausſprache S-tein, S-prung ſei richtiger, als wenn man Sch-tein, Sch-prung ſagte: jenes iſt vielmehr die noch jetzt im Plattdeutſchen übliche, dieſes die im größten Teile Deutſchlands gebräuchliche Ausſprache, an der ſich nur das ausſetzen läßt, daß ſie nicht den letzten Schritt gethan hat und auch Sch-tein, Sch-prung ſchreibt. Zur beſſeren Überſicht über das eben Geſagte geben wir nachfolgend die Hauptregeln der Ausſprache des alten S-lautes im Neuhochdeutſchen[2]):

1. Im Anlaut:
   A. Vor einem Selbſtlauter im ganzen Norden = ſ, alſo ſauer, ſehen, ſieben, ſuchen, im ganzen Süden dagegen = ß, alſo ßauer (engl. sour), ßehen (engl. see), ßieben (engl. seeth), ßuchen (engl. seek); demnach wird der S-laut in dieſem Fall in ganz Süddeutſchland wie bei den Engländern und den romaniſchen Völkerſchaften geſprochen.
   B. Vor Mitlautern.
      a. Die alten Lautverbindungen ſl, ſm, ſn, ſw ſind nur im Niederdeutſchen erhalten. Das Hochdeutſche dagegen hat

[1]) Vgl. die Sprachgrenze zwiſchen Mittel- und Niederdeutſch von Hedemünden an der Werra bis Staßfurt an der Bode. Von B. Haushalter. Halle a. S., 1883. Derſelbe Verfaſſer hat 1884 ein verdienſtliches Schriftchen über die Mundarten des Harzes herausgegeben, welches ebenfalls aufgrund ſorgfältigſter Unterſuchungen, zum größten Teil an Ort und Stelle vorgenommen, geſchrieben iſt. —

[2]) Vgl. Grammatik der neuhochdeutſchen Sprache von A. Engelien. 3. Auflage. Berlin 1883. §. 29. S. 64 f.

hier seit dem 16. Jahrhundert durchweg das s in sch verwandelt und dies auch durch die Schrift anerkannt, z. B. schlafen, gotisch slêpan, althochdeutsch slâfen, niederdeutsch slâpen, englisch to sleep; Schnee, got. snaivs, althd. snêo, ndd. snê, engl. snow; schmal, got. smals, ahd. und ndd. smal, engl. small; Schwamm, got. svamms, ahd. und ndd. swam, engl. swamp (= Sumpf).

b. Die alte Verbindung sk ist im Hochdeutschen schon im 11. Jahrhundert zu dem Laute sch geworden, welcher nach einigen Schwankungen zuletzt auch so wie heute geschrieben ward, z. B. scheiden, ahd. skeidan, sceidan; schön, ahd. skôni, scôni; schreiten, ahd. skrîtan, scrîtan. Im Westfälischen wird, wie im Holländischen, s-ch getrennt gesprochen; schön lautet also in Westfalen s-chön, in Holland s-chôn (geschrieben schoon).

c. Die Verbindungen st und sp werden im ganzen Süden und im Nordosten unseres deutschen Vaterlandes als scht und schp gesprochen, also Schtadt, schtellen, schpät, schpielen, ja selbst in Zusammensetzungen, wie: Beischpiel, Beischteuer, Anschprache. Nur im Nordwesten sprechen sowohl die plattdeutsch wie hochdeutsch Redenden stets reines st, wie geschrieben steht. Nach allem scheint indes die Aussprache mit sch die echthochdeutsche zu sein.

2. Im Inlaut:

A. Vor einem Selbstlauter gilt in ganz Deutschland der weiche Laut, man spricht also: Rasen, lesen, Fliese (Steinplatte), Rose, mausern, Schleuse, leise, weise (vgl. Hasard, frz. hasard, engl. hazard); Hälse, Gemse, Gänse; Erbse, Lotse, Eidechse. Nur die Verbindung rs weicht in Mittel- und Süddeutschland, selbst bei den Gebildeten, ab; man spricht diese dort rsch, also Hirsche (= Hirsel), Börsche, Merscheburg, Fersche.

B. Vor Mitlautern (t, p) wird im ganzen Norden und im Südosten reines s gesprochen, also Last, Fest, ist, Kost, Brust, Haspel, Wispel, Knospe, holst, Kunst, wie geschrieben wird. Im Südwesten spricht man hier den Laut, sch, also Lascht, Fescht, ischt, Kunscht, Haschpel,

Digitized by Google

Wischpel u. s. f. Eine Ausnahme macht nur wieder das rst, das auch im Südosten bei den Gebildeten in Mitteldeutschland bis in die Mark Brandenburg hinein für die Volkssprache wie rscht lautet, also Durscht, Wurscht, Donnerschtag[1]), Gerschte, Bürschte.

3. Im Auslaut.

Hier wird das s überall als harter Laut gesprochen, also Glas, Gras, Hals, Gans. Nur die Verbindung rs wird in Mitteldeutschland vom Volk, in Süddeutschland fast allgemein in rsch umgewandelt; man spricht Versch, Peterschburg, sogar in Zusammensetzungen, wie: hat mirsch gegeben für: hat mir's gegeben.

In birschen, herrschen, Hirsch, Kirsch Kirsche, Bursch Bursche hat die Rechtschreibung diese Aussprache sogar zu einer allgemein gültigen gemacht. —

Wir haben oben gesehen, daß das 16. Jahrhundert viele naturwüchsige Mißstände vorfand. Die Mittel, die man zur Bezeichnung der Laute anwandte, waren oft sehr unbeholfen; manches, was ursprünglich mit bestimmter Absicht geschaffen war, wurde unverstanden weiter geschleppt und zwecklos oder zweckwidrig gebraucht. Es herrschte eine sinnlose Verschwendung von Buchstaben, namentlich Mitlautern; überall fehlte es an Beharrlichkeit, manche Bewegung war begonnen, aber nicht durchgeführt. Die Drucke führten die Mißstände zu hellerem Bewußtsein; nicht nur die Mannigfaltigkeit der Sprache, sondern auch die Schreibergewohnheit kam jetzt, als Bücher in Tausenden von Abdrucken und in buchstäblicher Übereinstimmung durch ganz Deutschland verbreitet wurden, zu deutlicher Anschauung, es beginnen die Klagen über Unsicherheit des Schreibgebrauchs, es erwacht die Sehnsucht und das Ringen nach einem bessern Zustand: Schriftsteller, Drucker und Grammatiker sind bemüht, die Schrift zu reinigen und zu festigen.

Mit Recht sagt Wilmanns[2]), daß die Schrift im Verhältnis zur Sprache als etwas Äußerliches und Gemachtes erscheint. Aber

---

[1]) Offenbar verführt durch die frühere falsche Schreibweise Donnerstag statt Donnerstag, denn er ist nach Donar, dem Donnergott, benannt, also Donars Tag, althochdeutsch toniristac. Vgl. Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien von Franz Harder. Leipzig 1884. S. 108, ein Buch, das aufs wärmste empfohlen zu werden verdient. —

[2]) Kommentar ꝛc. S. 7 f. —

Digitized by Google

wie die Sprache sich fast unmerklich verändert, und als wäre sie ein selbständiges Wesen, das eigenen Entwicklungsgesetzen folgt, dem bewußten Willen des einzelnen sehr wenig Einfluß gestattet, so ist doch auch der Schrift gegenüber die Macht des einzelnen gering. Kühnere Neuerungen sind, auch wenn sie sachlich durchaus begründet waren, immer gescheitert; nur wer der Richtung folgte, auf die der Schreibgebrauch wies, konnte hoffen, ihn einige Schritte weiter zu bringen. Gerade die Orthographen, die der Gewohnheit das meiste Recht einräumten, haben das Meiste über sie vermocht. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stand die Freyersche oder Hallische Rechtschreibung im höchsten Ansehn, in der zweiten die Gottsched-Adelungsche; alle drei aber verbitten sich die Ehre, als Erfinder einer eigenen Wortschreibung angesehen zu werden. So erklärt Freyer:

„Der geneigte Leser wird gar leicht wahrnehmen, daß ich mich bemühet, die gantze Anweisung auf einen gewissen Grund zu setzen und doch den eingeführten usum scribendi, soviel nur immer möglich, nicht nur beyzubehalten, sondern demselben auch durch gute Gründe, insonderheit aber durch eine hinlängliche Analogie, hie und da aufzuhelfen."

Gottsched sagt:

„Ich weis nicht, was jemand meiner Sprachlehre[1]) für ein Lob beygeleget: daß sie nämlich in einer neuen Schreibart geschrieben sey. Ich mag kein Neuling seyn, sondern mache mir eine Ehre daraus, wie ein Canitz, Besser, Neukirch, Pietsch und Günther geschrieben zu haben. Dieß sind meine classischen Schriftsteller."

Und Adelung äußert sich folgendermaßen:

„Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, unsere gewöhnliche Orthographie rühre von irgendeinem oder dem andern berühmten Sprachlehrer her. Besonders pflegte man sie in den neueren Zeiten gern die Gottschedische zu nennen, weil man glaubte, Gottsched habe sie der Nation aufgedrungen; obgleich dieser, einige wenige ihm eigene Grillen abgerechnet, weiter nichts that, als daß er die Orthographie, welche er schon in völligem Gange fand, nach Regeln zu bestimmen und auf

[1]) Gottsched, Vollständigere und neuerläuterte deutsche Sprachkunst. 6. Aufl. Leipzig 1776. —

zweifelhafte einzelne Fälle anwendbar zu machen suchte. So lange vor ihm Hier. Freyers Anweisung zur Teutschen Orthographie die gangbarste war, nannte man die herrschende Orthographie die Freyersche, oder wohl gar die Hallische, weil Freyer Inspector an dem Pädagogio zu Halle war, obgleich auch er sich ganz an die allgemein übliche Orthographie seiner Zeit band. Ich verbitte daher im voraus sehr feyerlich die Ehre, unsere allgemein übliche Orthographie, sowie ich sie vortragen werde, in der Folge nach meinem Namen zu benennen, indem ich im Grunde nichts Neues lehren, sondern mich nur bemühen werde, das Alte gründlicher, ausführlicher und fruchtbarer vorzutragen, als bis jetzt geschehen ist" [1]).

Eine lebhaftere Bewegung führte erst in unserem Jahrhundert das Studium des deutschen Altertums herbei [2]). Durch die deutsche Grammatik Jakob Grimms wurde der Boden für eine richtige Würdigung der neuhochdeutschen Schriftsprache bereitet. Den Hauptinhalt seines wissenschaftlichen Strebens beschreibt uns Jakob Grimm selbst mit folgenden Worten:

„In die rauhen Wälder unserer Vorfahren suchte ich einzudringen, ihrer edlen Sprache und reinen Sitte lauschend. Weder die alte Freiheit des Volkes blieb mir verborgen, noch daß es schon, bevor des Christentums Segen ihm nahte, sinnigen, herzlichen Glauben hegte."

Es sind damit die Hauptseiten jener Wissenschaft berührt, deren Begründung aus dürftigen Anfängen die große That seines Lebens ist, der Wissenschaft vom deutschen Altertum. Bedeutende wissenschaftliche Schöpfungen kommen nur dadurch zustande, daß zwischen dem Forschenden und seinem Stoff eine Art von Verwandtschaft besteht. Bei Jakob Grimm war dies in hohem Grade der Fall. Mag er nun deutschen Glauben und deutsche Sagen oder deutsche Sitte und Sprache behandeln, überall ahnen wir, derselbe Volksgeist, welcher jene Anschauungen und Formen hervorbrachte, ist auch in dem Darstellenden lebendig, so sehr wie in irgend

---

[1]) Hagemann, Ist es ratsam, die sog. deutsche Schrift und die großen Anfangsbuchstaben der nomina appellativa aus unseren Schulen allmählich zu entfernen? — II. Die Majuskeltheorie der Grammatiker des Neuhochdeutschen von Joh. Kolroß bis auf K. F. Becker. (Berlin 1880.) S. 48. —

[2]) Wilmanns, Kommentar S. 9 f. —

Digitized by Google

einem Sohn der deutschen Erde. Die deutsche Altertumswissenschaft, zu Ende des vorigen Jahrhunderts nur eine Liebhaberei weniger Bücherfreunde, steht nach dem Tode Jakob und Wilhelm Grimms reich entwickelt und in mehrfacher Hinsicht als Muster für verwandte Bestrebungen da. Wie Jakob Grimm die deutsche Sprache im innigsten Zusammenhang mit dem Leben und der Art unseres Volkes auffaßte, so hat niemand auch nur annähernd irgend eine Sprache zu ergründen gewußt. Darum bleibt seine „Deutsche Grammatik", obwohl nicht ganz zu Ende geführt, unbestritten das bedeutendste seiner Werke, ein Werk, von dem man sagen kann, daß 60 Jahre nach seinem ersten Erscheinen zwar vieles darin Enthaltene von der unaufhaltsam fortschreitenden Wissenschaft überflügelt ist, daß aber auch wesentliche, darin gegebene Anregungen, die weit über die deutsche Sprache hinausgingen, noch jetzt nicht völlig ausgebeutet sind [1]). Die früheren Grammatiken hatten Regeln gesucht, die Sprache zu bannen und zu gestalten, wie die Gartenkunst die Bäume in willkürliche Gestalten zwang; jetzt suchte man die Sprachgesetze, welche die Natur selbst gegeben, und fand und liebte in ihnen das eigentümliche Leben der einzelnen Sprachen. Nicht mehr an der Regel, sondern an den Gesetzen wurden die einzelnen Erscheinungen gemessen und gewürdigt. —

„Mich schmerzt es tief, gefunden zu haben, daß kein Volk unter allen, die mir bekannt sind, heute seine Sprache so barbarisch schreibt, wie das deutsche!"

So äußert sich J. Grimm selbst in seinen „Kleinen Schriften" [2]), und er hatte wahrlich nicht unrecht, denn unsere Rechtschreibung war mit einem Überfluß von Zeichen belastet, der das Bild des Wortes verunzierte und oft die jetzige Sprache von den Formen des Mittelhochdeutschen weiter trennte, als in den Lauten begründet war. Erst mit den Jahren wuchs Grimms Widerwille gegen die althergebrachte Rechtschreibung und der Wunsch, die Schrift zu reinigen. Das deutsche Wörterbuch, hoffte er, sollte das Mittel werden, die Umgestaltung durchzuführen.

„Jetzt beim Wörterbuch muß kühn vorangegangen, oder ganz die Hand abgelassen werden. Das Wörterbuch soll die deutsche Sprache auf eine höhere Stufe ihrer Entwicklung emporheben;

---

[1]) Vgl. Georg Curtius, Jakob Grimm. Leipzig 1871. —

[2]) 1, 348. —

Digitized by Google

es soll nicht im Staub stehen bleiben, sondern ihn abschütteln und in reine Luft dringen wollen."

Einmal war es die Einfachheit der Schrift, die Grimm vermißte und empfahl:

„Das Gebrechen liegt in unbefugter, regellos schwankender Häufung der Vokale wie Konsonanten, wodurch die deutsche Sprache einen breiten, steifen und schleppenden Eindruck macht" [1]).

Es würde zu weit führen, wollten wir eingehender die Verbesserungsvorschläge Grimms im einzelnen verfolgen; nur soviel sei noch zu diesem Punkt gesagt, daß ihm auch die Beseitigung der großen Anfangsbuchstaben unter den Gesichtspunkt der Einfachheit gehörte.

Das andere Ziel, das Grimm verfolgte, war, in der jetzigen Schrift soviel als möglich den Lautbestand der älteren Sprache hervortreten zu lassen.

„Es wäre fast allen Übelständen abgeholfen [2]), wenn sich in der Hauptsache zu dem mittelhochdeutschen Brauch zurückkehren ließe, wodurch auch die Scheidewand zwischen Gegenwart und Vorzeit weggerissen und das lebendige Studium unseres Altertums unsäglich gefördert würde."

Das Beispiel, das der allverehrte Meister gab, zog andere auf dieselbe Bahn. Zwar klagt er selbst darüber, daß man ihm nur zaghaft oder gar nicht folge, und man immer lieber auf den alten Fleck zurückkehre [3]), als mit vorzuschreiten: aber wenn man ihm auch nicht alles nachthat — Grimms Unbeständigkeit und Schwanken machte das fast unmöglich — seine Ziele fanden bei gar manchem Beifall, und eifrige Jünger strebten in dem einen oder dem andern Punkte ihm nach.

Das Volk im allgemeinen freilich, auch die wissenschaftlich Gebildeten, blieben diesen Bestrebungen fern. Aber was wußten sie auch davon? Wie viele von ihnen hatten denn Grimms Schriften studiert? Wer kümmert sich überhaupt noch um deutsche Grammatik,

[1]) Deutsches Wörterbuch 1. IV. —

[2]) Brief J. Grimms an die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin vom Jahre 1849. —

[3]) Wilmanns, Kommentar. S. 12, Anm. 1. — Besonders scheint er es schwer empfunden zu haben, daß Lachmann nicht folgte. Vgl. Rede auf Lachmann, Kleine Schriften 1, 160. —

Digitized by Google

wenn er die Schule hinter sich hat? Und doch war ohne grammatisches Studium kein Urteil und kein Verständnis für Grimms Ansichten zu gewinnen. Es war daher ganz natürlich, wenn diese über den Kreis der Fachgenossen nicht hinauskamen und wesentlich nur in den Büchern der Germanisten sichtbar wurden. Nur durch die Schule ließ sich hoffen die Neugestaltung ins Leben zu führen.

Grimm selbst hat dieses Mittel nicht versucht; aber mancher Lehrer, der aus Grimms Werken Belehrung geschöpft und den belebenden Hauch einer reinen Hingabe an die Wissenschaft und das Leben seines Volkes empfunden hatte, verkündete in den stillen Räumen der Schule die Ansichten, die im Geräusch des Lebens unvernommen verhallten.

Aber Grimms umwälzende Gedanken und Pläne griffen über das Gebiet der Schrift hinaus in die Sprache; er würde, wenn er durchgedrungen wäre, die Rechtschreibung in vielen Punkten verschlechtert und verwirrt, die glücklich erlangte Einheit der Sprache gefährdet haben. Das Verdienst, diese Gefahr erkannt und überzeugend dargelegt zu haben, gebührt Rudolf von Raumer[1]). Mit siegreicher Klarheit widerlegte er die entgegenstehenden Ansichten, zeigte, daß die Forderungen der historischen Schule das Wesen unserer Schrift verleugnen, den Wert und die Bedeutung der hochdeutschen Schriftsprache verkennen. Die Grundeigenschaft der deutschen Schrift ist immer eine phonetische gewesen, die alten Sätze:

„Bringe deine Aussprache mit der Schrift in Einklang; schreib der richtigen Aussprache gemäß; sprich, wie man schreibt,"

sind die Grundlagen unserer Rechtschreibung; ihnen verdanken wir eine einheitliche, über den Mundarten stehende Schriftsprache, denn an der Schrift hat diese Sprache sich entwickelt, und sie konnte das nur, weil die Schrift ein treues Bild der Sprache war. Nur ein unglückseliger Mißgriff kann das enge Band, das Sprache und Schrift im Deutschen umschlingt, lockern oder gar zerreißen wollen.

So scheint denn aber glücklicherweise die Richtung, in der unsere Rechtschreibung sich entwickeln soll, durch Raumers bedeutsames Auftreten gesichert zu sein.

---

[1]) Seine hierhergehörigen Abhandlungen und Besprechungen erschienen von 1855 an in der „Zeitschrift für östreichische Gymnasien" und sind dann in die „Gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften" aufgenommen worden. —

Digitized by Google

Weiter mahnte Raumer zur bescheidenen Anerkennung des bestehenden Schriftgebrauches.

„Auch eine minder gute Orthographie, wofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, ist einer vollkommeneren vorzuziehen, wenn diese vollkommenere auf einen Teil Deutschlands beschränkt bleibt und dadurch eine neue, keineswegs gleichgültige Spaltung hervorruft“ [1]).

Sehr richtig hebt Wilmanns [2]) hervor, daß gerade die gründliche Erörterung, welche von verschiedenen Standpunkten aus vorgenommen war, das Verlangen nach Änderung weckte und steigerte, natürlich nicht in der großen Masse der Schreibenden; sie kümmerte sich nicht um die Theorie und fühlte sich leidlich wohl, indem sie der früh erworbenen Gewohnheit folgte; das Nachdenken, der Feind behaglicher Ruhe, blieb ihr fern. Aber anders sah es in der Schule aus. Die den Lese- und Schreibunterricht erteilenden Lehrer wurden täglich und stündlich an die Übelstände gemahnt; sie sahen, wie viel Zeit und Mühe sie aufwenden mußten einem Gebrauch zuliebe, der Mißbrauch ist; sie beobachteten die Schwierigkeit, die das Kind schon beim Lautieren hat, um sich durch die queren Gänge der Schrift zu winden [3]); wieviel andere nachher beim Schreiben, um sich ein Heer willkürlicher Ausnahmen einzuprägen! Zwar wird im Kinde selbst wenig oder nichts davon zum Bewußtsein kommen; es nimmt diese Sachen als eine Naturnotwendigkeit hin, die nicht schlimmer ist, als so vieles andere Ungemach. Aber der Lehrer denkt und fühlt für das Kind, er empfindet die Qual, jahraus, jahrein ein Kreuz auflegen zu müssen, von dem kein Segen kommt. —

Besondere Förderung erfuhr die sich mehr und mehr bahnbrechende phonetische Richtung, die als obersten Grundsatz aufstellte:

„Jedem Laut gebührt sein eigentümliches Zeichen; die einzige Aufgabe der Schrift ist es, die Laute der Sprache wiederzugeben,“

---

[1]) R. v. Raumer, Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften S. 138. —

[2]) Kommentar S. 15 f. —

[3]) Auch hier sind unsere Kinder als Deutsche gleich genötigt, 2 Schriftgebäude, das deutsche und das lateinische, nebeneinander zu lernen. —

Digitized by Google

durch die zunehmende Verbreitung der Stenographie oder Kurzschrift. Tausende, die sonst vielleicht nie an orthographische Verbesserungen gedacht hätten, wurden durch das Erlernen der Kurzschrift, deren Zweck Verzicht auf alles Überflüssige fordert, zum Nachdenken über das alte Schriftgebäude angeregt und auf seine Schäden aufmerksam. So hat u. a. Michaelis, der Pfleger der Stolzeschen Kurzschrift, zu den ersten Verfechtern einer solchen Umgestaltung gehört[1]). Seit einiger Zeit hat sich sogar ein Verein gebildet, der durch eine besondere Zeitschrift diese Bestrebungen auszubreiten sucht[2]).

Wilmanns bezeichnet den in dieser Richtung liegenden Zug gegenüber der früheren historischen mit dem Worte demokratisch. Jene, auf die Kenntnis der alten Sprachen gestützte Umgestaltung war für die meisten etwas Geheimnisvolles, nur den Gelehrten verständlich; diese war zugänglich für alle, die richtig sprechen konnten. Jene steigerte die Schwierigkeiten des Schreibens, diese versprach sie sämtlich zu beseitigen. Während jene ihrer Natur nach nur in den höheren Lehranstalten einigen Einfluß gewonnen hatte, flutet diese auch über die Volks- und Elementarschule und wird dort mit Vorliebe gehegt.

So herrschte seit einem Menschenalter auf dem Gebiet der Rechtschreibung Unruhe und Bewegung, durch die namentlich die Schule bedrängt wurde. Wenn die Lehrer vor allen andern das Bedürfnis nach einer Verbesserung empfanden, so ist das vollkommen gerechtfertigt; wenn sie dem Wunsch nicht widerstanden, begreiflich; daß aber daraus auch die größten Unzuträglichkeiten erwuchsen, nicht minder einleuchtend. Die Schulbehörden mußten auf Abhülfe bedacht sein.

Zuerst schritt das Oberschulkollegium des ehemaligen Königreichs Hannover ein. Es berief bereits im Jahr 1855

> „eine Konferenz sachkundiger Lehrer, um deren Urteil darüber zu vernehmen, wie unter Festhaltung des allgemein herrschenden

---

[1]) Michaelis, Vereinfachungen der deutschen Rechtschreibung. Berlin 1854. Der Verfasser hat später in zahlreichen Schriften und besonders in einer „Zeitschrift für Stenographie und Orthographie" in dieser Richtung gewirkt. —

[2]) **Reform. Zeitšrift des algemeinen fereins für fereinfahte Deutše rehtšreibung; begründet fon Dr. F. V. Frikke in Visbaden.** —

Gebrauches, wo ein solcher sich findet, in den hauptsächlicheren Fällen der Gebrauchsschwankungen die Schreibweise festzustellen sei, und danach Ausarbeitungen zu veranstalten, welche dazu geeignet sind, eine größere Gleichmäßigkeit in der Schreibweise — vornehmlich durch den Gebrauch beim Schulunterricht, dann aber auch durch sonstige Benutzung — herbeizuführen."

Als Ergebnis dieser Beratung erschien:

„Regeln und Wörterverzeichnis für deutsche Rechtschreibung, gedruckt auf Veranstaltung des Königl. Ober-Schulkollegiums zu Hannover" [1]).

Ein ähnliches Buch, wie die hannöversche Regierung, ließ 6 Jahre später die württembergische ausarbeiten:

„Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung, zum Gebrauch in den württembergischen Schul-Anstalten amtlich festgestellt. Stuttgart 1861."

Es würde uns sehr wunder nehmen, wenn nicht auch die preußische Regierung dies erwogen hätte. Sie ließ von einem hervorragenden Germanisten einen Entwurf ausarbeiten; derselbe wurde durch Steindruck vervielfältigt, kam aber nicht in die Öffentlichkeit. Man beschränkte sich darauf, unter dem 13. Dezember 1862 eine Ministerialverfügung zu erlassen, in der es heißt:

„Die in den Prinzipien der deutschen Orthographie und Interpunktion noch herrschende Unsicherheit ist kein Grund, den Schülern darin Willkür oder Unachtsamkeit nachzusehen. Die Schule hat das auf diesem Gebiet durch das Herkommen Fixierte in den unteren und mittleren Klassen zu sicherer Anwendung einzuüben, und es ist dem einzelnen Lehrer derselben Anstalt nicht zu gestatten, die Übereinstimmung des Verfahrens, zu welchem die Lehrer derselben Anstalt sich vereinigen müssen, um theoretischer Gründe willen zu stören."

Diese Verfügung wurde am 7. Januar 1868 wiederholt. Es galt nun für die Lehrerschaft eine gedruckte Vorlage auf dem Wege freier Vereinigung zu schaffen. Diesen Weg hatten schon im Jahre 1857 die Lehrer der ersten und zweiten Bürgerschule und der

[1]) Zum größten Teil ein Werk des um Schule und Wissenschaft wohl verdienten Direktors Hoffmann in Lüneburg; die Arbeit steht ganz auf dem Boden der historischen Schule. —

Realschule zu Leipzig eingeschlagen; ein Auszug der betreffenden Ausschußberatungen galt an den Leipziger Schulen bis zum Jahre 1880.

Aber auch in Berlin legte man im Jahre 1871 Hand an ein ähnliches Unternehmen. Der Verein der dortigen Gymnasial- und Realschullehrer wählte auf den Antrag des Direktors Dr. Bonitz einen Ausschuß von 5' Fachmännern, welcher aufgrund der üblichen Schreibweise ein kurzes Regeln- und Wörterverzeichnis enthaltendes Schulbuch abfaßte. Die Ausarbeitung wurde zunächst sämtlichen Mitgliedern des Vereins vorgelegt und von diesem in seiner Versammlung vom 24. Mai angenommen. Sie erschien unter dem Titel:

„Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie, zum Schulgebrauch herausgegeben von dem Verein der Berliner Gymnasial- und Realschullehrer. Berlin 1871“[1]).

Dieses Berliner Regelbuch schloß sich rückhaltslos an Raumers Arbeiten an, dessen Gesichtspunkte nicht nur von den Verfassern, sondern von allen Mitgliedern des Vereins gebilligt wurden.

„Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen,“

steht als „Grundsatz“ an seiner Spitze. Die Thatsache, daß in den 9 Jahren von 1871 bis 1880 ungefähr 70 000 Abdrucke abgesetzt worden sind, spricht am besten für die besonnene Haltung des Verzeichnisses, welches nicht im entferntesten amtlichen Ursprungs war; mancherlei Doppelschreibungen hielten das Bewußtsein lebendig, daß die Rechtschreibung naturgemäßen Schwankungen unterliegt, also steter Entwicklung fähig und bedürftig ist.

Inzwischen war nun aber unser Deutsches Reich gegründet worden. Der Segen der Einheit und Einigkeit sollte auch der Schule zugute kommen; denn die Verhandlungen, die zwischen den

[1]) Aus der Feder des oben bereits genannten G. Michaelis erschienen im Anschluß an die „Regeln“ u. s. w. folgende Schriften:

1. Über die Berliner Gymnasial-Orthographie von 1871, nebst einer Vergleichung derselben mit der württembergischen Schul-Orthographie. —
2. Über die Berliner Gymnasial-Orthographie von 1871. II. Die Motive. —
3. Über die Berliner Gymnasial-Orthographie von 1871. III. Kritiken und Fortgang. —

Digitized by Google

einzelnen Staaten über die Schuleinrichtungen gepflogen wurden, führten auch auf die Rechtschreibung. Die Bevollmächtigten der Bundesregierungen, welche sich im Oktober 1872 über Fragen des höheren Schulwesens berieten, hatten als einen der Gegenstände, für welche die Herstellung einer Einigkeit in den Grundsätzen erstrebenswert sei, die Frage der deutschen Rechtschreibung behandelt und zur Erreichung dieses Zieles Vorschläge gemacht. Diesen Vorschlägen gemäß suchte der Minister Falk am 30. Dezember 1872 die Ermächtigung der deutschen Regierungen nach, Rudolf von Raumer um die Ausarbeitung eines Entwurfes anzugehen. Sämtliche Regierungen entsprachen diesem Auftrage; Rudolf von Raumer übernahm die Arbeit, und wiederum unter Zustimmung der anderen Regierungen trat im Jahre 1876 die „orthographische Konferenz“ in Berlin zusammen: mehrere Regierungen hatten freiwillig die Erklärung abgegeben, in der schließlichen Entscheidung mit dem preußischen Unterrichtsministerium zusammengehen zu wollen. Wenn nun auch die Verhandlungen dieser „Konferenz“ thatsächliche Bedeutung nicht gewonnen haben, so wollen wir doch, bei dem hohen idealen Wert dieses gemeinschaftlichen Vorgehens in Reiches Namen, etwas näher auf dieselben hier eingehen. Zwar nicht auf alle Einzelheiten — das würde ermüden; wohl aber dürfte eine beachtenswerte Stimme aus jenen Tagen anzuhören sein. Die „Kölnische Zeitung“ schrieb unter „Köln, 27. Januar 1876“ im Eingang eines „Zur deutschen Rechtschreibung I.“ überschriebenen Abschnittes folgendermaßen:

„Viel Neues und Gutes ist uns Deutschen erstanden, seitdem aus den zwei letzten Kriegen uns die lang ersehnte nationale Einheit emporgewachsen ist. Gleiches Maß und Gewicht gleiche Währung und Münze, gleiches Recht und Gesetz sehen wir teils in voller Durchführung aufgerichtet, teils im fleißigen Aufbau begriffen. So durfte denn auch die Verwirklichung einer anderen nationalen Aufgabe näher gerückt erscheinen, einer Aufgabe, die sich gerade unserem schreibseligen Volke unwiderstehlich aufdrängen mußte. Lange genug hat die Zerrissenheit Deutschlands sich in unserer Schriftsprache widergespiegelt; Lehrern und Schülern, Schriftstellern und Schriftsetzern ein Kreuz und eine Last. An Propheten eines neuen Evangeliums für unsere Rechtschreibung hat es nicht gefehlt; nach Hunderten könnte man die Werke und Werkchen aufzählen,

Digitized by Google

in welchen sie ihre Lehren gepredigt; aber ihre Erwartung, das ganze Volk deutscher Nation allmählich oder allmählig oder allmälich oder allmälig, wenn nicht gar in sehr gelehrter Schreibung almählich und in gelehrtester allmællich auf die Bahnen ihres „historischen" Rückschrittes oder ihres „phonetischen" Fortschrittes zu ziehen, war bisher immer getäuscht worden. Endlich hat sich der Reformator gefunden, dem eine größere Macht als allen vor ihm aufgetretenen zur Seite steht, um das von so vielen auf vielfältige Weise angestrebte Ziel erreichbar zu machen. Dem Unterrichts-Minister Falk gebührt der Dank dafür, daß kürzlich eine auserlesene Versammlung von Fachmännern in der Reichshauptstadt, unter dem Vorsitz des Professors H. v. Raumer, es unternehmen konnte, den Augiasstall unserer Rechtschreibung oder vielmehr Irrschreibung zu reinigen. Nach den Ergebnissen, welche uns soeben in verbürgter Form, jedoch im Auszuge, durch den Reichs-Anzeiger bekannt geworden sind, müssen wir dem Fleiß des Fünfzehner-Ausschusses unsere Anerkennung zollen, können indessen nicht umhin, den Ausdruck des Bedauerns hinzuzufügen, daß der orthographische Herkules den säubernden Strom nicht in alle Ecken des Stalles geleitet hat, wo der Unrat von Jahrhunderten angehäuft liegt."

Die Beschlüsse richteten sich vornehmlich gegen die überflüssigen Dehnungszeichen, die sich im Laufe der Jahrhunderte in die deutsche Schreibung eingeschlichen hatten oder als abgestorbene Reste früher ausgesprochener Laute ein stummes Dasein fortführten, wie a und h in Haar und wohnen (früher Har und wonen) und h in Stahl (altdeutsch stahal). Einen großen Teil dieser Auswüchse hatte die Konferenz erbarmungslos fortgeschnitten. Sie bestimmte, daß bei den Selbstlautern a o u und ihren Umlauten ä ö ü innerhalb derselben Silbe sowohl die Verdoppelung als der Zusatz eines h fortzufallen habe (ausgenommen als Wortschluß), so daß zu schreiben wäre: Sal, Mos, Jar, Wonung, Hun, wälen, versönen, füren, wie bis jetzt schon niemand Anstoß nahm an Qual, los, klar, Schonung, nun, quälen, verschönen, spüren. Und in der That, warum sollten wir nicht den Fortschritt, den unsere Väter noch vom unnütz aufgeblasenen Schaaf und Haase zum einfachen Schaf und Hase, von Bluhme zu Blume gemacht haben, in ähnlichen Fällen auch machen, aber in rascherem Schritt und allgemeinerem

Digitized by Google

Umfang? Dem unverschämten Ein- und Aufdringling h war weiterhin auch in seiner Verschmelzung mit t der Krieg erklärt worden. Mit kühnem Messer war das so lange belästigte t von dem Schmarotzer befreit worden, der seine Stelle auf allerlei Hintertreppen und durch Überlistung kurzsichtiger Sprachgelehrten erschlichen hatte, ohne auch nur den geringsten Dienst zu leisten, der sein Dasein hätte rechtfertigen können. Schon Platen hatte die Lesewelt längst daran gewöhnt, die „rote Glut" ebensowenig auffallend zu finden, wie das „gute Blut". Die „Kölnische Zeitung" war aber keineswegs mit dem Vorgehen der Konferenz zufrieden; sie wollte auch die letzten Folgerungen gezogen sehen. Rasch würde sich das Auge[1]) mit den völlig gereinigten Wortbildern befreunden, viel rascher, als es manchem scheinen möge, der jetzt noch vor jeder Neuerung zurückschrecke.

„Darum Mut gefasst, liber Leser, du gewönst dich bald an das jezt noch fremd dich anmutende Bild. Träte di Reform mit Neujar ins Leben, so würdest du schon am Dreikönigstage di vollzogene Aenderung kaum noch warnemen, und ehe der Früling ins Land gekommen, hättest du si schon so libgewonnen, dass du irer nicht mehr entraten möchtest. Aber entschlossen muss vorgegangen werden. Es ist ein geringerer Schmerz für das Hündlein, wenn der Schwanz auf einmal abgehauen wird, als wenn er Tag um Tag jedesmal um eines Halmes Breite gekürzt wird. Verüble nicht disen Vergleich; er paßt auf die Sache."

Wir Deutsche sind im Unterschied von Engländern und Franzosen in der günstigen Lage, unsere Wortschreibung von vielem überflüssigen Beiwerk reinigen zu können, ohne daß die Deutlichkeit, auch sogar während der Übergangszeit, den mindesten Schaden erlitte. Die Italiener und insonderheit die Spanier sind uns auf solchem Wege mit bestem Erfolg vorangegangen und würden heute gewiß sehr bedauern, wenn ihre Vorfahren sich durch Bedenklichkeiten irgendwelcher Art von der Vereinfachung ihrer Rechtschreibung hätten abhalten lassen. In der schriftlichen Darstellung der Musik ist kein Punkt, kein Strich, kein Haken und Bogen überflüssig; warum könnte die schriftliche Darstellung der Sprache nicht einem solchen Ideal möglichst nahe geführt werden? —

[1]) Zur deutschen Rechtschreibung. II. Köln, 29. Januar 1876.

Digitized by Google

Der Staat hatte den Beschlüssen der Konferenz seine Anerkennung versagt; alles in allem genommen enthielt jedoch das Ergebnis der Ausschußberatungen, was immer im einzelnen daran auszusetzen war, einen sehr erheblichen Fortschritt auf der Bahn der Entwicklung, eine Grundlage, auf welcher weiter und glücklicher fortzubauen späterer Zeit vorbehalten bleiben sollte. Hervorragendes Verdienst um die Klärung unserer Rechtschreibung erwarb sich in der Zwischenzeit Dr. Konrad Duden[1]), eins der eifrigsten und thätigsten Mitglieder jener Konferenz. Wir werden später auf denselben wegen seiner Thätigkeit bei der Verbreitung der neuen Rechtschreibung noch zurückkommen; im Jahre 1876 veröffentlichte dieser treffliche Gelehrte seine wertvolle Schrift:

„Die Zukunfts-Orthographie nach den Vorschlägen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz erläutert und mit Verbesserungs-Vorschlägen versehen. Leipzig, Teubner."

Wer die Verhältnisse der Schule kennt, konnte sich kaum der Überzeugung verschließen, daß, da die Konferenzbeschlüsse nicht zur Richtschnur genommen wurden, irgendetwas anderes geschehen müsse. Dazu drängten nicht nur die Zustände in Deutschland, sondern auch in Östreich, das an jener Konferenz nicht beteiligt war. Nicht ohne Grund wird die östreichische Verwaltung unter dem 2. August 1879 ein Orthographiebuch, zunächst für die Volksschulen, angeordnet haben:

„Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung. Wien, im kaiserlich-königlichen Schulbücher-Verlag."

Das Vorwort zur ersten Auflage lautet:

„Dem Wunsche nach einer einheitlichen Orthographie im Volksschulunterrichte wurde insbesondere in Schulkreisen wiederholt Ausdruck gegeben. Das vorliegende Büchlein soll zur Erfüllung dieses Wunsches beitragen.

Bei der Zusammenstellung des Wörterverzeichnisses und bei der Abfassung der betreffenden Regeln war der Grundsatz maßgebend, nur solche Gesetze als Richtschnur zu nehmen, welche von sprachwissenschaftlichen Autoritäten aufgestellt worden sind.

[1]) Zur Zeit Direktor des Königlichen Gymnasiums zu Hersfeld. —

Digitized by Google

Als Grundlage hierzu diente die Schrift: „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie von R. v. Raumer", welche in dem Buche: „Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz, Halle, Verlag des Waisenhauses, 1876" enthalten ist. Von R. v. Raumers Vorschlägen wurde des allgemeinen Schreibgebrauches wegen nur bei einigen deutschen Wörtern, insbesondere wo es sich um die Bezeichnung der Länge des Vokals handelt, und in der Schreibung der Fremdwörter abgewichen. Diese fanden in der Form Aufnahme, wie sie Dr. Friedrich Ludwig Karl Weigand in seinem deutschen Wörterbuch (2. Auflage, Gießen 1873, J. Rickersche Buchhandlung) verzeichnet hat."

Im Jahre 1880 lag schon die dritte Ausgabe dieses Büchleins vor; hier heißt es im Vorwort:

„In der vorliegenden dritten Ausgabe ist die Schreibung der Wörter unverändert geblieben.

Um das Büchlein zum Schulgebrauche geeigneter zu machen, wurde einzelnen Regeln eine andere Fassung gegeben und das Wörterverzeichnis erweitert."

Die höheren Lehranstalten Östreichs wurden auf die Notwendigkeit einer Einigung mindestens für jede Anstalt hingewiesen. Es war das eine ähnliche Verordnung, wie sie in Preußen bestand; auch in Östreich führte sie zu einem ähnlichen Unternehmen, wie es der Verein der Berliner Gymnasial- und Realschullehrer ins Leben gerufen hatte [1]).

Zu derselben Zeit entschloß sich in Bayern die Schulverwaltung zu entscheidendem Schritte. Wie in Östreich legte man

---

[1]) Aufgrund der Beschlüsse der Berliner Konferenz arbeitete Professor L. Blume einen Entwurf aus, der, von einem Ausschuß beraten, schließlich von dem Vereine „Mittelschule" angenommen und veröffentlicht wurde:

„Regeln der deutschen Rechtschreibung, herausgegeben vom Verein „Mittelschule". Wien 1879."

Übrigens kann Verfasser aus eigener Erfahrung versichern, daß die bedeutendsten Druckereien Östreichs — z. B. Karl Gerolds Sohn, Buchdrucker der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien — nach den für Volksschulen maßgebenden, oben angeführten Regeln u. s. w. ihre Werke — auch wissenschaftliche — drucken. —

auch hier Raumers Vorlage und die Verhandlungen der orthographischen Konferenz zugrunde. Die Einführung erfolgte durch ministerielle Verfügung vom 21. September 1879. Indem der bayerische Staatsminister seinen preußischen Amtsgenossen von diesem Vorgang in Kenntnis setzte, gab er zugleich der Erwartung Ausdruck, daß, da das bayerische Regelbuch dieselben Grundsätze innehalte, wie das Berliner, und dieses in den verschiedenen Provinzen Preußens bereits eine erhebliche Verbreitung gefunden habe, die Herstellung einer gleichmäßigen deutschen Rechtschreibung in den sämtlichen Schulen Deutschlands in nicht allzuferner Zeit gelingen werde.

Wenn man Plan und Einrichtung des Ganzen ins Auge faßt, so besteht in Wirklichkeit kein sehr großer Unterschied zwischen den bayerischen Vorschriften und denen des Berliner Regelbuches. Daß aber die freie Wahl beseitigt wurde, die das Berliner Buch in manchen Punkten von allgemeiner Wichtigkeit, wie oben erwähnt wurde, offen ließ, hängt mit einem andern wichtigen Schritte zusammen, den die bayerische Regierung wagte. Indem sie den Gebrauch ihres Regelbuches verfügte, traf sie zugleich die Bestimmung, daß bei der Einführung neuer Lehrbücher denjenigen der Vorzug zu geben sei, welche die vorgeschriebene Rechtschreibung befolgten; die bereits eingeführten, für den deutschen Unterricht bestimmten Lehrbücher aber würden nur dann auch für die Zukunft genehmigt und empfohlen werden, wenn der Verleger bei dem Druck einer neuen Auflage sich zur Einhaltung der für die Schulen des Königreiches vorgeschriebenen Rechtschreibung verstehe.

Und in der That, nachdem diese umgestaltende Thätigkeit einmal aus den Stuben der Gelehrten in das helle Sonnenlicht des Marktes gezogen war und allgemeine Wichtigkeit gewonnen hatte, da mußte man den befreienden Schritt und Schnitt lieber einmal gründlich vornehmen, als mit den Umgestaltungen wiederum auf eine ungewisse Zukunft vertrösten. War es nicht besser gethan, das deutsche Münzwesen durch eine einzige Gesetzgebung vereinfachend umzugestalten, als wenn man zuerst den Kreuzer, dann ein Jahrzehnt später den Pfennig abgeschafft und sodann wieder eine längere Frist abgewartet hätte, um Gulden und Thaler durch die Mark zu ersetzen? Sollte die orthographische Arbeit einmal ernstlich angegriffen werden, so mußte es auch mit beherztem Mute geschehen. Einmal mußten die Verleger sich gefallen lassen, daß ihre

Ware in orthographischer Beziehung veraltete; einmal auch mußten sie ihre Druckberichtiger und Setzer anweisen und unterweisen, eine veränderte Rechtschreibung anzuwenden; einmal mußte in den Schulen der Übergang aus dem Alten ins Neue vollzogen werden.

Die bayerische Unterrichtsbehörde hatte nicht ohne Vorwissen des preußischen Unterrichtsministers ihr Werk unternommen; man war sorglich darauf bedacht, in einer Angelegenheit, die über die Interessen der einzelnen Staaten hinausgriff, Übereinstimmung des Verfahrens zu wahren [1]). Schon nach dieser Vorbereitung war es fast unvermeidlich, daß Preußen dem Vorgang Bayerns folgte. Und wenn bei dem Nachfolger Falks noch Bedenken und Zweifel gegen einen solchen Schritt sollten bestanden haben, so mußten sie durch einen neuen Zwischenfall gehoben werden.

Eben hatte man in Bayern für die Schule zu sorgen gesucht, da unternahm es die Firma Breitkopf & Härtel in Leipzig, noch ohne etwas von den Maßnahmen der bayerischen Regierung zu wissen, die Druckereien zu einer einheitlichen deutschen Rechtschreibung zu verbinden, indem sie durch ein Rundschreiben vom 24. September 1879 den gesamten Druckereien Deutschlands nachstehendes Buch empfahl:

„Orthographisches Hilfsbuch als Norm für Schriftsetzer und Druckereiberichtiger, von Professor Dr. Dan. Sanders."

Da dieser soeben genannte Gelehrte, s. Z. ebenfalls Mitglied der vielgenannten orthographischen Konferenz, das Ergebnis jener oben ausgeführten Ausschußberatungen der „unseligen Halbheit" bezichtigte, da ferner derselbe in jeder Weise den gleich zu nennenden preußischen Verfügungen Widerstand und Anfeindung entgegensetzte, so begnügen wir uns an dieser Stelle, auf die seitens Wilmanns' in seinem „Kommentar" [2]) auf Sanders erstreckten Beleuchtungen hinzuweisen, halten es dagegen für angezeigt, aus der oben bereits angeführten Schrift Dudens eine hierhergehörige Stelle mitzuteilen [3]).

[1]) Von den amtlichen Zeitungen wurde das Schreiben veröffentlicht, welches der preußische Unterrichtsminister unter dem 21. Januar 1880 an die übrigen Minister richtete.

[2]) S. 34—38.

[3]) S. 92 f. der „Zukunftsorthographie".

„Daß wir mit diesem h [1]) nur einen abscheulichen Zopf abschneiden, einen Zopf, der nicht immer, sondern erst seit den Zeiten der größten Geschmacklosigkeit und Unnatürlichkeit unsre Sprache verunstaltet, daß wir also mit der Ausmerzung des **h auch nach e** nur zu einer einfachen und richtigen Schreibung unsrer Altvordern zurückkehren, das beweisen uns die Druckwerke aus der Zeit kurz nach Luther..... In der „Kirchenordnung, wie es mit Christlicher Lere im Herzogthumb Mecklenburg gehalten wird" [2]), finde ich fast gar keine Dehnungszeichen; nicht nur nach **a, o, u** nebst Umlauten fehlt es regelmäßig, sondern auch nach **e** und insbesondere auch in .... den Stämmen, in welchen **eh** auch ferner geschrieben werden soll. Da steht:

„begert, begeren, bekeret, bekerte, verkert, nemen, annemen, furnem, zunemen, Lere, Lerer, Gelerte, lerhaft, erbar, stelen u. s. w."

Auf Fol. 71 b u. heißt es ferner:

„Nachdem wir niemand seine alte Gerechtigkeit, an der Kirchenbestellung, oder Jus patronatus, zu **nemen begeren, vermanen** wir doch alle, das sie zu diesem hohen Ampt, darumb der **Son** Gottes „sein Blut vergossen hat, tüchtige Personen suchen."

Möchte dieses Citat aus der mecklenburgischen Kirchenordnung dazu beitragen, unsern Alt-Strelitzer [3]) orthographischen Saulus zum Paulus zu machen."

Dieser zuletzt geäußerte Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen; jenem oben genannten Sandersschen Hilfsbuch folgte vielmehr alsbald:

„Kurzgefaßtes Hilfsbuch der Rechtschreibung für deutsche Schulen von Professor Dr. Dan. Sanders. Zweite, um die abweichenden amtlichen Feststellungen für die bairischen, die österreichischen, die preußischen und die württembergischen Schulen vermehrte Auflage. Leizig, Breitkopf & Härtel. 1880."

---

[1]) Als Dehnungszeichen.

[2]) Wittenberg 1554, gedruckt von Hans Lufft.

[3]) Sanders lebt in Alt-Strelitz.

Digitized by Google

Doch damit haben wir behufs ausführlicherer Darstellung der Sandersschen Bestrebungen bereits vorausgegriffen und kehren noch einmal auf kurze Zeit zu dem oben genannten „Orthographischen Hilfsbuch" zurück. Nachdem eine ansehnliche Zahl von Druckereien in die Vereinbarung eingetreten war, richteten Breitkopf & Härtel an den preußischen Unterrichtsminister den Antrag, zu genehmigen oder noch lieber vorzuschreiben, daß die Schulbücher in dieser Orthographie möchten gedruckt werden.

Dieser Antrag erfolgte — wir berichten hier nach amtlichen Quellen[1]) — mehrere Wochen, nachdem in Bayern die Verfügung über die amtliche Orthographie erlassen war, am 20. Oktober. Wäre derselbe erfolgt, ehe das bayerische Werk begonnen, wenigstens ehe es beendet und durch amtliche Verfügung festgestellt war, so hätte sich die Sache wohl erwägen lassen; denn der Versuch der Leipziger Firma verdient an und für sich Anerkennung und Lob. Aber er war zu ungünstiger Zeit unternommen, unmittelbar nachdem von anderer Seite ein entscheidender Schritt gethan war. Die bayerische Regierung hatte im Einverständnis mit der preußischen und unter Rücksicht auf die in Preußen obwaltenden Verhältnisse gehandelt. Es wäre wahrlich eine üble Antwort gewesen, wenn der preußische Unterrichtsminister den Antrag der Druckereien genehmigt hätte. Er hätte die Verbindlichkeiten, die sein Amtsvorgänger geknüpft hatte, nicht gelöst und Schritte, die mit reiflicher Überlegung gethan waren, verleugnet. Er hätte aber auch die Bahn verlassen, in der sich seit Jahrzehnten unverkennbar die Entwickelung unserer Schrift bewegt, und eine Rechtschreibung in die Schulen eingeführt, die, obschon sie als Ausdruck des gemeinen Gebrauches angesehen werden will, doch in nicht wenigen Punkten von demselben abweicht, und, was wohl zu beachten ist, in ihren Abweichungen eine Richtung verfolgt, die in der Geschichte unserer Schrift nicht begründet ist, und, wenn sie mit größerer Folgerichtigkeit verfolgt würde, ihr schweren Nachteil bringen würde. Er hätte endlich durch solches Vorgehen Bayern außer aller Verbindung gesetzt; die beiden bedeutendsten Staaten Deutschlands hätten eine in vielen Punkten sich widersprechende Rechtschreibung bestätigt, das Band der Einheit wäre zerrissen gewesen.

---

[1]) **Wilmanns, Kommentar S. 25 f. —**

Digitized by Google

So durfte und konnte also der preußische Unterrichtsminister jenem Antrage keine Folge leisten, er durfte aber auch nicht länger die Hände in den Schoß legen und dem steigenden Wirrwarr unthätig zusehen; Sache und Pflicht forderten gebieterisch, auf der eingeschlagenen Bahn zu beharren, sich dem Vorgehen Bayerns anzuschließen und dadurch die Einheit zu sichern und zu festigen. Da es nicht thunlich erschien, einfach das bayerische Regelbuch herüberzunehmen, so gab der Minister den Auftrag, ein besonderes Buch zur Einführung in die preußischen Schulen, aber „in möglichster materieller Übereinstimmung" mit der bayerischen Orthographie abzufassen. Im Januar 1880 erschien das Werkchen:

„Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preußischen Schulen. Herausgegeben im Auftrage des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1880."

Ein zweiter Neudruck dieses Buches liegt vom Jahre 1883 vor. Maßgebend wurden die Regeln in den preußischen Schulen von Ostern 1880 ab; nunmehr war eine fast vollständige Übereinstimmung zwischen der preußischen und bayerischen Schulorthographie erreicht[1]). Zwar läßt Preußen

Litteratur, Moritz, Möwe, Wiederhall,

Bayern aber

Literatur, Moriz, Möve, Widerhall

schreiben, ferner dieses in Zusammensetzungen, bei denen drei gleiche Mitlauter zusammentreffen, immer, jenes nur in einigen Wörtern einen dieser Mitlauter ausfallen[2]). Was will dies aber sagen?

---

[1]) Außer Wilmanns und einigen andern bedeutenden Mitarbeitern sei hier ganz besonders genannt der Geheime Regierungsrat und Königliche Provinzialschulrat Dr. Klix. Schon 1876 war eins der thätigsten Mitglieder der oft genannten „Konferenz" ebenfalls ein Kgl. Provinzialschulrat, nämlich Dr. Höpfner in Koblenz, gewesen. Dr. Klix war und ist in seiner langjährigen Thätigkeit nicht nur als Schulmann und Vertreter der Regierung, sondern auch als Direktor der „Wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission pro facultate docendi" in Berlin und besonders als Examinator in deutscher Sprache und Litteratur vorzugsweise in der Lage gewesen, Theorie und Praxis in glücklichste Verbindung zu bringen.

[2]) Preußen wie Bayern: dennoch, Dritteil, Mittag, Brennessel, Schiffahrt. Bayern allein: Bettuch, Schalloch, Schwimmeister, Kammacher, aber doch wieder: Rückkehr, Schutzzoll. —

Digitized by Google

Die Zahl und Bedeutung solcher verschiedenen Schreibungen ist im Verhältnis so gering, daß die preußische und bayerische Regierung sich dahin aussprachen, es stehe nichts im Wege, nach dem bayerischen Regelbuch gedruckte Schulbücher in preußischen und nach dem preußischen gedruckte in bayerischen Schulen einzuführen [1]).

Soviel an ihm war, hatte das preußische Ministerium gethan, um die Zersplitterung auf dem Gebiete der Rechtschreibung zu verhüten. Eine Vereinbarung für alle deutschen Staaten zu schaffen, stand nicht in seiner Macht; es war Sache der einzelnen Regierungen, über die Rechtschreibung ihrer Schulen zu entscheiden. Und, wie zu erwarten, haben dieselben sich an das Vorgehen der beiden größten deutschen Bundesstaaten sämtlich angeschlossen: teils nahmen sie ohne weiteres eines der beiden Regelbücher an, teils ließen sie neue Werke zusammenstellen, welche zu den bezeichneten Büchern in ähnlichem Verhältnis stehen, wie diese unter sich. So erschien, um nur ein Beispiel zu erwähnen, im Königreich Sachsen:

„Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den sächsischen Schulen. Im Auftrage des Königl. Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts herausgegeben. (Generalverordnung vom 9. Oktober 1880.) Dresden 1880."

Im Vorwort heißt es daselbst:

„Die vorliegende Schrift hat den Zweck, die deutsche Rechtschreibung in den hierländischen Schulen in Übereinstimmung mit den für die preußischen und bayerischen Schulen getroffenen Anordnungen einheitlich zu regeln.

Bei Abfassung derselben sind daher die für Preußen und Bayern maßgebenden Regelbücher zu Grunde gelegt und der zu ersterem gehörige Kommentar von Dr. W. Wilmanns, sowie die inzwischen erschienenen Wörterbücher von Dr. K. Duden und Dr. G. Gemß zu Rate gezogen worden.

Der Umfang des Wörterverzeichnisses dürfte den geäußerten Wünschen im ganzen entsprechen."

Die beiden genannten Wörterbücher liegen zur Zeit unter folgenden Titeln vor:

---

[1]) Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. 1880. Nr. 63 und 121. —

Digitized by Google

„Vollständiges orthographisches Wörterbuch für die Schule von Dr. Konrad Duden, Direktor des Königl. Gymnasiums zu Hersfeld. 8. Abdruck. Nach den neuen preußischen, bayerischen und sächsischen Regeln. Leipzig 1884."

und:

„Kleines deutsches Wörterbuch für die deutsche Rechtschreibung von Dr. G. Gemß. Berlin 1880." —

Wer die Vorgeschichte der so entwickelten Rechtschreibung kennt, sagt Wilmanns[1]), der möchte sich wundern, daß ihre Einführung so außerordentliches Aufsehen hervorrief, wenn nicht anderseits bekannt wäre, wie wenig sich die große Masse im allgemeinen um die Dinge kümmert, die ihr weder fesselnde Unterhaltung versprechen, noch an den Geldbeutel gehen. Was sich seit 30 Jahren vorbereitet hatte und fast mit Naturnotwendigkeit nahte, das überraschte nun, erschien als etwas Plötzliches, durch persönliche Willkür Geschaffenes, und wurde danach beurteilt.

Naturgemäß beschäftigte sich die Presse eifrigst mit der viele und mannigfache Ausbeute versprechenden Angelegenheit; einzelne Blätter begrüßten die Verordnung mit Freuden, viele verhielten sich ablehnend, andere nahmen eine abwartende Stellung ein: auch an solchen fehlte es nicht, die erst in den Jubelruf mit einstimmten, bald darauf aber unter die erbittertsten Gegner traten. Manche Aufsätze waren augenscheinlich dazu bestimmt, Verwirrung anzurichten, andere, durch ungeheuere Vorstellungen Schrecken hervorzurufen, wieder andere, die Öffentlichkeit mit Spott und keckem Hohn zu belustigen.

Daß es notwendig sei, für die Schule eine feste Ordnung zu schaffen, wurde allgemein anerkannt. Aber Bedenken hatte man dagegen, daß diese Ordnung nur für die Schulen eines einzelnen Staates erlassen war, und zweitens fürchtete man den Zwiespalt zwischen der Rechtschreibung der Schule und des Lebens.

Das erstgenannte Bedenken ist durch das einmütige Zusammengehen der deutschen Bundesregierungen bestens gehoben; im Jahre 1880 wurde durch ministerielle Verordnung eine Übergangsfrist von 5 Jahren gesetzt: der Erfolg hat gezeigt, daß die Befürchtung, diese Frist sei nicht lang genug bemessen gewesen, völlig irrig war.

[1]) Kommentar S. 27. —

Der Buchhandel hat sich sehr schnell in die unabänderliche Thatsache gefunden; freilich waren für größere wie kleinere Firmen Verluste mehr oder minder unvermeidlich, doch dürften dieselben inzwischen so gut wie überall durch neue Geschäftsvorteile überwunden sein. In mancher Beziehung dürfte auch die Einführung der neuen Rechtschreibung eine Feuerprobe für die Brauchbarkeit dieses und jenes Werkes gewesen sein: die Umarbeitung in das Neue lohnte sich nicht immer, man dankte das Altgewordene ab[1]) — kurz es geschah, was des Dichters geflügeltes Wort uns sagt:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen." —

Was aber dann das Verhältnis zwischen Schule und Leben betrifft, so hat man es hart getadelt, daß die neue Rechtschreibung in einigen Punkten sich entschieden vom gemeinen Schreibgebrauch entfernt. Die Schulbehörde sollte sich doch genügen lassen, von Zeit zu Zeit für ihre Zwecke das sicher zu stellen, was der Sprachgeist langsam, aber stetig umgestaltend hervorbringe; Verbesserungen und Umgestaltungen seien nötig, aber es sei verkehrt, mit der Schule anzufangen, und unerhört durch die Schule das Leben meistern zu wollen. Früher sei es umgekehrt gewesen. Männer wie Gottsched und Adelung hätten in der Öffentlichkeit Einfluß genossen, Gelehrte und Schriftsteller seien ihren Festsetzungen gefolgt, und dann erst seien sie allmählich in die Schule gekommen.

Bei genauerer Prüfung erweisen sich aber diese allgemeinen Anschauungen ebenso wie die einzelnen bestimmten Angaben als unrichtig[2]).

Denn Adelung schrieb zuerst seine Sprachlehre für Schulen und zwar im Auftrage Friedrichs des Großen; vom Staat ging also auch hier die Anregung aus, und der Staat lieh dem Werk sein Ansehen. Gottsched ging zwar auf eigene Hand vor, aber auch er war keineswegs der Ansicht, daß er die Einführung seiner Vorschriften in die Schule hinausschieben solle, bis die Erwachsenen sie gebilligt hätten. Er selbst verfertigte „zum Gebrauch der Jugend" einen Auszug aus dem größeren Werk, den er als „Kern der deutschen Sprachkunst" erscheinen ließ, und legt großes Gewicht darauf, daß seine Grammatik in der

[1]) Genaueres hierüber bei Wilmanns, Kommentar S. 33 f.

[2]) Wilmanns, Kommentar 31 f. —

kaiserlichen Residenz selbst auf allerhöchste Genehmigung und ausdrücklichen Befehl bei der vornehmsten adeligen Jugend eingeführt sei; ja er knüpft daran die Hoffnung, seine Sprachlehre werde nun allmählich auch in den Landschaften längs der Donau und des Rheins in Aufnahme kommen. Und endlich sah in unserer Zeit Sanders, der entschiedene Gegner der Staatsorthographie, die Schule als den natürlichen Kanal an, durch den auch er seine Verbesserungen in das Volk leiten wollte.

Wie hätte es auch anders gemacht werden sollen? Lernen wir doch unsere Rechtschreibung in der Schule, und der allgemeine Schreibgebrauch ist der Durchschnitt dessen, was in den Schulen gelehrt wird. Bei weitem die meisten Menschen halten für ihr ganzes Leben daran fest; nur eine sehr geringe Minderzahl giebt um wissenschaftlicher Gründe willen die Bequemlichkeit des gewohnten Gebrauches auf. Am wenigsten Lust und Neigung dazu aber hatten gerade die, welche für das größte Publikum schreiben und so am ehesten auf den gemeinen Schreibgebrauch einwirken könnten; denn sie schonen nicht nur ihre eigene Gewohnheit, sondern auch die ihrer Leser. Wer also überhaupt zugiebt, daß Umgestaltungen nötig oder zulässig sind, wird den Weg durch die Schule nicht verschmähen dürfen, und wird ferner der obersten Schulbehörde nicht das Recht bestreiten können, diesen Weg zu betreten.

Stets haben die Schulbehörden in einsichtiger Würdigung der Gefahren, welche zu weit gehende Umgestaltungen in sich bergen, diese vielmehr gehemmt und zurückgehalten, als begünstigt und gefördert; und gewiß hätte die ungezügelte Entfesselung orthographischer Neuerungen das Gemeinwohl schwer zu schädigen vermocht. Aber dieselbe einsichtige Regierung kann es nimmer als ihre Aufgabe ansehen, Bewegungen, die in der Natur der Sache begründet sind, zu verleugnen und zu unterdrücken: sie muß ihnen einen angemessenen Spielraum und Einfluß gewähren. Nur dadurch ist ein gleichmäßiger Fortschritt zu sichern, der jähe Wechsel zwischen Stillstand und Überstürzung zu vermeiden.

Die Regierung hat die Pflicht, und hat die Pflicht anerkannt, „begründeten Reformbestrebungen innerhalb wohlerwogener Grenzen Rechnung zu tragen". Die beiden Schranken, die mit diesen Worten bezeichnet sind, hat die preußisch-bayerische Ortho-

graphie innegehalten. Die Schulbehörden haben nicht beliebige Änderungen willkürlich eingeführt, sondern nur einen Teil der Mißstände, die als solche erwiesen waren, beseitigt. Kein Punkt des gemeinen Gebrauchs wird durch die amtliche Rechtschreibung angetastet, der nicht längst als schadhaft und schädlich erkannt wäre. Keine Änderung ist vorgenommen, die eine Neuerung schlechthin wäre; alle waren längst von vielen Grammatiken und Orthographen gefordert, ja auch in Büchern, selbst schon in einzelnen Schulbüchern durchgeführt. Keineswegs soll die Schule das Leben meistern, sie soll nur in sich aufnehmen und zum Gemeingut machen, was das Leben erworben hat. Mit vollem Recht ist daher diese orthographische Umgestaltung als eine Errungenschaft des Lebens anzusehen, wenn auch nicht der Gesamtheit der Staatsangehörigen. Aber welchen Fortschritt thäte diese Gesamtheit gemeinsam? Die Kulturarbeit ist geteilt, und jede einzelne Aufgabe fällt verhältnismäßig wenigen zu.

Diese maßvolle Beschränkung ist vielfach auch in den Zeitungen anerkannt, selbst von solchen, welche eine amtliche Regelung nicht billigen; selbst von Sanders. Die orthographischen Wirren, sagt dieser in einem seiner Aufsätze[1], seien keineswegs hoffnungs- und trostlos, wie sie sich auf den ersten Anblick darstellten; der gemeine Schreibgebrauch, als dessen Vertreter er sich selbst ansieht, und die verschiedenen Staatsorthographien ständen doch sämtlich auf einem gemeinsamen Boden und würden mit Leichtigkeit an das ersehnte Ziel der Einheit geführt werden können.

Nur völlige Unkenntnis oder böser Wille konnten von einer Kluft reden, die durch die Staatsorthographien zwischen Leben und Schule entstanden sei. Der Unterschied ist so gering, daß verschiedene Zeitungen und Zeitschriften sofort die neue Rechtschreibung annehmen konnten, ohne dadurch ihren Lesern eine Unbequemlichkeit zu bereiten[2]). Wären ihrem Beispiel gleich zu Anfang mehr gefolgt, so wären niemals so ungeheuerliche Vorstellungen in die Öffentlichkeit gedrungen.

---

[1]) Deutsches Montagsblatt Nr. 14 vom 5. April 1880.

[2]) Wir nennen hier von größeren Zeitschriften nur „Daheim“ und „Westermanns Monatshefte“, welche die neue Rechtschreibung völlig angenommen haben; anderer hier nicht zu gedenken.

Digitized by Google

Unter den oben angeführten Zeitungsstimmen befindet sich eine, welche unter dem Gewande des Humors und Witzes der Berechtigung orthographischer Umgestaltung das Wort redet.

„Im Buchladen traf ich zufällig meinen alten Freund Melchior vor einigen Tagen [1]. Da ich wußte, daß mein Freund Melchior der Sitte huldigt, nie Bücher zu kaufen, sondern von seinen Bekannten zu leihen und sie mit unvertilgbaren Spuren des Gelesenseins wiederzuerstatten, wenn er sie selbst nicht irgendjemand geliehen hat, dessen er sich nicht mehr erinnern kann, so mußte mich sein Eintritt in die Buchhandlung überraschen. „Gewiß hat er ein geliehenes Buch verzettelt und muß Ersatz leisten", dachte ich und freute mich einmal darüber, daß kein Verbrechen so leicht ungestraft bleibt, und zweitens machte mir der Gedanke Vergnügen, daß die Auflage von diesem oder jenem Werke dieses oder jenes Verfassers um einen Druckabzug verringert werden würde, denn je üppiger die Litteratur blüht, um so höher steht die Kultur des Landes. Liebig sagte zwar, der Verbrauch an Seife sei der Gradmesser der Kultur, allein ich sehe mich aus tausend und einem Grunde veranlaßt, den Gelehrten über die Waschfrau zu stellen, und da die Gelehrten das Buchmachen kontraktlich haben, so ist der Bücherverbrauch der wahre Ausdruck für die Gesittung eines Volkes.

Neugierig horchte ich, welchen Schriftsteller mein Freund Melchior beglücken würde, aber ich wurde in allen meinen hochgehenden Erwartungen — ich hatte mindestens auf Ebers „Schwestern" gerechnet — getäuscht, denn er verlangte: „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung", ein Büchlein, das nur 15 Pfennig kostet und zu Nutz und Frommen aller Schreibbeflissenen und solcher, die es werden wollen, im Auftrage des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten herausgegeben worden ist. —

„Das ist auch so eine unnütze Ausgabe!" murrte er, als er die anderthalb Nickel hinterlegte. „Aber was soll man machen, wenn man sich nicht vor seinem eigenen Fleisch und Blut blamieren will!" —

[1] Das Gespräch spielt im März 1880. —

Digitized by Google

„Wie so das?“ fragte ich. —

„Nun,“ antwortete er, „wir hatten vor einigen Tagen Besuch von einem lieben Freunde, mit dem ich einst auf derselben Schulbank gesessen. Da kam denn die Rede auf die Kinder, wie weit die seinigen schon seien, und was sie lernten, und ob die meinigen sich auch schon ordentlich herausmachten. Von jeher war ich stolz auf meinen Ältesten, der stets die besten Zeugnisse erhält, und um nun schwarz auf weiß zu beweisen, wie tüchtig der Junge sei, befahl ich ihm, sein Aufsatzbuch herbeizubringen. Er hatte ein neues Heft angefangen und sollte den Aufsatz am nächsten Tage abliefern. „Die Handschrift ist für einen Achtjährigen nicht übel, und der Stil auch nicht schlecht,“ sagte mein Freund — — „aber in der Orthographie ist er noch weit zurück.“ — „O bewahre,“ rief ich, „gerade darin bekommt er die besten Zeugnisse.“ — „Da lies doch selber,“ lachte mein Freund. „Hier steht: der Tau — das Tier — Urteil — die Ware — die Wut — rot — vermieten — und alle Zeitwörter auf „—iren“ hat er mit einem „ie“ geschrieben, wie probieren — studieren u. s. w. Wenn das Orthographie sein soll, danke ich schönstens; zu unserer Zeit schrieben wir anders.“ Ich sah ein, daß er recht hatte, unterstrich meinem Jungen alle Fehler und gab ihm auf, seine Arbeit noch einmal verbessert ins Reine zu schreiben. Als er nun gar behauptete, richtig geschrieben zu haben, und anfing zu heulen, hielt ich ihm unter vier Augen eine mit Versuchen ausgestattete Vorlesung über die Natur der Katzenköpfe!“ —

„Der arme Junge!“ warf ich bedauernd ein. —

„Mir that er auch leid, aber ich dulde keinen Trotz und keine Rechthaberei. Doch es sollte noch besser kommen. Am nächsten Tage fehlt mein Junge bei Tische. Er wird doch nicht nachsitzen? dachte ich, das wäre das erste Mal. — Richtig, der Junge hatte nachgesessen. Ganz verweint und trübselig kam er angeschlichen. „Nun sage mir erst, warum Du gebrummt hast,“ fragte ich ihn, „und dann wollen wir weiter sprechen;“ bei den letzten Worten deutete ich feierlich auf mein spanisches Rohr. —

„Es waren zu viele Fehler in meinem Aufsatze,“ weinte er. — „Aha, du wirst ihn nicht ordentlich verbessert haben; zeig’

Digitized by Google

ihn einmal her!" — Nun denken Sie sich meinen Schreck. Alle Fehler, die mein alter Schulfreund und ich unterstrichen hatten, waren von dem Jungen geändert, wie ihm befohlen — aber der Schullehrer hatte unsere Verbesserungen samt und sonders wieder als Fehler angezeichnet. Das Ende vom Liede war, daß ich von der neuen Schreibweise erfuhr, die jetzt in den Schulen üblich ist, und die von dem abweicht, was wir lernten. So war ich jetzt der Blamierte, und der arme Junge hatte unschuldigerweise Prügel bekommen und seines Vaters wegen nachgesessen. Damit dergleichen nicht wieder vorkommt, habe ich mich entschlossen, das bare Geld für das Buch auszugeben, in welchem die neuen Schreibregeln zu finden sind. Nun kann ich auf meine alten Tage noch umlernen, um nicht einfältig in den Augen meines eigenen Jungen zu erscheinen." —

„Ist Ihnen das Umlernen unangenehm?" fragte ich. —

„Im späteren Alter wieder Abeceschütze zu werden, ist doch kein Vergnügen!?" —

„Lieber Freund, wir lernen, solange wir leben, nur merken wir es nicht immer deutlich, weil wir unser Wissen allmählich mehren und unsere Anschauungen allmählich ändern. Mit der Rechtschreibung war es bis jetzt schlimm bestellt, weil es an einem Übereinkommen fehlte, und einige Neuerer eine Orthographie aufbrachten, die kein Herkommen mehr gelten ließ und um so mehr Verwirrung anrichtete, als sie teilweise Eingang fand. Eine einheitliche Rechtschreibung ist uns deutschen Völkern ebenso unentbehrlich, wie eine einheitliche Münze, und wenn das „Regelbuch u. s. w." auch gerade kein Muster von Vollkommenheit genannt werden kann, so ist es doch als „orthographische Übereinkunft" zu begrüßen. Hätten Sie Altmeister Grimms Geschichte der deutschen Sprache studiert, würden Sie besser unterrichtet gewesen sein, und Ihr Junge hätte nicht nötig gehabt, Unrecht zu leiden." —

„Können Sie mir das Buch von Grimm leihen?" —

„Thut mir sehr leid — allein ich brauche es selber ... — Umlernens halber!" —

Obige Geschichte ist doppelt lehrreich, wenn man bedenkt, daß sie durchaus unamtliche Entstehung hat; wie schon gesagt, hätten recht viele Zeitungsschriftsteller ähnlich gedacht und gehandelt, so

Digitized by Google

wäre mancher Ärger erspart geblieben, der um so weniger zu vermeiden war, als nunmehr sogar die arme Rechtschreibung in politischer Hinsicht als Angriffspunkt dienen mußte. Doch das ist nun glücklich längst überstanden, so daß wir auf diese Seite der Rechtschreibungsfrage nicht näher einzugehen brauchen.

Ein Recht, die Entwicklung der amtlichen Schreibweise zu tadeln, hätten strenggenommen nur diejenigen, welche überhaupt eine Weiterbildung unserer Schrift ablehnen, welche wollen, daß das, was einmal im allgemeinen Schreibgebrauch feststeht, auf jeden Fall erhalten bleibe, möge es an sich berechtigt oder unberechtigt, gut oder schlecht sein. Diese Männer, starren Sinnes, hätten von ihrem Standpunkt aus ein Recht, die Maßnahmen der Regierung zu verurteilen. Aber ihr Standpunkt ist unberechtigt. Sie setzen sich in Widerspruch zu den Grundlagen des menschlichen Daseins, das in allen seinen Formen nach Formentwicklung strebt, fühlbare Mängel zu beseitigen, Veraltetes auszuscheiden sucht. Nur gedankenlose Bequemlichkeit kann sich durch den Reiz endgültiger Feststellungen blenden lassen[1]). —

Von den Gegnern der orthographischen Umgestaltung ist u. a. auch die Behauptung ausgesprochen worden, Schüler könnten das Regelbuch überhaupt nicht verstehen. Abgesehen nun aber davon, daß kein einsichtiger Lehrer den Unterricht mit allgemeinen Regeln beginnen wird, ist dieser Vorwurf auch nicht zutreffend.

> „Was schließlich die Fassung der Regeln betrifft, so hat der Ausschuß viel Mühe darauf verwandt, sie in möglichst bestimmte und knappe Form zu bringen. Mit behaglicher Breite läßt sich manches zu größerer Anschaulichkeit bringen, aber je kürzer die Regel, um so größer ihre Aussicht auf Verwendbarkeit. Dem Schüler zum Selbstunterricht ist das Buch nicht bestimmt, es ist also auch nicht nötig, daß er die Regeln von selbst verstehe; wenn sie nur so aufgestellt sind, daß sie ihm durch Erläuterung des Lehrers zum Verständnis gebracht werden können" [2]).

---

[1]) Wilmanns, Kommentar S. 34. —

[2]) Wilmanns, Kommentar S. 40. Derselbe, Erörterungen zu dem Berliner Regelbuch S. 38; gegen dieses wurde, ebenso unberechtigt, derselbe Vorwurf erhoben. Vgl. auch noch Zeitschrift für das Berliner Gymnasialwesen. XXIII, 63. —

Digitized by Google

Abeceschützen pflegt man vernünftigerweise überhaupt nicht mit solchen orthographischen Regeln zu behelligen; für diese ist die Zeit erst gekommen, wenn sich in den Kindern durch den Gebrauch nach sachgemäß eingerichteten Lesefibeln ein gewisses Gefühl für die allgemeinen Gesichtspunkte, die inbetracht kommen, gebildet hat. —

Wir gehen nun zu einer kurzen Betrachtung des Inhalts des amtlichen preußischen Regelbuches über, wie dasselbe im 2. Neudruck vom Jahre 1883 vorliegt[1]).

Die erste Seite (3) enthält Vorbemerkungen über die Betonung, durch welche in erster Linie die Stammsilben bestimmt werden sollen; denn nach einem althergebrachten Gesetz, das in allen germanischen Sprachen zur Herrschaft gekommen ist, trägt die Stammsilbe eines Wortes den Hauptton. Die Ausnahmen sind kurz angedeutet. Neu hinzugekommen ist die Bemerkung über An-, In- und Auslaut; sie beschränkt sich in ihrer weiteren Ausführung auf die Mitlauter, weil sie nur für diese in den orthographischen Regeln Verwendung findet. Dem Lehrer bleibt es überlassen, ob und wann er näher auf diese grammatische Unterscheidung eingehen will. Das Berliner Regelbuch behalf sich ohne dieselbe; die Folge davon war, daß einige Regeln, namentlich die über die S-laute, in ihrem Ausdruck nicht so leicht verständlich waren, wie es für den Unterricht wünschenswert scheint. Wir geben diese kurze Regel im Wortlaut der Vorschrift, gleichzeitig als Beispiel für die knappe Fassung derselben.

„4. Der Anlaut, Auslaut und Inlaut der Silben und Wörter ist entweder vokalisch oder konsonantisch.

Konsonanten, welche dem Vokal ihrer Silbe vorangehen, stehen im Anlaut; Konsonanten, welche dem Vokal ihrer Silbe folgen, im Auslaut, wenn ihnen eine konsonantisch anlautende Nachsilbe folgt, oder wenn sie den Schluß des Wortes bilden; aber im Inlaut, wenn sich eine vokalisch anlautende Nachsilbe anschließt. In dem Worte Grund steht **nd** im Auslaut, in Gründe im Inlaut; in dem Worte gründlicher steht **nd** im Auslaut, **l** im Anlaut, **ch** im Inlaut, **r** im Auslaut."

Wer ohne Vorurteil rein sachlich diese Regel genauer betrachtet, der wird ohne weiteres zugeben, daß die Deutlichkeit durch die

[1]) Kommentar S. 41 ff. —

knappe Fassung in keiner Weise beeinflußt ist, daß die gegebenen Beispiele vorzugsweise passend und treffend gewählt sind, daß somit kein Grund, auch nicht der geringste, übrig bleibt, der sich auf Schwierigkeit und Unklarheit stützen könnte.

Es folgen dann auf S. 5—21 in 26 verschiedenen Paragraphen die eigentlichen orthographischen Regeln; vorausgeschickt ist auf S. 4 in §. 1 eine Übersicht der Laute und Buchstaben (Lautzeichen), in §. 2 der Grundsatz der deutschen Rechtschreibung, den wir wegen seiner maßgebenden Wichtigkeit ebenfalls noch wörtlich folgen lassen.

„II. Grundsatz der deutschen Rechtschreibung.

Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen.

Anm. Wenn jedem Laute ein bestimmter Buchstabe entspräche, und der Laut immer durch diesen Buchstaben bezeichnet würde, so bedürfte es keiner weiteren orthographischen Regeln. Aber beides ist nicht der Fall.

1. Für manche Laute sind verschiedene Zeichen im Gebrauch, wie §. 1, Anm. 1 zeigt[1]).

2. Zuweilen wird auch ein Laut nicht durch den Buchstaben bezeichnet, der ihm zunächst zukommt. So schreibt man Abt, Hand, obwohl man ein **pt** und ein **nt** spricht.

3. Dazu kommt noch, daß die Quantität der Vokale durch verschiedene, nicht konsequent durchgeführte Mittel bezeichnet wird, und daß in der Schreibung der Fremdwörter auch fremde Lautbezeichnung üblich ist.

---

[1]) Diese Anm. 1 lautet: „Die Zeichen **ch** und **n** werden für verschiedene Laute gebraucht (z. B. in ich, ach, Enkel, lange). Umgekehrt gebraucht man aber auch für denselben Laut verschiedene Zeichen. Für den Laut **eu** und **ei** werden auch die Buchstaben **äu** und **ai**, für den Laut **ü** auch **y** verwendet. Der F-laut wird auch durch **v**, der harte S-laut auch durch **ß** und **ss**, der K-laut auch durch **c**, die Lautverbindung **kw** durch **qu** und die Lautverbindungen **ks** und **ts** auch durch **x** und **z** (**c**) bezeichnet. Durch die Unterscheidung von großen und kleinen Buchstaben bietet die Schrift sogar doppelte Zeichen für jeden Laut."

Dazu noch die Anm. 2 dess. §. 1: „Es ist Ä, Ö, Ü, Ä, Ö, Ü und nicht Ae, Oe, Ue, Ae, Oe, Ue zu schreiben."

Durch solche Abweichungen von dem orthographischen Grundsatz werden weitere Regeln notwendig." —

Wenn Leute in verschiedenen Gegenden Deutschlands dasselbe Schriftstück vorlesen, so wird man häufig, auch wenn sie sich schriftmäßiger Aussprache befleißigen, Unterschiede wahrnehmen, die nicht für sich bestehender Natur sind. Man bemerkt verschiedene Betonungsweisen, in dieser Gegend singt man so, in jener so; hier stärker, dort weniger; man giebt gewissen Mitlautern besondern Nachdruck, die Stimme scheint sich auf ihnen zu setzen, die Biegungen werden mehr oder weniger deutlich hervorgehoben u. s. w. Das sind Dinge, die der Rede eine sehr eigentümliche Prägung geben, die aber die Einheit der Schrift nicht gefährden, weil sie durch die Schrift gar nicht ausgedrückt werden[1]). Das Werkzeug ist zu stumpf und zu grob, um die feinen Schattierungen auszudrücken, es zeichnet nur die allgemeinen Umrisse. Ähnlich ist es in anderen Fällen. Das r hat seine Zahnaussprache in einem großen Teil Deutschlands eingebüßt, an seine Stelle ist ein durch Schwingungen des Zäpfchens gebildetes r getreten[2]). Ihrer Entstehung nach sind beide Laute sehr verschieden, aber da unsere Schrift nun einmal für beide nur dasselbe Zeichen bietet, wird die Anwendung des oben genannten Grundsatzes: „Bezeichne jeden Laut durch das ihm zukommende Zeichen" nicht aufgehoben. Leute, die verschiedenes r sprechen, kommen doch zu einer übereinstimmenden Schrift.

Auch die Aussprache der Doppellaute ist nicht überall gleich; in manchen Gegenden spricht man **ei** wie **ai**, mit deutlichem A-Einsatz, in andern ebenso deutlich als **ei**, mit deutlichem E-Einsatz; den Doppellaut **eu** spricht man teils als **oi** oder **öü**, teils als **äü**; die Einheit der Schrift leidet darunter nicht. Solche Beispiele, die sich leicht mehren ließen, zeigen, daß die Anwendung des Laut-

[1]) Wilmanns, Kommentar S. 48 ff. —

[2]) Sievers, Grundzüge der Phonetik. 2. Aufl., S. 88: „Dies geschieht in der Weise, daß man den Zungenrücken zum weichen Gaumen emporhebt, wie beim Kehlen-ch, jedoch in der Mittellinie der Zunge eine Rinne bildet, in der das Zäpfchen frei nach vorn und rückwärts schwingen kann. Je tiefer diese Rinne ist, um so leichter ist das r von auffallenden Reibungsgeräuschen freizuhalten. In den lebenden Sprachen wird aber die Rinnenbildung vielfach vernachlässigt, so daß das r einen sehr kratzenden Charakter bekommt und selbst vollständig in das tönende Kehlen-r übergeht."

Digitized by Google

grundsatzes keineswegs einer vollkommen einheitlichen Aussprache bedarf, um zu einer einheitlichen Schrift zu führen. Gerade die Unvollkommenheit unserer Lautschrift gestattet dieselbe. Wenn sich unsere Schrift genau an den Leib der Sprache schmiegte und die ganze unendliche Mannigfaltigkeit von Lauten und Tönen treu wiedergäbe, dann allerdings würde durch die Anwendung des Lautgrundsatzes die Einheit der Schrift aufgehoben werden; nicht zwei Menschen könnten dann gleich schreiben, weil nicht zwei ganz gleich sprechen: selbst Geschwister unterscheidet man an der Sprache. Aber soweit unsere Schrift die Laute bezeichnet, verschwinden diese Unterschiede. Sie sind es nicht, welche die Anwendung des Lautgrundsatzes stören und hindern.

Aber dennoch kommt derselbe in unserer Schrift nicht rein zum Ausdruck. Die Einschränkungen, welche er führt, sind oben in der Anmerkung zum §. 2 angedeutet. Zunächst und vor allem kommt die Rücksicht auf die Verwandtschaft inbetracht. Allein schon Adelung sagt vollkommen richtig[1]):

> „Die Abstammung ist bloß ein Hülfsmittel der Aussprache in zweifelhaften Fällen, d. i. in solchen Fällen, wo einerley Aussprache auf verschiedene Art bezeichnet werden kann. Sie ist also keine Beherrscherinn der Aussprache, welche immer das erste und höchste Gesetz bleibt, sondern nur ihre Dienerinn, welche sich nicht an der Aussprache vergreifen darf, sobald sie im Hochdeutschen allgemein ist. Sie darf folglich Zettel nicht in Zedel, Kirche nicht in Kürche, Helleparte nicht in Helmbarte, Mädchen nicht in Mägdchen u. s. f. verwandeln, wenn gleich die letzteren Schreibarten der Abstammung gemäßer seyn sollten. Der Einwurf, daß es auch fehlerhafte Aussprachen gebe, sagt nichts, weil in einer Sprache und in einer Mundart nichts fehlerhaft ist und seyn kann, was in derselben allgemein ist."

Und kurz darauf sagt derselbe:

> „Nur die nächste, erweislich wahre und allgemeine, oder doch dem größten Theile der Schreibenden einleuchtende Abstammung kommt inbetracht[2]). Je mehr die nächsten Stammwörter veraltet sind, je dunkler und ungewisser sie sind, desto

[1]) Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache 2, 704.
[2]) Vgl. auch Heyse, Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache 1, 198. —

unfähiger sind sie, die Art zu schreiben zu bestimmen, theils weil sie nur wenigen, selbst unter dem gelehrten Theile der Schreibenden, einleuchtend sind, theils aber auch, weil sie wieder zu dem Willkürlichen führen, welches die Sprache, und alles, was zu ihr gehöret, hasset."

Zwar erscheint nun die Grenze, die Adelung hier in dem herrschenden, nicht durch geschichtliche Sprachforschung erhellten Sprachbewußtsein findet, ziemlich unsicher; denn dieses Sprachbewußtsein wird bei den verschiedenen Menschen, je nach ihrer grammatischen Schulung, verschieden sein. In der That ergeben sich auch einzelne Unzuträglichkeiten, aber im ganzen hält sich die Grenze doch leicht inne, und ihre Berechtigung kann man nicht bestreiten.

Das Streben, durch die Schrift zu sondern, was die Sprache vereint, ist alt, aber es ist nie über einzelne Wörter hinausgekommen. Doch urteilten freier denkende Männer schon in alter Zeit anders. Sie verwerfen den Unterschied zwischen seyn (Nennform zu „ich bin") und sein (besitzanzeigendes Fürwort), oder meine (wiederum Fürwort) und meyne (Befehlform von „meinen, glauben"), da man aus dem Zusammenhang der Rede gleich einsehen könne, wenn ein Wort einen andern Begriff andeute, als dasjenige, mit dem es etwa einerlei in der Aussprache und Schreibung sei[1]). Besonders war es Frisch, der solche Unterscheidungen für albern, unnötig und kleinlich erklärte: da würden die Herren Unterscheidsmacher der Wörter ein Geschrei anfangen, nach dem Maße, als jeder ein „Pedant" wäre, sagt er gelegentlich. Aber auch Adelung spricht sich dagegen aus[2]). Und in der That muß jeder, der das Verhältnis zwischen der Sprache und der inneren Welt der Gedanken beachtet, ein solches Beginnen höchst armselig finden. So mannigfach und reich unsere Sprache ist, hinter der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gedanken, Anschauungen und Empfindungen, die wir durch sie ausdrücken, bleibt sie unendlich zurück: alles einzelne ist unbestimmt und vieldeutig, der Zusammenhang allein enthält den Sinn. Die Unmöglichkeit, alle verschiedenen Bedeutungen,

---

[1]) Bödikers Grundsätze der teutschen Sprache, mit dessen eigenen und J. L. Frischens vollständigen Anmerkungen. Durch neue Zusätze vermehrt von J. J. Wippel. Berlin 1746. S. 25 ff. —

[2]) 2, 711—715. —

die ein Wort haben kann, durch besondere Zeichen zu bestimmen, leuchtet dem Blödesten ein; was kann es also frommen, hier und da mit ganz unzulänglichen Mitteln kleine Ansätze zu einer Begriffsschrift zu machen! Wir ersparen dadurch nur das Erlernen der Rechtschreibung. Treffend begegnet A. Bacmeister[1]) den bedenklichen und doch so unbedachten Pedanten:

„Ja, sagt man, im Zusammenhang verwechselt man freilich nicht die Bedeutung; aber wenn dieser fehlt? Was soll der Schüler, das Kind unter dem geschriebenen Wort Tau sich denken? Einen atmosphärischen Niederschlag oder ein Hanfseil? — Das Kind? Der Schüler? Sprecht doch nicht so heuchlerisch, sagt doch ehrlich: „Wie sollen wir das unterscheiden?" — Freilich, freilich! Und was soll ein Thor auf französisch heißen? Une porte oder un fou? Und die Winde? Les vents oder la tournette oder liseron? Und sind 1000 Franken ein Sack voll Geld oder eine Schar Krieger? Ist der Schimmel ein vierfüßiges Tier oder eine Schmarotzerpflanze? Heilt das Pulver den Kranken oder schießt es den Gesunden tot? Ist populus eine Pappel oder ein Volk? Ist fine lateinisch oder französisch oder gar englisch? Und wenn das letztere, heißt es zu deutsch fein oder schmücken oder Geldbuße oder Strafen? Ist der Atlas der titanische Sohn des Uranus oder ein Gebirge in Algerien oder eine Art Seidenstoff oder ein Rückenwirbel oder eine Landkartensammlung? Und sollen wir noch 1000 andere Beispiele vorführen, um eine abgeschmackte Einbildung zu verspotten? — „Im Zusammenhang!" — Giebt es denn überhaupt in der objektiven Welt der Erkenntnis irgendetwas, das ohne Zusammenhang einen Sinn und Verstand hätte! Und wer anders stellt denn den Zusammenhang her, als der menschliche Geist?

„Sie haben die Teile in der Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band."

Eben weil es letzteres hat, erkennt das 6jährige Kind, ob das Schriftbild „der Schimmel" ein Pferd oder eine Pflanze bedeutet; erkennt der 8jährige Knabe, ob amari inf. pass. von amo, ich liebe, oder ob es gen. sing. von amarus, bitter; der 10jährige, ob τύπτουσι 3. Pers. plur. oder dat. des part. ist."

---

[1]) Vgl. Wilmanns, Kommentar S. 53, der es Falch (Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens. VIII 168) entnahm. —

In den amtlichen Regelbüchern sind die vorhandenen und allgemein anerkannten Unterscheidungen dieser Art unangetastet geblieben; besondere Pflege ist ihnen nicht zu teil geworden, und wo die Durchführung allgemeiner Gesichtspunkte ihnen den Boden entzog (Thau, Tau), sind sie aufgegeben.

Weiter wird der phonetische Charakter unserer Schrift beeinträchtigt durch das mangelhafte Verhältnis zwischen unserem Schrift- und Lautgebäude. Eine vollkommene Lautschrift verlangt für jeden Laut ein Zeichen, unser Alphabet bietet für manche Laute deren mehrere; und diesen Überschuß darf der Schreibende nicht nach seinem Belieben verwenden, sondern er ist dabei einem festen, mehr oder weniger willkürlichen Gebrauch unterworfen[1]). Oft bietet die Rücksicht auf die Verwandtschaft einen, wenn auch nicht untrüglichen Leitfaden, bei e und ä, eu und äu, s, ß und ss; der richtige Gebrauch der kleinen und großen Buchstaben hängt von der Unterscheidung der Wortklassen ab. In andern Fällen aber fehlt jede allgemeine Richtschnur: wo man v und f, ei und ai zu setzen habe, zeigt weder richtige Aussprache noch grammatische Einsicht in die neuhochdeutsche Sprache; die einzelnen Wörter müssen gemerkt werden.

Der entgegengesetzte Mangel unseres Schriftgebäudes, daß es für Laute, deren Unterschied die Sprache allgemein anerkennt, keine Zeichen gewährt, bringt dem Schreibenden unmittelbar keinen Nachteil. Der Lesende kann hier in Zweifel kommen, weil die Schrift die Laute nicht genau sondert, nicht der Schreibende. Aber mittelbar hat auch dieser darunter zu leiden. Der Mangel an geeigneten Zeichen hat zu schlechten Ersatzmitteln geführt, deren unbeständiger und doch fester Gebrauch den Lautgrundsatz durchbricht und das Lernen der Rechtschreibung erschwert. Das trifft besonders die Bezeichnung der Länge oder Kürze. Der Wunsch, lange und kurze Selbstlauter zu unterscheiden, ist an und für sich nicht unberechtigt, einer guten Lautschrift keineswegs zuwider. Aber unsere Schrift bot dafür keine Zeichen, und die Mittel, zu denen man griff, und die Art, wie man diese Mittel verwandte, führten zu beklagenswerten Mißständen.

Endlich sind noch einige Reste eines älteren Sprachstandes zu erwähnen, die den phonetischen Charakter unserer Schrift schädigen;

---

[1]) Wilmanns, Kommentar S. 54. —

so wenn man Abt schreibt oder und, weil es früher abbet, unde hieß; hiervon war bereits oben die Rede.

So wird der Lautgrundsatz also beeinträchtigt durch den Überfluß an Buchstaben, durch Reste einer früheren Sprachform, durch Rücksicht auf die Verwandtschaft, durch die unbeständige Bezeichnung der Dehnung, endlich in Fremdwörtern durch die Rücksicht auf die fremden Sprachen; aber so bedeutenden Einfluß auch die Gesichtspunkte zum Teil auf die Gestaltung unserer Rechtschreibung gehabt haben, der Grundpfeiler bleibt immer jener Lautgrundsatz:

„Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen." —

Wir sind am Ende. An der Hand eines berufenen und bewährten Meisters haben wir dem geneigten Leser den geschichtlichen Hintergrund aufgebaut, von welchem sich das Gebäude der heutigen Rechtschreibung wirksam abheben soll. Besondere Beispiele zu dieser und die näheren Regeln derselben anzugeben, konnte umsoweniger hier erwartet werden, als sich die letzteren dank den einheitlichen Verordnungen in jeder Familie finden dürften, in der es Kinder giebt, welche die Schule besuchen. Man prüfe nun also dort noch einmal vorurteilslos, was bisher Grund zu Klagen und Tadel geboten. Beispiele aber? — Wenn du, lieber Leser, die vorstehende Schrift bis hierher gelesen hast, so wirst du zweierlei bemerkt haben. Zum ersten hast du dich hoffentlich gefreut, daß du Fremdwörtern so wenig als möglich begegnet bist: nur, wo es gar nicht anders ging, in Kürze und deutlich zu sprechen, haben dieselben Aufnahme gefunden. Zum andern aber hast du ohne große Bedenken dich bereits mit der s. g. neuen Rechtschreibung wacker befreundet, denn die ganze Abhandlung ist in derselben gedruckt: manch Beispiel also hast du, oft wohl ohne besonderen Anstoß, vielleicht unbewußt bereits in dir aufgenommen. Und so laß mich hoffen, daß ich auch dich zum Mitkämpen gewonnen habe in dem Bestreben für die einheitliche Rechtschreibung des gesamten deutschen Vaterlandes einzutreten[1]). Dem Wunsche, die einheitliche Durch-

---

[1]) Wir geben hier zum Schluß noch die beherzigenswerten Worte Dudens (Vorwort zum vollst. orthogr. Wörterb. VIII):

„Überdies sind wir der Meinung, daß es durchaus nicht die Absicht der preußischen und der bayerischen Regierung war, für alle Fälle und für alle Zeiten endgültige Bestimmungen zu treffen; sie wollten nur, um verkehrten Richtungen die Thore zu verschließen, für jetzt feststellen, was für

führung derselben, soweit die deutsche Zunge klingt, zum Siege gelangen zu sehen, laß uns getrost alle kleinen Bedenken zum Opfer bringen: kannst du mir willig folgen, so ist der Zweck dieser Zeilen vollauf erreicht!

die Schule Rechtens sei. Wir halten es keineswegs für ausgeschlossen, daß auch in der Folge noch Veränderungen, deren Richtigkeit und Zweckmäßigkeit auf dem Wege wissenschaftlicher Erörterung einleuchtend gemacht worden ist, in die amtliche Rechtschreibung Aufnahme finden."

Pierersche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel und Co. in Altenburg.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band X. Heft 7.

Ueber
Shakespeares Entwicklungsgang.

Mit Berücksichtigung alter und neuer, in- und ausländischer Shakespeare-Litteratur.

Von

Julius Schiller.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1885.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Wer vermöchte es, den Eindruck zu beschreiben, welcher jeden erfüllt, der zum erstenmal auf Roma's altehrwürdigem Boden steht, der die Peterskuppel über seinem Haupte sich wölben sieht, der die künstlerischen Erzeugnisse in Skulptur und Malerei, wie sie der Vatikan im Innern birgt, bewundern darf?

Wer will die Empfindungen wiedergeben, die sich uns aufdrängen, wenn wir die Bilderstadt Florenz mit den Uffizien und dem Pitti-Palast aufsuchen?

Woher der Magnet, der alljährlich ungezählte Scharen aus allen Ländern heranzieht, um sie zu sättigen mit dem Schönsten, was Menschenkunst hervorgebracht hat?

Es ist der Menschengeist, der hier in vollendeten Gebilden seine stumme und doch beredte Sprache redet; es ist die Sympathie, die Verwandtschaft unsres Geistes, der sich mit dem vergangener Geschlechter berührt und der in stillem Zwiegespräch die Gedanken großer Männer vernimmt, denen er andächtig lauscht, um sie unvergessen bei sich zu bewahren.

Nimmt aber die Poesie den Primat unter den Künsten ein, gebührt der Dichtkunst der Vortritt unter den Schwestern, dann muß dies wohl der erhabenste und erhebendste Genuß für denkende Menschen sein, einzutreten in die geheime Werkstatt unsrer Dichtergrößen, um ihre Gedanken zu belauschen und ihrem siegprangenden Geistesgang zu folgen Schritt für Schritt.

Kaum haben wir nötig, eine entschuldigende oder rechtfertigende Bemerkung darüber einfließen zu lassen, warum wir unter den Geistesheroen, welche die Menschheit in ihrer innersten Tiefe erfaßt, gerade auf Shakespeare unser Augenmerk richten; denn wenn ein Goethe das Selbstbekenntnis ablegt, daß er zu diesem Dichter „wie zu einem Wesen höherer Art hinaufzublicken habe", und derselbe

von dem Gefeierten rühmend sagt: „den Wert einiger Jahrhunderte hat er in seiner Brust gefühlt, das Leben ganzer Jahrhunderte webte ihm durch die Seele", so liegt darin die schlagendste Antwort auf solche und ähnliche Einwände.

Nur ein Unkundiger wird unsres Dichters unschätzbares Verdienst, das sich weit über Englands Grenzen erstreckt, vor allem in Deutschland bis zur Stunde sich offenbart, bemängeln oder leugnen können.

Die wissenschaftliche Höhe Deutschlands, auf welche die Baronin von Staël-Holstein ihre Landesgenossen in demselben Jahre hinwies, in welchem durch die verhängnisvolle Völkerschlacht bei Leipzig die Siegespalme auf anderem Gebiet unserm Volke zufiel, wäre vielleicht nie in solch ausgedehntem Maße unserm Land zu teil geworden, wenn Shakespeare nicht vorausgegangen wäre. Sein Einfluß auf die geistige Entwicklung Deutschlands wird jetzt von jedermann anerkannt. Nur eines begreift sich schwer: das lange, lange Dunkel, aus welchem der Dichter erst nach anderthalb Jahrhunderten an's Licht hervortrat.

Dem großen Lessing ward die Wünschelrute anvertraut. Er suchte eifrig und hob den Schatz. Er ist der Vorläufer im richtigen Verständnis der Shakespeare-Dichtungen. In seine Fußstapfen traten Herder und Lenz, Wilhelm Schlegel und Tieck. Seitdem aber unsre klassischen Meister Lessing, Goethe und Schiller dem größten Altmeister des Dramas ihre Huldigung dargebracht, strömt alles in die geöffnete Halle, schwelgt alles in der Bewunderung des gefundenen Schatzes. Das Shakespeare-Studium wird zu einem der hauptsächlichsten Bildungsmittel in Deutschland. Unübersehbar ist sein Einfluß, welcher Jahr für Jahr vor allem in unserm Land in progressiver Steigerung sich befindet. Unsere dichterischen Hochgenüsse konzentrieren sich in Shakespeare. In keiner Schule haben unsre Dichter mehr gelernt als in der seinigen. Die fruchtbarsten Anregungen gehen von ihm aus. Der Kritiker geht nie fehl, wenn er die gesamten dramatischen Dichtungen alter und neuer Zeit mit Shakespeare-Maße mißt, wenn er den Stand der Beurteilung aus ihm schöpft. Seine Kunstwerke sind es, die „uns eine ganz neue Welt erschlossen, unsern Horizont erweitert, unser Denken vertieft, unser Gefühl geläutert, unsern Charakter gestählt, unsre Vorstellungen vermehrt, selbst unsre Sprache bereichert haben". (Bodenstedt.)

Welch geistige, ethische, universelle Bedeutung liegt geeint in

diesem Dichterfürsten! Fragen wir aber, wie es gekommen ist, daß Shakespeare uns Deutschen ein solch bekannt-vertrauter Dichter geworden, daß er unter den Ausländern bei uns die größte Popularität gewonnen hat, daß er so recht deutsches Eigentum ist, welches für sich allein zu beanspruchen England nie beifallen darf, so liegt der Grund hierfür in dem engen Konnex, in der inneren Verwandtschaft seines Geistes mit urgermanischer Art und Natur. Darum mußten die Strahlen der britischen Dichtersonne über das Meer in das Herz Deutschlands scheinen; darum mußte der Einfluß seiner Schöpfungen so wirkungsvoll für uns selber werden, so daß wir bei der Beschäftigung mit diesen fast vergessen, daß er unsre Sprache nicht geredet, auch in unserm Lande nicht geboren noch erzogen worden ist. Gleichwohl würden wir sein Verdienst schmälern, wollten wir sein Genie in die Grenzen irgendeiner Nationalität einengen. Er gehört ebensosehr allen Zeiten wie allen Menschen an. Einzig steht er in der Weltlitteratur da durch eine großartige Verbindung aller der Vorzüge, welche den wahren Dichter ausmachen.

Unergründlich ist seine Phantasie, aus deren Born er schöpft nach Belieben und nie versiegt die Quelle. Seine hohe Intelligenz hält alle Übergriffe zurück. Erstaunlich ist seine Produktionskraft. Vor den schwierigsten Thematen schrickt er so wenig zurück, daß er vielmehr diese mit Vorliebe auswählt. Vollendet in der Anlage verfällt er nicht dem Fehler mangelhafter Ausführung. Diese ist immer gründlich bis in's Einzelnste und die scheinbar unbedeutenden Kleinigkeiten behält er gewissenhaft im Auge. Unerschöpflich ist der Reichtum seiner Gedanken, ob er sie in Humor und Witz spielen läßt oder zu ernster Wehmut zwingt, ob er zur Komik greift oder die Tragik erwählt. Die feinste und schärfste Beobachtung des Menschenherzens ist ihm eigen, das er studiert hat in allen erdenklichen Stimmungen, Lagen und Verhältnissen. Er ist Meister in der Allegorie, wie er auch für alle nur möglichen Empfindungen, Gedanken und Leidenschaften das richtige Wort, den passendsten Ausdruck bereit hat. Mit Adlerflug steigt er auf in die Höhen des Lebens. Die Tiefen des Lebens liegen aufgeschlossen vor seinem Auge. Die ganze Welt und Menschheit liegt in seinen Dichtungen wie in krystallhellem Spiegel vor uns. Wir sehen hinein und erblicken uns selbst und unsre Umgebung.

„Wir blicken in alle Zustände des inneren Seelenlebens der

einzelnen; in das Treiben aller Klassen und Stände, in alle Arten des Familien- und Privatlebens, in alle Phasen des öffentlichen Geschäftslebens hinein. Wir werden eingeführt in das Treiben der römischen Aristokratie, Republik und Monarchie, in die mythische Heroenzeit der gallischen und britischen Urbevölkerung, in die abenteuerliche Welt der romantischen Ritterzeit und des Mittelalters, auf den Boden der moderneren vaterländischen Geschichte der mittleren und neueren Zeiten. Über allen diesen Epochen, über allen diesen mannigfaltigsten Verhältnissen steht der Dichter mit einer Überlegenheit der Anschauung, so erhaben über Vorurteil und Partei, über Volk und Zeit, mit einer solchen Gesundheit und Sicherheit des Urteils in Sachen der Kunst, der Sitte, der Politik, der Religion, daß er einem viel späteren und reiferen Zeitalter anzugehören scheint" (Gervinus I, 3. 4.).

Wohl pflegen die geistvollsten Ausleger ihre eigenen Religionsbegriffe in Shakespeare wiederzufinden. Allein nach den Untersuchungen Petri's, welcher in edel-schöner Sprache, in beweiskräftiger, überzeugungsgewisser Weise das positive Christentum Shakespeares zu beleuchten versteht, werden wir dem Dichter am meisten gerecht werden, wenn wir der Anschauung des Genannten beipflichten.

Wer Shakespeare mit Birch des Atheismus, der Religionsspötterei und Lästerung anklagt, wer mit Fritzart von einem heidnisch-magischen Blendwerk seiner Darstellung zu reden wagt, wer mit Vischer einen durchgebildeten Pantheismus in Shakespeare entdeckt, wer mit Vehse in dem Dichter den Herold der modernen Humanitätsbegriffe, des absoluten Menschengeistes, des lediglich immanenten Gottes erblickt: der verkennt Shakespeares religiöse Bedeutung durch und durch.

Ebensowenig können wir des dänischen Dichters und Theologen Grundtvig Meinung acceptieren, welcher ihn den „nachmals so berühmten Indifferenzpunkt einnehmen und wenigstens mit einem Fuße außerhalb der Kirche stehen läßt". Auch mit der Pope-Gervinusschen Ansicht mögen wir uns nicht befreunden, nach welcher das sittliche System Shakespeares ein ganz weltliches sei, das den Dichter in Gegensatz stelle zu den Begriffen, die aus der Offenbarung gewonnen würden, und das er für hinlänglich halte, deren Platz einzunehmen.

Mit Recht betont ein Ulrici den tiefen ethischen Ernst seiner

Digitized by Google

Natur, das lebendige Bewußtsein und den eifernden Zorn über die Herrschaft, die das Böse im Menschen zu gewinnen vermag, und den ebenso lebendigen Glauben an eine sittliche Notwendigkeit und eine strafende Gerechtigkeit Gottes. Desgleichen trifft Julius Müller das Richtige, wenn er unter den Dichtungen, welche auf einer sittlich ernsten Anschauung vom Leben fußen und die darum den sicheren Übergang zur christlichen Lösung aller Weltprobleme bieten, Shakespeare den Ehrenpreis zuspricht, dessen Trauerspiele zum großen Teil dem sittlichen Geiste, der ernsten ethischen Auffassung menschlicher Dinge ihre große Wirkung verdanken. Mit ihm stimmt Martensen, der große dänische Theolog und Ethiker, überein, der im Gegensatz zu Goethe und Byron, welchen das Christentum fehle, bei Shakespeare eine historische Weltanschauung findet und an ihm rühmt, daß seine Dichtungen, wenn auch nicht in unmittelbar religiöser Tendenz geschaffen, doch in den Voraussetzungen des Christentums wurzeln, so daß man indirekt die Wirkungen desselben in dem ganzen mannigfaltigen Weltleben spüre, das er vor unsern Blicken entrollt.

Wer darum offene Augen hat zu sehen, der muß den klaren Theismus Shakespeares erkennen. Je länger er aber bei ihm weilt und mit ihm verkehrt, um so mehr findet er bei dem Dichter ein Christentum, das universalistisch und doch durchaus positiv, ja eine protestantisch-evangelische Ader nicht verleugnen kann. Man denke nur an die durchaus biblische Auffassung von Sünde und Schuld im „Lear“ u. a., von Recht und Gnade in „Maß für Maß“ und dem „Kaufmann von Venedig“. Während ein näheres Eingehen darauf nicht hierher gehört (cf. Beweis des Glaubens, apologetische Zeitschrift, Februar-März 1883, wo eine eingehendere Darstellung der christlich-apologetischen Bedeutung Shakespeares für die Gegenwart von uns versucht wurde), eilen wir zu unserm Thema zurück.

Fast möchte es als ein gewagtes Unterfangen erscheinen, von dem Entwicklungsgang eines Mannes zu reden, über dessen Lebensgeschichte wir soviel wie nichts wissen. Bis zu diesem Tag bewahrheitet sich die Behauptung des trefflichen Shakespeare-Interpreten Steevens: „Alles, was wir mit einiger Bestimmtheit über Shakespeare wissen, ist dieses: er ward geboren in Stratford am Avon — heiratete dort und hatte Kinder — ging nach London, wo er Schauspieler wurde und Gedichte und Dramen schrieb — kehrte

nach Stratford zurück, machte sein Testament, starb und wurde begraben."

Gleichwohl: sollte es nur beklagenswert sein, daß dies die ganze Kunde über den Dichter ist? Hat es nicht viel Gutes, daß nur seine Werke uns Anhaltspunkte für des Dichters Persönlichkeit bieten? Werden diese nicht viel reiner wirken, als wenn wie so häufig über des Dichters Leben ein ungeheurer Stoff von Dichtung und Wahrheit uns vorläge, der nicht zu sichten wäre und dem darum vielleicht ein ganz verkehrtes Bild entnommen würde? Freilich zeigt andrerseits eine Goethe- und Schiller-Litteratur, daß nur dann die Möglichkeit gegeben wird, in den innersten Kern einer Dichtung einzudringen, wenn die begleitenden Umstände, unter denen das Einzelwerk geschaffen und aus denen es hervorgegangen ist, klar vor Augen liegen. Darauf müssen wir bei Shakespeare aus Quellen-Mangel von vornherein verzichten. Allein ist dieser Umstand nicht wiederum das lockendste Anregungsmittel für den Ausleger, seine ganze Kraft einzusetzen, seine ganze Intelligenz aufzubieten, um dem Dichter das Geheimnis abzuringen, hinter dem er verschanzt liegt und das er nur genialen Köpfen auszuliefern gewillt ist?

So tritt denn hervor, du großer Dichter Shakespeare, aus deiner dunkeln Gruft! Es sind Verehrer, Freunde, die dir nahen und die wissen, daß du um eines Hauptes Länge alle übertriffst, die mit dir gesungen von des Menschen Freud und Leid, Wohl und Wehe. Deine Größe aber sei es nicht allein, von der wir reden. Wahrheit über alles! Darum seien auch die Schattenstriche nicht vertuscht! Du selbst bist ja der letzte, der uns dies verargen würde; denn Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit sind die Haupttugenden, welche deine vornehmsten Gestalten zieren, ob sie der Geschichte entnommen, ob sie deiner Phantasie entsprungen sind!

Wenden wir uns dem Versuche zu, Shakespeares Entwicklung im einzelnen zu verfolgen, so heben die Schwierigkeiten sofort beim Beginne an. Wir kennen seinen Geburtstag nicht einmal. Doch haben wir keinen Grund, von der Tradition abzuweichen, welche als den Tag der Geburt des Dichters den 23. April 1564 bezeichnet. War es ja zu dieser Zeit allgemeine Sitte, drei Tage nach der Geburt die Kinder taufen zu lassen und er selbst steht eingetragen im Kirchenregister der protestantischen Kirche Holy Trinity zu Stratford unter dem Datum des 26. April 1564. Sieben Ge-

schwister folgten ihm, dem ältesten Sohn, welcher auch von einer bald danach das Städtchen Stratford schwer heimsuchenden Epidemie glücklich verschont ward. Durch seine Geburt ward William Glied eines Stammes, der schon zweihundert Jahre vorher in der Grafschaft Warwickshire im mittleren England weitverzweigt erscheint.

Wie der große Reformator Luther, als ein Kind des Volks geboren und aufgewachsen, ein Volksmann geworden ist wie kein zweiter vor oder nach ihm, ähnlich werden wir bei der Frage nach Williams frühester Umgebung an den gewerbtreibenden mittleren Bürgerstand gewiesen. Die verschiedenen Quellenaussagen, nach welchen der Vater Fleischer, Handschuhmacher, Ökonom gewesen sei, lassen sich sehr gut vereinen. Unsere kleineren Städte zeigen genug Parallelen. Der Bürger John Shakespeare trieb eben Ackerbau und befaßte sich als Landwirt zugleich mit Schlächterei, Korn- und Wollhandel. Daß er nicht zu den Unvermögenden zählte, beweist der Besitz zweier Erbzinsgrundstücke in Stratford, auf deren einem in der Henley-Straße der Überlieferung nach unser Dichter geboren ward. Noch heute pilgern viele Scharen zu dem einfachen Bürgerhaus, das nur durch eine Aufschrift kenntlich das einfachste Aussehen hat, große aber niedere Räumlichkeiten enthält, mit einem kleinen Vorbau, dem ehemaligen Laden. Zeit und Wetter haben das Haus stark mitgenommen; denn noch vor hundert Jahren war es von stattlicherer Gestalt.

Zu einer förmlichen Wohlhabenheit war sein Vater durch die Heirat mit Mary Arden gelangt, der Tochter aus einer angesehenen Warwick-Familie, bei welcher der Großvater unsres Dichters die Stellung eines Gutspächters begleitet hatte. John selbst, der Vater, war nicht ohne Streben. Das Glück schien ihm geneigt. Von einer Würde gelangte er zur andern, vom Geschworenen zum Constabel, vom Stadtkämmerer zum Alderman, bis er um 1569 als Bailiff von Stratford den höchsten Posten in der Gemeinde erreichte.

Da die Eltern unsres William beide die Wende des Jahrhunderts erlebten, war es ihnen vergönnt, persönlich noch an dem Glück und Glanz ihres berühmten Sohnes teilzunehmen.

In welchem Grad eine bestimmte Einwirkung auf die intellektuelle und gemütliche Seite des Knaben und Jünglings von den Eltern aus stattgefunden hat, darüber verlautet nichts. Freilich läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit ein solcher Einfluß von der Mutter ausgehend annehmen, da ja John Shakespeare über seinen Stand

hinaus geheiratet hatte. Daß der Vater eine über den bürgerlichen Mittelstand sich erhebende Erziehung seinem Sohne nicht geben konnte, dafür spricht die verbürgte Thatsache, daß er, der Oberalderman, der Vater des Mannes, der Jahrhunderte mit seiner Feder in Erstaunen setzen sollte, nicht einmal des Schreibens kundig war. Eine ungeteilte Verehrung Johns wäre aber auch deswegen nicht am Platze, da wir weiter von ihm hören, daß Entäußerungen seiner Besitztümer, Verpfändungen, insbesondere eine nachlässige Führung seines Amts ihn um seine Amtswürde brachten. Auch verfehlte Spekulationen, sowie vielleicht verunglückte Ernten mögen die materielle Notlage mitverschuldet haben.

Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen die Kinder nur zu frühe auf ihre eigenen Kräfte angewiesen waren. So erbarmungswürdig jedoch braucht man ihre Lage nicht anzunehmen, als ob den Kindern sogar das liebe Brot zuweilen gemangelt habe, wie Rio meint. Freilich scheint es, als ob die fünf Pfund, welche John Shakespeare dem Bäcker Roger Sadler nicht bezahlt hatte, eine Schuld unter vielen andern waren.

Nur äußerst dürftige Nachrichten sind über Williams Knabenzeit auf uns gekommen.

Nach Nicholas Rowe (1709) besuchte der Junge die Lateinschule seiner Vaterstadt, die den Namen führte: The King's New School of Stratford upon Avon. Die Schüler dieser Anstalt mußten einheimisch, siebenjährig und fertig im Lesen sein, ehe sie aufgenommen werden konnten. Vor allem ward die lateinische Sprache geübt. Doch wenn William bereits mit zwölf Jahren wieder aus der Schule genommen wird, können seine Kenntnisse in dieser Sprache unmöglich bedeutender Art gewesen sein. John Aubrey (1680) will wissen, daß William in frühesten Jahren Landschullehrer gewesen sei. Vermutlich hat ihn der Vater frühzeitig in sein Geschäft gezogen. Damit stimmt Dowdalls Briefäußerung (1693) von dem Schlächterlehrling William.

Wir lassen die Evidenz dieser Angaben auf sich beruhen solange, bis ein Biograph unsres Dichters ersteht, der das geheimnisvolle Dunkel darüber zu lichten vermag, wie Shakespeare zu seiner außerordentlichen, universellen Bildung gekommen ist. Solange Notizen darüber fehlen, werden wir vor dem das ganze Wissen seiner Zeit umfassenden Dichter als vor einem ungelösten Rätsel stehen müssen. Bis heute hat niemand eine Ahnung, woher unser

William den Fond seiner Kenntnisse gesammelt hat. Mag immerhin Ben Jonson, dem ein Urteil zusteht, da er den Dichter aus persönlichem Umgang kannte, dahin sich auslassen, daß dieser wenig Latein, noch weniger Griechisch gewußt habe, — auch ein Goethe und Schiller verstanden den Homer nur in deutscher Übersetzung — es muß doch mit seiner Sprachkenntnis gut bestellt gewesen sein, wenn er nicht selten lateinische Wörter in der ursprünglichen, bei der Einbürgerung ins Englische verloren gegangenen Bedeutung gebrauchen kann (cf. Gervinus I. 40).

Die alten und neuen Interpreten haben sich den Kopf zerbrochen, wie es nur möglich geworden, daß unter den Dichtern zu Elisabeths Zeit gerade derjenige sich die Unsterblichkeit erwerben konnte, dem jedes Universitätsstudium abging. Sie haben sich hin und her besonnen und zu den wunderlichsten Erklärungen oft ihre Zuflucht genommen.

Collier und Malone schließen aus den mit präciser Sicherheit angewandten, technisch genauen Ausdrücken der Jurisprudenz, daß er eine Zeit lang bei einem Advokaten gearbeitet haben müsse. Armitage Brown läßt ihn nach Italien reisen, weil er sich anders die Bekanntschaft des Dichters mit fremden italienischen Quellen nicht erklären kann. Dr. Karl Stark bewundert seine psychiatrischen Studien, die auf eine selten scharfe Beobachtung verschiedener Geistesstörungen und ihres richtigen Verlaufs schließen lassen. Seeleute staunen über seine Fachkenntnis in nautischer Beziehung. Die Kapacitäten der Naturwissenschaft spenden ihm vollstes Lob über seine Naturkenntnisse. Seine Ornithologie, seine Insektenkunde wird von andern gerühmt. Auf seine musikalische Ader wie auf seine Begeisterung für Musik haben Burney (general history of Musick) und Friedrich Förster hingewiesen (cf. Sonett 128, One god is god of both, nämlich music and poetry).

Kurz eine große Bibliothek über solche Detailfragen giebt Zeugnis von dem außerordentlichen Auffassungsvermögen Shakespeares, welches nicht als totes Kapital im Innern ruhte, sondern reiche Zinsen tragen mußte, weil er nicht bloß die verschiedensten Kenntnisse sich erwarb, sondern vor allem das Menschenherz, den Charakter, die Leidenschaft in ihren Tiefen zu erfassen strebte.

Hat man doch, eben weil alle Erklärungsversuche gescheitert sind, Shakespeare sogar jeden Anteil an der Autorschaft seiner eignen Werke bestritten und dieselben dem Baco von Verulam zu-

geschrieben. Man wollte so auf leichte Manier über die Brücke setzen, ohne zu bedenken, daß diese Theorie, die unsinnigste unter allen, in ihrer eignen Grube alsbald versinken mußte.

Weit entfernt davon, daß der Dichter, wie Gervinus und andere wollen, religiöse Motive geflissentlich vermieden habe, treffen wir bei ihm eine merkwürdige Belesenheit in der Bibel. Rietmann weist mit Recht darauf hin. Selbst die in antikem Gewand eingeführten Gestalten bewegen sich in christlichen Sentenzen, Bibelcitaten und Anspielungen auf die heilige Schrift.

Zuletzt sei noch erwähnt, daß andere aus seiner Bekanntschaft mit der Jagd folgerten, man müsse sich ihn als jungen Weidmann vorstellen.

Von dem Verdacht eines Wilddiebstahls, welchen Nicholas Rowe berichtet, haben die bisherigen Untersuchungen den jungen Dichter nicht vollständig freisprechen können. Bernays hält den Vorwurf für unberechtigt. Nicht so Gervinus, der hierfür die Eingangsscene der „lustigen Weiber" anführt, in welcher der Dichter seinen Jugendstreich auf Falstaff übertragen hätte. In der Figur des ahnenstolzen Robert Schaal, dem er zwölf Hechte (luces) in seine Wappen giebt, würde er dann den Sir Thomas Lucy, welcher ihn wegen des Einbruchs in seinen Park verfolgt haben soll, und der wirklich drei Hechte in seinem Wappen führte, verspotten; und ganz so, wie der welsche Priester die englische Benennung der Hechte (luces) wie Läuse ausspricht, dreht sich auch der Witz einer gegen Sir Thomas satirisch gerichteten noch erhaltenen Ballade ganz um diese dialektische Verkehrung des Namens Lucy. (So Gervinus I. 45.)

Wie dem auch sein mag, soviel ist gewiß: Shakespeare hat seine Jugendzeit nicht vertändelt. Wie wäre er sonst in den Besitz der lateinischen, französischen, italienischen und spanischen Sprachkenntnis gekommen? Er war gelehrt ohne es geworden zu sein, ruft Dryden verwundert aus (1668), und Pope (1725) rühmt den geschichtlichen Scharfblick des Dichters, der vor allem in Coriolan und Julius Cäsar hervortrete und die Nuancierungen der römischen Sitten aus der einen und der andern Zeit nie verwechsle noch verwische.

Ja das ist Shakespeares große Kunst, daß er bei aller genialen Auffassung seiner Stoffe allzeit der Natur der Zeiten und Gegenstände ihr Recht beläßt, daß er in allen seinen Stücken aufs ge-

wissenhafteste den innern Charakter der Zeit und ihrer Individuen beobachtet. Wo wir Fehlgriffe, Verstöße gegen den Zeitcharakter antreffen, wäre es ungerechtfertigt, Shakespeare der Ignoranz zu zeihen. Oder wußte der Dichter nicht, was unsern Kindern bekannt, daß die Römer keine Glocken noch geschriebene Zettel besaßen? Wenn er aber „den druidischen Briten römische Götternamen in den Mund legt, dem Heroentum Züge der Feudalzeit einmischt und zu König Johanns Zeit Schlachten mit Kanonen liefert" (Gervinus IV. 264), so hat er sich damit zu dem Volk herabgelassen, geleitet von dem Streben, die dargestellte Zeit mit herzerfassender Anschaulichkeit vorzuführen.

Andere Anachronismen und leichtere Verstöße gegen Geschichte und Geographie wird jeder, der von pedantischer Beschränktheit sich frei weiß, ohne Kritik passieren lassen, um so leichter, da der Dichter über Nachlässigkeit und Unwissenheit hoch erhaben ist und im Bewußtsein seiner Größe es wagen darf, uneingeschränkt poetische Licenz (licentia geographica et historica nennt sie Elze im Sh. Jahrb. 1867 pg. 106) walten zu lassen oder absichtlichem Mutwillen Raum zu geben. Wir denken hier an die Seestädte Mailand und Verona (K. Elze, Sh. Jahrb. 1873 pg. 77 f.), an die Meeresküste Böhmens im „Wintermährchen", an Catos Sein vor Coriolan, an die Citierung Galens und des römischen Theaters im „Coriolan", im „Lear" an Nero und die Bedlambettler 800 Jahre vor Christi Geburt, im „Heinrich VI." an Macchiavelli, im „Hamlet" an Wittenberg, im „Troilus" an Aristoteles u. s. f. (cf. Gervinus an verschiedenen Orten). Dazu vergesse niemand, daß die Chroniken damals die einzigen Bücher der Geschichtschreibung waren und daß die Geographie noch keine Wissenschaft war.

Wer schaut unter solchen Verhältnissen nicht staunend empor zu dieser Dichtergröße, bei welcher wir die großartige Kenntnis in Geschichte und Erzählungslitteratur ausschließlich als Frucht eines rastlos-thätigen Eifers und einer bewundernswerten Ausdauer und Energie im Selbstunterricht ansehen müssen?

Selbst seine Zeitgenossen können nicht umhin, ihm ihre Anerkennung, freilich oft in gehässiger Weise, zu zollen. Ein erstes Zeugnis, das Shakespeare in seiner Anfangslaufbahn als Dichter, als Spieler und als Mensch gleich große Ehre zugesteht, haben wir in einem Brief Robert Greene's, der auf seinen Nebenbuhler Shakespeare voll Eifersucht blickte, unter dem Titel: „Für einen

Groschen Witz erkauft mit einer Million Reue", den er 1592 vor seinem Ende schrieb. In diesem Brief, der an seine dramatischen Freunde Marlowe, Lodge und Peele gerichtet ist, heißt es unter anderm: „Da ist ein Krähen-Emporkömmling geschmückt mit unsern Federn" (geht wohl auf die Erstlingsarbeiten Shakespeares, welcher vorhandene Stücke, die ihre Anziehungskraft verloren hatten, umarbeitete, ein Verfahren, welches damals nicht als Plagiat galt, sondern allenthalben geübt ward) (Alexander Dyce 1857), „der mit seinem Tigerherzen in Schauspielerhaut gehüllt" (offenbar eine Parodie auf jene Stelle im 3. Teil Heinrichs VI., in welchem der alte Herzog York, übermannt vom Schmerz um Rutland, der grimmen Königin Margareta erschütternd zuruft: O Tigerherz, in Weibeshaut gekleidet!), „sich dünkt, seinen Blankvers so gut wie die Besten von euch ausbombasten zu können und der als ein absoluter Johannes Faktotum nach seiner Meinung im Land der einzige Bühnenerschütterer ist". (shake-scene mit Anspielung auf seinen Namen.)

Es scheint darnach, daß das Publikum von jener Stelle in Heinrich VI. gewaltig ergriffen worden war und daß überhaupt Shakespeare schon damals eine hervorragende Rolle in London spielte. Eine vornehme Natur, wie sie unserm Dichter eignete, fühlte sich schon jetzt erhaben über solche kleinliche Angriffe.

Aber wie kam er denn nach London, der Landschullehrer, der Gehilfe im väterlichen Geschäft? Wir sind der Zeit um ein Jahrzehnt vorausgeeilt und kehren wieder zurück zu seinem Stratforder Aufenthalt.

Es geschah gegen Ende des Jahres 1582, als auf seltsame Weise, die den Eindruck größter Hast und Beschleunigung macht, nach nur einmaligem Aufgebot die Verheiratung unsres noch nicht einmal neunzehnjährigen Dichters stattfand. Die Erkorene, die zur selben Zeit bereits 26 Jahre zählte, hieß Anna Hathaway. Ihr Vater war Landbesitzer in Shottery und stand durch geschäftliche Interessen mit John Shakespeare in freund-nachbarlichem Verkehr. Es ist eine bedenkliche, höchst unerfreuliche Seite, die wir hier an dem jungen Shakespeare kennen lernen: die ungezügelte Leidenschaft, welche mit Zurücksetzung göttlicher und menschlicher Gebote in den Dienst des Egoismus sich stellt. Die Shakespeare-Vergötterer möchten am liebsten diesen wunden Punkt aus seinem Leben streichen. Da dies nicht angeht, helfen sie sich

mit trivialen Entschuldigungen und Ausreden. Der Biograph Genée bemerkt bei dieser Gelegenheit (pg. 39): Daß bei den freundschaftlichen Begriffen der Väter zu einander auch zwischen dem heißblütigen Jüngling und der um sieben Jahre älteren Anna Hathaway sich ein Verhältnis gestaltete, welches schließlich nur durch die geschehene eheliche Verbindung zu legalisieren war, ist wohl nichts so Außerordentliches, daß man deshalb nötig hätte den Dichter zu verteidigen; ganz abgesehen davon, daß ein etwaiger Vorwurf in solchem Fall viel eher das um so viel ältere Mädchen treffen müßte.

Fürwahr eine Rechtfertigung kurioser Art, mit der wir uns nicht einverstanden erklären. Wir denken darüber anders. Wir sehen in der jugendlichen Verfehlung des Dichters eine gröbliche Versündigung, die offenkundig zeigt, daß der junge Dichter vor dem Tribunal einer gesunden Moral und Ethik unmöglich rein dasteht.

Seine nächste Zukunft bestätigt leider die gehegten Befürchtungen.

Es ist eine auffallende Erscheinung, die uns so häufig bei der Betrachtung des Lebens großer Geister begegnet, daß solche in ihrer Jugendzeit und oft auch bis zum Greisenalter über jegliche gottgeordnete Sitte und Schranken von ihrer Leidenschaft, ihrer überströmenden Natur sich hinreißen lassen.

Auch Shakespeare liefert uns dazu einen traurigen Kommentar.

Kein augenerfreuendes Bild rollt sich vor unsern Blicken auf, wenn wir uns seine Umgebung, seine Gesellschaft in London etwas näher ansehen. Da ist ein Marlowe, der in Schrift und Wort die Religion verspottet, ein Schwörer und Flucher genannt wird und zuletzt als Opfer eines verliebten Rivalen fällt. Da ist ein Robert Greene, ein verkommener Geistlicher, den nach übermäßigem Weingenuß ein Schlag rührt, nachdem ein höchst anstößiges Leben vorausgegangen (Gervinus I, 47). In Gemeinschaft mit solchen Menschen finden wir den Dichter. Nun begreifen wir es, aus welchem Kasten er sich seine Farben holt, mit welchen er ein verkommenes, sittenloses Leben so drastisch in seinem Heinrich IV. malt. Wir sagen nicht, er sei in die ganze Tiefe des Lasterpfuhls hinabgestiegen. Aber wenn er nicht selbst seinen Fuß auf die Schwelle des Lasters gesetzt — wer erklärt uns dann, daß er dessen innere Werkstätte so genau kannte und so wahrheitsgetreu konterfeite?

Digitized by Google

Bereits sechs Monate nach der offiziellen Verbindung kam das erste Kind Shakespeares, Susanne mit Namen, zur Taufe. Sein Weib brachte ihm nach Ablauf zweier Jahre noch Zwillinge, denen keine Kinder mehr folgten.

Shakespeares ehelich-häusliches Leben, welches verfehlt begonnen, scheint nichts weniger als ein besonders glückliches gewesen zu sein. Nur so verstehen wir es, daß der Dichter den Entschluß zur Ausführung brachte, die Familie in Stratford zurückzulassen und allein nach London überzusiedeln (um 1586).

Oder war es seine Liebe zur Dichtung und Schauspielkunst, die diesen Entschluß hervorrief, der vielleicht schon im Knaben erwacht war, veranlaßt durch die in Stratford häufig anwesenden Schauspielertruppen, welche, wie üblich, erst vor dem Stadtmajor, seinem Vater, und dem Alderman zu spielen hatten? Oder wollte er den Verfolgungen des Sir Thomas Lucy dadurch entgehen? Nicht unwahrscheinlich dünkt uns vor andern die Annahme, daß er in seinem und seiner Familie Interesse sein Talent versuchen und einsetzen wollte, um in London eine bessere Lebensstellung zu erringen, da die Gelegenheit hierzu in dem kleinen Stratford so gut wie ausgeschlossen war. Bei der rasch fortschreitenden Reife seines Geistes, bei der Erweiterung seines Gefühlslebens mochte auch bereits jetzt die frühgewonnene Gattin sein Herz nicht ausfüllen, seine Ansprüche nicht befriedigen (Genée pg. 40).

Schon häufig hat man aus solchen Gründen die Erscheinung zu erklären gemeint, nach welcher es schwerlich bloßer Zufall sei, daß gerade in den ersten Dramen böse, leidenschaftliche, herrschsüchtige Frauen eine Rolle spielen, wie wir sie später nicht mehr finden, wie die schrecklichen Frauen Heinrichs VI. und Glosters.

Wir können uns mit dieser Ansicht, die den Charakter des Gesuchten kaum verleugnet, nicht befreunden.

Dagegen ist gewiß, daß Shakespeare eine bittere, trübe selbsterlebte Erfahrung in „Was ihr wollt" wehmütig ausspricht, wo der Herzog mit den Worten Viola warnt:

> Wähl' doch das Weib sich einen Ältern stets,
> So herrscht sie dauernd in des Gatten Brust! &c.,

wobei der Dichter das traurige Selbstbekenntnis anreiht: „denn unsere Neigungen sind wankelmütiger als die der Frauen."

War das vielleicht dem Dichter aus der Seele geredet?

Die Frage führt uns auf die Sonetten.

Bei keiner Dichtung haben die Ausleger Shakespeares im In- und Auslande größere Mühe aufgewandt als bei den Sonetten, um eine Annahme ausfindig zu machen, die das Unmögliche möglich machen sollte, Shakespeare die Autorschaft derselben zuzuschreiben und doch zugleich seine Person von den klaren Selbstbekenntnissen, die darin sich aussprechen, loszuschälen. Insonderheit haben die Landsleute des Dichters alles Erdenkliche versucht, um alle persönlichen Beziehungen in den Sonetten, die uns manch offenes Geständnis Shakespeares ablegen, zu verwischen. Auch die von Gervinus (I. 54) gegebene Erklärung: „Das Zeitalter, in welchem Shakespeare lebte, war ein derbes, in vielen Beziehungen rohes, natur- und sinnenkräftiges; so wie die Zeit, war der Dichter selbst; er lebte in der Gewalt des heftigen jugendlichen Blutes“ kann keine begründete Entschuldigung für den Dichter bieten und streitet wider gesunde moralische Grundsätze.

Gerald Masseys (London 1866) Untersuchungen stehen gegenwärtig auf der Höhe. Bodenstedt verficht dessen Anschauung in Deutschland. Nach derselben wären nur die wenigsten Sonetten persönliche Herzensergüsse des Dichters, die größere Anzahl vielmehr sogenannte dramatische Gedichte, die aus der Seele andrer Personen heraus von Shakespeare verfaßt worden seien.

Mit Recht findet Delius in den Sonetten „die ganze Skala der Empfindungen eines Liebenden, schüchterne Werbung, zuversichtliche Annäherung, Eifersucht, Trotz, Verzagen und Verzweiflung“.

Aber sollten diese Gedichte, in welchen wir den lyrischen Pulsschlag des jugendlichen Dichters hören, wirklich nur müßige Spielereien, poetische Fiktionen, gegenstandslose Phantasiegebilde enthalten? Man verstehe uns nicht falsch. Wer freilich auf Grund dieser lyrischen Ergüsse allein den Aufbau einer Dichterbiographie versuchen wollte, der würde der Gefahr, die Gedichte zu pressen und ein falsches Bild zu entwerfen, nie entgehen. Auch wir halten die Sonetten nicht für zusammenhängende Bekenntnisse eigner Leiden und Freuden in Liebe und Freundschaft. Solche der Nachwelt zu hinterlassen, konnte dem Dichter nie in den Sinn kommen. Allein diese losen Blätter, diese Darstellungen von Seelenzuständen mannigfacher Art in nähere Beziehung zu Shakespeare selbst zu setzen, lassen wir uns solange nicht verwehren, bis wir durch wirkliche Gründe widerlegt sind.

Wer in diesem Sinne die Sonetten auffaßt, der kann unmöglich den fleckenlosen Heiligen in Shakespeare festhalten, ohne der Wahrheit den Rücken zu kehren. Er erblickt aber dann zugleich in der Tiefe, in welche er den Dichter hinabgleiten sieht, den in ihm schlummernden Gottesfunken, welcher alsbald zur hellen Flamme angefacht werden wird.

Versuchen wir dies in Kürze zu erläutern.

Man kann nicht selten die Behauptung lesen, daß nicht die leisesten Gründe zu der Annahme berechtigten, daß Shakespeares Eheglück nicht ganz normaler Art gewesen sei. In der That, wir verstehen diese Aussage nicht; denn wenn wirklich Shakespeare so glücklich verheiratet war, warum knüpft er dann nach seiner Übersiedlung nach London ein unstatthaftes Verhältnis mit einem verheirateten Weibe an, das noch dazu außer dem Dichter ihre Liebe einem Freunde desselben schenkte? Auch Delius giebt zu, daß es sehr denkbar ist, daß unserm Dichter ein Wesen wie das in den Sonetten geschilderte in seinem bunten und bewegten Londoner Leben und Treiben einmal in den Weg geraten sei.

Eine seltene magnetische Anziehungskraft muß der Geliebten eigen gewesen sein, daß sie, ein Weib mit solchen Charakterflecken, den Dichter — wir wissen nicht wie lange — in ihre Zauberfesseln schlagen konnte. Kunstliebend, geistbegabt, naturwüchsig, mit schwarzem Aug' und Haar und blassem Gesicht, keineswegs schön, eine kokette Sirene, der es nicht darauf ankam, den Geliebten auch zuweilen empfindlich zu kränken: sie hatte den Dichter in ihr Netz gelockt und dieser liebte sie aufs glühendste. Hier mochte er seine Studien für Romeo und Othello machen. Den Reiz der Verführung, heimliche Ehebündnisse, entbrannte Leidenschaften hat nie einer in ähnlich erschütternder Gewalt zu schildern verstanden wie unser Dichter, dem freilich auch der offene Blick für nachfolgendes Unglück und für unausbleiblichen Fluch der bösen That nie fehlte.

Inwieweit der Dichter zu dieser Zeit Selbstbeherrschung zu üben verstand — wer wollte das entscheiden?

Jedenfalls lassen wir dahingestellt, ob er wirklich „in ähnlicher Mischung wie Goethe jene glückliche Natur besessen, welcher Maß und Fassung selbst im Moment der Leidenschaft, im Taumel Besinnung gegeben war" (Gervinus I. 55).

Zutreffender erscheint uns Dowdens Bild: „Wenn das Schiff sich auch einmal auf die Seite legte und Wasser schöpfte, es hob

sich schon wieder, und schließlich sehen wir es nahe am Hafen, wie es mit einem mächtigen, ruhigen Winde dahinsegelt und zwar zeigt, daß es mit dem Wetter gekämpft hat, aber, wenn auch von den Wogen etwas zerschlagen, doch von ihnen nicht zertrümmert worden ist."

Fragen wir, warum dies Schiff nicht gestrandet, warum es nicht untergehen konnte, so werden wir hingewiesen auf eine bewundernswerte Seite des Dichters, welche ihn retten mußte, und vor welcher die schärfste Kritik, das strengste Urteil verstummen wird: das ist seine rückhaltslose Selbsterkenntnis, die Shakespeare auch im tiefsten Falle nicht verloren hat. Tausende von großen Geistern vor und nach ihm sind gestrauchelt und vergebens sehen wir nach einem Aufstehen. Die hohe Meinung ihrer selbst, „der stolze Genuß des unantastbaren eigenen Wertes" machte es ihnen unmöglich, in ihr Herz zu sehen, ihren Zustand zu erkennen. Ganz anders unser Shakespeare. Er suchte Rettung und fand sie. Er konnte, mußte sie finden, weil er selbst den Gottesfunken, der auch in seinem Fall nicht erloschen war, nicht verglimmen ließ, weil er das Band, das mit einem Höheren ihn vereinte, nicht mit frevelhafter Hand durchschnitt.

Es ist ein gewaltiger Kampf, in den Shakespeare gestellt war, ein Kampf mit der in ihm kochenden Leidenschaft, fast möchte es scheinen mit der Vernunft selbst.

„Wie gern der Wurm die feinste Knospe annagt"

das sollte er an sich selbst erfahren. Aber nirgends treffen wir Beschönigung oder Verblendung bei ihm an. Offen bekennt er verhehlte Fehler, durch die er gebrandmarkt ist. Seine angeborene Sünde ist ihm die Selbstliebe, Leidenschaftlichkeit sein alter Fehler. Über eine „beweinte Schuld" macht er sich bittere Vorwürfe. In der 110. (n. a. 106.) Sonette ruft er aus:

„Ach wohl ist's wahr, ich schwärmte her und hin,
Bot mich der Welt zum Spielzeug, in die Seele
Schnitt ich mir selbst, gab Höchstes wohlfeil hin,
Mit neuen Trieben mehrt' ich alte Fehle.
Sehr wahr ist's: fremd und schielend und bedingt
Sah ich die Wahrheit. Doch bei allen Mächten:
Dies Straucheln hat mein Herz mir nur verjüngt."

Und in der folgenden:

„Bedaure mich, und wünsch', ich würde neu geschaffen!"

Ist es nicht, als ob dieses Sehnen und Seufzen nach Neuschaffung wie ein Nachhall der paulinischen Worte (Röm. VII) aus des Dichters bedrängtem Herzen tönte: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen aus dem Leibe dieses Todes?

Leider fehlen uns jegliche Anhaltspunkte darüber, wie lange diese innere Unruhe an dem Dichter nagte. Doch berechtigen diese und andere erschütternden Weherufe und Selbstanklagen zu der Vermutung, daß ihm sein Zustand, den er so klar erkannte, wirklich tief zu Herzen ging.

Welch merkwürdiger innerer Kampf, welch mächtiger innerer Streit, bei dessen Beobachtung wir selber mit ergriffen werden und den auch Shakespeare keineswegs mühelos „in kaltem Heroismus" überwand, in welchem er vielmehr oftmals unterlag, bis am Ende doch das Leben über seinen Todeszustand triumphierte.

Ist es nicht unerklärbar, daß so viele hochbegabte, tiefbewegte Naturen mit einer gewissen fast unterschiedslosen Regelmäßigkeit auf ähnliche Entwicklungsstufen zurücksehen?

Oft möchte man sich zu der Annahme verleiten lassen, als ob reichausgestattete Menschen mit einer Art von Naturnotwendigkeit zuerst in die Tiefe geführt werden, um sich danach um so höher erheben zu können. Tausende von Beispielen aus der Geschichte alter und neuer Zeit könnten dafür ins Feld geführt werden. Andrerseits dürfen wir freilich auch bei der Geschichtsbetrachtung hervorragender Charaktere die Wahrnehmung machen, daß solche Bevorzugte, sobald sie aus ihren Gefahren und Kämpfen siegreich hervorgegangen sind, mit Kronen geschmückt werden, welche die von Versuchungen unbehelligt Gebliebenen nimmermehr erhalten können. —

Von hohem Interesse wäre für uns, wüßten wir darüber Genaueres, um welche Zeit und unter welchen Verhältnissen die innere Umkehr bei dem Dichter statthatte.

Während wir neben anderen bei einem Goethe mit ziemlicher Sicherheit die Periode bestimmen können, in welcher dieser in ähnliche Verirrungen gefallene Dichter dem Ernste des Lebens sich zuwandte, so wissen wir darüber bei Shakespeare soviel wie nichts. Es ist uns gänzlich unmöglich, ohne waghalsige Hypothesen den Zeitpunkt anzugeben, von welchem aus die sittliche Metamorphose des Dichters sich datieren könnte.

Wir haben kein Recht, diesen Prozeß als plötzlich, über nacht

hereinbrechend uns vorzustellen. Diese Behauptung würde des Beweises ermangeln. Führt uns auch die Geschichte Biographieen vor wie die eines Apostels Paulus, eines Augustin u. a., in welchen eine unvorhergesehene Totalumwandlung verbürgt wird, so müssen wir uns hüten, diese außerordentlichen auf natürlichem Wege unerklärbaren Fälle, bei denen das eigenste Werk eines höheren Geistes schlechterdings nicht in Abrede gestellt werden darf, so anzusehen, als ob dies der natürliche, normale, allgemeine Weg wäre. Es ist gänzlich unstatthaft, gewaltige Seelenerschütterungen zur Basis seines Christentums zu machen. Wer es thut, der baut auf Sand. Der Höchste, der an und für sich die absolute, reinste Harmonie darstellt, läßt auch in seinem Reiche alles harmonisch verlaufen und waltet darin nach gewissen Gesetzen, ohne selbst an sie gebunden zu sein. —

Aus dem Bisherigen erhellt, daß wir Ebrards Anschauung als irrtümlich bezeichnen müssen, der sich dahin ausläßt: „Das Wenige, was wir von Shakespeares Leben wissen, zeigt uns den geraden Gang einer ruhigen, stetigen Entwicklung von jugendlicher Unreife zu männlicher Reife" (Shak. Verhältn. z. Christent., Erlangen 1870, p. 29).

Gerade eine solch tiefangelegte Natur, wie sie Shakespeare besaß, brauchte ihre Zeit, um eine Entwicklungsphase von der andern ablösen zu lassen; und Gärungszustände, wie sie über ihn kamen, verrauchten nicht allsobald, sondern mußten innerlich überwunden werden.

„Warum sollten wir auch so eifrig sein," sagt Boaden in seiner Schrift über die Sonetten, „aus dem Dichter ein makelloses Geschöpf zu machen, das die Welt nie sah! ein Wesen, das uns so unermeßlich an Gaben des Geistes überflügelt und auch nicht durch den leisesten sittlichen Fehler sein Geschlecht verriete? Gewiß, da bereuter Irrtum nicht zur Nachahmung verführt, so ist es besser, unsere Anmaßung zu dämpfen, indem wir den Größten von uns nicht fleckenlos zeigen." —

Aber auch nach anderer Seite sind uns die Sonetten von großem Wert, da sie einen wenn schon dürftigen Ersatz für fehlende Quellen über die äußere Lebensstellung des Dichters bieten. Es ist nichts weniger als flüchtige Bekanntschaft, vielmehr warme, aufrichtige, intime Freundschaft, in welche Shakespeare zu Personen aus den höchsten Ständen zuweilen tritt. Man hat von frühe an

die Sonetten in Verbindung mit Henry Wriothesley und William Herbert gebracht. Wer aber Graf Southampton, einen Lord Pembroke zu seinen engeren Freunden zählen durfte wie Shakespeare, dessen äußere Stellung kann keine unbefriedigte gewesen sein. Mit ganz besonderer Schnelligkeit scheint sein Ruf gewachsen zu sein.

Viel zu gering geachtet war zu dieser Zeit die Schauspielerzunft, welcher ja der Dichter angehörte, als daß die Einführung einzelner Mitglieder in die höchsten Kreise der englischen Gesellschaft ohne weiteres hätte stattfinden können. Freilich gehörte auch Shakespeare zur Genossenschaft der „Diener des Lordkämmerers" Grafen Leicester und die Bühne, welche in dem aufgehobenen Kloster der Schwarzen Brüder den Namen desselben „Blackfriars" angenommen hatte und welche neben Shakespeare seinen genialen Freund Richard Burbadge als Besitzer zählte, konnte ohne Anmaßung sich rühmen, die hervorragendste, feinste und gebildetste in ganz London zu sein. Shakespeare, der bereits drei Jahre nach seiner Ankunft in London als ein enger Angehöriger dieser Schauspielertruppe erscheint, erhielt einen wesentlichen Anteil an den Erträgnissen des Theaters. Diese selbst müssen sich hoch belaufen haben; denn bei dem Ansehen, in welchem diese Bühne stand, war der Zudrang des Publikums, das im Vergleich zu dem unsrer Zeit weitaus bildungswilliger und begeisterungsfähiger sich zeigt (Adolf Schöll, Shak. Jahrb. I. 136), ein ganz außerordentlicher. Dafür stellte aber auch der größte Dichter seine Feder in deren Dienst und der größte Schauspieler seiner Zeit stand an ihrer Spitze.

Nicht selten waren die dramatischen Poeten zugleich Schauspieler. Auch Shakespeare mochte aus materiellen Rücksichten veranlaßt sein, zuweilen in eigener Person die Bühne zu besteigen. Die Urteile, er habe „außerordentlich gut" gespielt (Aubrey), er sei „ausgezeichnet in seinem Beruf" (Henry Chettle) gewesen, dünken uns wahrheitsgemäßer als eine abfällige Bemerkung Rowes über denselben Punkt. Den Geist im Hamlet, den alten Diener Adam in „Wie es euch gefällt", solche und ähnliche Rollen übernahm der Dichter, die zwar untergeordnet, aber keineswegs unbedeutend heißen müssen.

Wir wundern uns nicht, daß Shakespeare, der mehr und mehr den Geschmack an lockerem Schauspielertreiben und -leben verlieren mochte, mit diesem Stand in Bälde sittlich zerfiel und darin keine Befriedigung finden konnte. Darum zog er sich, sobald er auf solche

Einnahmen nicht mehr angewiesen war, von dieser Beschäftigung zurück, um ganz allein seiner Dichtkunst zu leben.

Es war wohl gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts (1596), als Shakespeare mitten in seinem behaglichen Leben in London aufs empfindlichste heimgesucht ward durch den Tod seines einzigen damals zwölfjährigen Sohnes Hamnet. Um dieselbe Zeit trieb der Dichter den Vater an, bei dem heraldischen Amte um Verleihung eines Wappens einzukommen. Drei Jahre vergingen, bis dieser Bitte entsprochen ward „in Betracht der Prämissen und zur Ermutigung seiner Nachkommenschaft". Einer der Vorfahren Shakespeares hatte König Heinrich VII. besondere treue Dienste erwiesen, dazu mochte die Verbindung mit der Familie der Ardens und die vornehme Gönnerschaft des Sohnes in der Hauptstadt eventuelle Hindernisse überwunden haben. Das adelige Wappen mit Ritterhelm, Falken und Speer im goldnen Felde war nur geeignet, des Dichters Stellung und Ansehen zu heben; und gewiß war sich Shakespeare von jetzt an der Pflicht doppelt bewußt, seine Ehre von jedem Makel rein zu erhalten.

Das bestätigen auch die Zeugnisse seiner Zeitgenossen, welche über die hohe Achtung, die der Dichter persönlich genoß, sich aussprechen. Zugleich stellt Francis Meres in seinem „Discours über unsere englischen Dichter" (1598) unserm Dichter das Lob aus: „Wie die Seele des Euphorbus in Pythagoras lebt, so Ovids anmutiger, witzreicher Geist in dem honigströmenden Shakespeare"; und in den poëms in divers Humours von R. Barnfield heißt es von ihm, daß seine Venus und Lucretia seinen Ruhm ins Buch der Unsterblichkeit eingetragen hätten.

Daneben war Shakespeare weit entfernt, in unpraktischem Idealismus aufzugehen und über die realen Anforderungen des Lebens sich hinwegzusetzen. Er fühlte allezeit in hohem Maße seine Unterhaltspflichten, welche seine Stellung als Sohn, Gatte und Vater mit sich brachte.

Hatte sein Vater John 1578 ein Gut seiner Frau für vierzig Pfund verpfänden müssen: welch sparsamen, haushälterischen Sinn verrät dagegen William, wenn er 1597 eines der schönsten, geräumigsten Wohnhäuser in Stratford um 60 Pfund erwirbt.

Ein Jahr später herrschte große Theuerung. In einer Liste, welche den Vorrat des in Stratford befindlichen Getreides aufführt, wird Shakespeare mit 10 Quarters erwähnt, einer großen

Digitized by Google

Quantität; hier wird er auch als townsman, als Bürger der Stadt bezeichnet. Vermutlich lebte der Vater im Hause seines Sohnes, da sein Name nirgends in der Liste vorkommt.

Selbst an Finanzspekulationen wagt er sich, mit größerem Erfolge als vormals sein Vater, wie es scheint. Geldsummen als Darlehen werden nicht selten bei ihm gesucht; so von Richard Quiney, dessen Sohn Thomas kurz vor des Dichters Tod seine jüngste Tochter heimführte.

In den Jahren 1602—3 kaufte er drei verschiedene Grundstücke in seiner Vaterstadt. 1609 bezahlte er die höchste Armensteuer in der ganzen Nachbarschaft. Collier spricht von einem jährlichen Einkommen von 400 Pfund. Der Reverend John Ward, welcher Arzt und von 1662 an Pfarrer in Stratford war, will sogar von einer 1000 Pfund umfassenden jährlichen Einnahme wissen, eine Erzählung, die abgesehen von der Übertreibung der Summe jedenfalls den Ruf Shakespeares als eines sehr vermöglichen Mannes verbürgt.

Wie wenig aber der Dichter sonst von dem Mammonsabgott sich gefangennehmen ließ, dafür spricht sein Hamlet, der im letzten Aufzug einen Totenschädel aufwirft mit den Worten: „Hum! dieser Geselle war vielleicht zu seiner Zeit ein großer Käufer von Ländereien, mit seinen Hypotheken, seinen Grundzinsen, seinen Kaufbriefen, seinen Gewährsmännern, seinen gerichtlichen Auflassungen. Werden ihm seine Gewährsmänner nichts mehr von seinen erkauften Gütern gewähren, als die Länge und Breite von ein paar Kontrakten? Sogar die Übertragungsurkunden seiner Ländereien können kaum in diesem Kasten liegen: und soll der Eigentümer selbst nicht mehr Raum haben? He?“ — Im selben Stück wird der Hofmann Osrick als „ausgedehnt im Besitz von Schmutz“ beschrieben. Shakespeare kannte sehr gut den Wert dieses „Schmutzes“ und ließ die Sorge unabhängigen Lebensgenusses nie aus den Augen sich kommen. Erst als seine materielle Lage sich aufs günstigste gestaltet hatte, dachte er auf Befriedigung seiner Sehnsucht nach Ruhe und behaglicher Zurückgezogenheit. Freilich hatten auch andere Gründe mitgewirkt. Die politische Lage des Landes hatte sich geändert. Dieser Wechsel warf auch in des Dichters Leben seine Schatten. Shakespeare hatte seine Laufbahn unter den denkbar günstigsten Verhältnissen angetreten. Königin Elisabeth war Freundin und Gönnerin aller Künste. Die Aufgaben ihrer Zeit verstand sie durchaus. Im

Vollbewußtsein ihrer hohen Mission war sie bestrebt, den Anschauungen der modernen positiv-praktischen Zeit, welche das Mittelalter überwunden hatte, zum Recht, zum Sieg zu verhelfen. Männer von eminentem Verstande und untadeligen Charakters waren ihr dabei dienstbar. Nicht bloß der mächtigste Nebenbuhler um die Herrschaft der Welt war mit seiner Armada gescheitert. Der Sieg des geistigen Fortschritts, der Sieg des Protestantismus bewirkte, daß auch auf anderen Gebieten die geistigen Eroberungszüge vom Glück begleitet wurden. Kühne Seereisen hatten neue Welten entdeckt und errungen.

In diese Zeit fällt Shakespeares Wirken. Die Königin, die seinen Wert kannte, begrüßte mit freudiger Anerkennung seine Produkte; sie bestellte wohl auch in guter Laune einen „verliebten Falstaff" und ließ „Die lustigen Weiber von Windsor" in ihren Gemächern aufführen. Wie nahe lag da für den Dichter die Gefahr, mit überschwenglichen Huldigungen und Verherrlichungen der gekrönten Gönnerin zu danken. Aber niemals kam ihm das in den Sinn. Ein einziges Denkmal, das gerade durch seine Einfachheit und Würde imponiert, setzte er der Entschlafenen in seinem Heinrich VIII., wo Erzbischof Cranmer bei der Taufe der Prinzessin Elisabeth in prophetischer Begeisterung die Glorie der künftigen Monarchin preist.

Zwar erscheint auch der neue König Jakob als ein dem Dichter durchaus wohlgesinnter Fürst, und die Sage erzählt sogar, daß er an Shakespeare für dessen Macbeth einen schmeichelhaften eigenhändigen Dankbrief gerichtet habe. Jedenfalls setzte sich Shakespeares ehrenvolle Stellung und Schätzung unter diesem Könige fort (Gervinus III. 2). Allein der Dichter war nicht gewillt, Demütigungen, welche ihm wegen seines Standes bereitet wurden, gleichmütig hinzunehmen. Als eine solche müssen wir wohl die abschlägige Bescheidung seines Gesuches um die Hofstelle eines Master of the Revels (bei uns etwa Generalintendant) bezeichnen, die damit begründet wurde, daß er, der selbst so viele Stücke schreibe, welche täglich in den public theaters aufgeführt würden, und der selbst Schauspieler sei, voraussichtlich in unliebsame Kollisionen mit jener Stelle geraten würde. Dazu mochte das abwärts gehende Staatswesen unter dem charakterschwachen Jakob I., der, vom Inlande und Auslande gleichmäßig mißachtet, in der unwürdigsten Abhängigkeit von seinem übermütig-sittenlosen Günstling

Buckingham regierte, unserm Dichter mehr und mehr mißfallen, wohl auch ihn betrüben.

Auch die Puritaner waren in der Zwischenzeit kaum anderer Meinung über den Schauspielerstand geworden, den zu verlästern und mit Haß zu verfolgen ihre größte Freude war. Der Obrigkeit war freie Hand gelassen, nach Willkür den größten Druck auf denselben Stand auszuüben. Die dramatische Kunst, die in rapider Schnelligkeit ihren Aufschwung genommen, hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die Vermögensverhältnisse des Dichters waren aufs günstigste bestellt.

Warum sollte unter solchen Umständen Shakespeare die Verbindung mit der Bühne noch länger aufrecht halten, die allmählich in eine wenig angenehme Fessel sich zu verkehren drohte? Warum sollte er nicht nach solch unausgesetztem, überreichen Schaffen sein Verlangen nach Ruhe realisieren?

Wir verstehen des Dichters Entschluß gar wohl, welcher ihn im Jahre 1604 die äußere Verbindung mit der Bühne lösen hieß. Die Zeiten hatten sich so gar nicht zum Vorteil verändert. Seine Königin war nicht mehr. Des Reiches Glanz drohte plötzlich zu verlöschen. Und der Dichter selbst war in dieser Zeit ein andrer geworden.

Noch hörte freilich seine Thätigkeit nicht auf. Erst mit dem Jahre 1612 beschloß er auch seine dichterisch-dramatische Laufbahn.

Ehe wir den Dichter in das stille, ruhige Glück einer traulichen Häuslichkeit begleiten, müssen wir, wollen wir der gestellten Aufgabe vollständig gerecht werden, seine Werke noch einen Augenblick in die Hand nehmen, um zu prüfen, ob das Resultat unsrer Untersuchungen mit dem intellektuellen Fortschritte auch wirklich sich deckt, wie er sich offenbart in Shakespeares Dichtungen.

Hierbei kann es genügen, mit Zusammenfassung ganzer Dramengruppen in großen Zügen und Umrissen des Dichters Bild nach dieser Seite zu zeichnen.

Was seine Erstlingsarbeiten anlangt, so geht Hazlitts Kritik entschieden zu weit, welcher in diesen ein „mühsames Bergsteigen" erblickt, bei welchem „der Dichter die Schwierigkeiten der Kunst sich fortwährend heraussuche, um seine Stärke und seine Geschicklichkeit in dem Ringen mit ihnen zu beweisen".

Treffender fühlt Coleridge in diesen Dichtungen bereits den

„großartigen Instinkt" heraus, welcher „den Dichter zum Drama trieb und der schon jetzt insgeheim in ihm arbeitete".

Wenn Titus Andronicus wirklich von Shakespeare herrührt — diese „Tragödie des Schreckens und Grausens voll gröbster materieller Rücksichten, in der es dampft von Blut und nach Blut riecht, daß wir meinen, unsre Hände seien selber in Blut getaucht, wobei der geistige Flecken so wenig durch des Mitleids lieblichen Born weggewaschen wird, als das Grausen durch die großartige Erhabenheit geheiligt wird, mit welcher der Dichter seine auserkorenen Diener des Todes versieht" (Gerald Massey) — dann müßte dieses Drama als Produkt einer Sturm- und Drangperiode ähnlich den ersten Arbeiten Schillers u. a. angesehen werden, bei welchen die Phantasie auf Kosten der Ästhetik als unbändiges Roß die Stränge zerreißt und in ungestümem Toben alles niederrennt.

Allein es ist uns, vornehmlich aus inneren Gründen, höchst unwahrscheinlich, daß die Autorschaft dieses Stückes auf Shakespeare zurückgeführt werden müßte. —

Von großem Werte für das Verständnis der Entwicklung des Dichters ist es, darauf zu achten, wie er zuerst mit einer gewissen Ängstlichkeit darauf sieht, die richtigen Farben für seine Gemälde zu treffen und von den Einzelheiten der gewählten Objekte nichts aus den Augen zu verlieren. Nach der damaligen Sitte greift er anfangs nach bekannten und bearbeiteten Materien, so nahe es ihm liegen mochte, von vornherein kühnen Griffes auf fremde Stoffe sich zu werfen. Es gab genug Fremdartiges, um daran seine Kunst zu versuchen. Aber schon zum Beginn ist er weit entfernt, in sklavische Abhängigkeit von seinen Vorbildern zu geraten. Mit genialer Kraft nimmt er den vorliegenden Stoff auf und führt durchaus originell sein Thema durch, sobald er weiß, daß er auch vollständig den Stoff beherrsche.

Nicht an ein großes Epos macht er sich, wie Milton, er will die Welt nicht durch eine großartige Kunstschöpfung überraschen. Vielmehr geht er behutsam ans Werk, bindet sich nicht an eine bestimmte Dichtungsklasse, sondern probiert Arbeiten der verschiedensten Art. So hofft er am ersten zu sicherer Überzeugung zu kommen, welcher Dichtungsart sein Genie am meisten zuneigt. Frei von Überstürzung und kecker Selbstüberhebung läßt er seine Zeit geduldig an sich herankommen und weiß stets, was ihm gelingen wird und wozu er noch nicht befähigt ist. Und das alles nicht

aus Mangel an Selbstvertrauen oder aus Charakterschwäche. Er will nicht im Sturme die Welt des Gedankens erobern, er geht bedächtig, schrittweise vor. Darum ist auch sein unverlierbares Eigentum, was er erkämpft hat. Darum kann er von einer Position zu einer neuen vordringen, bis er gewonnen, was er wünschte: Das Gesamtreich der Phantasie in Verbindung mit der realen Welt. —

Wohl erkennen wir den hohen Künstler bereits in seinen Jugendkomödien. Aber so gutgewählt die Gruppierung, so makellos der Bau, so fehlt doch noch das rechte Leben. Er bildet noch mehr seine Personen als daß sie selber vor unsern Augen sich bilden. Es fehlt noch häufig die wahrhaft freie Bewegung, die seine späteren Werke charakterisiert. Er giebt sich besondere Mühe mit seinen Versen, während später der Gedanke ohne mindeste Rücksicht auf den Vers und doch nie gegen dessen Gesetze jedes Wort sich dienstbar gemacht hat. Jetzt bemerken wir öfters noch die einzelnen Pinselstriche, später läßt er das Bild in genialer Leichtigkeit und doch durchaus plastisch entstehen — hierin mit dem Meister antiker Kunst Sophokles zusammentreffend — ohne auf den einzelnen Strich achtgeben zu müssen. Jetzt *sucht* er den Gesetzen der Harmonie und Schönheit in jeder Weise gerecht zu werden; später findet sich das alles von selbst. Noch ist er in der Schule, mitten in den Lehrjahren; darum tritt die freie Beherrschung vollendeten Stils jetzt zurück. Es ist aber auch nur vorteilhaft und heilsam für den Dichter, daß er sich solch strenge Pflichten auferlegt hat, da er nie zu seiner Höhe gelangt wäre, wenn er nicht von vornherein diesen Zwang sich angethan hätte.

Die verschlossene Knospe zeigt bereits die Pracht der bald sich entfaltenden Rose, und wer wollte sagen, welcher Anblick entzückender wäre?

Die Vereinigung von Idealismus und Realismus, dies scheint dem Dichter das Ziel zu sein, das der Mensch erstreben soll und kann. Praktisch zu sein und zugleich für das Ideale empfänglich, das dünkt Shakespeare das Menschenwürdigste. Bei ausschließlicher Betonung des einen oder andern liegt die Gefahr vor, ins Extrem zu geraten und das Gegenstück zu verlieren.

Ob unser Dichter wohl stets die rechte Mitte eingehalten hat? Gewiß mußte er diese auch für sich selbst erst gewinnen. Das war

dem Manne leichter gemacht, der wie der Dichter allezeit für das Natürliche gegenüber dem Gemachten, Erkünstelten einzutreten pflegte.

Nirgends schwingt er die Geißel sprudelnden Witzes lieber, als wenn sie auf das Phantastische, Hyperbolische, Kleinlich-pedantische fallen darf.

Baue keine goldnen Burgen in die Luft, sondern rechne mit den Thatsachen, Trieben und Bedürfnissen der menschlichen Natur, wenn du nicht fallen und durch das Straucheln dich lächerlich machen willst! Das predigt uns „Verlorene Liebesmüh".

Während er hier mit den Fröhlichen scherzt, steht er schmerzzerrissen am Grabe der Capulets in Romeo und Julia.

Wo irgend ein über das gewöhnliche Maß hinausgehendes, besonders stark erregtes Gefühl vorherrscht, da erscheint das äußere Leben doppelt bedroht. Schwärmerischer Idealismus kann nie zum Ziele kommen; denn er „zerbricht sich selbst die Steuer seiner Erhaltung" und muß zu Grunde gehen und zu Grunde richten.

Vielleicht war keine Dichtung gleich geeignet, Shakespeare von einem falschen Idealismus zu befreien, wenn er irgend in einen solchen aufzugehen in Gefahr stand.

Romeo sowie Hamlet beschäftigten viele Jahre lang den Dichter, bis er an ihre Durchführung und Vollendung ging; und auch dies erst, als er die Kraft in sich fühlte, den Aufgaben zu entsprechen, welche die Lösung der schwierigsten Probleme an ihn stellte.

Von besonderer Bedeutung für des Dichters Entwicklung war sein Studium englischer Geschichte. Wie überhaupt zu allen Zeiten das nähere Kennenlernen historischer Personen, Zustände und Ereignisse und das tiefere Eingehen auf diese als ein Bildungsmittel hervorragender Art mit Recht zu gelten pflegt, so würde auch Shakespeare ohne anhaltende Beschäftigung mit solchen Studien nie zu seiner Vollendung gekommen sein.

Wer ein Verständnis dafür hat, mit welchen Schwierigkeiten es verbunden ist, den spröden Stoff geschichtlicher Thatsachen in künstlerische Formen zu gießen, der muß Shakespeares Geduld, Energie und Ausdauer bewundern. Dafür ist ihm aber auch der Wurf auf diesem Gebiete in einer Weise gelungen, daß unsere deutschen Dichterheroen, die auf Shakespeare folgten, nichts Besseres thun konnten, als ihn zum Muster sich zu nehmen.

Warum begleitet den einen steter Erfolg? warum verfolgt den andern stetes Mißlingen? An welche Bedingungen ist die Macht

Digitized by Google

geknüpft, die einer über Tausende ausübt? Woher rührt die Schwäche, mit welcher der andere zusammengekettet ist? Auf welchem Wege erreicht der Mensch die Herrschaft über alle Verhältnisse, in welcher Gestalt sie an ihn herantreten mögen? Wie geschieht's, daß ein anderer dieselbe aus den Händen sich gleiten läßt? Wer erringt den bedeutendsten Erfolg in der Welt? Solche und ähnliche Fragen sind es, auf die Shakespeare Antwort giebt in seinen historischen Dramen, deren Behandlung den wohltätigsten Einfluß auf seine sittliche Natur ausüben mußte. Oder hätte diese keine Kräftigung gebraucht?

Man kann auch sagen: die englischen Stücke sind zur Hälfte Studien menschlicher Kraft, zur Hälfte Studien menschlicher Schwäche.

Die meisten Interpreten haben mit Recht darauf hingewiesen, daß vielleicht in keiner Dichtung die Persönlichkeit des Dichters in gleicher Weise hervortritt als in der Charakterzeichnung Heinrichs V., und daß er unverkennbar seine eigenen Züge auf ihn übertragen habe. In der Thal findet sich mehr als eine Parallele zwischen dem Bild dieses Dichterlieblings und dem, was wir über Shakespeare selbst wissen.

In einem Monolog Heinrichs IV. (Th. I. Akt I. Sc. 2) sagt der Prinz:

> Ich kenn' euch all' und unterstütz' ein Weilchen
> Das wilde Wesen eures Müßiggangs.
> Doch darin thu' ich es der Sonne nach,
> Die niederm, schädlichen Gewölk erlaubt
> Zu dämpfen ihre Schönheit vor der Welt.
> Damit, wenn's ihr beliebt sie selbst zu sein,
> Weil sie vermißt ward, man sie mehr bewundre,
> Wenn sie durch böse, garst'ge Nebel bricht
> Von Dünsten, die sie zu ersticken schienen.

Wer freilich glauben wollte, Heinrich spräche hier das Bekenntnis aus, daß er auf Grund eines vorher wohldurchdachten Planes den zweifelhaften Genüssen eines wüsten Lebenswandels sich hingegeben habe, der verstünde den Prinzen gänzlich falsch. Vielmehr begrüßt Heinrich hier mit Freuden das günstige Resultat, welches dem Durchkosten des Lebens in niedrigen Verhältnissen und bedenklichen Situationen entsprang (Genée 202. Kreyssig I. 212). Der Prinz gab sich rückhaltslos dem abenteuerlichen Leben und Treiben in Eastcheap hin. Die ungeschminkte, ungekünstelte, naturwüchsige Art solchen Lebens hatte einen gewissen Reiz für ihn.

Wohl denkt Rümelin (pg. 127) hier vorzugsweise an eine Schilderung des Grafen von Southampton und vermuthet, Shakespeare habe als Schriftsteller nur der „jeunesse dorée" gefallen wollen. Aber wir halten dafür, daß der Dichter schwerlich ein treffenderes, treueres Bild seines eigenen Thuns und Treibens während seines anfänglichen Londoner Aufenthalts entwerfen konnte, als er es hier gethan hat.

Daß der jugendliche Dichter hierbei nicht mit seiner ganzen Persönlichkeit in solchem Leben aufgegangen ist, beweist die Thatsache, daß er immer wieder sein besseres Selbst aus dem Pfuhl zu retten vermochte und zuletzt den Weg herausgefunden hat.

Auf jeden Fall begegnet uns in diesem Stück wie bei so vielen anderen Dichtungen das leichte Geschütz Shakespeareschen Witzes gegen alles, was unnatürlich und unwirklich ist, es mag falscher Ruhm sein oder unwirkliche Manier, Heldenhaftigkeit, Frömmigkeit, Kriegführung oder Liebe (Dowden-Wagner 160). Wenn aber die einzige Ehre, die Heinrich beansprucht, darin besteht, den Thaten der Welt eine herrliche That hinzuzufügen (ebenda 161), so redet Shakespeare hier wieder ganz aus seinem Eigenen.

Auch die Vorzüge des Königs, seine Freiheit vom Egoismus, seine Bescheidenheit, seine Unbestechlichkeit, sein freudiger Humor, seine praktische Frömmigkeit (162) werden Eigenschaften des Dichters sein, in deren Besitz er immer mehr gelangte; und wie Heinrich mochte Shakespeare endgültig abgeschlossen haben mit der Vergangenheit, als die Erkenntnis eines Bessern sich ihm aufgedrängt hatte.

Eine andere Seite Shakespearescher Natur werden wir in Hamlet finden dürfen. Schon der Held des Stückes, welcher den Namen des früh verstorbenen Knaben des Dichters führte, deutet an, daß wir ein Produkt elegischer Stimmung vor uns haben, so daß wir mit Gervinus (III, 7) übereinstimmen, wenn er von diesem Drama als dem einzigen der späteren Schöpfungszeit redet, in welchem wir einen pathologischen Anteil des Dichters vermuten können.

Den geheimnisvollen Schleier, der über diese Dichtung gezogen ist, wird so wenig wie bisher in Zukunft ein Ausleger lüften. Der Hamlet-Schöpfung eignet „der Charakter der Unendlichkeit, der keinem wahren Kunstwerke fehlt" (F. Th. Vischer). Schon darin zeigt sich die vollendete Kunst des Dichters, der in unbegreiflicher Schnelligkeit vom Schüler zum Meister geworden war. Was auch

Digitized by Google

an Erklärungen versucht wurde, die letzte Absicht des Künstlers hat noch keiner entdeckt. Auch Goethe hat mit seiner Auslegung: „Schilderung einer großen That, auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist" nur eine Seite des Dramas berührt.

Hätte Hamlet wirklich durch sofortiges, entschlossenes Handeln, durch Aufbieten des größten Eifers seine Aufgabe gelöst? Oder war dies nicht vielmehr das Schwierige des ihm anbefohlenen Auftrags, daß die Erfüllung desselben gegen sein Gewissen stritt, so daß er darum keinen Ausweg fand, weil die Befolgung des väterlichen Befehls in Kollision geraten mußte mit höheren Pflichten, deren Verletzung er sich nicht schuldig machen wollte.

Der dänische Königssohn, „fett und knappen Atems", wie ihn die Mutter schildert, ist weder der Melancholiker allein, für den er sich selber hält (II. 2), noch weniger der Schmachtling. Er ist Reflexionsmensch nicht ohne fantastischen Anflug, dabei ein Mann von tiefstem Fonds, von durchdringendem Verstande, von reichstem Gemüt; und doch muß er untergehen. Warum? ja warum? Zeigt uns denn das Studium Hamlet-ähnlicher Menschen, was die Ursache ihres sichtlich kommenden Ruins ist? Hamlet, der mit seinem unruhig-schwankenden Wesen die nächste Wirklichkeit vergißt, empfänglich wohl für momentane leidenschaftliche Erregung, aber, dadurch, daß er aus dem Idealismus in den Pessimismus überspringt, unfähig geworden zur Ausführung einer geplanten That, erscheint uns als ein Mensch, der zum Dulden, zum Leiden prädestiniert ist und doch nicht ohne eigene selbsterkannte Verschuldung. Bietet das wirkliche Leben keine Parallelen?

Und nun denke man an das Sterbebett des zwölfjährigen in der Frische zartester Jugend noch kurz vorher aufblühenden Hamnet, und es überkommt uns eine leise Ahnung von dem Zusammenhang unsres Stückes mit dem innersten Seelenleben des Dichters.

Wer sagt uns, ob dieser nicht einen Krankheitsstoff des eignen Lebens mit dieser Dichtung ausgestoßen hat?

Elegische Stimmung freilich kann auf die Dauer Shakespeare nicht gefangen nehmen. Er bedurfte der Erholung und Erfrischung. Er sehnte sich nach Sonnenlicht, nach kühlendem Wind, nach dem Geplätscher murmelnder Bäche, nach Waldesgrün; und er fand, was er suchte.

Seine Komödien führen uns von dem Lärmen und der Aus-

gelassenheit einer „bezähmten Widerspenstigen" und der „lustigen Weiber von Windsor" durch die Gruppe der romantisch-freudigen Dichtungen „Viel Lärm um nichts", „Wie es euch gefällt", „Dreikönigsabend" zu den düster-ernsten Schöpfungen, in welchen die aufsteigenden Gewitter nahender Tragödien ihr Wetterleuchten vorausschicken: „Ende gut, alles gut" und „Maß für Maß".

Während Shakespeare zuerst am Gestade umherkreuzt und nur langsam mit großem Glück die offene See gewinnt, finden wir ihn in seinen großartigsten Tragödien, die nach Gottschalls Worten (Poetik 425) „das Wesen der Menschheit in ihrer Totalität erschöpfen", und die einzigartig in der Weltlitteratur dastehen, inmitten des Weltmeeres. Schäumende Wogen treiben das Schiff in schwindelnde Höhe. Plötzlich ist es im Abgrund. Die Winde pfeifen. Der Sturm brüllt. Grelle Blitze leuchten auf. Endlich wird alles wieder stille, ganz stille.

Shakespeares Denkkraft beherrschte jetzt universalistisch das ganze Wissen seiner Zeit. Weitentfernt, daß sein Gefühl im Laufe der Zeit sich abgestumpft hätte, war die Berührung mit der Welt für ihn gerade das Mittel, Natur und Leidenschaft in allen Phasen zu studieren. Sein Wille hatte jene Festigkeit und Ruhe erlangt, die allen wahrhaft großen Menschen eignet. Voll sicheren stolzen Selbstbewußtseins hat er nur noch ein Interesse für die brennendsten Fragen des Menschengeistes, für die tiefsten Probleme menschlicher Natur und menschlichen Lebens.

So sehen wir das Lustspiel, dem der Dichter vor dem Schlusse des 16. Jahrhunderts vorzugsweise seine Kraft gewidmet, der ernsten Tragödie weichen. Der Ernst des Lebens mochte an ihn in mannigfacher Gestalt inzwischen herangetreten sein. Insonderheit konnten Ereignisse wie die Gefangennahme des Freundes Southampton, der in die Empörung des Grafen Essex sich verwickelt und dadurch die Ungnade seiner Fürstin in hohem Grade für immer sich zugezogen hatte, nicht ohne die tiefste Erschütterung des Dichters vorübergehen.

Doch brauchen darum die schaurigen Gestalten in Macbeth und Lear nicht als die Erzeugnisse einer durchaus hypochondern Stimmung des Dichters angesehen zu werden, wie die Romantiker, namentlich die Schlegels wähnen.

Shakespeare steht vielmehr objektiv in klassischer Ruhe der Welt gegenüber. Er öffnet das Auge und was er erblickt, sind die

gewaltigsten Aufruhrscenen in der moralischen Welt. Mit unerreichter Meisterschaft zeichnet er seine Bilder hin in imponierender Wahrheitstreue. Unerschöpflich ist seine Phantasie, unermüdlich seine Arbeitskraft. Von 1602—1612 entsteht eine Tragödie um die andere, eine vollendeter als die andere. Wo in aller Welt wiederholt sich eine solche Leistung!

Der witzige Possenreißer Flink hat nun dem ernst-tragischen pathetischen Narren im Lear Platz gemacht. Ein Narr, der „mit dem Leben abgeschlossen über das irdische Dasein sich erhoben hat" (Ulrici); wie seltsam! Nicht den von Erfolg begleiteten Günstlingen der Glücksgöttin singt Shakespeare seine schönsten Siegeslieder. Die ergreifendsten Triumphmärsche hebt er für die auf, welche ihre Bestimmung erreichen und wär's auch durch den Tod, wie Cordelia, der nur die Schlangenklugheit zur Taubeneinfalt fehlte; denn nicht in einem trivialen Gelingen oder Mißlingen vorgesteckter Ziele erschöpft sich eines Shakespeares Kunst. Ob wir die uns gesetzte, gottgewollte Bestimmung erreichen oder verfehlen: das dünkt dem Dichter das einzige Problem, für dessen Ausführung er seine ganze Kraft aufbietet. —

Wer hätte nicht im Leben Kränkung zu erfahren, Unbilden zu erdulden, daß er oft am liebsten aus der Menschen Gesellschaft fliehen möchte? Timon, dessen Bild auch nach Delius von Shakespeare gezeichnet ist, soll uns kundgeben, wohin solche Empfindungen führen können.

Zwar verraten die letzten Stücke „Wintermährchen" und „Der Sturm" nicht mehr die Konzentration der Leidenschaften, wie sie in seinen großen Tragödien zum Ausdruck kommt. Aber von Ermattung ist darin nichts zu spüren.

Die Fluten haben sich gelegt, das Meer ist wieder ruhig, wenn Shakespeare, der erfahrene und geprüfte Mann, sein eigen Bild in Prospero uns vorführt.

Freiheit ist Dienen, sagt er uns in seinem letzten Vermächtnis. Welche echt-christliche Anschauungsweise! Die höchste Freiheit besteht in der Pflichterfüllung. Ferdinand will Mirandas Knecht, diese seine Dienerin werden.

Originell ist Furnivalls Gedanke, der in der häuslichen Aussöhnung in „Cymbeline" und dem „Wintermährchen" ein gewisses Geständnis Shakespeares zu entdecken glaubt, als wolle dieser, nachdem er zuerst die Schönheit und Zartheit der Beziehungen

zwischen Vater und Kind, Weib und Mann nicht vollständig gefühlt habe, jetzt sich entschließen, forthin milder und gerechter gegen Weib und Familie zu sein.

Mit Prospero zerbricht Shakespeare den Zauberstab seiner Dichtung und wirft ihn in die tiefste Tiefe, wo er begraben liegt.

Wunderbare Jahre hatte der Dichter auf der Zauberinsel verlebt. Unerreichtes hatte er geschaffen. Wir verstehen sein Verlangen nach Ruhe, das er befriedigt, indem er alsbald in seine Vaterstadt Stratford zurückkehrt, um dort in trautem Familienleben seine letzten Lebensjahre zuzubringen. Von Weib und zwei Töchtern umgeben sehnte er sich nicht mehr zurück nach dem rauschenden, aufregenden Leben in London. 1601 war ihm der Vater, sieben Jahre später die Mutter gestorben. Eine Tochter hatte bereits ihren eigenen Herd inne. Die andere vermählte sich erst kurz vor seinem Tode, der am 23. April 1616 erfolgte, wahrscheinlich an seinem Geburtstage, nachdem er erst sein 52tes Lebensjahr vollendet hatte. Sieben Jahre überlebte ihn sein Weib. Daß der Tod den Dichter nicht überrascht hat, ersehen wir aus dem bereits drei Monate vorher entworfenen, von ihm selbst unterzeichneten Testamente, in welchem er aufs zärtlichste alle ihm nahestehenden Personen versorgte, und das bis heute noch in dem Registraturamt des Erzbischofs von Canterbury in London erhalten ist.

Dasselbe beginnt mit den Worten: „Im Namen Gottes. Amen. Ich William Shakespeare aus Stratford, der ich mich, Gott sei Lob, bei vollkommener Gesundheit und Besinnung befinde, ordne und bestimme diesen meinen letzten Willen und mein Testament in folgender Weise: Erstens befehle ich meine Seele in die Hände Gottes meines Schöpfers, in der Hoffnung und in dem zuversichtlichen Glauben, durch die alleinigen Verdienste Jesu Christi meines Erlösers des ewigen Lebens teilhaftig zu werden, während mein Leib wieder zu Staub wird, aus dem er geschaffen ist."

Er wurde in der dicht am Fluß Avon gelegenen hl. Dreifaltigkeitskirche beigesetzt.

Die Grabstätte am Chor der Kirche ist durch eine Steinplatte bezeichnet mit folgendem Vers:

Um Jesu willen, Freund, laß du
Den hier verschloßnen Staub in Ruh;
Gesegnet sei, wer schont den Stein,
Verflucht, wer störet mein Gebein.

Die Sage giebt den Dichter als Verfasser dieser Grabschrift an. Vielleicht wollte er damit gegen den puritanischen Fanatismus einer späteren Zeit seine Ruhestätte im voraus schützen.

Nach seinem Tode ward in Stratford seine Büste ihm zum Denkmal gesetzt. Einen schönen, wohlgestalteten Mann nennen Shakespeare die Zeitgenossen. Dazu paßt die hohe Stirn und das große, klare, ruhige Auge dieses Bildes gar wohl. Er war nicht für ein Zeitalter, er war für alle Zeiten, sagt Ben Jonson, der gelehrteste und hochberühmte Dichter seiner Zeit.

Wir schließen mit dessen poetischem Nachruf an Shakespeare, der das schönste Denkmal ist und bleiben wird:

„Dem Gedächtnis des geliebten Dichters William Shakespeare und dessen, was er hinterlassen hat.“

Nicht daß dein Name uns erwecke Neid,
Mein Shakespeare, preis' ich deine Herrlichkeit,
Denn wie man dich auch rühmen mag und preisen:
Zu hohen Ruhm kann keiner dir erweisen!
Das ist so wahr, wie alle Welt es spricht.
Doch mit der großen Menge geh ich nicht,
Die dumm und urteilslos, im besten Fall
Nichts beut als andrer Stimmen Wiederhall —
Auch nicht mit blinder Liebe, die nur tappt
Im Dunkeln und die Wahrheit gern verkappt.
Auch nicht mit Heuchlern, die nur scheinbar loben
Und heimlich gerne stürzten, was erhoben.
Es wäre das, als rühmt' ein Kuppler sehr
Uns eine Frau — was könnt' ihr schaden mehr?
Allein du stehst so hoch, daß dir nicht not
Das Schmeicheln thut, dich Bosheit nicht bedroht.
Du Seele unsrer Zeit, kamst sie zu schmücken
Als unsrer Bühne Wunder und Entzücken!
Steh' auf, mein Shakespeare! Ich will dich nicht sehn
Bei Chaucers oder Spensers Gruft, nicht flehn
Zu Beaumont, daß er trete Raum dir ab;
Du bist ein Monument auch ohne Grab,
Und lebst, solange deine Werke leben
Und unser Geist, dir Lob und Preis zu geben;
Drum halt' ich dich getrennt von diesen Meistern,
Wohl großen, aber dir nicht gleichen Geistern.
Könnt' ich im Urteil deinen Wert erreichen,
Würd' ich mit andern Dichtern dich vergleichen

Digitized by Google

Und zeigen, wie du Lilly oder Kid
Weit überholst, selbst Marlows mächt'gen Schritt.
Und wußtest du auch wenig nur Latein,
Noch wen'ger Griechisch, ist doch Größe dein,
Davor sich selbst der donnernde Aeschylus,
Euripides, Sophokles beugen muß,
Gleichwie Pacuvius, Accius, Seneca;
O wären sie, dich zu bewundern, da!
Sie aus der Gruft möcht' ich heraufbeschwören,
Deines Kothurns erhab'nen Schritt zu hören.
Voll Stolz war Rom, voll Übermut Athen,
Sie haben deinesgleichen nicht gesehn.
Triumph, Britannien! Du nennst ihn dein eigen,
Dem sich Europas Bühnen alle neigen.
Nicht nur für unsre Zeit lebt er: für immer!
Noch standen in der Jugend Morgenschimmer
Die Musen, als er wie Apollo kam
Und unser Ohr und Herz gefangen nahm.
Stolz war auf seinen schaffenden Verstand
Selbst die Natur, trug freudig sein Gewand,
So reich gesponnen und so fein gewoben,
Daß sie seitdem nichts andres mehr will loben.
Selbst Aristophanes, so scharf und spitzig,
Terenz so zierlich, Plautus, der so witzig,
Mißfallen jetzt, veraltet und verbannt,
Als wären sie nicht der Natur verwandt.
Doch darf ich der Natur nicht alles geben,
Auch deine Kunst, Shakespeare, muß ich erheben;
Denn ist auch Stoff des Dichters die Natur,
Wird Stoff zum Kunstwerk durch die Form doch nur.
Denn wer will schaffen lebensvolle Zeilen
Wie du, der muß viel schmieden, hämmern, feilen,
Muß an der Musen Amboß stehn wie du,
Die Formen bildend und sich selbst dazu.
Vielleicht bleibt doch der Lorbeer ihm verloren!
Ein Dichter wird gebildet, wie geboren.
Du bist's! Sieh', wie des Vaters Angesicht
Fortlebt in seinen Kindern, also spricht
Sich deines Geists erhab'ne Abkunft ganz
In deinen Versen aus, voll Kunst und Glanz.
In jedem schwingst du einen Speer zum Streit
Ins Antlitz prahlender Unwissenheit.
O säh'n wir dich aufs neue, süßer Schwan,
Vom Avon ziehn auf deiner stolzen Bahn!
Säh'n wir, der so Elisabeth erfreute
Und Jakob, deinen hohen Flug noch heute

Am Themsestrand! Doch nein, du wardst erhoben
Zum Himmel schon, strahlst als ein Sternbild oben!
Strahl' fort, du Stern der Dichter, strahl' hernieder,
Erhebe die gesunkne Bühne wieder,
Die trauernd wie die Nacht bärg' ihr Gesicht,
Blieb' ihr nicht deiner Werke ew'ges Licht!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

438

Im Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der allgemeine

deutsche Sprachverein,

als

Ergänzung seiner Schrift:

Ein Hauptstück von unserer Muttersprache,

Mahnruf

an alle national gesinnten Deutschen.

Von

Herman Riegel.

Gr. 8°. 56 Seiten. Preis M. 1.—.

Inhalt:

Einleitendes. — Die Erfolge der letzten zwei Jahre. — Der Stand des Übels. — Der Sprachverein. Entwurf zu den Satzungen eines allgemeinen deutschen Sprachvereins. — 1. Zweck. 2. Zu-

sammensetzung und Gliederung. 3. Geschäftsleitung. 4. Mittel zum Zwecke. — Grundsätze.

In Vorstehendem ist die äußere Gliederung der Schrift bezeichnet, welche der Verfasser, Herr Museumsdirector Dr. H. Riegel in Braunschweig, dem Gedanken der deutschen Sprachreinigung gewidmet hat. Diese Aufgabe erscheint mit ebensoviel überzeugender Klarheit und Schärfe als Wärme der nationalen Empfindung gelöst. Kein Deutscher wird dieses Buch in die Hand nehmen können ohne zuzugestehen, daß die in demselben aufgestellten Forderungen gerechtfertigt sind. Über die Mittel mag man streiten. Auch in diesem Punkte aber wird man, wie es scheint, dem Verfasser früher oder später zustimmen müssen; weil er einen Weg einschlägt, der anderweitig mit dem größten Erfolg betreten worden ist.

Digitized by Google

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band X. Heft 8.

Das Wunder.

Von

Dr. G. Kühn,
Pfarrer in Flemmingen.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1885.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Der Glaube an Wunder ist der Vorstellung des Volkes im neunzehnten Jahrhundert nicht so fremd, als es mit Rücksicht auf die fast allgemeine Leugnung desselben von Seiten der dem Christenthum entfremdeten Gelehrten und Schriftsteller und auf die bedeutenden Zugeständnisse, welche eine moderne Theologie dem „wissenschaftlichen Bewußtsein" der Gegenwart macht, scheinen möchte. Weder einer frivolen Halbwisserei, der die Leugnung alles Wunderbaren im Weltlaufe willkommen ist, um so mit einem Schlage eine ganze Reihe von Problemen des Denkens aus dem Wege zu schaffen, noch den eigentlich wissenschaftlichen Bestrebungen ist es gelungen, dem Volke — und wir denken hierbei nicht blos an die niederen und ungebildeten Stände — den Glauben an das Wunder zu nehmen. Allerdings wollen viele von den biblischen Wundern nichts wissen; sie ahnen, daß sie den ernstesten und am meisten an das Gewissen dringenden Forderungen des Christenthums den Boden und die Berechtigung entziehen, wenn sie dasselbe der Wunder entkleiden, aber sie sind deswegen noch nicht wunderungläubig; setzt doch sogar das materialistische und atheistische Denkgebäude einen starken Wunderglauben voraus. Nicht alle lieben es, über Principienfragen nachzudenken; aber doch beschäftigen die dunkeln Gebiete des Lebens, wunderbare Schicksale, Ahnungen und Anzeichen, die Erscheinungen des Spiritismus und Somnambulismus den grübelnden Sinn des Volkes. Ungebildete Leute erfreuen sich an Gespenstergeschichten und sind nach dieser Seite nur allzu wundergläubig; aber auch das Achselzucken des Gebildeten, dem Erscheinungen entgegentreten, die in den gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht eingereiht werden können, zeigt einen, wenn auch widerwilligen Respekt vor Realitäten, welche außerhalb unsrer Erkenntnißsphäre liegen. Shakespeares vielfach gebrauchtes und gemißbrauchtes Wort von den Dingen zwischen

Himmel und Erde, von denen sich die Weltweisheit nichts träumen läßt, ist im Großen und Ganzen der Ausdruck der Volksüberzeugung. Und diese hat sich keineswegs entsprechend der steigenden Naturerkenntniß verändert. Denn je mehr die fortschreitende Forschung scheinbare Wunder erklärt, um so mehr zeigt sie neue Wunder auf, und je näher sie der Grenze des menschlichen Erkennens rückt, um so deutlicher wird eben die Grenze sichtbar, und um so näher liegt der Versuch, sich auch jenseits derselben umzusehen. Consequente Läugner des Wunders sind nur diejenigen, welche mit einem fertigen materialistischen System an die Erscheinungen herantreten, um sie in das Procrustesbett desselben zu zwingen und abzuschneiden, was nicht hineinpaßt; consequente Anhänger aber finden sie nur wenige, weil die Erfahrung immer neue Löcher in das fertig überkommene System reißt.

Und es gehört allerdings eine gewisse Charakterfestigkeit dazu, wandellos auf dem Standpunkt des Materialismus oder nüchternen Rationalismus stehen zu bleiben. Das Weltleben mit seinen unaufhörlich wechselnden Erscheinungen und seinen täglich neu auftauchenden Problemen spottet jeder Einschachtelung in Fächer und Rubriken und bietet Außergewöhnliches und Unverstandenes in Fülle. Man spricht von ewig gültigen Naturgesetzen, denen alles Seiende unterworfen sei. Allerdings bewegen sich ebensowohl die Himmelskörper nach unwandelbaren Gesetzen, als das Wachsthum der kleinsten Pflanze denselben unterworfen ist. Aber es kann auch nur dem Fachgelehrten, der sich ausschließlich mit der Betrachtung des todten Stoffes oder der niedriger organisirten Naturwesen beschäftigt, einfallen, das Universum Gesetzen unterwerfen zu wollen, welche nur für ein beschränktes Gebiet desselben Geltung haben. Daß Alles, was in der Welt geschieht, sich nach Naturgesetzen, vollends aber nach erkennbaren Naturgesetzen vollzöge, ist ein völlig unbewiesener und unbeweisbarer Satz, den das Weltleben täglich Lügen straft. Maßvoll Denkende werden nun allerdings den Satz so beschränken, daß er nur für die sichtbare Welt, für Sein und Werden der körperlichen Dinge Geltung hat, aber auch in dieser Beschränkung ist seine Wahrheit zum wenigsten nicht a priori zu beweisen. Vergessen wir nicht, daß es keinen, etwa mit dem Finger Gottes niedergeschriebenen naturgesetzlichen Codex gibt, sondern daß die Naturgesetze aus der Erfahrung abgeleitet sind und zu keiner Zeit eine absolute Geltung beanspruchen können,

da sie der fortschreitenden Erkenntniß entsprechend immer neuer Correktur bedürfen. Nehmen wir indeß an, sie seien vollkommen. Sie sagen aus, daß ein Ding unter gewissen Bedingungen bestimmte Veränderungen erfährt. Folglich gilt es den Kräften nachzuspüren, welche bedingungsetzend wirken können; sobald wir finden, daß die uns bekannte Kraft das Ding in der bestimmten Weise beeinflußt, so wird uns die Veränderung, welche an ihm vorgeht, als eine naturgesetzliche erscheinen. Wenn es aber nun Kräfte gäbe, — und warum sollte das nicht wenigstens denkbar sein? — welche uns absolut unerkennbar sind? Wenn wir an dem Dinge höchstens das daß, aber nicht das wie der Beeinflussung durch eine Kraft feststellen könnten, würden wir dann nicht sofort zum Wunder gelangen?

In dieser Lage aber befinden wir uns täglich und stündlich. Wunder sind bei den häufigsten und gewöhnlichsten Geschehnissen des Weltlebens in Fülle vorhanden. Aber eben weil sie gewöhnlich sind, hat man sich an sie gewöhnt, man hat dem Unverstandenen und Unerklärbaren einen Namen gegeben und rechnet nun wie mit bekannten Größen. Der Irrthum, daß man auch kenne, was man nennen kann, ist ja sehr verbreitet. Solche Wunder vollziehen sich überall, wo es sich um Entstehung des Lebens, um Wachsthum, Entwicklung handelt. Auf diesen Gebieten weiß man zur Noth zu beschreiben, aber nicht zu erklären. Wenn man uns z. B. die Bildung des Embryos auf seinen verschiedenen Entwicklungsstufen beschreibt, so hat man zur Erklärung dieser Entwicklung noch nichts gethan, und wenn man uns nachweist, wie das Embryo des Menschen und das des Hundes in den ersten Entwicklungsstadien vollkommen gleich sind, so hat man uns das Wunder der Entstehung lebender Wesen nicht verkleinert, sondern vergrößert.

Trotzdem läßt sich nicht läugnen, daß sich auch diese geheimnißvollen Vorgänge mit einer gewissen Gleichartigkeit und Regelmäßigkeit vollziehen, und daß uns darum der Schluß erlaubt ist, sie seien wie alles andere körperliche Geschehen gewissen Gesetzen unterworfen. Und so muß es sein, wenn der Mensch zur Herrschaft über die Erde und damit zur Erkenntniß der ihn umgebenden Schöpfung berufen ist. Man versteht und beherrscht nur, wo Ordnung ist. Entweder schafft man sich diese Ordnung selber, wovon hier nicht die Rede sein kann, oder man muß die Ordnung vorfinden. Und diese findet der Mensch nach dem Willen

des Schöpfers, der ein Gott der Ordnung ist, vor. Sie ermöglicht es ihm, Naturgesetze abzuleiten. Aber dabei ist zweierlei zu bedenken: Einmal, daß sein Herrschafts- und Erkenntnißgebiet nicht über alles was ist, ausgedehnt ist. Es gibt ein Gebiet, an dessen Grenze ebensowohl die Herrschaft des Menschen, wie die naturgesetzliche Erkenntniß aufhört, das des **geistigen Lebens**. Dann aber ist zu beachten, daß die Erkenntniß des irdischen Geschehens nur soweit stattfinden kann, als dasselbe in der gewöhnlichen Weise verläuft, nicht aber wenn ein außergewöhnlich wirkender Faktor mitwirkend ist. Dann tritt ein Fall ein, welcher unter kein Naturgesetz fallen kann, weil die Möglichkeit gefehlt hat, aus ähnlichen Fällen ein solches abzuleiten. Menschen, die gestorben sind, bleiben todt und kehren für gewöhnlich nicht ins Leben zurück, wenn es aber eine Kraft gibt, welche Todte ins Leben zurückzurufen vermag, und diese Kraft auf den Todten wirkt, so wird er ohne Zweifel lebendig werden. Man darf daher bescheidener Weise nicht sagen: Todte werden niemals wieder lebendig, sondern Todte werden im gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht wieder lebendig. Ob es eine Kraft gibt, welche auf außergewöhnliche Weise dem Todten wieder Leben geben könnte, das zu entscheiden ist a priori so wenig möglich, als a priori ein Naturgesetz gemacht werden kann. Das kann nur die Erfahrung lehren, welche uns sagt, ob eine solche Wiederbelebung eines Todten einmal vorgekommen ist, oder nicht. Und ist sie vorgekommen, dann ist sie auch möglich.

Wie von selbst werden wir dahin geführt, schon hier einen vorläufigen Blick auf die Wunder der **heiligen Schrift** zu thun. Man hört oft sagen, daß Gott bei der Vollziehung dieser Wunder die Naturgesetze durchbrochen, die von ihm selbst gesetzte Ordnung zeitweilig aufgehoben habe. Lassen wir die Frage bei Seite, ob Gott nicht ein Recht dazu hätte. Aber wer sagt uns denn, daß ein uns bekanntes Naturgesetz auf den einzelnen vorliegenden Fall überhaupt Anwendung finden mußte? Wir vergessen es so leicht, die Naturgesetze sind keine Verfassung, welche der Herrscher der Welt seinen Unterthanen gegeben, und an welche er nun selbst gebunden wäre! Die Naturgesetze sind von uns aus so und so viel Fällen, wo unter gleichen Bedingungen Gleiches eintrat, abgeleitet. Bei den wunderbaren Ereignissen aber, welche die Bibel erzählt, haben ohne Zweifel gewisse Bedingungen gefehlt, welche sonst zur Erreichung des Ergebnisses nothwendig gewesen

wären, andere dagegen sind vorhanden gewesen, welche sonst nicht vorhanden zu sein pflegen, somit fallen diese gar nicht unter die uns bekannten Naturgesetze. Wenn ein Blinder geschickt operirt wird, und wenn die inneren Theile seines Auges noch im Stande sind, zu funktionieren, so wird er sehend. Nun hat Christus aber die Blinden, welche er geheilt hat, überhaupt nicht operirt; von der Beschaffenheit ihrer Augen haben wir zum mindesten keine Kenntniß. Jedenfalls sind bei seinen Heilungen die Bedingungen nicht erfüllt, unter welchen ein Blinder für gewöhnlich sehend wird, folglich findet das für gewöhnliche Heilungen geltende Gesetz keine Anwendung auf die seinigen. Hätte nun Christus eine große Reihe von Blindenheilungen vollzogen, und wäre uns der Verlauf jeder einzelnen ausführlich berichtet, so würden wir vielleicht auch im Stande sein, ein Gesetz für dieselben aufzustellen, in welchem freilich mit derselben unbekannten Größe gerechnet werden müßte, mit der wir rechnen, wenn wir die Processe der Lebensentfaltung unter ein Gesetz stellen. Wollte man aber behaupten, Blinde könnten eben nur durch Operation u. s. w. geheilt werden, folglich seien die Erzählungen von Christi Blindenheilungen falsch, so würde man damit der Methode empirischer Forschung, die von festgestellten Thatsachen ausgeht, um die richtige Theorie zu suchen, nicht aber von der Theorie aus sich den Thatsachen gegenüber deduktiv erhalten will, entschieden ungetreu.

Und doch ist dieser Fall so häufig. Man macht sich aus der Beobachtung des alltäglichen, gewöhnlichen Geschehens eine Weltordnung und negirt, was in diese nicht hineinpaßt. Ja auch solche, die an einen Gott, den Schöpfer und Erhalter glauben, sind im Stande, mit pathetischer Entrüstung gegen die zu eifern, welche das Wunder zugeben, als ob es eine Majestätsbeleidigung Gottes sei zu glauben, er könne etwas thun, was er zur Schonung der mühsam aufgebauten Theorie seiner Menschen nicht thun dürfte. Gottes Welt ist aber nicht demokratisch verfaßt, und jedes Blatt der Weltgeschichte zeigt es, daß er unumschränkter Monarch ist.

Es wäre ja allerdings für uns sehr bequem, wenn alles, was geschieht, nach einem unabänderlichen Mechanismus geschähe. Aber ein Blick auf die Geschichte, welche die Thaten freier Menschen berichtet, und ein Blick in das Leben unsrer Seele überzeugt uns vom Gegentheil. Der Mensch ist das einzige Wesen, dessen inneres Leben wir kennen, wir wissen es aus der Beobachtung unsrer

selbst, daß unsre Handlungen freie, oder zum Theil freie sind und daß auch in der von der Sünde geknechteten Seele Reste dieser Freiheit vorhanden sind. Wir selbst machen uns für unser Thun verantwortlich und Andere thun es auch. Wir wissen es, daß die Hand, die wir ausstrecken, den Gesetzen des Hebels folgt und von Kräften regiert wird, welche im natürlichen Leben überhaupt wirksam sind, aber ob wir sie ausstrecken um zu segnen, oder um das Eigenthum des Nächsten an uns zu reißen, das ist unsere Sache. So ist jede freie Willensthat ein Wunder, weil sie nicht naturgesetzlich begriffen werden kann. Und da jeder Mensch seine besondere Art hat zu handeln und seine Freiheit zu gebrauchen, so ist auch jeder ein Original, das in keine Rubrik paßt. Das Genie aber vollends ist ganz unberechenbar, und das was wir von seinem Wesen etwa zu erklären vermöchten, das ist eben das Geniale nicht. Es ist ein Lieblingsgedanke Schillers, den er in seinen philosophischen Gedichten öfters ausgesprochen, daß das Große, das Schöne, das Glück nicht wächst und wird, und deshalb nach keinem irdischen Gesetz begriffen werden kann. Und durch nichts hat er, wie Vilmar so schön hervorhebt, seine eigne Genialität deutlicher bekundet, „als daß er sich in diesen Gedichten weit über sich selbst und den Anschauungskreis seiner Zeit erhebt, das alte Wort erfüllend, daß der Dichter ein Weissager ist und von göttlichem Geiste getrieben."

Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen,
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.
Alles Menschliche muß erst wachsen und werden und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit.
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer.
Wie die erste Minerva, so tritt mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Was Christus so wunderbar schön von dem Wesen des Wiedergeborenen sagt: „Der Wind wehet wohin er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er geht; also ist ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren ist," — das gilt auch von vielen Erscheinungen des geistigen Lebens, das ja ohnedieß Vorstufe und Voraussetzung des geistlichen Lebens ist.

Nun scheint es nahe zu liegen, uns folgendes entgegenzuhalten: „Diese Wunder des geistigen Lebens haben ja mit den Ereignissen nichts gemein, welche in der Bibel als Wunder bezeichnet zu werden pflegen. Die Ueberlegenheit des Geistes über die Natur erkennt Jeder an, der nicht dem gröbsten Materialismus huldigt; ebenso unterliegt es keinem Zweifel, daß das geistige Leben seinen eignen Gesetzen folgt, die von den sogenannten Naturgesetzen sehr verschieden, die uns außerdem noch sehr unbekannt sind und vielleicht auch bleiben werden. Um so entschiedener verlangen wir aber auch, daß das Gebiet des Naturlebens, wo die Naturgesetze nun einmal gelten, denselben ungeschmälert erhalten bleibe und wollen von den biblischen Wundererzählungen nichts wissen, welche uns nicht Wunder des geistigen Lebens berichten, sondern Unterbrechungen der Naturgesetze auf dem Gebiete des körperlichen Lebens und der Sichtbarkeit voraussetzen."

Nun ist es ja ganz richtig, daß diese beiden Arten von Wundern nicht ohne Weiteres auf eine Linie gestellt werden dürfen, schon deshalb nicht, weil jene fortwährend und bei allen Menschen beobachtet werden können, diese aber nur zu gewissen Zeiten und in der Geschichte eines einzigen Volkes vorgekommen sind. Es kam uns aber auch bisher nur darauf an, zu zeigen, daß Wunder, ganz abgesehen von den biblischen Wundern, noch fortwährend vorkommen, daß man also noch keineswegs das Recht hat „das Wort aus dem Wörterbuch gebildeter Kreise zu streichen". Und ebenso wichtig war uns das andere, daß man eine außerordentliche Thatsache nicht um des aus gewöhnlichen Thatsachen abgeleiteten Gesetzes willen läugnen kann, sondern daß um einer außergewöhnlichen Thatsache willen die absolute Gemeingiltigkeit des Gesetzes eine Beschränkung erfahren muß. Und damit ist der einzige Weg gezeigt, der zum Verständniß und zur Feststellung der biblischen Wunder führt, oder wenigstens zu führen scheint, es gilt zu untersuchen, ob sie wirkliche Thatsachen sind.

Solche sind sie ja nun in der That für die vorurtheilslose historische Forschung, und vorurtheilslos ist diejenige, der nicht vor der Untersuchung der Satz feststand: Wunder sind unmöglich. Die Glaubwürdigkeit der heiligen Schriftsteller ist so vielfach zum Gegenstand der Forschung, einer eingehenden und wirklich wissenschaftlichen Forschung gemacht worden, besonders ist auf die kritische Beleuchtung der Berichte des neuen Testaments, welche das

meiste Interesse beanspruchen, ein solcher Fleiß auch von Seiten der wundergläubigen Wissenschaft verwendet worden, daß sich ein berechtigter Zweifel an der Wahrhaftigkeit der biblischen Schriftsteller und der Objektivität ihrer Berichterstattung erst mit den einschlägigen Arbeiten einer ganzen Reihe von Gelehrten auseinanderzusetzen hätte, ehe ihm das Recht Gehör zu finden zugesprochen werden könnte. Vorzüglich lehrreich ist die Vergleichung der biblischen Wundererzählungen mit anderen, welche das Gepräge phantastischer Erfindung an sich tragen; man hat mit Erfolg auf die einfache Nüchternheit der Darstellung, auf die maßvolle Beschränkung, welche die wunderthuenden Personen sich selbst auflegen, auf den Mangel jeder Ausschmückung der Wunderthaten hingewiesen, und man hat endlich betont, daß manche Wunder, wie z. B. die Auferstehung Jesu wegen der immensen Folgen, die sie gehabt haben, gar nicht erfunden sein konnten, weil man sonst bedeutende Wirkungen ohne Ursache constatiren müßte. —

Aber trotz alledem haben wir eine ganze Litteratur, welche sich bemüht, diese Thatsachen als Mythen zu erweisen. Und selbst unter denen, welche grundsätzlich nicht umhin können, die Wunder der heiligen Schrift anzuerkennen, findet sich doch das sichtbare Bestreben, ihre Zahl zu vermindern, solche, die man als minder wesentliche zu bezeichnen liebt, überhaupt zu beseitigen, und die andern möglichst nahe an die Grenze der Erklärbarkeit zu rücken. Diese Neigung, die Wunder der heiligen Schrift möglichst natürlich zu erklären, ist mit dem alten Rationalismus nicht gestorben; man versucht noch immer so lange an den Erzählungen der biblischen Schriftsteller herumzudeuteln, bis sie etwas ganz Natürliches zu erzählen scheinen. Daß es nun auch etwas sehr Triviales ist, und kein Grund zu ersehen, warum sie es überhaupt erzählen, das vergißt man. Oder man betont den Mangel an naturwissenschaftlicher Bildung auf Seiten der biblischen Schriftsteller, demzufolge sie die Mittelursachen eines an sich ganz natürlichen Geschehens nicht gekannt, daher auch nicht beobachtet und somit ihnen als Wunder erschienen sei, was dem aufgeklärten Kinde des 19. Jahrhunderts als ein vielleicht nicht ganz gewöhnliches, aber immerhin natürliches Ereigniß erscheinen würde. Nun ist zwar nicht recht einzusehen, um die Verkehrtheit dieser Meinung an einem Beispiel zu erweisen, warum einem Johannes, als er mit Christo auf der Hochzeit zu Kana war, die natürlichen Ursachen entgangen

sein sollten, aus denen der erneut vorhandene Weinvorrath zu erklären gewesen wäre, oder klarer gesprochen, warum er es nicht hätte merken sollen, wenn Jesus einen schon vorhandenen Weinvorrath mit Hülfe einer Anzahl Diener auf die Tafel brachte. — Aber dem sei wie ihm wolle, der Erweis der Thatsächlichkeit der biblischen Wunder ist doch der Weg nicht, um Jedermann von der Wahrheit derselben zu überzeugen, weil erfahrungsgemäß der Beweis von der Wahrheit einer Thatsache für diejenigen nicht zu erbringen ist, welche dieselbe nicht anerkennen wollen. Man braucht nur zu beobachten, wie sich die Menschen gegen die Anerkennung einer gut bezeugten, zweifellosen Thatsache, welche der Gegenwart angehört, die ihnen aber unangenehm oder unerwartet ist, sträuben, wie man an derselben so lange zu drehen und zu deuteln versucht, bis ihre Physiognomie verwischt und etwas ganz Andres aus ihr geworden ist. Nicht Mißtrauen gegen die heiligen Schriftsteller ist es, was zur Bestreitung der biblischen Wunder führt, sondern Widerwille gegen das, was sie berichten. Es soll, es darf nicht wahr sein — und darum ist es nicht wahr. Und wenn sich diese Wunder heute vor unseren Augen vollzögen, so würde dem Augenschein gegenüber wahrscheinlich dieselbe Skepsis geltend gemacht werden, wie sie zur Zeit Jesu auch dem Augenschein gegenüber geltend gemacht worden ist, und wenn der Zweifel nicht mehr sprechen könnte, so würde die Schmähung an seine Stelle treten, wie damals, als es hieß: Er treibt die Teufel aus durch den Obersten der Teufel. Wir erleben es ja, wie beispielsweise die Werke der äußeren und der inneren Mission, die gewaltig und sehr augenfällig vor uns stehen, von einem großen Theil intelligenter Menschen absichtlich ignorirt werden, und ist die Schmähung etwas verstummt, so ist das Nichtwissen um so auffälliger. So läßt sich also die Thatsächlichkeit der Wunder nicht ohne weiteres erfassen, vielmehr kommt es auf den Standpunkt an, von welchem aus man sie betrachtet. Dieser Standpunkt aber ist der des Glaubens an den lebendigen Gott, oder weil die Existenz eines lebendigen Gottes nicht auf dem Wege der Spekulation gefunden werden kann, des Glaubens an den Gott der Offenbarung. Sagen wir vor der Hand nicht der christlichen Offenbarung, denn auch das alte Testament hat Wunder, und es zeugt nicht von Verständniß der historischen Entwicklung der Offenbarung, wenn man dieselben ohne weiteres bei Seite schieben, oder als bedeutungslos ansehen will.

Digitized by Google

Dieser Glaube an den lebendigen Gott führt zwar nicht sofort zur vollständigen Anerkennung der biblischen Wunder, beseitigt auch nicht alle Anstöße, welche dem grübelnden Verstande etwa in den Weg gelegt werden könnten, aber die Annahme eines lebendigen, also in der Welt wirkenden Gottes schiebt den Riegel weg, der Anderen den Eintritt in den Tempel der Wunder verschließt: die Wunder werden nicht von vornherein für unmöglich gehalten, um so weniger, als der Gläubige, der sich als Gegenstand göttlicher Fürsorge und Regierung weiß, fortwährend Wunder erfährt, die Wunder der göttlichen Vorsehung.

Hiermit erschließt sich uns ein neuer Kreis von Wundern, die den biblischen viel näher verwandt sind, als jene geistigen, von denen wir eben gesprochen haben. Ihre Voraussetzung ist der Gottesglaube; daß dieser aber unserem Volke noch nicht verloren gegangen ist, mag er noch so sehr von entgegengesetzten Anschauungen zersetzt und verdunkelt sein, das beweist der Umstand, daß es noch an Wunder der göttlichen Vorsehung glaubt. Noch wird ausdrücklich Gottes Hand in den Schicksalen der Menschheit und des Einzelnen anerkannt. Freilich wird von „Gottes wunderbarer Hülfe" oft nur dann geredet, wenn alle anderen Erklärungsgründe im Stich lassen, freilich ist „Gott hat es gethan" oft nur eine schöne Redensart, welche besonders glücklichen oder auch besonders unglücklichen Ereignissen einen feierlichen Ausdruck verleihen soll; freilich pflegt man Gott erst vorzuschieben, wo das Denken aufhört, vielleicht auch da, wo das einfachste Nachdenken ein unglückliches Ereigniß als Folge einer begangenen Sünde aufzeigen würde, aber doch ist der Glaube an ein Eingreifen der Vorsehung noch da, und er muß tief eingewurzelt sein, wenn er durch die vielen Wahrnehmungen, die gegen das Walten einer göttlichen Vorsehung zu sprechen scheinen, nicht erschüttert werden kann. Ja das Bewußtsein, unter einem fremden und höheren Willen zu stehen, bricht überall durch, und selbst dann, wenn man seine Lebenserfahrungen durchaus nicht religiös erklärt und etwa von Glück haben oder Unglück haben spricht, sieht man sich im Grunde als Objekt eines anderen Willens an, durch welchen die Lebensschicksale so geordnet werden, wie sie eintreten. Auch der ungläubigste Theoretiker hat schon in stummer Verwunderung vor Ereignissen gestanden, die deutlich verriethen, daß ein zwecksetzender höherer Wille ihre Ursache war. Man hilft sich dann wohl über

die Verwunderung durch die Zuflucht zum sonderbaren Zufall hinweg, vergißt aber, daß von Zufall reden nichts weiter heißt, als nicht weiter denken können oder wollen. Ein Christ vor Allem sollte mit dem Gebrauche dieses Wortes, das in der heiligen Schrift überhaupt nicht vorkommt, vorsichtig sein, und wenigstens vom Zufall nur da reden, wo ihn eine heilige Scheu abhält, den Namen Gottes hereinzuziehen.

Es gibt ein vielgebrauchtes Bild, welches die Unmöglichkeit zeigt, die Schicksale des Lebens vom Zufall abhängig sein zu lassen. Man fragt, ob es wohl möglich sei, aus einem Gefäß, welches eine große Zahl von Buchstaben enthält, eine Reihenfolge blind herauszuziehen, welche ein Wort, einen vernünftigen Sinn ergäbe. Man kann den Versuch lange fortsetzen, es wird sich kein Sinn finden. Sind denn die Schicksale unsres Lebens, vor Allem diejenigen, die unabhängig von unserem Zuthun eintreten, in gleicher Weise vereinzelt, ohne Beziehung und ohne Verbindung wie jene blind gezogenen Buchstaben? Oder findet man nicht, wenn man nur zu lesen versucht, allemal einen Sinn? Nur darf man nicht vergessen, daß es sich nicht allein um die Regierung des einzelnen Menschenlebens, sondern auch um die der Familie, des Volkes, der Menschheit handelt. Vielleicht sind die Buchstaben, die unsre Lebensschicksale bedeuten, für sich unverständlich, aber zusammengehalten mit denen der Gemeinschaftsgruppen, denen wir angehören, geben sie einen tiefen Sinn.

Diesen Sinn in den Schicksalen und Führungen des Menschenlebens anerkennen, heißt das Wunder zugeben. Nicht die Christenheit allein thut es, es gibt vielmehr kein Volk mit einigermaßen ausgebildeten religiösen Vorstellungen, welches nicht Wunder in diesem Sinne glaubte. Erst die Theoretiker haben der Menschheit diesen Glauben zu nehmen versucht und haben diese Entleerung Aufklärung genannt. Der beste Beweis für sein Vorhandensein bei allen Völkern ist das G e b e t. Es gibt kein Volk, welches nicht betete. Die Gebete mögen an sehr ohnmächtige Wesen gerichtet und inhaltlich sehr thöricht sein, sie werden doch nur in der Voraussetzung der Erhörung, also des Wunders gesprochen. Und wenn für die Stufe des Offenbarungsglaubens das G e b e t unentbehrlich ist, so ist es auch das Wunder der E r h ö r u n g. Allerdings hat man das Gebet so weit heruntergesetzt, daß man nur psychologische Wirkungen von ihm erwartet. Aber entweder haben

diese Wirkungen ihre Ursache in der Seele des Betenden selbst und bestehen in Erleichterung und Beruhigung des Gemüthes, dann kommen sie nicht dem Gebete allein zu, sondern jeder anderen Aussprache, selbst, wie Hartmann bemerkt, einem kräftigen Fluche, oder sie gehen von Gott aus, — dann sind sie aber auch wunderbar.

Nun hält sich wohl, wie man sagt, die Weltregierung Gottes innerhalb der Grenzen der Naturgesetze und besteht nur „in einem freiwaltenden Verknüpfen der aus ihnen sich ergebenden Resultate"; sie ist wohl ein Leiten und Führen des Naturlaufes, aber kein wirklicher Eingriff in denselben. Das ist eben nothwendig, damit dem Menschen die sinnliche Erscheinungswelt verständlich und erkennbar bleibe. Aber dabei bleibt Gott ebenso hoch, ja unendlich höher über diesem Naturmechanismus stehen, als der Mensch, der sich als Ursache einer freien Handlung weiß, welche er doch nur durch sinnliche, bestimmten Gesetzen unterworfene Mittel zur Erscheinung gebracht hat. Deshalb ist es erklärlich, daß für die oberflächliche gleichsam sinnliche Betrachtung einer That Gottes alles natürlich und alltäglich zuzugehen scheint; es gehört Erfahrung, Verständniß und guter Wille dazu, die Hand Gottes zu erkennen. Wer ohne Erfahrung und ohne Kunstsinn der Arbeit eines großen plastischen Künstlers zusieht, und dieselbe mit derjenigen eines Handwerkers, der nach der Schablone ein Grabdenkmal meiselt, vergleicht, wird kaum einen Unterschied in der Arbeit beider wahrnehmen; beide bearbeiten den Marmor mit Hammer und Meisel, beide geben dem Steine Gestalt, worin soll ein Unterschied zu finden sein? Der Verständige aber weiß, daß der Meisel des Künstlers zwar ganz nach denselben Gesetzen gearbeitet hat, welche auch dem Handwerker bekannt sind, daß aber das Ergebniß ein andres ist.

So stehet dem, der an den lebendigen Gott und an eine göttliche Weltregierung glaubt, das Wunder im Grundsatz fest. Er läßt der Naturforschung ihre Naturgesetze, ja er sucht sich auch den gewöhnlichen Lauf der Dinge mit Hülfe derselben zu erklären, wie es seine Pflicht als denkender Mensch ist. Er sucht nicht das Wunder, wo keins vorliegt, und läßt es sich gern gefallen, wenn ihm für das, was ihm wunderbar erschien, die natürlichen Ursachen

Digitized by Google

dargelegt werden. Er erbittet nicht das Wunder, wo er denselben Zweck erreicht, wenn er das Naturgesetz sich dienstbar macht, und will nicht wie Elias von den Raben gespeist sein, wenn er sich sein täglich Brod selbst verschaffen kann. Aber er läßt auch in seiner Weltanschauung Raum für das Außergewöhnliche und verbittet sich die Anwendung der Naturgesetze auf Gebiete, auf die sie nicht ausgedehnt werden können.

Und das um so mehr, als er weiß, daß der lebendige Gott sich offenbart hat, daß eine planmäßig fortschreitende Einwirkung Gottes auf die Menschheit stattgefunden hat, deren Endziel die Erlösung derselben war. Durch die Weltgeschichte zieht sich die Heilsgeschichte hin, wie ein Strom, der in einen anderen hereintritt, ohne im wesentlichen sein Wasser mit demselben zu vermischen, wenn auch an den Seiten eine deutlich erkennbare Grenzlinie nicht gezogen werden kann. Auf der Schöpfung, die selbst ein Wunder ist, fußend, entfaltet sich eine besondere göttliche Wirksamkeit in der Geschichte des Volkes Israel, von Wundern reichlich begleitet, bis sie in der Menschwerdung Gottes in Christo, dem höchsten Wunder, gipfelt.

Doch ruht sie auch nach Vollendung der Erlösung nicht, sondern setzt sich in der Thätigkeit des heiligen Geistes fort bis an das Ende der Dinge. Zwar tritt diese nicht mehr in die äußere Erscheinung, bietet folglich auch keine sinnenfälligen Wunder mehr. Die Wasser der Ströme haben sich verbunden, aber das Wasser des Stromes ist nun ein andres geworden. Und an die Stelle der äußeren Wunder ist ein neues getreten, das nur von denen wahrgenommen werden kann, an denen es sich vollzieht, von diesen aber auch als das Wunder κατεξοχὴν erkannt wird, die Wiedergeburt. So stellen sich uns zwei Centralwunder, von denen das eine als Ursache, das andere als Wirkung zu begreifen ist, dar, die Offenbarung Gottes in Christo, durch die Auferstehung Jesu von den Todten bezeugt und die Wiedergeburt. Es ist eine schöne Errungenschaft der neueren Theologie, daß sie gelernt hat, die biblischen Wunder durch diese beiden Centralwunder zu begreifen und an ihnen zu messen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Wiedergeburt, die Neuschöpfung des inneren Lebens durch den heiligen Geist ein für die persönliche Erfahrung jedes einzelnen zu erlebendes, sich deutlich als Wunder bezeugendes, aber von jeder historischen Bezeugung gänzlich unabhängige

Ereigniß ist. „Es ist ja eine Erfahrung, sagt Frank (Christliche Gewißheit), auf die wir uns als gemeinchristliche berufen können, daß, wenn der Christ das Mit- und Zusammenwirken der natürlichen Begebnisse bei und zu seiner Bekehrung inne wird, ihm doch nicht der Gedanke beikommt, als ob nun der neue Lebensstand nichts weiter sei, als das Facit so und so vieler in eigenthümlicher Verkettung zusammenwirkender natürlicher Faktoren, sondern gerade umgekehrt, um so wunderbarer erscheint ihm das göttliche Thun, dem er die Bekehrung verdankt, nur um so weniger die letztere erklärbar als Resultat natürlicher Entwicklung." Ueberhaupt muß mit der Beobachtung des eigenen inneren Lebens angefangen werden, wenn man zum Verständniß jener beiden Centralwunder und damit der biblischen Wunder überhaupt kommen will. Die Heilsgeschichte setzt ein Heilsbedürfniß voraus. Das Verständniß der Sünde, welche das menschliche Leben vergiftet, den Zustand einer deutlich als Unnatur empfundenen Verwirrung hervorbringt und überall Schranken setzt und Fesseln anlegt, erzeugt dieses Heilsbedürfniß. Das Elend, das uns drückt und das theils als eigne Schuld, theils als Theil der Gesammtschuld empfunden wird, muß anerkannt, das Ohr muß geöffnet werden für den vieltausendstimmigen Schrei nach Erlösung, der durch die Geschichte der Menschheit klingt, das Auge aufgethan für das Leiden der Creatur, die sich mit uns sehnet und ängstet immerdar. Wir befreien uns aber nicht selbst, sondern wir werden befreit. Wer den Himmel ersteigen zu können glaubt, versteht die Offenbarung nicht, und versteht das Wunder nicht. Aber die Geschichte vom Thurmbau zu Babel und die ihr nahverwandte Sage von den Titanen, die wie eine Prophetie durch die alte Welt geht, hat diese Anschauung längst gerichtet. Wer deshalb die heilige Geschichte und insbesondere das Leben des Heilandes als eine wenn auch einzigartige und besonders schöne Blüthe der Entwicklung der Menschheit ansieht, kann niemals zum Verständniß der biblischen Wunder kommen. Sie werden ihm immer im Wege sein.

Und wie vielen sind sie im Wege gewesen, wie oft sind sie mit scharfen Waffen bestritten, zum Gegenstand immer erneuten Sturmlaufs gemacht worden. Schleiermacher schreibt an Lücke: „Mir ahnt, daß wir werden lernen müssen, uns ohne vieles zu behelfen, was viele noch gewohnt sind, als mit dem Wesen des Christenthums unzertrennlich verbunden zu denken. Unsre

neutestamentlichen Wunder, wie lange wird es noch währen, so fallen sie aufs Neue, aber von würdigeren, und weit besser begründeten Voraussetzungen aus als früherhin. Was soll dann werden, was gedenken Sie zu thun, lieber Freund? Wollt Ihr Euch dennoch hinter diesen Außenwerken verschanzen und Euch von der Wissenschaft blokiren lassen? Das Bombardement des Spottes wird Euch nicht schaden, aber die Blokade!"

Ganz im Gegensatz zu solch ängstlicher Furcht hält die neuere theologische Wissenschaft die Wunder für unentbehrlich als Zeichen und Zeugen einer höheren Weltordnung, welche dem Sauerteige gleich in diese irdische Weltordnung hereingesetzt ist, um sie nach und nach ganz zu durchdringen. Wir warten nach der heiligen Schrift eines neuen Himmels und einer neuen Erde, wir warten der Auferstehung unsres Leibes und hoffen, daß unsre Augen dereinst zur Erkenntniß und zum Verständniß jener höheren Ordnung aufgethan werden, also daß für uns das Wunder aufhört, Wunder zu sein. In dieser Erwartung sehen wir schon jetzt in den biblischen Wundern nicht, wie eine feindselige Opposition die Sache darzustellen liebt, ein willkürliches Spiel der göttlichen Allmacht mit der creatürlichen Welt, nicht ein alles Denken gleichsam verhöhnendes Schaustellen übernatürlicher Kräfte, sondern ein zielbewußtes gesetzmäßiges Geschehen, das nur einer anderen Ordnung als der jetzt herrschenden unterstellt ist. Diese Wunder sind wie die Morgenröthe eines kommenden Tages; das armselige Licht, das uns die Nacht geleuchtet, erbleicht vor ihr; aber wer in der Nacht ohne Licht gesessen, der sieht nicht nur das Morgenroth eher, sondern er freut sich seiner auch mehr, als wer beim Lampenlicht sitzend von ihm nur geblendet wird. Selig sind die geistlich Armen!

Und so sind uns die Wunder zugleich Weissagungen einer dereinst eintretenden vollkommneren Ordnung der Dinge, einer Ueberwindung aller jener Mißklänge, welche in dem jetzigen durch die menschliche Sünde bedingten Weltlaufe dauernd geworden sind, eine Beruhigung ferner für den tiefer forschenden Geist, welcher Krankheit, Leid und Tod nicht mit einer vollkommnen Weltordnung vereinen kann. Wir suchen auf der einen Seite nicht nach natürlichen Vermittlungen, welche die religiös-supranaturale Anschauung

der Berichterstatter übersehen haben soll*), aber wir geben auf der anderen Seite auch zu, daß sie einer festen Ordnung unterstellt gewesen sind, nur einer solchen, für die uns das Erkenntnißvermögen abgeht. Ja wir können die Wunder als Ursachen für gewisse bedeutende Wirkungen nicht entbehren, die uns sonst unerklärbar bleiben würden und sagen mit Richard Rothe: Die Wunder sind aus historischem Interesse anzunehmen, weil man bei unzweifelhaften Geschichtserfolgen ihrer als historischer Erklärungsgründe nicht entbehren kann, nicht weil sie die Geschichte durchlöchern, sondern gerade, um über die klaffenden Risse in ihr hinwegzukommen. (Zur Dogmatik 111.)

Wenn nun Auferstehung und Wiedergeburt die Centralwunder sind, um welche sich die andern gruppiren und auf welche sie hinweisen, so muß sich aus denselben auch Zweck und Bedeutung der Wunder am besten erkennen lassen. Erlösung des in der Sünde befangenen Menschengeschlechts, das ist der Zweck aller Gottesthaten und auch der Wunder. Auf dieselbe Weise, wie sich die Sünde noch heute vollzieht, so ist sie auch in die Welt gekommen. Halb zog den Menschen eine fremde Macht, halb sank er hin, so daß das Ergebniß ebenso auf eine fremde Ursächlichkeit, als auf den eignen Willen zu schieben ist. Noch heute fühlen wir, wenn wir uns über das Zustandekommen einer sündigen That klar zu werden suchen, ebensowohl diese fremde, in den „Verhältnissen" liegende Beeinflussung, als wir uns der eignen Bejahung der Sünde bewußt sind. Darum muß, wenn die Sünde überwunden werden soll, zunächst eine befreiende That uns von jener fremden Macht loslösen, der wir unterworfen sind. Jene That aber muß von uns als rettende That anerkannt werden. Diese That ist die am Stamme des Kreuzes durch den Tod vollzogene Erlösung, welche ihren Thaterweis, ihre Besiegelung und Vollendung in dem Wunder der Auferstehung hat und ihre Bejahung unsrerseits im

*) Die Betrachtung einer Begebenheit als Wunder ist nur die religiös-supranaturale Anschauung derselben, abgesehen von ihren natürlichen Vermittlungen. Hase.

Glauben findet. An dem Erlösten aber vollzieht sich, da das Ziel des Menschen nicht ein bloßes Freisein von Sünde, sondern Gottebenbildlichkeit und Heiligkeit ist, die Neuschöpfung des inneren Lebens als eine positive Potenz; ihre Bejahung durch den Menschen ist die Heiligung.

Weil nun aber jene Gottesthaten nicht ohne Bejahung von Seiten des Menschen vollzogen werden können, so mußte die in Sünde versunkene, die Sünde wohl als Last, aber nicht als Schuld empfindende Menschheit durch göttliche Wirksamkeit erst zu dieser Bejahung erzogen werden, und diese Erziehung ist das Thema der Heilsgeschichte. Nicht blos das Gesetz, sondern eigentlich das ganze alte Testament ist ein Zuchtmeister auf Christum. Die an dem Volke Israel vollzogenen Gottesthaten wollen dasselbe zum Verständniß und zur gläubigen Annahme der Erlösung und der Heiligung befähigen. Dieselben können scheinbar diesem Ziele sehr fern stehen, weisen aber doch im Grunde alle auf dasselbe hin. Da galt es, ebenso gut die Autorität Gottes als des Herrn zu bekräftigen, der an seine Geschöpfe Forderungen stellt, aber auch im Stande ist, seine Feinde niederzuhalten, als das Vertrauen zu dem barmherzigen, hülfebereiten Gott zu stärken; da galt es, ebenso gut das Elend der gottlosen Menschheit thatsächlich vor Augen zu stellen, die sicheren Sünder zu erschrecken, den auf eigne Kraft pochenden ihre Ohnmacht zu zeigen, und das erschreckte Gewissen zum Bewußtsein eigner Hülflosigkeit zu bringen, als die heilende, helfende und segenspendende Kraft der Hand des lebendigen Gottes schauen und ahnen zu lassen. Und wenn wir die mannichfachen im alten Testament erzählten Wunder näher betrachten, so wird sich keines finden, das nicht in Beziehung zu diesem göttlichen Erziehungsplane zu setzen wäre. Aber auch wenn wir das nicht vermöchten, so dürfen wir nicht vergessen, daß uns dieser göttliche Plan wohl in seinen Hauptzügen klar und deutlich vorliegt, daß es uns aber nicht vergönnt ist, jeden Faden dieses wundervollen Gewebes, dessen Kette das äußere Geschick des Volkes, dessen Einschlag sein inneres, nur dem Auge Gottes offenbaren Seelenleben ist, zu verfolgen. Wir müssen uns auch auf dem Gebiet der Profangeschichte mit den Thatsachen und Resultaten vielfach begnügen, ohne die Faktoren beleuchten zu dürfen, welche sie zu Stande gebracht. Wie vielmehr auf dem Gebiet der Offenbarungsgeschichte!

Sowie aber keine dieser Gottesthaten unvermittelt und planlos geschehen ist, so ist auch keine blos für die Personen und die Volkskreise geschehen, welche Zeugen derselben waren. Denn da die Geschichte der Offenbarung niedergeschrieben und auf diese Weise auch anderen Volkskreisen und Geschlechtern vermittelt wurde, so erlebten diese jede einzelne der vorangegangenen Gottesthaten wieder mit und wurden dadurch befähigt, neue zu verstehen. Und noch heute muß der, welcher den Heiland als den Erlöser verstehen und an ihn glauben will, diese Volksgeschichte der Erlösung nach seinem Maß auf sich wirken lassen. Und wenn er die Wunder der Erlösung und der Wiedergeburt an sich erfahren, wenn ihm das wunderbarste was es gibt zur Thatsache geworden, dann erkennt er es als geschichtliche Nothwendigkeit, daß so Ungeheures und Gewaltiges nicht unvermittelt in die Geschichte der Menschheit und seines eigenen Herzens hereingetreten sein kann, sondern daß dieselbe göttliche Kraft, die es gewirkt, in wunderbarer Weise an der Menschheit und an seiner Seele vorgearbeitet haben muß. So vollzieht sich das Verständniß der Auferstehung und der Wiedergeburt als der Centralwunder. Und je mehr diese Hauptthatsachen als Wunder erfaßt und verstanden werden, um so mehr tritt die Frage nach der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit der Vorbereitungsthatsachen in den Hintergrund, da sie, selbst die Erkenntniß ihrer natürlichen Vermittlung vorausgesetzt, doch immer als G o t t e s t h a t e n aufgefaßt werden müssen. Gewiß ist es kaum möglich, daß jeder einzelne Christ auch jede einzelne in der Alttestamentlichen Geschichte erzählte Thatsache in ihrer Bedeutung erfassen sollte; ja sie hat für sein Leben und seine Verhältnisse möglicherweise auch nichts zu bedeuten. Nur folgt daraus, daß ich als der Einzelne aus einer solchen Geschichte nichts zu machen weiß, nicht, daß sie nicht zu ihrer Zeit eine große Bedeutung gehabt hätte und für gewisse Zeiten und gewisse Personen wieder haben könnte. Es gibt ja nicht viele Menschen, wie Elias, welche in glaubensarmer Zeit der Eifer um den Herrn verzehrt, welche in der Gluth heiliger Leidenschaft nur Sünde, Elend und Gottverlassenheit sehen und von den sieben Tausenden, die zu allen Zeiten sind und gewesen sind, nichts merken, deren Ohr verschlossen ist für das stille sanfte Sausen, in dem der Herr ist, verschlossen, bis er selbst es ihnen öffnet. Aber es gibt doch solche und diese verstehen, wenn der Tag kommt, da sie auf H o r e b geführt werden, die Geschichte des Elias gewiß nach allen

Seiten. Nicht alle gehen, wie der Erzvater Jakob, obwohl sie sich klar bewußt sind, unter göttlicher Leitung zu stehen und Stunden erlebt haben wie er, wo sie sich in unmittelbarer Berührung mit Gott gefühlt haben, doch in Trotz und Hochmuth ihre eignen Wege, pochend auf eigne Kraft und Klugheit. Aber wenn solchen die Stunde kommt, die ihre Kraft bricht und ihre Hüfte verrenkt, und sie lernen, daß man mit Gott nur betend ringt, wenn man Sieger bleiben will, da enthüllt sich ihnen die wunderbare Schönheit und Größe jener geheimnißvollen Geschichte von dem Kampfe an der Furth Jabok und sie wird ihnen zum Erlebniß.

Mit dem Vorhergehenden ist die Frage eigentlich schon beantwortet, ob wir zwischen den in der heiligen Schrift erzählten Wundern einen Unterschied hinsichtlich ihres Werthes und ihrer Bedeutung zu machen haben, oder ob sie alle gleichmäßig, sowohl die des alten als des neuen Testamentes, als Gottesthaten anzusehen und zu schätzen sind. In dogmatischen Untersuchungen werden vielfach die Wunder des Herrn allein und ausschließlich besprochen. Besonders jene Richtung, welche von einer der Menschheit ursprünglich verliehenen und durch die Sünde verlorenen, aber ebendeshalb dem sündlosen Jesu eignenden besonderen Macht über die Natur spricht, ist gleichsam gezwungen, die von nicht sündlosen Menschen verrichteten Wunder, wie sie in dem alten Testament und in der Apostelgeschichte berichtet werden, außerhalb ihrer Betrachtung zu lassen. Nun ist es freilich nicht abzusehen, warum man beispielsweise die Erweckung des Jünglings von Nain dem Evangelisten Lukas glauben will, obwohl er sie allein unter den Evangelisten berichtet, während man dem Verfasser der Apostelgeschichte Lukas hinsichtlich der apostolischen Wunder, die sehr ähnlich denen sind, welche Christus selbst gethan, die Glaubwürdigkeit abspricht. Man wird sonach kaum bei den Wundern Jesu allein stehen bleiben können. Aber auch das darf man sich nicht verbergen, daß selbst von solchen, welche in der Theorie alle in der Bibel erzählten Wunder als Gottesthaten festhalten, in der Praxis ein bedeutender Unterschied unter denselben gemacht wird, ja daß manche Erzählungen, welche als bedeutende und einzigartige Wundergeschichten eine hervorragende Stelle einnehmen müßten, fast gar nicht beachtet zu werden pflegen.

Wo liegt der Grund für diese, aus unserer praktisch-theologischen Literatur sofort nachzuweisende Scheu, solche Erzählungen in der Predigt, im Unterricht u. s. w. zu verwenden? Er mag darin liegen, daß man mit dem Wunder selbst nichts zu machen weiß, oder die Stufe sittlich=geistlicher Reife oder Unreife, für welche dasselbe bestimmt war, nicht voraussetzen kann. Vielleicht aber befindet man sich bei einzelnen und zwar gerade im Alten Testamente berichteten Erzählungen, die zu den Wundern herkömmlich gerechnet werden, doch in Ungewißheit, ob die heiligen Schriftsteller nicht die Absicht gehabt haben, einen natürlichen Vorgang, den sie aus irgend einer Ursache für bedeutend hielten, zu erzählen. Derjenige, dem die Centralwunder der göttlichen Offenbarung feststehen, wird auch keineswegs erschrecken, wenn ihm, unter der Voraussetzung richtiger Exegese, eine natürliche Erklärung eines solchen Vorgangs geboten wird. Ja er ist eigentlich vorzüglich befähigt, die Berechtigung einer solchen natürlichen Erklärung zu prüfen, weil er kein Interesse daran hat, das Wunderbare aus den biblischen Berichten auszumerzen. Ob nicht Elisa's schwimmendes Eisen deshalb schwamm, weil es von dem in das Wasser gestoßenen Holzgriff angespießt war, das kann gerade der Wundergläubige ohne Besorgniß für den Ausgang seiner Untersuchung erwägen. Nur wird es immer bedenklich sein, die Wunder auf ihre größere oder geringere Wahrscheinlichkeit hin anzusehen, weil man sich sonst, wenn auch unbewußt, von der Methode exakter vorurtheilsloser Forschung entfernt und den Maßstab der Wahrheit schon mitbringt, statt ihn aus den Thatsachen zu gewinnen. Als der edle selige Knak einst sein bekanntes Urtheil über die Josua 10 erzählte Geschichte abgab, dachte er im Grunde weiter und größer, aber auch klarer als seine Gegner, weil er nicht zugeben wollte, daß eine wunderbare Thatsache, wie er sie als solche in der heiligen Schrift bezeugt fand, deswegen für unmöglich erklärt werden sollte, weil die Theorie nichts mit ihr anzufangen wußte. So wird jeder Offenbarungsgläubige denken müssen, ohne deshalb zu derselben Auffassung jener Stelle genöthigt zu sein.

. Man darf überhaupt bei der Beurtheilung der Wunder als historischer Ereignisse nicht übersehen, daß sie niemals aus dem Zusammenhang, in dem sie mit der heiligen Geschichte stehen, herausgerissen werden dürfen. Sie haben ihren Zweck niemals in sich,

Digitized by Google

sondern geschehen, um auf etwas andres hinzuweisen, **sie sind Zeichen.** Hier liegt der Hauptunterschied zwischen den biblischen Wundern und denjenigen, welche von anderen profanen Wunderthätern erzählt werden. Man hat sich längst bemüht, Ähnlichkeiten, ja Uebereinstimmung zwischen beiden Arten von Wundern aufzuzeigen. Wir haben nicht zu untersuchen, wie weit das mit Recht oder mit Unrecht geschieht. Aber man zeige uns eine außerhalb der Bibel berichtete Wundererzählung, welche von etwas andrem zu berichten wüßte, als von der Darstellung eines staunenerregenden Schaustücks, wodurch nichts andres bezweckt wird, als Verwunderung des Publikums hervorzurufen und die Person des Wunderthäters in glänzendes Licht zu stellen. Und umgekehrt bemerke man, wie in der heiligen Schrift solche Wunder vermieden und verweigert werden. Dort **stets** die Wirkung die Hauptsache und die möglichste Verbreitung erwünscht, hier der Gedanke, der höhere geistliche Zweck die Hauptsache und dazu das oft wiederholte: Sage es Niemand! Und wenn man festhält, daß die biblischen Wunder als Zeichen auf etwas Höheres hinzeigen, also ihren Zweck nicht in sich selbst haben, so wird die vermeinte oder wirkliche Aehnlichkeit mit profanen Wundern doch eben nur eine äußerliche sein. Die Fahne, welche auf die Wälle einer eroberten Stadt aufgepflanzt wird, ist eben eine Fahne wie andere, aber es kommt auch nicht auf die Stücken bunten Stoffs an, sondern darauf, was die Fahne sagen will.

Die biblischen Wunder sind also **Zeichen.** Die beiden Ausdrücke Zeichen und Wunder kommen sowohl im alten als im neuen Testament in inniger Verbindung vor, und zwar bezieht sich der Ausdruck Wunder auf den ersten unmittelbaren Eindruck, den das Äußere des unerwarteten Vorgangs macht, während sich das Wort Zeichen auf das Unsichtbare, Göttliche bezieht, was durch den äußeren Vorgang gezeigt oder angedeutet werden soll. Da aber auch ein nicht wunderbarer Vorgang als Zeichen aufgefaßt werden kann, so ist dieses der weitere Begriff. Wenn nun das Zeichen der menschlichen Erkenntniß zu Hülfe kommen soll, so setzt es doch auch eine größere oder geringere Reife der Fassungskraft, sei es der sittlichen oder der intellektuellen voraus. So that Jesus (Math. 13, 58) in seinem Vaterlande nicht viele Zeichen um ihres Unglaubens willen. Dort fehlte der gute Wille, der von dem Zeichen sich etwas hatte zeigen lassen. Aber auch der Fall ist denkbar, daß die Verstandesreife und

die Erfahrung, welche zum Verständniß eines Zeichens nothwendig sind, fehlen. Für Kinder gibt es überhaupt keine Zeichen, oder nur solche, welche sehr deutlich und von mannichfachen Hülfsmitteln für das Verständniß begleitet sind. In der Urgeschichte der Menschheit geschehen überhaupt noch keine Zeichen. Gott redet selbst mit den Menschen und handelt vor ihren Augen und was er thut, hat seinen Zweck in sich. Ebenso ist es in den Anfängen der Geschichte Israels. Als das Volk zu größerer Reife gelangt ist, als Gott mehr zurücktritt und durch seine Auserwählten mit ihm redet und handelt, ist es auch so weit vorgeschritten, um Zeichen zu verstehen. Daß es dieselben sehr oft nicht verstand, lag an seines Herzens Härtigkeit, an seinem Unglauben. Denn das Zeichen verlangt Glauben, einen willigen Sinn für die Aufnahme des göttlichen und ewigen, und der entscheidende Schritt aus dem Unglauben in den Glauben ist auch den Augenzeugen der biblischen Wunder nicht erspart geblieben. Zeichen sind niemals Beweise gewesen, auch die Wunder Jesu nicht. Den Pharisäern wird das Zeichen vom Himmel, eine die Göttlichkeit Jesu ad oculos demonstrirende Thatsache einfach abgeschlagen, und auch die Pharisäer von heute sollen solche Zeichen vom Himmel nicht sehen. Ja wir dürfen es kühnlich behaupten, wenn Christus heute auf Erden wandelte, in einer Zeit, wo man auf den natürlichen Verlauf der Dinge und ihren ursächlichen Zusammenhang den Sinn grübelnd zu wenden gewöhnt ist, so würden seine Wunder eine ganz andre Gestalt annehmen, um Zeichen zu sein, statt Beweise. Und haben wir nicht auch heute solche Zeichen, die ebenfalls nur als Wunder aufzufassen sind, aber weder als solche, noch als Zeichen verstanden werden? Sind die Werke der barmherzigen Liebe in der Gegenwart nicht auch solche Wunder? und ist die Erklärung derselben durch den Fortschritt der Humanität und Civilisation etwa glücklicher als diejenige der Pharisäer, welche die Austreibung der Dämonen durch Beelzebub's Hülfe erklärten? Man sprach in der Zeit des Rationalismus viel von einer „Akkommodation Jesu" an die Vorstellungskreise seiner Zeit und suchte damit manches Anstößige als dem eigentlichen Gehalt seiner Lehre fremd zu beseitigen. Ist man auch in der Gegenwart darüber hinaus, so wird man um so gewisser von einer „Akkommodation" Gottes und Jesu an die Fassungskraft des Volkes hinsichtlich der Wunder reden dürfen. Diese sind in weisheitsvoller Pädagogie so geordnet, daß sie jedem Zeitalter Zeichen dessen sein

können, was sie zeigen sollen. Und sie sollten das zeigen, was denen zu wissen nöthig war, welche Zeugen der Wunder waren. Bekanntlich erzählt das Alte Testament viele Strafwunder, die im neuen fehlen. Aber jenem Volke that es noth, die Autorität des heiligen Gottes, der zwar der treue Bundesgott, aber auch der starke, eifrige Gott ist, zu erkennen und zu fühlen. Wer zur Freiheit erzogen werden soll, muß auch strenge Zucht fühlen und der Weg zur Freiheit der Kinder Gottes geht über den Sinai. Die Wunder Jesu hingegen, welche für solche bestimmt waren, denen das Gesetz ein Zuchtmeister auf Christum geworden, zeigen den barmherzigen Heiland. Die Wunder Jesu sind durchaus Hülfeleistungen, welche die Empfänger auf seine Person hinweisen, den Glauben an ihn wecken und stärken sollen. So stützen diese Zeichen seine Lehre, welche in der Predigt von ihm selber, in seiner Selbstdarstellung gipfelt. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, das ist das Thema seiner Lehre, und: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, das ist die Ueberschrift seiner Wunderthaten. Selbst die Todtenerweckungen. sind Gaben, welche diesen Zweck verfolgen: Er gab den Jüngling von Nain seiner Mutter, des Jairus Töchterlein seinen Eltern, den Lazarus den Jüngern, deren Freund er gewesen und den Geschwistern. Aber niemals half er so, daß er auf die Hülfeleistung selbst einen vorzüglichen Werth gelegt hätte, er hätte ja sonst viel mehr Wunder thun und das materielle Elend, das ihn umgab in viel größeren Kreisen aufheben müssen, als er es gethan. Er hat einige Blinde und Taube geheilt und Dämonische frei gemacht, aber die Leiden selbst und das Elend sind geblieben. Ja auch da, wo er half, erzielte er niemals eine bleibende Wirkung, zu deutlichem Beweis dafür, daß die Bedeutung der äußeren Hülfe eine vorübergehende war und sein sollte. Die leiblichen Gaben, die er in der Wüste und in Kana bot, sind bald verbraucht gewesen, die geheilten Kranken sind von Krankheit und Tod nicht befreit worden, auch Lazarus und die anderen Erweckten schlafen wieder bei ihren Brüdern und Schwestern bis zum Tage der Auferstehung — nur er selbst hat den Tod voll und ganz überwunden, lebet und regieret in Ewigkeit und gibt den Seinen, was er erworben, Friede mit Gott und ewiges Leben. Das sind die dauernden Gaben unvergänglichen Werthes, jene, die er in den Wundern gab, sind nur Zeichen dieser. —

Digitized by Google

Hieraus erklärt es sich von selbst, daß sich die Wunder Jesu in gewissen Grenzen bewegen, und wie sie sparsam gethan werden, auch ein gewisses Maß des Außerordentlichen und Staunenswerthen nicht überschreiten. Für den Erkenntnißstand jener Zeit aber trat das noch viel deutlicher hervor. Diese Wahrnehmung treibt den Verfasser eines Charakterbildes Jesu zu der Äußerung, „daß die Wunder Jesu bei Lichte besehen, gar nicht so erstaunlich seien." Wenn nun auch der denkende Geist selbst bei einem wenig augenfälligen Wunder ebenso auf eine übernatürliche, göttliche Kraft schließen muß, wie etwa bei einem „Zeichen vom Himmel", so ist doch das sehr richtig, daß es der Absicht des Herrn ferngelegen hat, Erstaunliches zu vollbringen und etwa durch blendende Schaustücke die Aufmerksamkeit der Anwesenden von seinem eigentlichen Zweck abzuleiten. Ebenso hat er es bei der Erzählung seiner Parabeln mit wunderbarer Meisterschaft verstanden, dem Gleichniß nur so viel äußeren Schmuck und Beiwerk zu verleihen, als zum Verständniß desselben unbedingt nöthig war. Und so hat er's in beiden Fällen wie ein guter Lehrer gemacht, der bei reichlicher und sorgfältiger Anwendung solcher pädagogischen Hülfsmittel, welche der Anschauung dienen, doch niemals diese auf Kosten der eigentlichen Lehre zur Hauptsache werden läßt. Zwar sind uns nicht alle Wunder des Herrn berichtet, und nicht alle von denen, welche uns berichtet sind, sind ausführlich dargestellt, aber es ist doch bezeichnend, daß der Jünger, welcher uns von vielen andern Thaten Jesu, die nicht geschrieben sind, in diesem Buch redet, gerade für diese den Ausdruck Zeichen wählt, also daß es uns gestattet sein wird anzunehmen, daß auch diese nicht grundverschieden von den erzählten sein werden. Ja selbst jenes große Wunder, das nicht er vollzog, sondern das an ihm vollzogen wurde, die Auferstehung, ist kein Schaustück für weitere Kreise gewesen und hat sich der Bewunderung des Marktes und der Gassen entzogen. Er hat sich nicht den Feinden gezeigt, triumphirend, daß ihre Bosheit zu Schande gemacht und ist nicht wieder in die Stadt eingezogen, wie acht Tage vorher auf dem Füllen der lastbaren Eselin. An einsamer Stelle hat er sich den Frauen geoffenbart, die um ihn getrauert und ist in der Stille der Nacht unter seine Jünger und im fernen Galiläa in den Kreis seiner Getreuen getreten. Er hat's auch ausgesprochen, daß selig die sind, die nicht sehen und doch glauben. Seine Auferstehung ist ohne Zweifel eine historische Thatsache und von man-

chem redlichen Forscher als solche erkannt. Aber das bleibt gewiß: So ist diese Thatsache des Siegs über den Tod nicht bezeugt, wie andere gewaltige Siege, die Menschen erfochten. Und sie soll es nicht sein, auch die Auferstehung ist ein Zeichen. Im Dämmerlichte des Ostermorgens, vom aufdämmernden Lichte deutlich aber noch matt beleuchtet, lassen uns die Urkunden den Auferstandenen erscheinen. Ein Auge, das in der Nacht des Todesleids mit ihm gestanden, das siehet seine Gestalt, als des lebendigen Heilands Gestalt. Anderen aber, die mit dem Lichtlein eigner Weisheit durch die Nacht gegangen sind, ist diese Gestalt eine Hallucination oder ein Truggebilde. Und spräche der Augenschein gar zu deutlich dagegen, dann schließen sie die Augen ganz und sagen mit dem Wort eines berühmten Pädagogen (Diesterweg), das freilich wie ein Hohn ist auf Wissenschaftlichkeit und Ehrlichkeit: „Sollten naturgesetzwidrige Vorgänge vorkommen, so gehen sie den Menschen nichts an, sie sind für ihn nicht da."

Im Gegensatz zu denjenigen Wundern der heiligen Schrift, welche als Thaten Gottes oder seiner Beauftragten, somit als Gottesthaten zu verstehen sind, berichtet dieselbe von Anfang der Heilsgeschichte an, auch von Wundern, welche aus einer widergöttlichen Macht stammen und ebenfalls im Gegensatz zu dem natürlichen Verlauf der Dinge ihren eignen Gesetzen unterworfen sind, den sog. dämonischen Wundern. Christi Kampf gegen das Reich des Satans und der Kampf des Satans gegen den Herrn, von welchem die heilige Schrift an vielen Stellen redet, kann durchaus nicht ohne weiteres bildlich verstanden werden, so wenig wie die Besessenen blos schwer Kranke gewesen sein können. Es wird einer Zeit, welche stärkere Nerven hat, als die unsrige, in der man über dieses Kapitel möglichst gern mit Schweigen hingeht, vorbehalten bleiben, das wissenschaftlich zu verarbeiten, was die heilige Schrift über das Reich Satans und seiner Engel lehrt, eine Arbeit, für welche möglicherweise einige Erscheinungen der Gegenwart auch außerbiblische Unterlagen und Hülfsmittel bieten. Wie die Sache jetzt steht, würde das Verhältniß der dämonischen Wunder zu den göttlichen nicht ohne eine selbständige Untersuchung, die nicht Aufgabe dieses Schriftchens sein kann, dargelegt werden können. So viel

aber ist gewiß, daß auch die im Kampfe gegen das Reich der Finsterniß vollzogenen Wunder Zeichen gewesen sind, Zeichen eines gewaltigen Kampfes, dessen Verlauf nicht mit leiblichen Augen zu schauen war. Und wenn es heute vielleicht in vielen Kreisen an Erfahrung mangelt, um die Zeichen des Heilandes, welche dieses Gebiet berühren, zu verstehen und sich von ihnen etwas zeigen zu lassen, so ist uns damit keineswegs das Recht gegeben, dieselben rationalistisch aufzulösen oder vornehm todtzuschweigen, um so weniger, als die Naturwissenschaft mit ihrem Satze, daß jedem Seelenleiden ein leibliches zu Grunde liegt (die vollständige Richtigkeit dieses Satzes zugegeben,) der Lösung der Frage einen Schritt, aber auch nur einen näher gekommen ist.

Da sich nun auch bei den dämonischen Wundern eine gewisse Grenze der Machtentfaltung, welche sogar noch enger gezogen zu sein scheint, als bei den andern Wundern, erkennen läßt, so könnte die Frage berechtigt erscheinen, worin die Beschränkung der Wunderthäter ihren Grund habe. Wenn wir die dämonischen Wunder aus angegebenem Grunde bei Seite lassen, so ist auch die Frage, ob diejenigen, welche im Namen Gottes Wunder thaten, in ihrer Kraft beschränkt gewesen sind, oder sich selbst eine Beschränkung aufgelegt haben, müßig, weil allen Wundern Ausdehnung, Zeit und Gestalt durch ihre Stellung in der Heilsgeschichte von selbst gegeben war. Die Thaten des Herrn machen allerdings nicht den Eindruck, als wenn sie mühevoll mit Anwendung der letzten Kraft vollzogen seien. Und wenn er bei seinen Heilungen Mittel anwendet, ein Verfahren, welches der rationalistischen Erklärung der Wunder eine Handhabe zu geben scheint, so ist's doch im Zusammenhang der Berichte deutlich erkennbar, daß diese mehr Hülfsmittel für das Verständniß der Zuschauer, als Hülfsmittel zur Ausführung der Heilung gewesen sind. Ja manchmal scheint es, als streue er seine Wundergaben, hingerissen von einer augenblicklichen Erregung (ihn jammerte der Mutter des Jünglings von Nain, des Volkes, was nichts zu essen hatte), nur so aus, ohne einen andern Zweck, als den einer äußeren Wohlthat zu erweisen. Jedoch es scheint nur so; und wenn wir bei einzelnen Wundern eine Beeinflussung des inneren Lebens der Empfänger nicht zu erkennen vermöchten, so sind doch immer die Jünger in seiner Umgebung gewesen, und für sie war jeder Tag des Zusammenseins mit dem Herrn ein Schultag, an dem sie durch Wort und Anschauung lernen sollten.

Es ist überhaupt mißlich, in jedem einzelnen Falle die Frage nach dem Zwecke der Wunder beantworten zu wollen. Oft ist uns ja nur die Thatsache derselben berichtet, ohne daß die Verhältnisse, unter welchen sie geschehen sind, näher bekannt wurden. Und alle diese einzelnen Wunder sind ja nur im Zusammenhang mit den höchsten Wundern, der Offenbarung, der Menschwerdung Gottes in Christo zu verstehen. Viele einzelne wunderbare Ereignisse sind selbstverständliche Folgen davon, daß die Seligkeitswelt in diese irdische Welt hereinragt. Wem es einmal feststeht, daß der „unbekannte Gott", den alle Heiden ahnen und dessen Zeugniß im Gewissen unaustilgbar ist, sich uns als den lebendigen Gott wirkend offenbart hat, dem sind die biblischen Wunder selbstverständliche, im höheren Sinne natürliche Folgen dieser einen Thatsache, Erscheinungen die übernatürlich sein müssen, weil sie Äußerungen einer Lebenswelt sind, welche diese irdische Welt überwinden will und daher stärker sein muß und anders geartet, als sie, denn die Erlösung, welche doch der Zweck der Offenbarung ist, kann sich nicht auf natürlichem Wege vollziehen, weil sie nichts Natürliches ist. Ist aber das edle Reis des Christenthums nicht auf dem Stamm der Menschheit gewachsen, sondern eingepfropft und zwar durch eine höhere Kraft, was wollen wir uns wundern, wenn die Gestalt der Blätter und der Blüthen, vor allem aber die Frucht eine andere ist, oder wozu fragen, warum gerade hier ein Schößling und dort eine Blüthe treibt? Oder sollen etwa die Thaten Gottes, deren Zweck es war, die lichte Ewigkeitswelt in unser dunkles Erdenleben hereinleuchten zu lassen, diesen Zweck verfehlt haben, weil die größere Zahl derer, welche sie gesehen und die größere Zahl derer, welchen sie gepredigt wird, nichts damit zu machen weiß? Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Heute wie damals kommt's auf den Glauben an, und der ist nicht Jedermanns Ding. Es hat nie eine Gottesthat stattgefunden, welche dem Unglauben nicht noch Raum zum Zweifel gelassen hätte. Beweise für die Wahrheit der Offenbarung werden wir dann erst haben, wenn der Herr kommt und seine heiligen Engel mit ihm, wenn Sonne und Mond ihren Schein verlieren und damit die Gesetze irdischen Geschehens aufgehoben werden, als einem überwundenen Standpunkt angehörig. Bis dahin aber wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen, und Gottes Thaten stärken zwar den Glauben, aber sie setzen ihn auch voraus, wie auch Christus auf der einen

Digitized by Google

Seite Wunder thut, „auf daß ihr glaubt", und auf der andern Wunder versagt, weil er keinen Glauben findet. Denn es besteht eine wunderbare, in ihren tiefsten Beziehungen uns unenthüllbare Wechselbeziehung zwischen der Heilswirksamkeit Gottes und der Aufnahmebereitschaft des Menschen; die eine setzt immer die andere voraus und doch ist die eine von der andern abhängig. Es mag wahr sein, daß das Wunder des „Glaubens liebstes Kind" ist, aber es ist ein Kind, das seinen Vater ernährt. Mag es dem Vater das Leben verdanken, so hängt doch auch des Vaters Leben an dem seinen. An dieser Wahrheit kann uns Schleiermacher nicht irre machen, wenn er sagt: (Glaubenslehre I, 117.) „Die Annahme der Wunder setzt schon den Glauben an eine Offenbarung voraus, kann ihn also nicht hervorbringen". So kann man sich wohl das Verhältniß zwischen Glauben und Bejahung der Wunder theoretisch darlegen und das eine als die Folge des andern betrachten; thatsächlich aber kann man nicht von einem Nacheinander reden, sondern von einem Ineinander, nicht von Ursache und Wirkung, sondern von Wechselwirkung. Da nun somit das Verständniß der Offenbarungswelt entsprechend dem wachsenden Glauben zunimmt, so muß dieselbe einem Menschen, dessen Glaubensleben noch unentwickelt ist, unverständlich bleiben. Die Botschaft hört er wohl, allein ihm fehlt der Glaube.

An dieser Stelle bietet sich die Frage von selbst dar: Welche Bedeutung haben die Wunder für das christliche Leben der Gegenwart? Einfach abzuweisen ist jene kühle und vornehme Art der Beurtheilung der Wunder, welche den Muth nicht hat, die Wunderberichte als Betrug oder Mythe darzustellen und dieselben lieber „auf sich beruhen" läßt, ohne ihnen irgend welche Berührung mit der christlichen Erkenntniß der Gegenwart zu verstatten. Ohnedieß sträubt sich der historische Sinn des neunzehnten Jahrhunderts gegen solches Todtschweigen, wie es das vorige Jahrhundert liebte. „Ob Christus die Wunder gethan hat und auferstanden ist," sagt Lessing, „mag damals zur Annehmung seiner Lehre wichtig gewesen sein, jetzt ist es nicht mehr wichtig", und auch Kant will die Wunder einer früheren Zeit auf sich beruhen lassen, in Geschäften für die Jetztzeit aber keine mehr annehmen. So könnte man heute höchstens dann noch reden, wenn man sie als willkommene Hülfsmittel für das Verständniß des Pöbels und der Kinder noch gelten lassen will, während sie für den Gereiften etwa denselben

Werth hätten, wie die Erzählungen eines Kinderlesebuchs, deren Entstehung nachzuforschen der Mühe nicht werth ist. Wohl verzieht sich das Gesicht des gebildeten Mannes unsrer Tage zum ironischen Lächeln, wenn die Wunder der heiligen Schrift Erwähnung finden, und er schweigt dazu aus höflicher Rücksicht für schwache Gemüther, welche dieselben glauben. Aber diese schwachen Gemüther haben, besonders dann wenn sie aus der Schale der Bildung zufällig auch genippt haben, die Erkenntniß entschieden vor jenem voraus, daß es sich um gewaltige, ernste Probleme handelt, an welchen denkende Geister, und nicht die schlechtesten, Jahrtausende hindurch gearbeitet haben, über welche man also nicht zur Tagesordnung übergeht, wie über kindische Einfälle, die der Berathung ernster Männer nicht werth sind. Freilich befindet sich der ehrliche Unglaube in einer schwierigen Lage. Er vermag es nicht, alles Wunderbare aus den Berichten der heiligen Schrift wegzuläugnen; die verschiedenen Auflagen und Ausgaben von David Strauß „Leben Jesu" geben ein deutliches Bild davon, wie sich in der Seele eines ehrlichen Mannes dieses Ringen zwischen dem unmittelbaren Eindruck der Thatsachen und der vorgefaßten Meinung vollzieht. Auf der anderen Seite aber muß sich der Unglaube auf das vorsichtigste hüten, Consequenzen aus dem zu ziehen, was sich ihm unwillkürlich als Wahrheit aufdrängt, weil diese ihn selbst verurtheilen würden. Und so mag sich dieses halb verächtliche halb widerwillige: Ich mag gar nichts von den Wundern wissen, erklären.

Im vollständigen Gegensatz dazu kann aber auch die Bedeutung der biblischen Wunder überschätzt werden. Es geschieht besonders da, wo man einzelne Wunderthaten so darstellt, als wenn sie ihren Zweck in sich selbst hätten, sie von der Heilsgeschichte losreißt und ihrer Funktion als Zeichen entkleidet. Der hauptsächlichste Inhalt der Offenbarung bleibt doch die Botschaft des Heils, die Verheißung unserer Seligkeit; wir sollen nicht Überirdisches schauen, sondern Überirdisches besitzen, und es ist Luther, welcher diesen Gesichtspunkt vor allem betont. Kein Dogmatiker der späteren Zeit hat Besseres und Wahreres über das Wunder gesagt, als er. Immer stellt er das Wort in den Vordergrund. Zeichen sollen dem Worte dienen und folgen, nicht die Zeichen das Wort führen. Ja, „christliche Lehre zu bestätigen ist nicht noth, Wunder zu thun." Er erweist aus dem Beispiel Pharao's, daß die Zeichen allein es auch nicht thun, und verbietet zu fragen, warum nicht mehr solche

Digitized by Google

Wunderzeichen geschehen. Denn warum oder wozu sollten sie geschehen, weil die Lehre nun gewiß bestätigt ist? Und trotzdem sieht er die unmittelbare Wirksamkeit Gottes überall, Zeichen und Wunder an allen Orten, nur daß die Zeichen, die gewöhnlich sind, verachtet werden. Er warnt die Bauern: „Die Zeichen am Himmel und Wunder auf Erden gelten Euch, liebe Herren, kein Gutes deuten sie Euch." Aber auch dämonische Wunder und Zeichen geschehen in Fülle, sie werden durch das Wort als solche erkannt und gerichtet. „Wenn gleich zu Gunsten des Papstthumes Wunder geschehen, soll man sie als Teufelswerk achten nach Matth. 24."

Luthers Betonung des Wortes als der Hauptsache ist nun ohne Zweifel auch für die Gegenwart verbindlich. Das Evangelium ist die frohe Botschaft, daß alle Menschen selig werden sollen. Dies Wort gilt es vor Allem zu hören und es auf die Seele wirken zu lassen. Aber eben diese Botschaft verräth so deutlich ihren überirdischen Ursprung, steht so sehr im Gegensatze mit dem, was menschliche Weisheit ausgesonnen hat und zu bieten weiß, daß wir sie sofort als wunderbaren Ursprungs erfassen und von vornherein davon absehen, irdische Maßstäbe an den Inhalt dieser Botschaft anlegen zu wollen. Der Glaube an Wunder ist die einfache Consequenz des Glaubens an diese Botschaft. Dabei ist gar nicht zu fragen, ob der Glaube Wunder braucht; er findet sie vielmehr vor und hat sie. Es fragt ja der Blumenfreund nicht, ob die Rose duften müsse und ob man sich nicht an geruchlosen Rosen ebenso freuen könnte. Er findet vielmehr die Rose als eine duftende Blume vor und erfreuet sich an ihrem Geruch ebenso als an der Schönheit ihrer Farbe und Gestalt. Es ist wahr, daß in unseren Tagen die Mehrzahl von gläubigen Christen durch den Lehrinhalt der heiligen Schrift zum Glauben gebracht wird und nur die Minderzahl durch ihre Wunder. Aber wer tiefer in den Lehrinhalt der heiligen Schrift eindringt, der wird eben von selbst zum Wunder geführt werden, oder er wird auch der Lehre gegenüber fremd und kühl bleiben. Nur der Ansicht, welche in der heiligen Schrift eine Tugendlehre und weiter nichts findet, sind die Wunder allezeit im Wege, und sie hat Recht, denselben keine Beweiskraft beizulegen. Kant, Religionsphilosophie: „Wer sie zur Beglaubigung eines untadelhaften tugendhaften Lebens fordert, bekennt hierdurch seinen moralischen Unglauben an die Tugend." Ja es würde uns selbst schwer werden, biblische Wunder auch nur zu finden, welche zur Beglaubigung eines

untadelhaften tugendhaften Lebens geeignet wären. Die heilige Schrift kennt keine Heiligung ohne Erlösung und keine Erlösung ohne Schöpfung und Sündenfall. Wohl ist die Heiligung des Gebäudes Oberbau nnd Krönung, das, was am meisten in die Augen fällt und was das Gebäude brauchbar und nützlich macht. Aber der Oberbau besteht nicht ohne Grundmauern und Unterbau; und man muß bei der Aufzeichnung des Baurisses doch auch an die schwer zu bewegenden gewaltigen Steine, an die stärkeren Balken und die lange Vorbereitungsarbeit denken, die zum Unterbau nöthig sind.

So bekehren wir nicht durch das Wunder, aber wir bekehren zum Wunder, weil wir wissen, daß ein der Wunder entkleidetes Christenthum kein Christenthum mehr ist. Wir machen nicht unsre Kinder irre und schmälern die normale Entwicklung ihres intellektuellen Lebens, wenn wir ihnen die Wundergeschichten der heiligen Schrift erzählen, vielmehr dadurch würden wir ihren Gesichtskreis gewaltsam einengen, wenn wir ihnen jenes falsche Dogma von der universellen Gültigkeit eiserner Naturgesetze predigen, welche jedes freie Streben, jeden höheren Flug der Gedanken hemmen und das Gemüth in seiner Tiefe erkälten müßte. Vor Allem könnten wir es nicht verantworten, ihnen jene Begeisterung für die Heiligkeit des Naturgesetzes einzuflößen, denn es ist ein längst überwundener roh-heidnischer Standpunkt, in dem willenlos Starren das Heilige zu sehen und wir wissen es, daß das Feuer dieser Begeisterung nur durch fanatischen Haß gegen den Glauben und seine Anforderungen an das natürliche Herz seine Nahrung erhält. Auch darüber machen wir uns keine Sorge, daß die christliche Unterweisung der Kinder in evangelischen Landen eine Wundersucht zur Folge haben könnte, die abergläubisch oder energielos ein Eingreifen höherer Mächte in den Gang des Weltlebens forderte. Wir erkennen es vielmehr wohl, daß der noch so weit verbreitete Aberglaube unsrer Tage, zu dem wir ohne Anstand den Glauben an gewisse längst gerichtete Lehren, aber auch die Geheimnißkrämerei mancher Kreise und den kritik- und charakterlosen Personencultus rechnen, ganz andere Quellen hat, als das Christenthum. Wenn die Menschheit aufhören wollte, aus sich heraus Wunder thun zu wollen und an menschliche Wunder zu glauben, die sich immer als Mythen erweisen, würde man den göttlichen Wundern lieber glauben.

So falsch es also wäre, mit den Wundern die Wahrheit des

Christenthums beweisen zu wollen, so falsch wäre es auch, alle Beweiskraft der Wunder zu läugnen. Das Christenthum erweiset sich allerdings durch seine Wunder als etwas Übernatürliches und das muß es sein, wenn es weltumgestaltend sein soll. Die Wunder legitimiren das Christenthum und sind das Siegel auf der Urkunde, worauf der sündigen Menschheit die Erbschaft der Heiligen im Licht verheißen ist. Ein Siegel ohne Urkunde, die es besiegelt, ist ein Spielzeug der Kinder, aber eine Urkunde ohne Siegel entbehrt der Gültigkeit und der Gewißheit.

So muß auch von den Wundern gepredigt werden. Es ist nicht im Sinne der heiligen Schrift, wenn man sie als erstaunliche, alles menschliche Können weit übersteigende Kraftwirkungen hinstellt; sie müssen vielmehr als dienstbar der Lehre, als Zeichen erfaßt und erklärt werden. Aber ebensowenig ist eine christliche Volksunterweisung möglich, wenn man die Wunder bei Seite lassen will. Die großen Feste der Christenheit wären keine christlichen Feste mehr, wenn man an ihnen nicht von den großen Thaten Gottes reden dürfte. Bekanntlich bietet die evangelische Perikopenreihe der alten Kirche eine große Zahl von Wundererzählungen. Auf den ersten Blick mag es scheinen, als könnten manche derselben wegbleiben, weil sie ähnlichen Inhalt haben und andern wichtigen Parthien des neuen Testamentes den Platz wegnehmen. Je tiefer man sich aber in das Studium dieser Reihe versenkt, um so freudiger erkennt man an, daß dieselbe mit derselben pädagogischen Weisheit aufgestellt ist, welche einst den Herrn antrieb, die Wunder zu thun. Es läßt sich, ohne einzulegen und unterzulegen, viel an diesen Geschichten zeigen. Denn auch Geschichten, die sich sehr ähnlich sind, bieten doch wieder die größten Unterschiede rücksichtlich der Stellung der einzelnen Personen zu der Wunderthat, rücksichtlich des Verhältnisses zwischen Mangel und Gabe, Bedürfniß und Hülfe, Glauben und Gnade. Und daß der Heiland es haben will, daß die Erfahrung äußerer leiblicher Hülfe als eine Handreichung zum Verständniß seiner geistlichen Hilfe betrachtet werde, das spricht er bisweilen geradezu selbst aus; er nennt sich nach der wunderbaren Speisung das Brot des Lebens, er bezeichnet sich, der den Wein zu Kana gespendet hat, als den Weinstock, er nennt sich am Grabe des Lazarus die Auferstehung und das Leben. Alles Leid und Elend des Lebens ist ihm Bild der geistlichen Noth. Bei der Heilung des Gichtbrüchigen stillt er sogar die letztere zuerst, und die nachfolgende

leibliche Heilung des elenden Mannes dient nur zur Bestätigung der geistlichen für die Gegner: Auf daß ihr aber wisset u. s. w.

So wesentlich es ist, daß die der Wunderthat zu Grunde liegende „Idee" erfaßt werde, so unrichtig würde es sein, die Thatsache in eitel Allegorie aufzulösen. Es ist ein Unterschied, ob man die Thatsache selbst zur Allegorie, zur unvollkommenen Form der Darstellung einer Idee verflüchtigt, oder ob man fest an der Thatsache hält, um von ihr zu lernen. Dort steht die Spekulation über der Schrift, hier beugt sie sich demüthig unter sie. Gerade in dem Festhalten an der thatsächlichen Wahrheit liegt die Gewähr für richtige Auslegung und die Bewahrung vor Irrthum der Spekulation, denn sie behält immer festen Boden unter den Füßen. Auch ist es immer die Thatsächlichkeit des Ereignisses, welche die aus demselben abgeleiteten Ideen dem Hörer und dem, der aus der heiligen Schrift erbaut sein will, werthvoll und verbindlich machen. Auch er braucht festen-Boden unter den Füßen. Wenn von Christus gesagt wird, daß er den Sturm des menschlichen Herzens stillt, so will man doch erst seine Allmachtshand sehen, welche den Sturm des Sees Genezareth beschwört, ehe man das Zutrauen zu ihm hat, daß er auch dem erregten und ruhelosen Herzen den Frieden bringen könne; und der arme, von Leidenschaft und Unfrieden herumgeworfene Mensch ruft, wenn er nach Hülfe von oben verlangt, doch gerade den Retter vom See Tiberias. Der Bericht von der Auferstehung Jesu ist nicht eine Bestätigung der von allen Völkern getheilten Unsterblichkeitshoffnung, als welche er nicht mehr Werth hätte, als manche andere Geschichte und Sage, sondern die Auferstehung ist eine Thatsache, an deren schlichte Wirklichkeit sich die unter den Schauern des Todes erbebende Seele anklammert, die als Glied mit dem Haupte zum Leben dringen will. Hiermit sind alle diejenigen Bestrebungen gerichtet, welche es mit mehr oder weniger Deutlichkeit und Ehrlichkeit als Ziel der „Predigt für Gebildete" hinstellen, die christlichen Ideen als ächten Kern aus der Schale historischer oder nichthistorischer Thatsachen herauszuschälen. Vielmehr sind die Thatsachen der Kern, und sie auslegen heißt, seine Süßigkeit und Kraft schmecken lassen. Es ist eine heilige Pflicht für das Predigtamt, daß es sich nicht irre machen läßt in der Verkündigung der Thatsachen der Offenbarung. Besonders diejenigen Prediger stehen in großer Gefahr, welche irenischen und versöhnlichen Sinnes so gerne der großen Masse der Gebildeten sich nähern möchten und

nicht abgeneigt wären, ihnen zu Liebe christliche Ideen ohne christliche Thatsachen zu predigen. Was haben sie für Lohn für ihre Nachgiebigkeit? Drüben will man im Grunde auch christliche Ideen nicht, und wer's ihnen ganz recht machen will, der muß ihnen recht oft die Gelegenheit eitler Selbstbespiegelung gewähren und das alte eintönige Lied von dem „Fortschritt der Humanität" und der gewaltigen Entwicklung des Menschengeistes singen. Der natürliche Mensch ist zu feig und zu träge, um sich seine Behaglichkeit durch irgend etwas stören zu lassen. Und das Christenthum macht es dem Menschen in der That unbehaglich, da wo es zu wirken anfängt. Nicht blos sein Wollen und Fühlen muß das erfahren, auch sein Denken. Wenn man sich in die geistige Entwicklung Goethe's theilnehmend und liebevoll versenkt, so kann es nicht verborgen bleiben, daß er dem Christenthume die höchste Achtung gezollt hat, ja daß er von der Heiligkeit der christlichen Offenbarungsthatsachen tief durchdrungen war. Aber das Gefühl der Unbehaglichkeit hat er dem Christenthume gegenüber auch niemals überwinden können, und darüber ist er sich selbst am klarsten gewesen. Und eben weil er es war, hat er sich nicht, wie so viele andre eingebildet, ein Christ zu sein, weil er etwa die tiefe Wahrheit einiger Bibelworte anerkannte, oder bei einer eindringlichen Predigt eine flüchtige Ergriffenheit verspürte. Das Christenthum war ihm ein starker und darum achtungswerther Gegner. Solche Gegner aber gewinnt das Christenthum nicht, wenn es sich selbst schwächt, und eine Selbstschwächung würde der Verzicht auf seine Grundthatsachen sein. Hat ja doch derselbe Goethe das Wesen des Wunders so trefflich zu verstehen und darzustellen gewußt. Es ist kein Zufall, daß gerade die Erinnerung an die Osterthatsache mit ihrem Centralwunder dem Faust das Leben rettet, und das Wunder auch als Zeichen ist sehr richtig dargestellt, wenn es heißt:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß.
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß,
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan.

An solche Zeugnisse aus dem Gebiet des natürlichen Lebens haben wir anzuknüpfen, Zeugnisse, die sich, wenn auch in weniger ausgeprägter und vollendeter Gestalt, in jeder Menschenseele finden.

In unsrer Zeit des Doktrinarismus und der Vielwisserei muß das Gemüthsleben, besonders der Kinderwelt, erschlossen und gepflegt werden, das heranwachsende Geschlecht darf nicht zu einseitigem Verstandesleben erzogen werden, weil dieses nicht einmal die Erscheinungen dieser, geschweige denn jener Welt voll und ganz zu erfassen vermag. Vor allen Dingen muß ihr Kopf und Herz von jenem verknöchernden, jeden Umblick und Aufblick hemmenden Dogmatismus freigemacht werden, wie ihn manche Vertreter der Naturwissenschaft so gern pflegen. Dann wird ein Geschlecht kommen, welches wenigstens fähig ist, das Christenthum und seine Thatsachen zu begreifen, wenn auch nicht zu erwarten steht, daß sich die Mehrheit unter seine Flügel flüchten sollte.

Es hat den Anschein, als wenn Gott der Herr dem Christenthume wieder eine Periode sieghaften Glanzes bescheeren wollte. Wenigstens läßt er viele Wunder durch Christenhände in unseren Tagen vollziehen. Aber nicht „die christlichen Ideen" haben es zu solchen Wundern gebracht, sondern der Glaube an die Heilsthatsachen des Christenthums, diese ersten und grundlegenden Wunder, und dieser allein wird immer neue zu schaffen im Stande sein.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

FEB 28 1958

Digitized by Google

The Ohio State University
3 2435 05632399 1

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D 8 AISLE 04 SECT 28 SHLF 16 SIDE 7 POS 01 ITEM 005 C 3

Digitized by Google